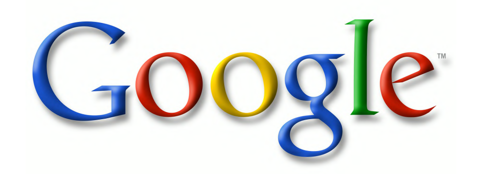
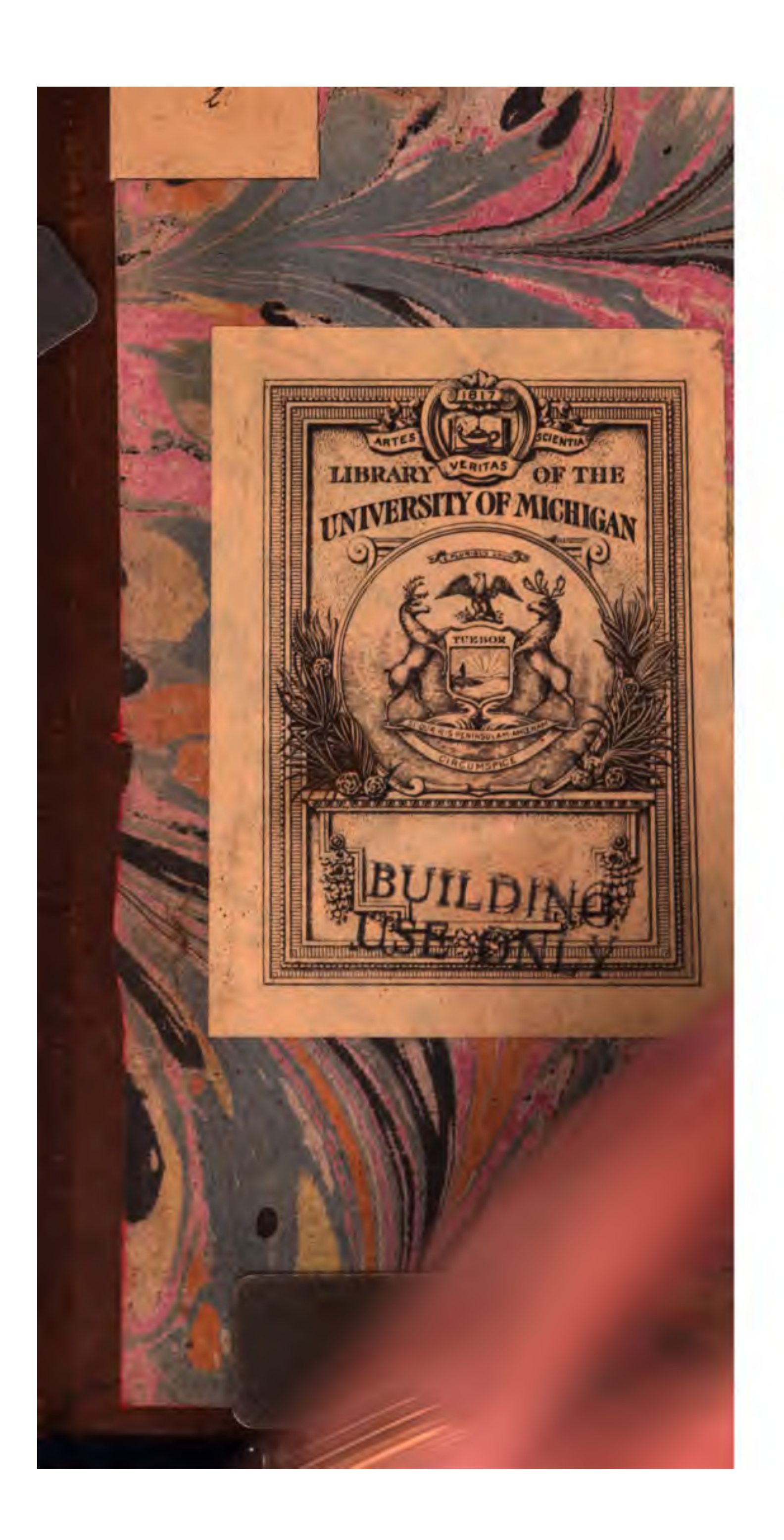
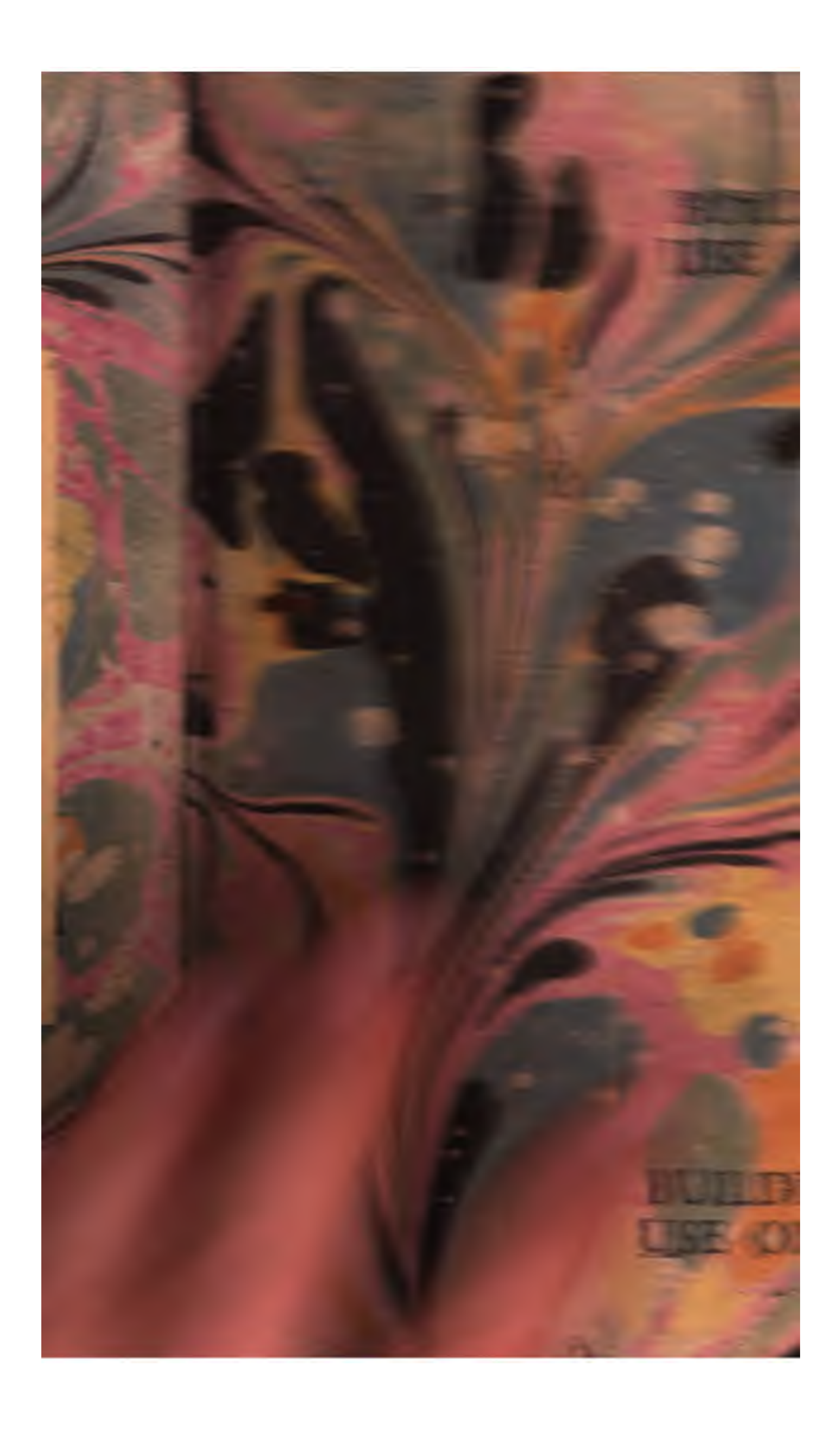



A 946,859



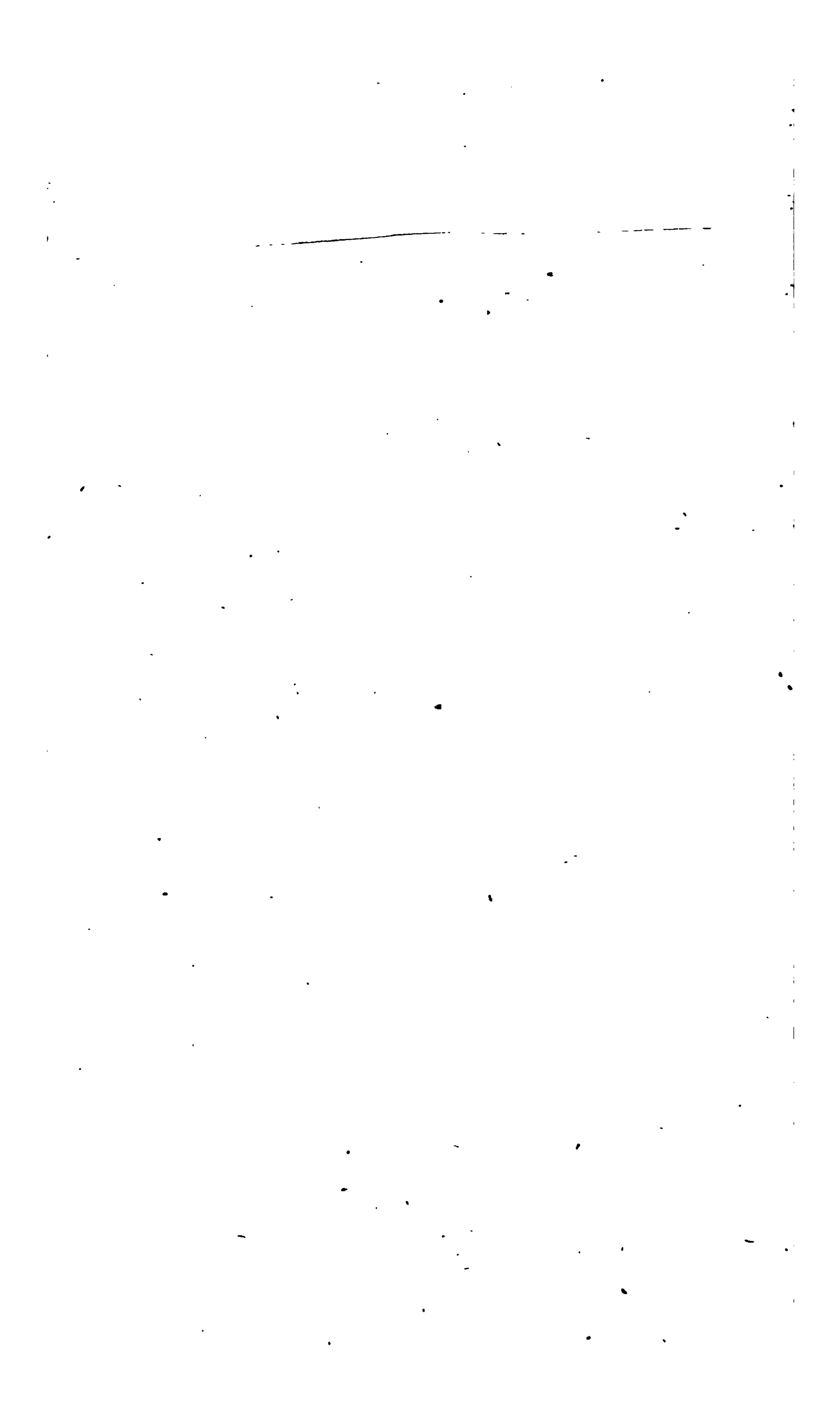
1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BUILDING
USE ONLY

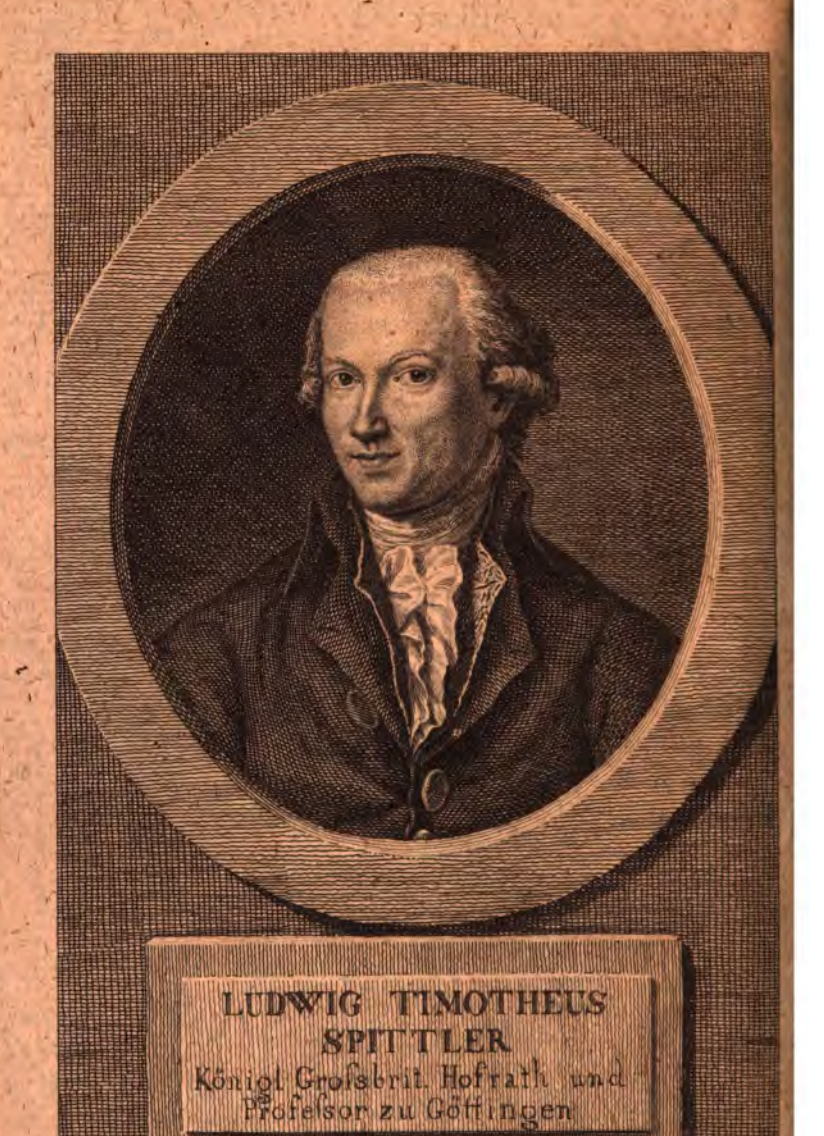




Litt. I.
2
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BUILDING
USE ONLY


BUILDING
USE ONLY
BUILDING
USE ONLY




LUDWIG TIMOTHEUS
SPITTLER
Königl. Grofsbrit. Hofrath und
Profefsor zu Göttingen

Allgemeine deutsche Bibliothek.





Des sechs und neunzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1790.

LUDWIG TIMOTHEUS
SPITTLER
Königl Grofsbrit. Hofrath und
Profesor zu Göttingen



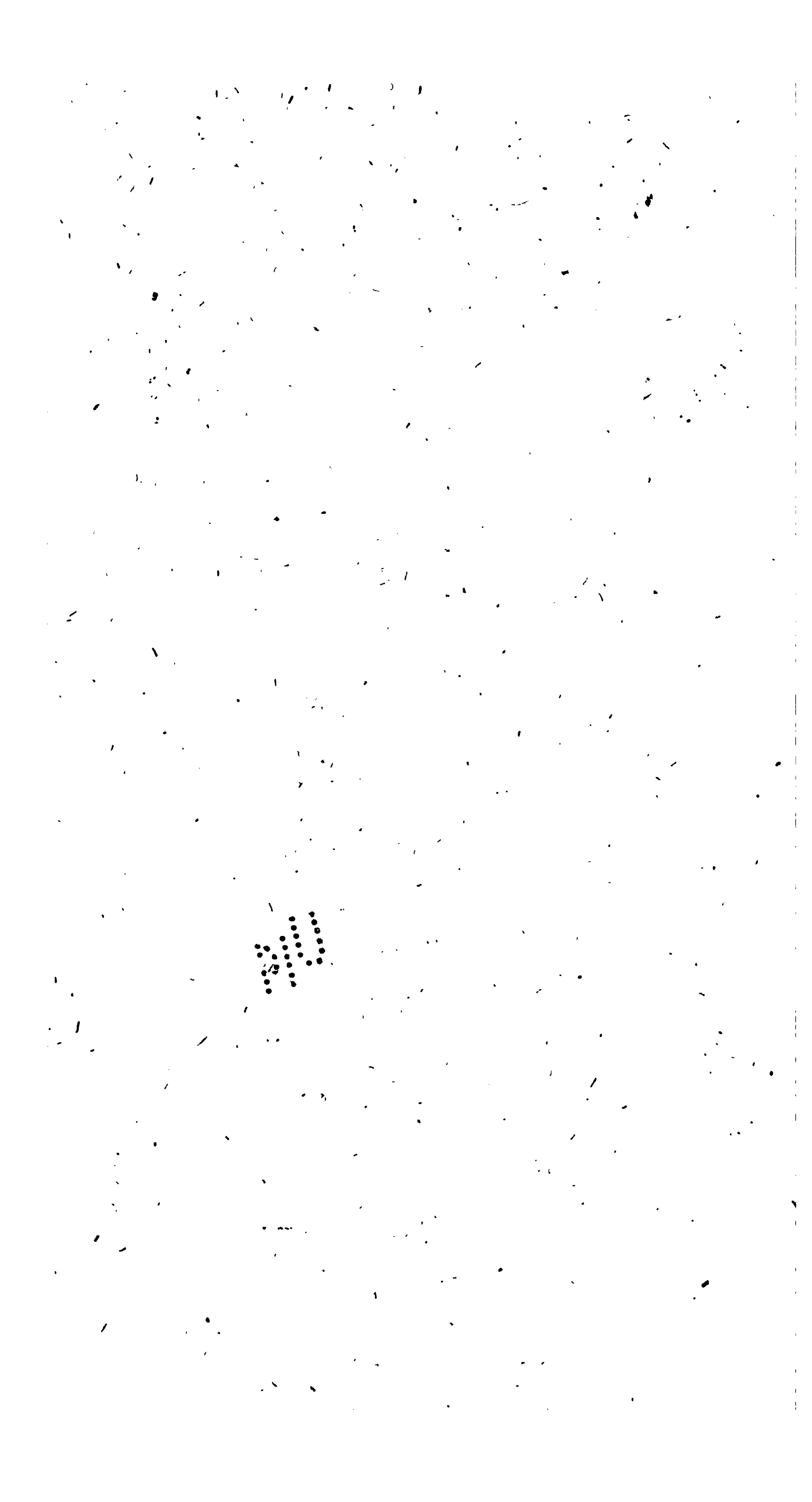
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sechs und neunzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1790.



Verzeichniß

der im ersten Stücke des sechs und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. a) Protest. Gottesgelahrheit.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Verzeichniß

der im ersten Stücke des sechs und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. a) Protest. Gottesgelahrheit.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Theater.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Theater.

Lord

10. Chemie und Mineralogie.

11. Haushaltungswissenschaft.

12. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Lord

10. Chemie und Mineralogie.

11. Haushaltungswissenschaft.

12. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

13. Erdbeschreibung, Reisebeschreibungen und Statistik.

15. Biblische, hebräische und griechische, und überhaupt orientalische Philologie rc.

15. Klas-

15. Klassische, griechische und lateinische Philologie ic.

16. Deutsche und andere lebendige Sprachen.

17. Handlungs- und Polizeywissenschaft.

18. Ver-

13. Erdbeschreibung, Reisebeschreibungen und Statistik.

15. Biblische, hebräische und griechische, und überhaupt orientalische Philologie rc.

15. Klas-

15. Klassische, griechische und lateinische Philologie ꝛc.

16. Deutsche und andere lebendige Sprachen.

17. Handlungs- und Polizeywissenschaft.

18. Bere

I.

Heinrich Struve's, M. D. außerordentl. Prof. der Chymie u. s. w. Versuch einer neuen Theorie der Salzquellen und des Salzfelsen, vorzüglich in Bezug auf die Bernische Salzwerke u. s w. Aus dem Französischen übersetzt mit sehr vielen Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers. Bern, in der Hallerischen Buchhandlung. 1789. 170 Seiten in 8.

Schriftsteller, welche über das noch fast unbearbeitete Feld einer Wissenschaft, deren Vollkommenheit, beynahe unschätzbaren Einfluß auf das gemeine Beste der meisten Staaten hat Licht verbreiten, verdienen gewiß den wärmsten Dank, und ihre Schriften den Vorzug vor sehr vielen andern.

Dieses ist hier der Fall. Rec. hat bereits bey Gelegenheit in der Allg. d. Bibl. über die Lücke in der Salzwerkskunde — den Mangel einer gut bearbeiteten Theorie der Lagerstätten der Salzquellen geklagt. Es war ihm daher ein eben so unerwartetes als großes Vergnügen, da er vor einigen Jahren von dem Verf. auf seiner Reise erfuhr, daß eben dieses der Hauptgegenstand derselben sey.

I. D. H.

I.

Heinrich Struve's, M. D. außerordentl. Prof. der Chymie u. s. w. Versuch einer neuen Theorie der Salzquellen und des Salzfelsen, vorzüglich in Bezug auf die Bernische Salzwerke u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt mit sehr vielen Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers. Bern, in der Hallerischen Buchhandlung. 1789. 170 Seiten in 8.

Schriftsteller, welche über das noch fast unbearbeitete Feld einer Wissenschaft, deren Vollkommenheit, beynahe unschätzbaren Einfluß auf das gemeine Beste der meisten Staaten hat Licht verbreiten, verdienen gewiß den wärmsten Dank, und ihre Schriften den Vorzug vor sehr vielen andern.

Dieses ist hier der Fall. Rec. hat bereits bey Gelegenheit in der Allg. d. Bibl. über die Lücke in der Salzwerkskunde — den Mangel einer gut bearbeiteten Theorie der Lagerstätten der Salzquellen geklagt. Es war ihm daher ein eben so unerwartetes als großes Vergnügen, da er vor einigen Jahren von dem Verf. auf seiner Reise erfuhr, daß eben dieses der Hauptgegenstand derselben sey.

I. D. H.

I.

Heinrich Struve's, M. D. außerordentl. Prof. der Chymie u. s. w. Versuch einer neuen Theorie der Salzquellen und des Salzfelsen, vorzüglich in Bezug auf die Bernische Salzwerke u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt mit sehr vielen Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers. Bern, in der Hallerischen Buchhandlung. 1789. 170 Seiten in 8.

Schriftsteller, welche über das noch fast unbearbeitete Feld einer Wissenschaft, deren Vollkommenheit beynahe unschätzbaren Einfluß auf das gemeine Beste der meisten Staaten hat Licht verbreiten, verdienen gewiß den wärmsten Dank, und ihre Schriften den Vorzug vor sehr vielen andern.

Dieses ist hier der Fall. Rec. hat bereits bey Gelegenheit in der Allg. d. Bibl. über die Lücke in der Salzwerkskunde — den Mangel einer gut bearbeiteten Theorie der Lagerstätten der Salzquellen geklagt. Es war ihm daher ein eben so unerwartetes als großes Vergnügen, da er vor einigen Jahren von dem Verf. auf seiner Reise erfuhr, daß eben dieses der Hauptgegenstand derselben sey.

1788. erschien die nouvelle theorie de Sources Salées etc. welche jetzt in der deutschen Ausgabe um ⅓ wenigstens reicher und stärker geworden ist. Wyttenbach, der Freund des Verf. hat sie besorgt.

Unsern Lesern wird es nach diesem Eingang nicht befremden, wenn Rec. diese Schrift nicht als eine Uebersetzung eines ausländischen Produkts behandelt, das sie in allem Betracht nicht verdienen würde.

In der Vorrede klagt der Verf. über Mangel an Gesundheit und Zeit, der ihn gehindert habe, seine Gedanken in besserer Ordnung und deutlicherer Schreibart vorzutragen. Dieser Entschuldigung hat sich der Leser vornehmlich bey den öfteren Wiederholungen zu erinnern. Man kann diese Wahrheit nicht oft genug sagen, ist eine Redensart, womit sich der Verf. einmal rechtfertigen will, und welche Rec. bey mehreren, besonders ausländischen Schriftstellern auffiel. Eine einmal vollständig deutlich gesagte Wahrheit in derselben Schrift, ohne eine ganz besondere Ursache wiederholen, erregt in der That eher Undeutlichkeit als Deutlichkeit, oder wird wenigstens dem Leser lästig, weil er auf eine bloße Wiederholung doch wieder seine ganze Aufmerksamkeit wenden muß, ehe er es gewahr wird was es ist. Doch das ist nur eine kleine Aufopferung gegen das Nützliche was man in dieser Schrift findet.

Str. glaubt an das Daseyn eines Salzfelsens, welcher den vielen Salzquellen aufgelößtes Salz darreiche. (Rec. würde das Wort Salzlager vorgezogen haben. Unter Fels versteht man ziemlich allgemein ein zusammengesetztes Gestein.) Dieser Fels liege im Flötzgebirg. Thon, Sand, Gyps und Kalkstein fänden sich dabey, und in seiner Nachbarschaft.

schaft. Ob er sich gleich in verschiedenen Höhen findet, so scheint er doch von denjenigen höchsten Flötzgebirgen, welche den uranfänglichen Gebirgen zunächst liegen, ausgeschlossen zu seyn. Man findet ihn unter demjenigen dichten Kalkstein, der auf dem thonartigen Gestein liegt, und dessen Unterlager Gyps ist.

Der thonige Fels (besser die Thonschicht) ist die eigentliche Wohnstätte der Salzquellen, ob sie gleich auch aus Gyps und Sand hervorbrechen.

Weil die Thonschicht eine der untersten ist, so erläutert sich daraus, warum die Salzquellen oft dem Ganggebirg nahe sind. Steinkohlen sind keine beständige Begleiter der Salzquellen. Lehmanns Regel: „Steinkohlen im Liegenden, Schiefer in der „Mitte, und Salzquellen im Hangenden der Flötzge„birge," leidet also viele Einschränkung. Wichtig für die Theorie ist, daß die Salzquellen immer von höheren Orten herzufließen scheinen, und tiefer als der Salzfels liegen. Ueberhaupt befinden sie sich an Stellen, welche wenigstens zum Theil mit Gypsfelsen umgeben sind (ob dieses keine Ausnahme leiden sollte?) Reiche Quellen kommen besonders an niedrigen und vertieften Stellen hervor. Weil die Thonschicht keine bestimmte Höhe hat, so haben es auch die Quellen nicht. Oft werden sie in der Nähe und längst eines Flusses angetroffen, weil Flüsse das Dach der Thonschichten abdecken; gewöhnlich finden sie sich an der Seite des Flusses wo die Schichten mit ihren Köpfen, nach einer beträchtlichen Neigung, gegen den Fluß hin zu Tag ausgehen. (Rec. erklärt sich diese Erscheinung so: auf der gedachten Seite des Flusses machen die Schichten Mulden, worin sich das Gewässer vertheilt und sammelt; natürliche

und künstliche Oeffnungen können also weniger fehlen Salzwasser zu treffen, und abzuführen, als auf der andern Seite, wo die Schichten dem Fluß zufallen.) Die wasserreichen Kalkgebirge führen gemeiniglich geringhaltige Salzquellen; je näher die ursprüngliche Bergkette, je wasserreicher die Kalkgebirge. Die Quellen, welche aus Sand kommen, sind ebenfalls geringhaltig; dagegen die aus dem Gyps gemeiniglich reich. Das Wasser kommt dann gerade von der unterliegenden Thonschicht. Daraus folgen die Regeln: je tiefer man mit Abweisung der süßen Wasser durch die Schichten gräbt, je reichere Soolen hat man zu hoffen; und wo eine schwache Quelle sich zeigt, da ist auch eine stärkere zu finden.

Weitz und Burlach wußten die Quellen zu verbessern, welche bey Regenwetter anwuchsen. Kämen die Salzquellen nur durch einige Spaltungen aus der Höhe in die Tiefe, so würden sie allen großen Veränderungen unterworfen seyn — man könnte dann keine zwo mit einander verbunden, aber durch einen Fluß zu Tag geschiedene abschneiden — man könnte dann nicht unter dem Strombett nach Salzquellen graben, ohne den Einfluß des Stromwassers zu befürchten, und würde ohne dieselbe Besorgniß das süße Wasser nicht durch Stollen ableiten.

Die schiefrig thonartige Schicht des Salzfelsen — die Analogie in den Lagen, und der tiefe Ausfluß der Salzquellen zeigen, „daß der Thonfels als Salz„fels nur darin, von der die Salzwasser enthalten„den Schicht unterschieden ist, daß ersterer nicht „von Wasser durchflossen ist.

Die Wasser erhalten ihre Salzigkeit beym Durchfließen durch den Salzfels, und werden auf dem langen Weg gesalzen, ehe sie dahin kommen, wo sie

aus-

ausfließen, und wo der Thon oft alles Salzes durch die allmählige Auflösung beraubt ist (dieses scheint etwas widersprechend: der Salzfels wird nicht durchflossen, und die Wasser erhalten doch ihre Salzigkeit beym Durchfließen desselben. Das süße Wasser muß allerdings über oder durch einen Theil des Salzlagers fließen, ehe es salzig wird.)

Die Hypothese: die Salzquellen erhalten ihr Salz beym Durchfluß durch die Gypsschicht, wird vom Verf. widerlegt; es ist nicht erwiesen, daß sich Kalkerde in Mineralalcali und Vitriolsäure in Salzsäure verwandeln.

Das Erschöpfen des Salzlagers hat man nicht zu fürchten; Berghauptmann Wild hat berechnet, daß eine Quelle, welche jährlich 30000 Centner Salz giebt, erst in 30000 Jahren einen Würfel von 863 auflößt.

Der Verf. folgt den Geologen, welche eine gewisse Ordnung der Schichten behaupten: dichter Kalchstein liege auf Thonfels, dieser auf Gyps, dem dann Sand und andere Schichten bis auf den Granit folgten.

Wo dieses sich nicht so verhält, da sind Irregularitäten. Besonders fallen dergleichen in der Nähe der Hauptketten der Grundgebirge vor, wo besonders oft Sandstein und Gyps fehlt. Der Verf. erklärt dieses aus der Höhe und Neigung der Flözschichten in der Nähe der uranfänglichen Gebirge. Finde man Gyps auf Thon, so könne man vermuthen, daß die Schicht bey ihrem liegenden angegriffen worden sey.

Der Salzfels bildet Schichten. In Oberösterreich hat man ihm eine kegelförmige Gestalt zugeschrieben, weil man die Schichten im Fliehen (im

liegenden der abfallenden Schichten) angriff. Es ist übrigens derselbe ein Niederschlag des alten Meeres. Nach des Oceans Rückzug blieben mehrere große Seen zurück, deren Austrocknen den Salzfels hervorbrachten. Der im Meer enthaltene in diesen Seen concentrirte Gyps schlug sich allmählig nieder, ihm folgte das Salz mit dem Schlammwasser. So mußte also derjenige Thon, welcher dem uranfänglichen Gebirge am nächsten liegt, seines Salzes beraubt werden, weil das Wasser beym Hinabsteigen in die Tiefe das Salz mit sich nahm; daher auch kein Salz in den Schiefern, welche nicht, wohl aber der eigentliche Thon das Unterlager der Kalkschicht bey den primitiven Gebirgen ausmacht.

Nach diesem giebt der Verf. eine kurze Wiederholung. Hierin erklärt er die Salzwasserbehälter. Er nimmt zwey Arten an. Allemal finden sie sich in den Krümmungen (Mulden) der Schichten. Entweder steigen die Salzwasser sämmtlich mit den Schichten in die Höhe, oder sie treffen in der Krümmung weiche Schichten an, die sie durchfressen. Sticht man erstere bey ihrem Aufsteigen an, so erhält man anfangs all das Wasser, was über der Oeffnung ist, sodann den ordentlichen Ausfluß, welcher deswegen oft salzreicher ist, weil nun das Wasser nicht mehr so hoch zu steigen braucht, andrerseits desto geschwinder fallen, folglich mehr Salztheile mit sich fortreißen kann, (hier müßte aber doch wohl die Thonschicht noch in ziemlicher Nähe gesalzen seyn.) Sticht man die andere Art Behälter in der Krümmung an, so erhält man ein sehr salzig Wasser (weil es da lange stille gestanden hat.) So deutlich hat sich der Verf. eben nicht ausgedrückt, Rec. hofft aber doch, den Sinn getroffen zu haben.

In Ansehung des Ursprungs der Quellen tritt der Verf. denen bey, nach welchen das in die Erde eingedrungene Wasser nach den Gesetzen zusammenhangender Röhren in die Höhe steigt. Füchsels Meynung vom Salz im Gyps wird durch Erfahrungen widerlegt.

Die Schichten der Flözgebirge gehen auf derer selben Rücken aus. Daselbst dringen Regenwasser, Schnee, Bäche u. s. w. ein. Was nun davon in die gesalzene Thonschicht eindringt und längst derselben hinfließt, erscheint als Salzquellen. S. 63. „Diese Quellen fließen zu aller Zeit beynahe gleich u. s. w. „das Reiben und die Entfernung verhindern, daß „die Vermehrung des Drucks des fallenden Regen„wassers auf das Hervorquillende keine merkbare Ver„änderung hervorbringen kann. Anm. y. Ich ha„be gesagt, die Veränderungen u. s. w. seyen kaum „merkbar u. s. w. sie sind aber dennoch merkbar, doch „nur eine beträchtliche Zeit nachher u. s. w."

Diese Stelle scheint sich abermal zu widersprechen. Aus dem Schluß der Anmerkung ergiebt sich indessen soviel, daß die Meynung des Verf. ist: wenn unterwegs keine Tagewasser zukommen, so macht bloß der Druck des mehr und weniger fallenden Regenwassers keine merkbare Veränderung. Einige Salzquellen nehmen nach dem Regen an Qualität und Quantität zu, andere nehmen zwar an Salzigkeit ab, enthalten aber doch mehr Salz (sie müssen also wohl an Quantität des Wassers zunehmen; in beyden Fällen aber müssen die unterwegs zufallende Tagwasser eine noch gesalzene Thonschicht antreffen.)

Nun kommt der Verf. auf die Salzquellen im Gouvernement Aehlen.

Von der Quelle des Fundaments glaubte man bisher: es sey im Innern des Bergs ein thonartiger, vom sogenannten Graufels, ein Gemenge Gyps, Thon und Sand umgebener Kern, dem man verschiedentlich die Gestalt eines umgekehrten Kegels zuschrieb. v. Beust verglich diesen Kern oder sogenannten Cylinder mit einem steinernen Faß.

Nach des Verf. sehr einleuchtender Theorie ist es aber nichts anders als ein Theil der Salzfelsschicht, und zwar ein Behälter, der sich schräg gegen das Innere des Bergs zu vertieft. Nach S. 135. ist inzwischen die Gestalt der Krümmung noch nicht bestimmt, doch thut der Verf. Vorschläge, durch genaue Untersuchung der Arbeiten dazu zu gelangen.

Das Vorurtheil eines vorhandenen Kerns oder isolirten Cylinders widerlegt dieselben sehr gründlich. Unter andern beweisen die bisherigen Arbeiten nicht, daß er auf der östlichen Seite eingeschlossen seye.

(Jene Vorurtheile mit solchem Cylinder, unter dem Namen Stockwerke, haben zur Zeit, wie die Gebirgslehre noch weniger aufgeklärt war, auch dem Bergbau mehrmal geschadet.) Im Fundament liegt der Gyps auf dem Thon. Diese Lage ergiebt sich aus dem Fallen der Thonschicht (es ist doch die Unterlage desselben) dabey ist aber gleichwohl der Cylinder seiner Krümmung wegen ein Behälter. Zeichnungen machen dies deutlich. Man hat beobachtet, daß die Folge der Schichten im ganzen Gouvernement gleich ist: Gyps, Graufels und Thon. Sie müssen also wohl durch diese ganze Gegend eine ähnliche Krümmung beybehalten, wenn der Grundsatz des Verf. S. 136. bleiben soll: „Auf dem Gyps und unter „dem Kalkstein liegt eine Thonschicht, welche da, „wo sie durch das Wasser nicht ausgewaschen worden

ist,

„ist, mit Salz angefüllt ist. Die süße Wasser wer„den bey dem Durchfluß durch dieselbe salzig, und „geben uns bey ihrem Ausfluß durch die gefundene „Oeffnungen Salzquellen. Verschaffen wir nun die„sen Wassern in den Krümmungen der Schichten, „welche Mulden auszumachen im Stande sind, ge„hörige Oeffnungen, so werden wir Cylinder haben.“

Haller soll sich geirrt haben, wenn er glaubte, Beust habe die Meynung gehabt, der Salzfels fände sich tief unter den Flüssen, vielmehr habe er denselben, wie auch der Verf. in der Höhe, die Quellen aber tiefer gesucht.

Bey der Beschreibung und den Bemerkungen über die Salzquellen zu Chamosaire, zu Panex und an der Garonne können wir, um nicht zu ausführlich zu werden, nicht verweilen, und wenden uns zum Beschluß. Nachdem der Verf. das Fehlerhafte der bisherigen Bearbeitungen des sogenannten Cylinders, indem man ihn nach und nach immer tiefer anstoch — damit sich aber, durch Wegnahme des Gegendrucks, immer mehr Tagwasser zuzog, vollständig gezeigt hat: so tritt er mit folgenden Vorschlägen hervor.

1) Entweder durch Schächten in den Cylinder einzugehen, oder

2) die Quellen jenseit des Behälters abzuschneiden, oder

3) doch die zufallende süße Wasser der Garonne abzuleiten.

Den zweyten zieht er vor. Man soll die Thonschicht an einer schicklichen Stelle mit einem Stollen auf der Sole (der Zeichnung nach auch noch etwas im grauen Fels) durchschneiden, und die Quellen in Rinnen auffangen.

Nach

Nach der Theorie des Verf. hat dieser Vorschlag wirklich sehr viel vor sich, wiewohl man ihn ohne die Mächtigkeit und Lagen der Schichten überhaupt die Ortsumstände zu kennen nicht vollkommen beurtheilen kann.

Nach neueren Nachrichten soll der Berghauptmann Wild, Verfasser einer auch erst kürzlich erschienenen Schrift Essai sur la montagne Salifere, die Str. bey dieser Ausgabe mit benutzte, eine sehr reiche Quelle entdeckt haben; dadurch hätten dann die patriotische, mit reichem Aufwand unterstützte Bemühungen der Regenten des Berner Staats um dieses wichtige Produkt, endlich ihre Absicht erreicht.

Da bekanntlich auch der Geh. BR. Ferber die Berner Salzwerke ohnlängst untersuchte: so wäre sehr zu wünschen gewesen, daß dieser große Mineralog seine gesammlete Bemerkungen über diesen wichtigen Gegenstand, und seine Beurtheilung der Struvischen Theorie, öffentlich hätte mittheilen können. Aber nun hat sein zu früher Tod diese Wünsche vereitelt.

Hk.

II.

August Friedrich Hecker's, d. A. D. Therapia generalis, oder Handbuch der allgemeinen Heilkunde. Berlin, bey Himburg. 1789. 473 S. 8.

Die allgemeine Therapie, wenn sie das ist, was der Titel besagt, muß der Mittelpunkt alles medicinischen Wissens, und ein Handbuch der Inbegriff alles dessen seyn, was der Anfänger bey Ausübung der so schweren Heilungskunde braucht. Hier sucht der Praktiker in zweifelhaften Fällen Hülfe und Rath. Hierinnen begränzt sich der vernünftige Empiriker, wenn Krankheitsnamen und Krankheitssymptomen ihn berücken oder zweifelhaft machen. Hier sucht der Klügere Licht, wenn ringsum Finsterniß herrscht, und findet durch behutsames Vergleichen der Ursachen und Wirkungen den einzigen sichern Heilweg, der ihm noch übrig bleibt, kein Wunder, wenn man an den Verf. einer solchen Schrift mehrere Anforderungen macht, als an jeden andern! Er muß ein Veteran seyn von eigener und vieljähriger Erfahrung, von reifem Urtheil, von gründlicher Wissenschaft, sie heiße theoretisch oder praktisch, von ausgebreiteter Lektüre und vertrauter Bekanntschaft mit den besten ältern und neuern Werken, und das Gute und Nützliche gehörig auszuheben wissen, dann bey der Verarbeitung der Materialien schickliche Auswahl der Regeln und Arzneyen, systematische Ordnung, logikalische Bestimmtheit und Richtigkeit der

Be-

Begriffe, Gründlichkeit im Vortrage, und Kürze im Ausdrucke zeigen.

Richten wir den Verf. dieser Schrift nach den obigen Vordersätzen: so möchte er wohl zu leicht erfunden werden. Er ist ein junger Mann ohne Selbsterfahrung. Er nimmt Goldhagen's mangelhaften Heft, wie ihn Böhme bereits abdrucken ließ, ändert den Ausdruck, flickt einige Lappen von seinem Eigenthum an, fügt einige Bücher und Arzneyformeln bey, und brüstet sich auf seine Vorzüge (s. Vorrede) vor jenem. Und dennoch ist es nichts weiter, als Goldhagenus redivivus d. h. dessen verbesserte Handschrift, mit den Erläuterungen eines Hofmanns, Junkers u. a. verbrämt. Der Verf. hat nie den vieljährigen Professor gemacht. Er weiß nicht, wo die therapevtische Addition und Subtraktion statt findet. Er läßt also die alte Ordnung, wie sie war, und macht nur beliebige Einschiebsel, um doch auch einige Steine zum neuen Gebäude angeführen zu haben, bessert hier und da am deutschen Ausdrucke, den Böhme bey der stümperhaften Uebersetzung des lateinischen Heftes nicht finden konnte, und gehet durch das ganze Buch auf Geniestrichen, wie auf Stelzen. Wollte endlich ein akademischer Lehrer, der seinen Böhme durch mehrmaliges Erklären inne hat, beyde Handbücher unpartheyisch und absichtlich mit einander vergleichen; so würde sich gar bald ergeben, wie weit das Gegenwärtige von dem Goldhagen-Böhmischen ganz verschieden ausgefallen (s. Vorr. S. 14.) sey, und ob nicht jenes in einzelnen Kapiteln und Paragraphen bestimmter und vollständiger war, als dieses.

Man

Man wird uns nicht zumuthen, die Inhaltsanzeige zu machen; (diese ist in dergleichen Büchern schier einerley.) Aber gegründet ist die Anforderung, unsere Anschuldigungen zu beweisen. Der Verf. hat in der Vorrede seine Verdienstlichkeit, wie ein leibhaftes Genie, zu Tage gelegt, und zur Schau hingestellet. Wir wollen suchen, mit welchem Recht?

Das erste Verdienst ist, 35 neue Artikel hinzugethan zu haben. Das ist wahr, aber sehr relativ. Z. B. das Kap. 2. von den Heilkräften der Natur kann hier stehen, ist aber ganz pathologisch, ganz aus Gaub genommen. Kap. 7. von der Diät der Kranken, ist viel zu allgemein, und bey aller Weitschweifigkeit dennoch ganz unzweckmäßig vorgetragen. Kap. 17. und 18. antiphlogistische und erhitzende Methode, ist viel zu kurz weggekommen, und doch haben beyde, laut der Geschichte, viel Unheil angerichtet. Kap. 26. 27. Behandlung der Fäulniß und Gifte, sehr mager und dürftig. Kap. 44. Auflösung der Steine, ist speciell, folglich am unrechten Orte. Kap. 55. 56. Behandlung der Schwangern, Gebährenden und Wöchnerinnen und Kinder, gehören nicht wohl hieher, und Kap. 57. Verhalten des Arztes bey chirurgischen Operationen, muß entweder ganz ausfallen, oder, als Klugheitsregel, in die Einleitung gebracht werden. Allein es scheint, als ob der Verf. auf gut Glück eintrug, was er vorfand, ohne sich um Schicklichkeit und kunstmäßige Ordnung zu bekümmern.

Das andere Verdienst ist die Vermehrung und Verbesserung der stehenden Artikel. Allein man darf nur einen Blick auf Kap. 345. von den Kuren, Kurmethoden und Anzeigen werfen, und den Böhme dagegen halten, so sieht man gleich, daß der V.

Nach der Theorie des Verf. hat dieser Vorschlag wirklich sehr viel vor sich, wiewohl man ihn ohne die Mächtigkeit und Lagen der Schichten überhaupt die Ortsumstände zu kennen nicht vollkommen beurtheilen kann.

Nach neueren Nachrichten soll der Berghauptmann Wild, Verfasser einer auch erst kürzlich erschienenen Schrift Essai sur la montagne Salifere, die Str. bey dieser Ausgabe mit benutzte, eine sehr reiche Quelle entdeckt haben; dadurch hätten dann die patriotische, mit reichem Aufwand unterstützte Bemühungen der Regenten des Berner Staats um dieses wichtige Produkt, endlich ihre Absicht erreicht.

Da bekanntlich auch der Geh. BR. Ferber die Berner Salzwerke ohnlängst untersuchte: so wäre sehr zu wünschen gewesen, daß dieser große Mineralog seine gesammlete Bemerkungen über diesen wichtigen Gegenstand, und seine Beurtheilung der Struvischen Theorie, öffentlich hätte mittheilen können. Aber nun hat sein zu früher Tod diese Wünsche vereitelt.

Hr.

II. Au-

II.

August Friedrich Hecker's, d. A. D. Therapia generalis, oder Handbuch der allgemeinen Heilkunde. Berlin, bey Himburg. 1789. 473 S. 8.

Die allgemeine Therapie, wenn sie das ist, was der Titel besagt, muß der Mittelpunkt alles medicinischen Wissens, und ein Handbuch der Inbegriff alles dessen seyn, was der Anfänger bey Ausübung der so schweren Heilungskunde braucht. Hier sucht der Praktiker in zweifelhaften Fällen Hülfe und Rath. Hierinnen begränzt sich der vernünftige Empiriker, wenn Krankheitsnamen und Krankheitssymptomen ihn berücken oder zweifelhaft machen. Hier sucht der Klügere Licht, wenn ringsum Finsterniß herrscht, und findet durch behutsames Vergleichen der Ursachen und Wirkungen den einzigen sichern Heilweg, der ihm noch übrig bleibt, kein Wunder, wenn man an den Verf. einer solchen Schrift mehrere Anforderungen macht, als an jeden andern! Er muß ein Veteran seyn von eigener und vieljähriger Erfahrung, von reifem Urtheil, von gründlicher Wissenschaft, sie heiße theoretisch oder praktisch, von ausgebreiteter Lektüre und vertrauter Bekanntschaft mit den besten ältern und neuern Werken, und das Gute und Nützliche gehörig auszuheben wissen, dann bey der Verarbeitung der Materialien schickliche Auswahl der Regeln und Arzneyen, systematische Ordnung, logikalische Bestimmtheit und Richtigkeit der

Be-

Begriffe, Gründlichkeit im Vortrage, und Kürze im Ausdrucke zeigen.

Richten wir den Verf. dieser Schrift nach den obigen Vordersätzen: so möchte er wohl zu leicht erfunden werden. Er ist ein junger Mann ohne Selbsterfahrung. Er nimmt Goldhagen's mangelhaften Heft, wie ihn Böhme bereits abdrucken ließ, ändert den Ausdruck, flickt einige Lappen von seinem Eigenthum an, fügt einige Bücher und Arzneyformeln bey, und brüstet sich auf seine Vorzüge (s. Vorrede) vor jenem. Und dennoch ist es nichts weiter, als Goldhagenus redivivus d. h. dessen verbesserte Handschrift, mit den Erläuterungen eines Hofmanns, Junkers u. a. verbrämt. Der Verf. hat nie den vieljährigen Professor gemacht. Er weiß nicht, wo die therapevtische Addition und Subtraktion statt findet. Er läßt also die alte Ordnung, wie sie war, und macht nur beliebige Einschiebsel, um doch auch einige Steine zum neuen Gebäude angeführen zu haben, bessert hier und da am deutschen Ausdrucke, den Böhme bey der stümperhaften Uebersetzung des lateinischen Heftes nicht finden konnte, und gehet durch das ganze Buch auf Geniestrichen, wie auf Stelzen. Wollte endlich ein akademischer Lehrer, der seinen Böhme durch mehrmaliges Erklären inne hat, beyde Handbücher unpartheyisch und absichtlich mit einander vergleichen; so würde sich gar bald ergeben, wie weit das Gegenwärtige von dem Goldhagen-Böhmischen ganz verschieden ausgefallen (s. Vorr. S. 14.) sey, und ob nicht jenes in einzelnen Kapiteln und Paragraphen bestimmter und vollständiger war, als dieses.

Man

Man wird uns nicht zumuthen, die Inhaltsanzeige zu machen; (diese ist in dergleichen Büchern schier einerley.) Aber gegründet ist die Anforderung, unsere Anschuldigungen zu beweisen. Der Verf. hat in der Vorrede seine Verdienstlichkeit, wie ein leibhaftes Genie, zu Tage gelegt, und zur Schau hingestellet. Wir wollen suchen, mit welchem Recht?

Das erste Verdienst ist, 35 neue Artikel hinzugethan zu haben. Das ist wahr, aber sehr relativ. Z. B. das Kap. 2. von den Heilkräften der Natur kann hier stehen, ist aber ganz pathologisch, ganz aus Gaub genommen. Kap. 7. von der Diät der Kranken, ist viel zu allgemein, und bey aller Weitschweifigkeit dennoch ganz unzweckmäßig vorgetragen. Kap. 17. und 18. antiphlogistische und erhitzende Methode, ist viel zu kurz weggekommen, und doch haben beyde, laut der Geschichte, viel Unheil angerichtet. Kap. 26. 27. Behandlung der Fäulniß und Gifte, sehr mager und dürftig. Kap. 44. Auflösung der Steine, ist speciell, folglich am unrechten Orte. Kap. 55. 56. Behandlung der Schwangern, Gebährenden und Wöchnerinnen und Kinder, gehören nicht wohl hieher, und Kap. 57. Verhalten des Arztes bey chirurgischen Operationen, muß entweder ganz ausfallen, oder, als Klugheitsregel, in die Einleitung gebracht werden. Allein es scheint, als ob der Verf. auf gut Glück eintrug, was er vorfand, ohne sich um Schicklichkeit und kunstmäßige Ordnung zu bekümmern.

Das andere Verdienst ist die Vermehrung und Verbesserung der stehenden Artikel. Allein man darf nur einen Blick auf Kap. 345. von den Kuren, Kurmethoden und Anzeigen werfen, und den Böhme dagegen halten, so sieht man gleich, daß der V.

so dunkel, unaufgekläret, schwerfällig und unlogikalisch, wie seine Vorgänger waren, auf die er doch so verächtlich herabsieht. Gerade diese Kapitel sind in beyden Kompendien die elendesten, seichtesten und verworrensten, und fordern vom Lehrer viel Kopf, sich aus diesem Labyrinthe heraus zu arbeiten, und vom Zuhörer viel Geduld, den unausstehlichen Erklärer, der sich selbst nicht versteht, auszuhalten: denn oft hat der ganze Text weder Sinn, noch Verdienst, und dennoch betrifft es Schulterminologie, nebst der Anwendung, die verstanden seyn will. Sogar die vom Verf. angeführten Kapp. möchten noch manche Erinnerungen übrig lassen, und uns oft die Frage ablocken: Verstehest du auch, was du schreibst?

Das dritte Verdienst ist die Aufstellung mehrerer einfacher und zusammengesetzter Arzneymittel. Das ist geschehen. Allein was hilft dem Anfänger z. B. die Benahmung vieler schleimigten Abkochungen S. 131. und aller austrocknender Mittel S. 162. mit Anführung der Dispensatorien, wenn er die Werke selbst nicht hat?

Das vierte Verdienst ist die Angabe der Schriften. Ist an sich gut und löblich, nur hätte der V. dieselben nicht bloß dem Titel, sondern dem Inhalte nach kennen, und keine andere anführen sollen, außer die zu haben und zu verstehen waren. Wozu also z. B. das Schwedische Kochbuch S. 106. mit Schwedischem Titel, da doch das Deutsche bekannter ist? Wozu S. 124. die einzelnen Abhandlungen von der Milch, da er nur den Bolteln nennen durfte, wenn er ihn kannte? Fast scheint es, als habe er sich von manchen bekannten Schriftstellern anstecken lassen, mit leeren Büchertiteln groß zu thun, ohne sich um

chronologische Stellung und kluge Nutzung zu bekümmern. Und dennoch ließe sich fast bey jeder Citation zeigen, wie wenig er die Hauptschriften kannte. Es ist also leere Maske des Verf. die er dem unvorsichtigen oder jungen Leser vorhält; geflissentlich schlechte Bücher hingestellet zu haben, ist sogar Beleidigung für die Männer, die wirklich da stehen. Gehören sie etwan auch unter die mittelmäßigen anstatt der bessern und ausführlichern?

Das fünfte Verdienst ist die in Schutz genommene Humoralpathologie. Wir sind nicht gewohnt, Jemanden zu loben oder zu tadeln, weil er die alte Mode der neuern vorzieht, aber das wünschen wir mit Recht, daß der Verf. die Kap. 27 — 34. besser, bestimmter und richtiger gefaßt, genauer beschrieben, und sorgfältiger behandelt hätte. So wie es da stehet, möchte der Feind der alternden Schärfen viel, sehr viel zu erinnern finden, sowohl gegen die Sache, als gegen die Vorschriften. Denn wenn z. B. das Herbe S. 279. mit den Laugensalzen soll bezwungen werden, wie die Säuren; so ist der Lehrer blind, wie sein Schüler der ihm trauet. Und überhaupt sind alle diese Kapitel zu kurz abgekommen. Ein §. für eine streitige Materie, wozu nützte dieses? Die Geistesarmuth leuchtet hier gar zu sehr hervor.

Das sechste Verdienst ist die Aufnahme einzelner Lehren in die Therapie, die sonst anderwärts vorkommen. Nun das mag jedem Schriftsteller frey stehen, aber der Kenner kann auch mit Recht fordern, daß derselbe die Sache besser mache, als seine Vorgänger. So thut sich der Verf. S. 272. wegen des Kap. Vermehrung der Schärfe in den Säften, viel zu gute, und dennoch sieht man gleich beym ersten Blicke, er sey nie in der Nothwendigkeit der Ausfüh-

rung gewesen. Wir fürchten, der Meister wäre mit seinen wenigen, zu allgemein gesagten, nicht auf einzelne Säfte angewandten Regeln mit allen Unehren stecken geblieben. Die so wichtige, weitläuftige und delicate Giftlehre S. 289. die Ludwig schon aufgenommen hat, ist mit 5 §§. abgethan, und so oberflächlich behandelt, daß man den lebhaften Nachbeter ohne Kenntniß und Erfahrung allenthalben durchgucken sieht. Weiß der Lehrer nicht das Fehlende zu ersetzen, das Falsche zu berichtigen, das Schwankende zu bestimmen; so könnte dieses Kapitel ohne Bedenken wegbleiben. Die Harntreibung S. 350 f. und die Ausleerung der Harnröhre S. 362. f. sind ohne Noth getrennet, und die letztere ist so wenig befriedigend, als die der Ohren S. 370. und durch Operationen S. 419. f. Allenthalben giebt der V. unverzeihliche Blößen, die sich für einen Lehrer der künftigen Aerzte ganz und gar nicht schicken.

Dies mag hinreichend seyn, den innern Gehalt der Schrift zu zeigen. Indessen wollen wir doch noch einige angestrichene Stellen ausheben, und dadurch das Unstatthafte einzelner Behauptungen darlegen. Gleich in der Einleitung S. 4. will der V. eine litterarische Uebersicht von dem successiven Steigen der Therapie geben, und zeigt daß er ein schlechter Kenner ist. So setzt er den Valescus de Taranta ins J. 1490, und den Fernelius ins J. 1607. ganz unchronologisch verleitet, bey jenen S. 8. durch die erste, und bey dem letztern durch die spätere Ausgabe. Ein Litterator, der so gelehrt thun, und, wie hier, über der Vorfahren Werth und Wichtigkeit urtheilen will, muß doch wohl wissen, daß der erstere sein Buch nicht um die Zeit der Wiederherstel-

lung

lung der Wissenschaften, sondern um 1418. nach einer 36jährigen Praxis schrieb (das sagt er selbst) und der letztere schon 1558. den 26sten April verstorben war. S. 8. f. stehet ein Verzeichniß von Schriftstellern über die allgemeine Heilkunde. Wir fürchten, der Verf. hat die meisten nur in irgend einem Catalogo gefunden, nicht selbst gesehen, gelesen und studiret. S. 42. behauptet er, der Arzt, der so viel thut, als er kann, verrichte eine gründliche Heilung. Sollte nicht beydes im Widerspruche stehen? S. 53. fordert er zur guten Kurmethode auch guten Geschmack!!! und weiter unten wünscht er eine Heilmethode, die ganz auf Begriffen beruhet!! Der Weise und Kenner wünscht nie etwas Unmögliches. Nach S. 56. soll die Chemie viel Licht über die Wirkungsart der Arzneymittel verbreiten. Wir zweifeln an dieser neuen Lehre gar sehr. Sie führt uns höchstens durch die Angabe der Bestandtheile (und sind diese allemal richtig, immer Edukte, nie Produkte?) zur muthmaßlichen Kraft. S. 104. räth er, Getränke durch die Oberfläche des Körpers zu nehmen. Wie mag das zu machen seyn? S. 106. macht er an den Arzt die Anforderung, ein vollkommener Koch zu seyn. Ist wohl zu viel? S. 114. werden die Gurken eine heilsame Speise in hitzigen Krankheiten genannt, und festes Fleisch S. 120. den wirklichen Fieberkranken zu geben befohlen, ja sogar die aus Knochen bereitete Gallert!?! Eben so falsch ist S. 132. daß Wasser, in welchem recht viel Luftsäure befindlich ist, in hitzigen Fiebern allgemein zu empfehlen sey, und der Rath S. 139. die reine Wäsche der Kranken erst von einem Gesunden tragen zu lassen, widrig und gefährlich. Sonderbar und eben nicht tröstlich für die Einsicht des Verf. ist

rung gewesen. Wir fürchten, der Meister wäre mit seinen wenigen, zu allgemein gesagten, nicht auf einzelne Säfte angewandten Regeln mit allen Unehren stecken geblieben. Die so wichtige, weitläuftige und delicate Giftlehre S. 289. die Ludwig schon aufgenommen hat, ist mit 5 §§ abgethan, und so oberflächlich behandelt, daß man den lebhaften Nachbeter ohne Kenntniß und Erfahrung allenthalben durchgucken sieht. Weiß der Lehrer nicht das Fehlende zu ersetzen, das Falsche zu berichtigen, das Schwankende zu bestimmen; so könnte dieses Kapitel ohne Bedenken wegbleiben. Die Harntreibung S. 350 f. und die Ausleerung der Harnröhre S. 362. f. sind ohne Noth getrennet, und die letztere ist so wenig befriedigend, als die der Ohren S. 370. und durch Operationen S. 419. f. Allenthalben giebt der V. unverzeihliche Blößen, die sich für einen Lehrer der künftigen Aerzte ganz und gar nicht schicken.

Dies mag hinreichend seyn, den innern Gehalt der Schrift zu zeigen. Indessen wollen wir doch noch einige angestrichene Stellen ausheben, und dadurch das Unstatthafte einzelner Behauptungen darlegen. Gleich in der Einleitung S. 4. will der V. eine litterarische Uebersicht von dem successiven Steigen der Therapie geben, und zeigt daß er ein schlechter Kenner ist. So setzt er den Valescus de Taranta ins J. 1490. und den Fernelius ins J. 1607. ganz unchronologisch verleitet, bey jenen S. 8. durch die erste, und bey dem letztern durch die spätere Ausgabe. Ein Litterator, der so gelehrt thun, und, wie hier, über der Vorfahren Werth und Wichtigkeit urtheilen will, muß doch wohl wissen, daß der erstere sein Buch nicht um die Zeit der Wiederherstel-

lung

lung der Wissenschaften, sondern um 1418. nach einer 36jährigen Praxis schrieb (das sagt er selbst) und der leztere schon 1558. den 26sten April verstorben war. S. 8. f. stehet ein Verzeichniß von Schriftstellern über die allgemeine Heilkunde. Wir fürchten, der Verf. hat die meisten nur in irgend einem Catalogo gefunden, nicht selbst gesehen, gelesen und studiret. S. 42. behauptet er, der Arzt, der so viel thut, als er kann, verrichte eine gründliche Heilung. Sollte nicht beydes im Widerspruche stehen? S. 53. fordert er zur guten Kurmethode auch guten Geschmack!!! und weiter unten wünscht er eine Heilmethode, die ganz auf Begriffen beruhet!! Der Weise und Kenner wünscht nie etwas Unmögliches. Nach S. 56. soll die Chemie viel Licht über die Wirkungsart der Arzneymittel verbreiten. Wir zweifeln an dieser neuen Lehre gar sehr. Sie führt uns höchstens durch die Angabe der Bestandtheile (und sind diese allemal richtig, immer Edukte, nie Produkte?) zur muthmaßlichen Kraft. S. 104. räth er, Getränke durch die Oberfläche des Körpers zu nehmen. Wie mag das zu machen seyn? S. 106. macht er an den Arzt die Anforderung, ein vollkommener Koch zu seyn. Ist wohl zu viel? S. 114. werden die Gurken eine heilsame Speise in hitzigen Krankheiten genannt, und festes Fleisch S. 120. den wirklichen Fieberkranken zu geben befohlen, ja sogar die aus Knochen bereitete Gallert!?! Eben so falsch ist S. 132. daß Wasser, in welchem recht viel Luftsäure befindlich ist, in hitzigen Fiebern allgemein zu empfehlen sey, und der Rath S. 139. die reine Wäsche der Kranken erst von einem Gesunden tragen zu lassen, widrig und gefährlich. Sonderbar und eben nicht trößlich für die Einsicht des Verf. ist

der Schluß S. 143. daß Krankenbeschaffenheit, Gewohnheit und Idiosynkrasie die Diät der Kranken bestimmen müsse, nicht die Schriften der Aerzte, und doch hat er von S. 87—143. bis zum Eckel darüber geschwatzt, ohne die einzig wahre therapevtische Hauptbestimmung, in hitzigen oder langwierigen Krankheiten, gefunden und eingesehen zu haben. S. 153. werden Einspritzungen gerathen, um eine Anfeuchtung des innern Ohres zu bewirken. Wie mag das zugehen oder möglich seyn! Nach S. 154. sollen Purgirmittel die Eingeweide anfeuchten, indem sie Wassertheile zuleiten. Das kann seyn, aber sie schaffen ja dieselben sogleich wieder fort, und lassen meistens Verstopfung zurück, als das sichere Zeichen mangelnder Feuchtigkeit. Wollte man endlich eine Vergleichung anstellen, und sehen, was Böhme und Hecker über die Stuhlzäpfchen und Klystire S. 335. über Bähungen S. 337. über die Blutigel S. 412. über die Nasenausleerung S. 428. sagen; so würde sogar der erste noch in vielen Stücken den Vorzug verdienen, weil er mehrere Fälle der Anwendung aufstellet, beyde aber verlieren an Werth, sobald von Vollständigkeit und Vollkommenheit die Rede ist. — — Doch genug zur unpartheyischen Beurtheilung des innern Schriftgehalts. Fast in jedem §. stehen solche und ähnliche, mehr oder minder wichtige Begehungs- oder Unterlassungssünden. Sie geben keine gute Meynung von der Kenntnißmasse des Verfassers.

Aw.

Kurze

Kurze Nachrichten.

a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Zergliederung des Heidelbergischen Catechismi nach den Bedürfnissen unserer Zeiten für Gebildete und Ungebildete, am meisten aber für Christusverehrer. Von C. H. Schöne, Prediger auf dem Bremischen Stadtgebieth zu Oberneuland. Lemgo. 1789.

Wer die Geschichte des Heidelbergischen Catechismus kennt, wird wissen, daß dieses Buch anfänglich mehr ein Bekenntnißbuch oder auch eine Vorschrift für die Lehrer, als ein eigentliches Lehrbuch zum Unterricht der Kinder gewesen ist. Und wer von der Pädagogik auch nur einige gesunde Begriffe hat, und dieses Buch lieset, wird auch sogleich einsehen, daß es für Kinder gar nicht gehöret, und zu unsern Zeiten kaum für Erwachsene noch brauchbar ist. Was kann es also helfen, daß ein solches Buch noch so sehr zerstückelt, zergliedert und in gelehrte und ungelehrte, verständige und unverständige, zweckmäßige und unzweckmäßige Fragen und Antworten getheilt wird? Es wird ja dadurch kein, ihren Fähigkeiten und den Bedürfnissen unserer Zeiten angemessener nützlicher Unterricht, für die Jugend; sondern dazu gehöret, daß man Kindern und jungen Leuten solche Sachen vorträgt, die sie begreifen können, und die ihnen nützlich sind, und sie auf eine Art vorträgt, welche ihren Fähigkeiten und ihrem Alter angemessen ist. Davon scheint nun aber der Verf. kaum einen Begriff zu haben, denn daß er bisweilen nach der Normalmethode eine gethane Frage wieder umkehrt,

und wenn er z. B. gefragt hatte: wer hat dich erlöset? hernach wieder fragt, was hat Jesus Christus gethan? dadurch wird ja die Sache nicht deutlicher, und das wird also auch wohl niemand, der etwas davon versteht, für eine gute Lehrart halten können.

In der Vorrede sagt der Verf. er habe den Text des Catechismus auch aus der biblischen Geschichte entwickelt. Rec. dem dieses auffiel, ward begierig zu sehen, wie er diese Entwickelung veranstaltet habe. Aber er fand zu seinem Befremden weiter nichts, als daß der Verf. eine lange Reihe von Namen und Jahrzahlen aus der Geschichte des alten und auch des neuen Testaments gleich anfangs willkührlich an einem Orte eingeschaltet, und hin und wieder auf einzelne biblische Erzählungen bloß verwiesen hat. Und das nennt er also Entwickelung aus der biblischen Geschichte. Wie aber das Kind klüger oder besser wird, wenn es auch alle Namen der Erzväter und Propheten, und der Könige zu Juda und Israel, ingleichen alle Jahrzahlen vor und nach der Sündfluth noch so gut weiß, läßt sich schwer begreifen. Und eben so wenig läßt sich einsehen, wozu das bloße Verweisen auf einzelne biblische Erzählungen dienen soll, da auch nicht ein Fingerzeig gegeben ist, wie dergleichen Erzählungen auf den gegebenen Fall passen, oder anzuwenden sind. Hieraus sieht man nun schon, daß die gegenwärtige Zergliederung des Heidelbergischen Catechismus ein unzweckmäßiges, unbrauchbares, und höchst elendes Buch ist, was der vernünftige Geistliche mit einem edlen Unwillen aus der Hand legen wird.

Indessen ist dieses Buch doch eine sehr merkwürdige Erscheinung unsers Dezenniums. Es soll, wie der Titel sagt, nach dem Bedürfniß unserer Zeiten, für gebildete und ungebildete, am meisten aber für Christus Verehrer abgefaßt seyn. Warum denn am meisten? Sind denn nicht alle Christen auch Christusverehrer, sie mögen nun gebildet oder ungebildet seyn? Und giebt es denn Christen, welche nicht Christusverehrer sind? — Kurz man sieht, daß der Verf. unter Christusverehrer nichts anders als Lavaterianer versteher, und durch diesen Catechismus das Lavaterische Christenthum in seiner Gegend, wo Hr. Lavater, wie bekannt, so viele Verehrer fand, aufrecht erhalten, weiter ausbreiten, und auch auf die Nachwelt, wenn es bis dahin kommt, fort-

pflan-

pflanzen will. Und warum das nicht? Hr. Lavater hat ja seine eigne Lehre, seine eigne besondere Gaben und Kräfte, und seine eigene Schüler, warum sollte er nicht auch seinen eigenen Catechismus haben, darin diese Lehre enthalten ist? Doch im Ernst, sollte man wohl glauben, daß der blinde Enthusiasmus für diesen Mann bey seinen Schülern so weit gienge, daß sie seine besondere Lehrmeynungen auch sogar in Catechismen der lieben Jugend beybringen wollen? Sollte man denken, daß sie bey ihrer Taubeneinfalt doch schlau genug wären, in den steifen altmodischen orthodox reformirten Text des Heidelbergischen Catechismus, den schlanken ganz neumodischen Lavaterianismus hinein zu erklären, und hinein zu zergliedern — und ihn so Catecheten und Schullehrern, welche entweder schon zur Lavaterischen Sekte gehören, oder aus Fahrläßigkeit oder Armuth des Geistes diese List nicht merken, in die Hände zu spielen, oder auch solchen jungen und alten Leuten in die Hände zu stecken, welche die Lavaterischen Lehrmeynungen auf guten Glauben angenommen haben, von welchen man aber fürchtet, daß sie ihnen nicht treu bleiben möchten? Wie würden doch die alten Graubärthe Ursinus und Olevianus mit ihrem Churfürsten Friedrich dem dritten, die Köpfe schütteln, wenn sie diese Zergliederung ihres Catechismus lesen, und mit ihren leiblichen Augen sehen sollten, was für sonderbare Lehrsätze, davon sie gar nichts wußten, die sie sich auch zu behaupten nie in den Sinn kommen ließen, ihnen hier von einem Schüler Lavaters christfreundlich untergeschoben werden! Allein ich fürchte sehr, sie würden in ihrem Feuereifer zufahren, und so wie sie die katholische Messe für eine vermaledeyte Abgötterey erklärten, den ganzen Lavaterianismus für eine vermaledeyte Neuerung erklären. Und dann möchte Hr. Schöne zusehen, wie er mit diesen Leuten, die wahrlich keinen Spaß verstanden, fertig würde; zumal da Hr. Lavater vermuthlich auch hier bloß leiden und dulden — und sich in den unchristlichen Streit nicht mischen würde.

Doch es würde sehr ungerecht seyn, den Verf. so etwas zu beschuldigen, wenn sich diese Beschuldigung nicht auch beweisen ließe. Und da will Rec. den Leser nur auf folgende Stellen aufmerksam machen. S. 53. wird gefragt: „Wofür „gab sich denn Jesus aus? und geantwortet: Für den Sohn „und Gesandten Gottes u. s. w. Wo mehr für (wofür mehr?)

„Für den sichtbaren und hörbaren Stellvertreter Gottes auf „Erden u. s. w.“ Wo hat sich Jesus jemals dafür ausgegeben? Wo ist die Stelle in der Bibel, womit man dieses beweisen kann? Und wozu gebrauchte auch Gott einen Stellvertreter, da er ja überall selbst ist, und wirkt? Auf die Weise müßte ja Jesus nun auch wieder einen sichtbaren und hörbaren Stellvertreter haben, und dazu würde sich der Pabst zu Rom, der ohnehin schon Statthalter Christi heißt, vortreflich schicken. Ja, heißt es hier ferner, „Jesus Christus „war und ist das ausgedruckte Ebenbild der Gottheit — eine „Gott gleiche Person (so redet die Schrift nie.) Er ist und „war der allgemeine beständige und stufenweise Beglücker des „ganzen menschlichen Geschlechts, der so wie aufs Ganze al„so auch auf ein jedes einzelnes Werk der Schöpfung „mit uneingeschränkter Freyheit wirkt, der alles erstorbene „belebt, jede verschwendete Kraft vergütet, der Gebe„te erhöret, giebt was niemand geben kann u. s. w. (auch „so redet die Schrift nie.) Ich halte ihn nicht bloß für einen „guten edlen weisen Menschen, sondern für den Herrn und „Haupt der ganzen Menschheit — für den Mittler zwi„schen Gott und den Menschen, für den Punkt, in wel„chem sich Gottheit und Menschheit berühren, zusam„menfließen.“ (O über den Unsinn, wer kann sich dabey doch wohl etwas Vernünftiges denken? Ist Jesus ein solcher Punkt, so ist er ein Non ens, denn das Unendliche und Endliche können nie in irgend einen Punkt zusammenfließen. Das Chalcedonische Concilium erklärte schon diese Grille des Eutyches für eine Ketzerey, und hier wird sie nun wieder aufgewärmt, und der lieben Jugend vorgetragen.) S. 54. „Der vor siebenzehn hundert Jahren zu Jerusalem gekreu„zigte Jude Jesus von Nazareth ist der ein- und erstge„bohrne Sohn Gottes u. s. w.“ Warum denn so anstößig sich ausgedrückt? Einsichtsvolle Theologen geben sich alle Mühe dergleichen Lehrmeynungen alles anstößige zu benehmen, und eine gewisse Classe von Menschen, die es doch mit dem Christenthum gut meynen will, giebt sich alle Mühe sie ja recht anstößig vorzutragen, vermuthlich um ihren felsenfesten Glauben zu beweisen, als ob ein Glaube, der sich über alle Bedenklichkeiten hinwegsetzt, und an nichts einen Anstoß nimmt, etwas verdienstliches wäre. S. 56. „Wie regieret „denn Christus (die Welt?) nicht bloß durch die Kraft seiner „Lehre, sondern eigentlich wirklich buchstäblich. Hat

er

„er denn jetzt noch einen Einfluß auf die Welt, und auf die „Schicksale der Menschen? Ja er hat einen wirklichen natür„lichen Einfluß auf Körper und Geist.“ Das wird hier so ganz ohne Beweis nachgesagt, weil es Hr. Lavater so vorgesagt hat; in der Bibel stehet davon nichts. Wer nun in diesem Verhältniß mit Jesu stehet, S. 57. (das ist ein wahrer Christ, und vornehmlich ein Lavaterianer) „was hat der „zu erwarten? Nachlaß seiner Schuld — unerschütterlichen „Seelenfrieden — Gaben und Kräfte des göttlichen Geistes (vermuthlich auch die außerordentlichen, denn es folgt nachher) „kann Werke wie er thun (das sind Wunderwerke; auch davon stehet kein Wort in der Bibel, und bisher hat weder Hr. Lavater noch seine Schüler auch nur ein solches Wunderwerk zu Stande bringen können) „kann sein Leben, seine „Kraft, seine Liebe auf die unmittelbarste und zuverläßigste „Weise erfahren.“ (Es ist doch sonderbar, daß so viele vernünftige und gutgesinnte Christen von dergleichen unmittelbaren Erfahrungen nichts wissen, und daß die Schwärmer und die Lavaterianer so viel davon wissen.) S. 67. „Womit ist denn Christus bey uns gegenwärtig? Mit dem An„denken an seine Person und Lehre; mit der Ausübung sei„nes und des Vaters Willens, mit der sehnsuchtsvollen Er„wartung seiner Wiederkunft. Wo der Herr erkennt, ver„ehret, seine Hülfe zur Stillung höherer Bedürfnisse em„pfunden, (was soll das heißen?) aus Lust und Drang zu ihm „angebetet wird, (das ist fromme Schwärmerey) da ist der „Herr. Wenn man sich in seiner Nähe ruhiger, froher, „glücklicher fühlt, als in dem Besitze aller Schätze“ (was heißt das? ist es nicht offenbare Schwärmerey? und das wird nun mit den Schriftstellen Ps. 73. und Matth. 18. v. 20. bewiesen, wo doch davon kein Wort stehet.) S. 72. „Was wird „Christus nach seiner Wiederkunft auf Erden aufrichten? ein „neues Reich. und S. 172. Lehret denn die Bibel ein ei„gentliches wirkliches sichtbares persönliches Reich Je„su auf Erden? Ja, (und hier werden nun eine Menge Schriftstellen aus dem alten und neuen Testamente angeführet, welche dieses beweisen sollen. Aber der Verf. wird nie darthun können, daß die aus dem alten Testamente angeführten Schriftstellen wirklich von Jesu reden, und daß die aus dem neuen Testamente angeführten Bilder und Gleichnisse, eigentlich zu verstehen sind.) S. 72. „Was wird der „Herr (Jesus) zu seinen Feinden sagen? Gehet hin ihr ver-

fluch-

„fluchten u. s. w." Nun sollte man denken, Feinde Jesu wären hier keine andere als böse lasterhafte Menschen, denn Jesus sagt: ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset u. s. w. darum gehet hin u. s. w. aber der Verf. weiß hier troz der deutlichen Erklärung Jesu sehr geschickt ganz andere Leute unterzuschieben. „So herrlich, sagt er, die „Bibel den Zustand derer nach diesem Leben beschreibt, die „Jesum hier auf Erden gekennt, geliebt, und durch ihn zu „Gott zurück gebracht: so fürchterlich beschreibt sie den Zu„stand der Unglücklichen die Jesum hätten kennen können, „die ihn gekannt und verworfen haben" — also alles was nicht Christ, was nicht Lavaterianer ist, ist verdammt! O über die christliche Liebe, die so unchristlich das Verdammungsurtheil ausspricht, über den wahren Christussinn, der doch so ganz anders als Christus gesinnt ist, der an den deutlichen Worten Jesu so lange drehet und künstelt, bis sie wenigstens dem Schein nach das Verdammungsurtheil enthalten, was er im Herzen schon längst ausgesprochen hat. S. 169. heißt es: „Glauben und Gebet haben ohne Rücksicht „auf Personen und Zeiten eine gewisse Kraft zu überge„wöhnlichen, natürlichen, und sittlichen Wirkungen u. s. w." also auch die Glaubens- und Gebetskraft soll in der Bibel und in dem Heidelbergischen Catechismus stehen — kurz man sieht, daß der Verf. ein vollkommner Lavaterianer ist.

Da er nun dieses Buch, nach der Vorrede S. 5. theils zum Nachlesen für diejenigen, welche den Religionsunterricht von ihm empfangen, theils auch zum Gebrauch für Catecheten, Schullehrer und Schüler bestimmt hat, so ist es klar genug, daß er dadurch das Lavaterische Christenthum so viel er kann ausbreiten helfen will. Alle vernünftige Leute auch in seiner Gegend werden zwar darüber die Achsel zucken, aber es wird sich doch noch mancher finden, dem ein solches Buch sehr willkommen seyn dürfte. Doch dem sey wie ihm wolle, so ist die Jugend höchst beklagenswerth, die aus einem solchen Buche in der Religion unterrichtet wird, und die Erwachsenen sind nicht weniger beklagenswerth, denen der Kopf so verdrehet worden ist, daß sie sich an dergleichen Sächelchen als ihnen hier mit unter aufgetischt werden, erbauen, und sie für christliche, ja allein christliche Lehre halten können.

Ds.

Alma-

Almanach für Prediger, die lesen, forschen und denken. Auf das Jahr 1789. Weissenfels und Leipzig, bey Severin. 1789. 242 S. 8.

Die ganze Einrichtung ist, wie in den vorhergegangenen Jahren, könnte aber viel nützlicher seyn. Anstatt der Heiligen stehn im Kalender die Namen der Herren Magister und Prediger in Chursachsen, Bremen und Verden; wozu doch? Anstatt der Wetterprophezeyungen, Entwürfe zu Predigten über die evangelischen Perikopen. Angehängt sind Nachrichten aus der neuesten Kirchengeschichte, Schrifterklärungen, Predigeranekdoten, vermischte Nachrichten u. s. w. Nichts darunter ist von Erheblichkeit; einen Brief von Thomas Münzer (S. 225.) ausgenommen, und dieser doch nur um des Mannes, nicht um des Inhalts willen. Aus vielen Artikeln scheint zu erhellen, daß der Verf. seinen Herren Amtsbrüdern nicht viel Wissenschaft und Lektüre zutraue.

Es.

Ueber die nothwendige Thätigkeit im Christenthum. Von E. 1789. 24 S. 8.

Was man an dieser Schrift loben kann, ist ihre Kürze. Sie selbst ist sehr unerheblich. Zumal da ihr Verf. mit sich selbst im Widerspruche steht. Denn, nachdem er sich viele — allein mehr zweckwidrige als zweckmäßige — Mühe gegeben hat, zu zeigen, daß die Thätigkeit im Christenthume nothwendig sey, wenn es seine Wohlthätigkeit an den Menschen beweisen soll: so ist und bleibt ihm doch „das Vesthalten an dem Gekreuzigten, der Glaube an Jesus Messias Alles in Allen, wodurch wir Gott wieder wohlgefällig und angenehm werden."

Der Ungründlichkeit wegen sollte man diese Arbeit für eine flüchtige Schulübung eines Jünglings, ihres orthodoxen und mystischen Tons wegen aber für die letzten Hefen theologischer Kraft, die ein Greis, der sich vor funfzig Jahren bildete, nicht wollte umkommen lassen, halten. Ein Lavater dürfte sich seiner frommen Mystik, und ein Silberschlag und ein de Marée seiner reinen Orthodoxie nicht schämen. Wenigstens machte er diesen Männern, als Schüler, alle Ehre.

Ich

Ich rechtfertige gern meine Urtheile durch Beweise; allein, die Schrift ist zu unwichtig, um mehr Zeit und Papier deshalb zu verderben.

Es ist traurig, daß in unsern schreibseligen Zeiten so mancher Beruf zum Schriftsteller zu haben glaubt, der weder Fähigkeit noch Reife dazu besitzt. Hätte doch der Verf. diesen Aufsatz, den er „in tiefster Verehrung Seiner Würdigen, Liebsten Mutter, in Hoffnung auf Ihre gnädige Nachsicht, zugeeignet hat," ihr denselben blos einigemal vorgelesen. Die gute Matrone würde sich damit gewiß begnügt haben. Das vernünftige Publikum wird ihm für dies Geschenk keinen Dank wissen.

Johann Caspar Velthusens, zeitherigen Predigers und akademischen Lehrers in Helmstädt — drey letzten Reden gehalten in der Stephanskirche in Helmstädt. Nebst einem Anhange über Symbolische Bücher. Schwerin und Wismar, in der Bödnerischen Buchhandlung. 1789. 116 Seiten in 8.

Es sind dies seine letzte Confirmationsrede, seine Abschiedspredigt und seine gehaltene Rede bey der Einführung des an seine Stelle getretenen Hrn. Sextro. Hrn. V. sein Predigt- und Redeton ist bekannt. Er spricht mehr im Tone der ältern Homilien als unsrer heurigen Predigten. Es ist auch nicht zu leugnen, daß er eine herzliche, ja oft enthusiastische Wärme in seinen Reden hat. Allein diese erkaltet durch seine langen Perioden, durch seine häufigen Einschiebsel und durch seine gedehnte und verworrene Schreibart beym Lesen beynah ganz. Man muß oft, selbst bey guter Aufmerksamkeit, ganze Seiten wiederholen, um des V. Sinn zu fassen.

Die beyden ersten Reden zeichnen sich, außer durch ihre warme Herzlichkeit, durch nichts sehr aus. Um desto mehr thut das aber die dritte. Er hebt gleich so an: „Und nun, „meine lieben unvergeßlichen Zuhörer, nur noch drey Worte. Zuerst ein Wort der Aufmunterung und des „Trostes; — alsdenn ein Wort der ernstlichsten väterlichen Warnung; — Und denn endlich — ein Wort

„des Segens.“ — — Das erste Wort nimmt er — weil er, nach eigener Versicherung, nicht wisse, was er reden solle — von einem Blatte, welches ihm gerade in den schwermüthigen Tagen, da er seine Papiere auseinander suchen mußte, in die Hände gefallen war, und dessen Inhalt die Empfindungen eines Christen, womit derselbe seinen abreisenden Freund auf die See begleitet, fasset. Nachdem er dies abgelesen und seine Zuhörer gefragt hat, ob sie den Mann von solchen Gesinnungen, wie sie das Blatt zeige, liebgewonnen hätten, ohne ihn zu kennen? so fährt er fort: „Sehet aber, m. Z. ihr kennet ihn; ihr kennet den Mann: es „ist eben der, welcher euch heute zum erstenmal von jenem „Predigerstuhl erbauet hat;“ — Soll ich das empfindeln oder spielen nennen? Oder ist es beydes? Das Wort der ernstlichsten väterlichen Warnung ist an die vornehmern sowohl als niedern Bürger der Stadt gerichtet, die sich den — leider zu gegründeten — Verdacht, daß sie mit dem Leben ihrer Brüder Wucher trieben, zugezogen hatten. Dies soll nämlich durch den schändlichsten Betrug der Todtenkassen, und was schrecklich ist! — durch Versuche der Vergiftung der den Interessenten zu lange lebenden Menschen geschehen seyn. Passet dieser schändliche Fleck einer Bürgerschaft in eine solche Rede? Geziemet es sich ihn durch den Druck derselben allgemein aufzudecken? Von so etwas reden Menschenfreunde sonst nur mit Entsetzen und Unmuth im Stillen.

Der Anhang soll ein, nach der Zuschrift an den Erbprinzen von Braunschweig, verlangtes Gutachten über die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher seyn! Wahrscheinlich ist dasselbe zu der Zeit, als die ersehenen Glieder eines projektirten, aber in seiner Geburt erstickten, Schulkollegiums, auf Verlangen der Landstände, auf die symbolischen Bücher sollten, aber nicht wollten, verpflichtet werden, gefodert worden. Um dergleichen auseinander zu setzen, ist durchaus eine hellere und bestimmendere Schreibart erfoderlich, als sie der Verf. hat. Man wird durch diesen Aufsatz wenig oder gar nichts klüger. Er ist so unbestimmt, daß man daraus weder seine Veranlassung noch seinen Zweck ersieht.

Sieben Predigten über Röm. 3, 23—31. an den Sonntagen vor Ostern 1789. gehalten, nebst der darauf folgenden Charfreytagspredigt, von Carl Friedrich Senff, Konsistorialrath, Inspektor des zweyten Distrikts im Saalkreise, und Pastor der Kirche zu St. Moritz in Halle. Halle, bey Gebauer. 1789. 158 S. 8.

Diese Predigten gehören nicht zu den schlechtesten Passionsreden, welche wir haben; allein, sie sind das auch nicht, was sie seyn sollten. Haben sie die gewöhnlichen Fehler dieser Art Predigten auch nicht alle an sich, so sind sie doch nicht ganz frey davon. Sie sind mehr spekulativisch als praktisch. Bey der Belehrung der zu Christen werdenden Juden war es wohl zweckmäßig, die jüdische Religion mit der christlichen Religion in Parallele zu bringen; allein, bey uns ist es doch wirklich sehr zwecklos. Was sollen die leeren unpassenden Vergleiche zwischen jüdischen Opfern und Christus Tode für uns jetztlebende Christen? Sie verursachen nur dunkle und verworrene Begriffe. Meines Erachtens sind sie bey dem ungelehrten Theile der Christen eben so unweise angebracht, als bey einem Deutschen, der seine Muttersprache lernen will, die Verweisung auf die Regeln der lateinischen Sprache, die er nicht versteht. Wie haben doch die guten Apostel, die gern Juden und Judenproselyten gewinnen wollten, so unschuldig veranlasset, daß Jesus simple Lehre wieder ins Gewand des Judenthums gekleidet worden! Möchte man doch auf die Zeit und auf die Umstände ihrer Briefe endlich vernünftige Rücksicht nehmen!

Nach meinem Gefühle ist die Sprache dieser Predigten der gewöhnlich kalte und leere homiletische Ton, der weder dem Herzen noch dem Verstande gehörige Nahrung giebt. Ich habe sie ohne alle Unterhaltung, ja sogar mit Ueberwindung gelesen. Doch der Geschmack an solcher Lektüre richtet sich nach den verschiedenen Religionserkenntnissen. Der eine nimmt gern diese, der andere jene Nahrung. Und so können auch diese Predigten ihre Leser finden, denen sie Unterhaltung und Nutzen gewähren.

Möchten wir aber doch auch bald solche Reden über Jesus Leiden und Tod erhalten, worin die merkwürdigen Züge der

der Stärke, Güte und Größe der Gesinnungen und des Verhaltens unsers Erlösers mit der lichten, wahren und warmen Sprache, die der Sache gebührt und Herz und Verstand zur Verehrung und Nacheiferung reizt, abgebildet werden, und hierneben der hohe Zweck des Todes Jesus in das wahre Licht gestellt, und für Verstand, Herz und Leben fruchtbar gemacht wird!

Dk.

Dr. Joh. Georg Rosenmüllers historischer Beweis der Wahrheit der christlichen Religion. Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe. Hildburgshausen, bey Hanisch. 1789. 214 S. 8.

Da der Werth dieser Schrift überhaupt zum Vortheil des Verf. entschieden ist, so wollen wir nur die erstere Betrachtung über die Beweise des Christenthums überhaupt, die er ganz neu hinzugefügt hat, näher anzeigen. Das Bild, welches er von den ersten Christen entwirft, ist sehr vortheilhaft, da er durch den Laktanz die Philosophen fragen läßt, wie viel sie zur Besserung der Menschen beygetragen. Man kann sich noch immer nicht der Vergleichung zwischen Christenthum und philosophischen Heidenthum zum Nachtheil des letztern enthalten, obgleich bey dem erstern noch vieles Aufgabe bleibt, und wir völlig überzeugt sind, daß die Vorzüge der christlichen Religion in jetzigen Zeiten sich merklicher offenbaren müssen, als ehedem; und letzteres seinen entschiedenen Werth hat. Man denke doch nur an die edlen Menschen, die das stoische System gebildet hatte. Darauf setzt der Verf. den Begriff fest, was eigentlich christliche Religion sey? sie sey der ganze Inbegriff der vornehmsten Belehrungen Jesu über Gott, und seine Verehrung, über menschliche Bestimmung, über Tugend und Laster, und über die Mittel, wodurch die Menschen zur größten Glückseligkeit geführt werden — so wie diese Belehrungen in der h. Schrift, und vornehmlich im N. T. enthalten sind — was allen Menschen zu allen Zeiten und in allen Gegenden brauchbar und wichtig seyn kann, zur Besserung ihres Verstandes und Herzens, zu ihrer wahren Beruhigung, und zur Vorbereitung auf eine selige Ewigkeit. Fürtrefflich! Aber es

kommt hierbey noch sehr vieles auf die nähere Bestimmung dessen an, was zum eigentlich brauchbaren und wichtigen zu rechnen ist. Man frage nur den steifen Anhänger des Systems, ob die Lehren von Trinität, Genugthuung, Geheimnissen und Wundern dahin zu rechnen seyen, und er wird sie sogleich als wichtige Erforderniſse zur Glückseligkeit ansehen. Zwar rechnet der aufgeklärte Verf. die verschiedenen Vorstellungen hiervon allerdings zur Theologie; aber darauf kommt es an, ob dergleichen Lehren ohne auf Verschiedenheit der Vorstellungen zu sehen, an und vor sich nicht zur Religion, sondern durchweg zur Theologie gehören? Sonst könnte man mit Morus die Verschiedenheit gestatten, und die Sache selbst doch für nöthig halten.

Bey der zweyten Frage, was man unter Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion verstehe, nimmt er an, daß sie ihre Wirklichkeit durch unmittelbaren Einfluß der Gottheit erhalten habe: Plan und Inhalt könne von keinem gewöhnlichen Menschen erfunden worden seyn — Göttlichkeit ihres Inhalts nicht von Göttlichkeit ihres Ursprungs getrennt werden; eins stehe oder falle mit dem andern. Wir denken nicht: Denn wenn der Verehrer der natürlichen Religion behauptete: die Wahrheiten die ich durch die Vernunft begreife, sind göttlichen Inhalts, eben darum sind sie auch göttlichen Ursprungs, so folgte noch gar nicht, daß ein unmittelbarer Einfluß der Gottheit statt gefunden habe, wenn, wie er annimmt, natürliche Kräfte dazu hinreichten. Eben so wenig folget auch, daß mit der Verneinung des unmittelbaren Ursprungs, die Göttlichkeit des Inhalts wegfalle. Die Beweise des Verf. sind hier nicht vollständig.

Kr.

Christlicher Unterricht nach der Geschichte und Lehre der Bibel, zum Privatgebrauche für Kinder auf dem Lande, von Ludwig Friedrich August von Cölln. Duisburg. 1789. 136 S. 8.

Der Verf. dieser Schrift, welcher Prediger zu Oerlinghausen im Lippe-Detmoldischen ist, gehört unter die aufgeklärten Landprediger, die mit hellem Kopf und warmen Herzen so sehr viel Gutes verbreiten können. Es ist immer eine angenehme

nehme Erscheinung, wenn aus diesem Stande, den manche so gern herabwürdigen möchten, Männer auftreten, die das gesunkene Ansehen retten. Hr. v. Cullu, gehört, wenn wir nach dieser Schrift urtheilen sollen, unter die Würdigen seines Standes. Man hat freylich Catechismen genug, aber der guten und zweckmäßigen, vornehmlich für Landgemeinen, nicht überflüßig. Und dann kann es ja keinem einsichtsvollen Prediger verdacht werden, wenn er in Beziehung auf das Lokale, für die geistigen Bedürfnisse seiner Gemeine besonders sorgt. — Des Verf. Absicht war, seine Catechumenen mit den biblischen Wahrheiten und den ursprünglichen Lehren des Christenthums in ihrer Einfalt näher bekannt zu machen. Ihnen ists also zunächst bestimmt; es kann aber auch andern brauchbar werden. Der Gang, den er genommen hat, ist, wie uns dünkt, sehr gut gewählt. Den Anfang seines Unterrichts machen einige Erzählungen, die er Gleichnisse nennt, und die er theils selbst verfertigt, theils von andern entlehnt, und nach seiner Manier erzählt hat. Der Ton ist gut und der Fassungskraft der Kinder angemessen, ob er gleich hie und da etwas verfehlt zu seyn scheint. Zur Probe setzen wir eine der kürzesten her:

Der Arzt und die Kranken.

„Es war einmal in einem Dorfe eine gefährliche und „ansteckende Krankheit. Sobald sie anfieng, da gab ein „vernünftiger Mann den Rath, sie sollten gleich zum Arzte „schicken, und gebrauchen, ehe das Uebel größer würde. „Nein, sagten einige, die Kosten wollen wir sparen, es „sind wohl mehr Leute krank gewesen, und wurden ohne „Doktor wieder gesund. Andre meynten, sie würden nicht „krank werden; weil sie es noch nicht recht fühlten. Einige „ließen sich doch bewegen, und schickten zum Arzte. Er kam „gleich selbst, erkundigte sich nach allem, sprach so freundlich „und war so sorgfältig, daß es eine Lust war. Er verordnete „auch sogleich, was sie brauchen sollten. Wie er weg war, „da ließen sich einige Arzneyen kommen, stellten sie auf den „Tisch, sahen sie oft an, beschmeckten sie, und nahmen sie „nicht ein, weil sie bitter war. Andere nahmen sie ein, und „aßen allerley Speisen, die ihnen der Arzt verboten hatte. „Sie wurden immer kränker und starben. Nur die wenigen, „welche die bittere Arzeney nahmen, und, was ihnen verbo-

„ten war, nicht aßen, würden wieder besser. — Wir alle „haben einen Arzt und Retter, und haben ihn alle nöthig. „Wer aber nicht glaubt, daß er ihn nöthig hat, wird ihn „der gebrauchen? Wer seine Vorschriften nicht befolgt, und „nicht mit Fleiß thut, was er zur Besserung anräth, wär's „auch noch so schwer, kann der wohl besser werden?“

Auf diese Erzählungen folgt der eigentliche Unterricht in der Religion, frey von allem Schulzwange, wahr und simpel, ganz nach der Anleitung der heil. Schrift. Sehr gefallen hat es uns, daß er mit der Geschichte der Religion, weil sie vornehmlich auf Thatsachen beruhet, den Anfang macht, und damit zugleich die Lehren des Christenthums verbindet. Den Beschluß machen Bitten und Ermahnungen an Erwachsene und Kinder, in einer natürlich eindringenden und liebreichen Sprache, die sehr beherzigt zu werden verdienen; und dann ein Erklärungsregister einiger dunkeln Wörter in der deutschen Uebersetzung der Bibel. Rec. zweifelt nicht, daß dies kleine Werk sowohl bey der Gemeine des Verf. als bey andern Gemeinen mit gutem Nutzen werde gebraucht werden können; und er enthält sich daher einiger Bemerkungen, die sich sonst noch wohl, wenn man kritteln wollte, machen ließen.

Em.

Anleitung zum genauen Unterricht erwachsener und fähiger Kinder in der Glückseligkeitslehre Jesu. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer. 1789. VI und 311 S. in 8.

Dieser Grundriß der christlichen Religionswahrheiten, dessen sich der Verf. schon längst bey seinen Katechumenen bedient, soll, wie aus der Vorrede erhellet, nicht sowohl Handbuch der Religion für die Jugend, als vielmehr für den Lehrer Leitfaden beym Unterricht seyn; und damit sucht denn der Verf. sich zu entschuldigen, daß er besonders im dogmatischen Theile, manche Materien nicht weit aus einander gesetzt, und daß nicht durchgängig eine ganz simple Bearbeitung der Materien statt finde. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es zwar wahr, daß der dogmatische Theil sehr kurz abgefaßt ist, und der größte Theil der Schrift die Moral einnimmt,

aber

aber dies möchte eher zu loben, als zu tadeln seyn, da die Katechumenen nicht bloß zum theoretischen, sondern, wo nicht allein, doch vorzüglich zum praktischen Christenthum angeführt werden müssen. Sollte irgend ein Lehrer Dies oder Jenes im Dogmatischen noch hinzuzusetzen für nöthig finden, so kann er es leicht, da der Verf. eben durch Weglassung aller kirchlichen Bestimmung einem jeden volle Freyheit hierin verschafft hat. Es ist, unserm Bedünken nach, um dieser Ursach willen, dieser Beytrag zum Religionsunterricht nicht verwerflich, und auch in der Moral zeigt sich der Verf. als ein billig denkender Moralist. Bey dem allen müssen wir aber doch gestehen, daß dieser Leitfaden der Religion unsern Wünschen nicht ganz entspricht, und noch mancher Verbesserung fähig ist, ehe wir ihn allgemein empfehlen können. Schon, was der Verf. selbst in der Vorrede eingesteht, daß nicht durchgehends simple Bearbeitung statt fände, ist keinesweges damit zu entschuldigen, daß es für Lehrer nur aufgesetzt sey. Denn giebt es nicht auch wohl jetzt noch, um mit Luthern zu reden, unwissende Pfarrherren, die Philosophie und Nachdenken nur dem Namen nach kennen? Hatte aber der Verf. nur denkende Prediger im Sinn, so ist er, wie wir deutlich beweisen können, an vielen Orten zu weitläuftig und wiederholend geworden, da doch alsdann ein gedrängter Vortrag nicht allein statt finden konnte, sondern sogar Pflicht gewesen wäre. Es scheint uns daher der Verf. öfters, für wen er schrieb, vergessen, und oft beym Niederschreiben nur seine Katechumenen im Gesicht gehabt zu haben. — Außerdem aber ist dies Compendium nicht ganz vollständig, was es doch seyn soll, da der Verf. damit die Größe des Buchs zu entschuldigen sucht, ja nicht durchaus richtig und bestimmt genug abgefaßt, wie wir gleich durch einige Beyspiele darthun wollen. Z. E. gleich S. 2. §. 9. „Denn Weisheit (ein Gegensatz von Tugend, wie der Verf. schreibt) „ist lebendige Erkenntniß aller zu unsrer Ruhe nöthigen Wahrheiten." — Aber Weisheit ist ja nicht bloße Theorie, sondern vielmehr Praxis. Denn hoffentlich wird wohl Niemand Den einen weisen Mann nennen können, der, wie der Fall öfters da ist, zwar eine lebendige Erkenntniß von Wahrheiten hat, aber nicht darnach handelt. — Beym Beweise von Gottes Daseyn und Eigenschaften geht der Verf. vom Begriff des Allerhöchsten und Allervollkommensten aus. S. 17. §. 55. „Es ist nur Ein Gott. Denn

„1) Einer kann nur der Allerhöchste seyn. 2) Einer ist auch „hinreichend zur Schöpfung, Erhaltung und Regierung der „Welt. §. 56. Diese Lehre ist für uns sehr wichtig; denn „a) wenn man denken müßte: Es sind mehrere Götter, so „würde man vor dem Zorn der andern zittern müssen, wenn „man sich nicht immer an alle zugleich wendete; b) so würde „auch unsre Tugend das nicht werden können, was sie wer„den muß d. h. möglichst vollkommne Tugend, weil man sich „manche unter den vielen Göttern auch unvollkommen den„ken würde. §. 57. S. 18. Und unvollkommen ist doch „Gott nicht, sondern höchst vollkommen." Wie viel Unrichtiges liegt hier zum Grunde! Denn wenn wir auch die hier gewählte Beweisart des Daseyns Gottes als möglich und richtig zugeben wollen, so ist sie doch wohl nicht die, die für Katechumenen paßt. Denn wie kann man von diesen so viel Abstraktionsvermögen fordern! Doch das möchte noch hingehen. Was soll man aber zu den angeführten Gründen sagen, besonders zu diesem: wenn man denken müßte: Es sind mehrere Götter, so würde man vor dem Zorn der andern zittern müssen u. s. w. Wie folgt das? Blieben sie nicht allemal noch höhere und vollkommenere Wesen, als wir sind? Könnten sie also die Schwachheiten ihnen untergeordneter Wesen d. i. der Menschen an sich tragen? Immerhin möchte es seyn, daß unter den vielen Göttern auch unvollkommene wären, aber doch wohl nur im Verhältniß gegen vollkommnere Götter, gewiß aber nicht, gegen Menschen. Im Verhältniß mit diesen wären die unvollkommnern Götter noch immer sehr vollkommen, noch immer Muster für den Menschen, und wir sehen also gar nicht ein, warum unsre Tugend dann das nicht werden könnte, was sie werden soll, da offenbar die Menschen mit all' ihrem Bestreben nach Vollkommenheit wenigstens in diesem Leben nicht jenen Göttern gleichkommen konnten.

Doch wir eilen zum zweyten oder moralischen Theil, um auch aus diesem noch einige Beyspiele zur Bestätigung unsrer Behauptung vorzulegen. Z. E. S. 142. u f. redet der Verf. vom Gewissen, und schärft allein die Pflicht ein, es immer wach zu erhalten, und zu verstärken, zu welchem Endzweck er die Sorge für unsre Einbildungskraft empfiehlt. Zwar bestimmt er hernach, nicht zu sehr für diese Letztere zu sorgen, aber doch fürchten wir, und wie uns dünkt, mit Recht, daß

diese

diese Lehre sehr gemißbraucht werden möchte, zumal gar nichts von einem zu engen Gewissen, dieser traurigen und so schädlichen Krankheit gesagt ist. Dies wäre aber eben so nöthig gewesen, als das Gesagte, da die Fälle, daß Menschen durch ein zu enges Gewissen unglücklich werden, doch fast eben so häufig sind, als durch ein zu weites, besonders auch, da erstere Krankheit im Durchschnitt immer gute Menschen heimsucht. — Ferner S. 157. §. 474. u. f. „Wir müssen ihm „(dem Körper) auch sinnliches Vergnügen verschaffen. Die„ses besteht in solchen Freuden, die wir mit unsern Sinnen „genießen, und heißt so zum Unterschied vom geistigen Ver„gnügen, welches unsern Verstand, und unser Herz angeht. „Solche Freuden sind z. E. Gesellschaften, frohe Gespräche, „Spiele zur Bewegung des Körpers, oder zur Zerstreuung, „Musik u. dgl. Solcher Freudengenuß ist nöthig 1) zur „Erholung von unsern Arbeiten; 2) zur Stärkung unserer „Kräfte und unserer Gesundheit; 3) zur Aufheiterung unse„rer Seele; 4) zu Geschicktmachung zu künftigen Arbeiten." — Wir sind keinesweges so strenge Moralisten, daß wir sinnliche Vergnügungen verdammen sollten, sind vielmehr von dem vollen Rechte, sie zu genießen überzeugt; aber doch können wir in Absicht der Spiele zur Zerstreuung nicht mit dem Verf. übereinstimmen. Denn uns dünkt, daß eine solche unbestimmte Erklärung unendlich viel Schaden anstiften müsse. Billig fragt man zuerst, welche Spiele der Verf. hier meyne, und dann, unter welchen Umständen sie erlaubt sind. Nun gehören zu den Spielen zur Zerstreuung Pfänder- und Chartenspiele. Aber welcher vernünftige Vater wird gern seine Kinder in vermischter Gesellschaft die gewöhnlichen Pfänderspiele spielen lassen, da z. E. der Kuß eines feurigen Jünglings so leicht bis dahin noch schlafende Triebe eines Mädchen erwecken, so leicht der Moralität gefährlich werden kann? Wer wird gern seinen Kindern die Charten in die Hand geben, da sie Spiel- und Gewinnsucht, und andre Laster so leicht hervorbringen können? Es sind daher gewiß nur sehr wenige Fälle, wo dergleichen Spiele zu dulden sind, und im Allgemeinen würde das Gesetz etwan lauten: wenn dadurch ein größeres Uebel verhindert werden kann. Gewiß aber können die Gründe des Verf. nicht in Rücksicht dieser Spiele gelten. Denn es ist überhaupt nicht einmal wahr, daß man zur Erholung und Stärkung unsrer Kräfte und Gesundheit der Spiele zur Zerstreuung bedürfe,

unumschränkt dem Gehorsam der Mythologie gefangen nehmen muß. Eben so ängstlich erklärt er sich bey der sogenannten Erbsünde S. 99. necessitatem (moriendi) dum docemur cogitando coniungere cum peccato, ut annexum ei malum, docemur cogitare, in peccato primam originem esse; quare deus nequeat, aut nolit amplius homini beneficium hoc singulare exhibere, ut corpora semper cum animis coniuncta hoc motu et hac vi vivendi praedita esse sinat. Sollte also die Ursache der Sterblichkeit in der Sünde zu suchen seyn, und im Ernste sonst nicht statt gefunden haben? Die darüber angeführte Stelle Röm. 5, 12. entscheidet für die Behauptung des Verf. nichts, und 1 Cor. 15, 21—22. behauptet nur, daß mit Adam das Sterben, so wie mit Christo die Hoffnung der Unsterblichkeit anhebe. Um übrigens die Härte der Begriffe zu mildern, nimmt der V. an, daß man darum noch keine Erduldung von Strafe behaupte, wenn man sage, daß man eines andern halber Schaden leide. Hier wird den Lesern vieles zu weiterm Nachdenken und zur Berichtigung übrig bleiben.

Die Vergebung der Sünden durch den Tod Jesu setzt er S. 140. darin liberari metu miseriae e peccato oriundae, et miseria ipsa, ideoque liberatos metu spem habere, et liberatos miseria felicitate potiri — Deum instituisse sic, ut interveniente morte Christi et respectu ad hanc mortem promitteretur venia, et acciperetur. Der Tod Christi sey conditio promittendi accipiendique veniam. Sollte das die Lehre des Christenthums seyn, und nicht vielmehr Mißverständniß der Sprachart des N. T. in Beziehung auf das Volk, zu welchem die Apostel redeten, zu Grunde liegen, denn wäre der Begriff von einer alleinseligmachenden Kirche so übel nicht.

Am wenigsten sind wir mit der vorgetragenen Lehre vom Abendmal zufrieden, aequum est, sagt er, die Worte τϰτο' εςι το σωμα μϰ' simpliciter et ad litteram tenere — docemus de Iesu, hunc non modo posse praesentem esse animis fruentium ea coena, ut fruamur ea utiliter, sed posse etiam novo et incognito modo praesentem exhibere corpus suum et sanguinem, ut singulare beneficium huic coenae alligatum. Es wäre unbegreiflich, wie man die körperliche Gegenwart beym Abendmal noch jetzt immer fort behaupten kann, wenn der Despotismus der einmal sancirten

Lehr-

Lehrformeln hierüber nicht Auskunft gäbe. Aber in einer Schrift die futuris doctoribus gewidmet ist, sollte man sich doch die Hände nicht so gar sehr binden lassen. Man darf nur den Sinn der Einsetzungsworte ohne vorgefaßte Meynungen suchen, so erklärt ihn Paulus selbst 1 Cor, 11, 24. wenn man bey ihm nur die *αναμνησις* daran *τȣτο ἐςι το σωμα μȣ* mit dem Ausdruck *τον θανατον τȣ κυριȣ καταγγελλειν* in unmittelbare Beziehung bringt.

Als Winke, die zum weitern Nachdenken führen können, zeigen wir folgende Urtheile an. S. 17. setzt er die Theopneustie darin, daß die Verfasser rem, doctrinam et vaticinia von Gott empfangen hätten, und erklärt es nachher S. 28. näher: *tradidit per Christum res, provexit eos ulterius per spiritum*, adfuit iis ad omne munus docendi, *suppeditavit iis providentia sua varias scribendi occasiones*, iussit quaedam in litteras referri S. 35. Wer sich durch seine Erfahrung von der Wohlthat der Lehre Jesu überzeugt habe, is non existimabit, propter obvias in religionis doctrina *paucas res*, quarum natura interior a nobis perspici nequit, ipsam utilissimam doctrinam penitus repudiandam esse. S. 37. non debemus niti, ea quae fatemur non perspicua explicare, aut ratas de istis formulas et *θεωριας* sancire. S. 56. Ubivis S. S. de Filii excellentia sic loquitur, ut quae filius habeat, ea per patrem habeat, quae det atque agat, ea pater per eum det atque agat. Ipse quoque omnia, quae habet, agit et dat, refert dicendo et agendo ad patris *δοξαν*, referrique a nobis vult. S. 60. Spiritus est is, per quem pater continuat opus docendi a Christo coeptum. S. 61. a patre per filium et Sp. S. exspectamus et petimus ea beneficia — a patre per filium doctrinam salutarem, peccati veniam, aeternamque salutem; per spiritum adiumentum ad morale bonum. Bey der Lehre von den Engeln vermissen wir keine freyern Winke. Genüget der Verf. seinen Lesern hier und in andern Stellen nicht; so bleiben ihnen ja andre Quellen zum weitern Forschen übrig.

Pb.

b) Ka-

da Abwechselung in den Geschäften dies weit sicherer und besser bewirkt, Sitzen beym Spieltisch gewiß nicht der Gesundheit förderlich ist, und durchs Spiel aufgereizte Triebe unmöglich die Seele aufheitern können, da sie vielmehr sie beunruhigen und trüben, und gewiß auch noch nachher eine Zeitlang den Menschen bey der Arbeit stören, statt diese zu erleichtern.

Wd.

Epitome theologiae christianae, futuris doctoribus religionis scripsit D. S. F. N. *Morus*, Prof. Lipsiae, apud Schwickert. 1789. 280 S. in 8.

Wenn diese Schrift des Verf. zu dem Endzweck dienen sollte, zu welchem er sie schrieb, so mußte er das System darlegen, aber auch Winke zu weiterm Nachdenken für angehende Lehrer geben. Ersteres thut er mit Mäßigung, und zu letzterem giebt er öfters Veranlassung, ob er es gleich nicht überall befriedigend thut; nicht alles sagt, was er sagen konnte, und sich da mit Ausflüchten behilft, wo er dem System nicht geradezu widersprechen möchte. Angehenden Lehrern kann es indessen immer nützlich werden; theils zur Kenntniß des Systems selbst, theils dazu, um selbst zu prüfen und zu forschen, um das, was sie auf diesem Wege erworben haben, als eigenes Gut zu besitzen. Das wird der Weg zur Mäßigung und Bescheidenheit, die der Verf. in seiner vortrefflichen Vorrede so sehr anempfiehlt. Wir wollen unsre Leser in den Stand setzen, unser Urtheil zu rechtfertigen, und zuerst einige der erheblichsten Stellen anzeigen, wo er nicht befriediget. Die natürliche Religion findet er darum nicht hinlänglich, weil über Gott und menschliche Pflichten, Unwissenheit und Irrthum statt gefunden habe. Aber daraus läßt sich dieses nicht beweisen, denn das träfe eben so gut auch Menschen in der geoffenbarten Religion. Es kann jener nicht zum Vorwurf gereichen, wenn das in ihr enthaltene Licht sich nicht über alle erstreckte. Hier kommt es darauf an, was sie an und vor sich selbst ist, und überhaupt für den vermag, der in die durch dieselbe erkennbare Wahrheit eingedrungen ist. Angemessener drückt sich der Verf. in der Note

aus,

aus, daß die geoffenbarte Religion dazu diene, Wahrheiten ohne weitläuftige Beweise für die Fassungskraft aller darzulegen. Man gewinnet in der That nichts für die Offenbarung, wenn man derselben gegen die natürliche Religion Wahrheit beymißt. Beyde fließen aus einer Quelle, nur der Zutritt zur geoffenbarten ist leichter, und zur Befriedigung des Durstes aller. Nicht weniger rechnet er S. 7. zu viel dazu, wenn er behauptet, daß durch Jesum allein die Gewißheit entstehe, durch Verzeihung und Besserung glückselig werden zu können, und unsterblich zu seyn. Wäre denn das durchaus nicht aus der andern Quelle zu schöpfen? Nach S. 16. verlangen die Apostel, daß man ihnen darum Glauben beymessen müsse, weil sie den Befehl Gottes so zu lehren erhielten, und sich durch außerordentliche Thaten ausgezeichnet hätten. So müsse man auch S. 17. bey den Propheten einen ausdrücklichen Auftrag von Gott annehmen; doch ist er S. 24. so billig anzunehmen, daß die Wahrheit an und vor sich ihrer Beweise halber Wahrheit sey. Dies müsse erst ins Reine gebracht werden, ehe man von einem Wunder mit Sicherheit urtheilen könne S. 25. aber sind die Mirakel die Erklärung Gottes, daß derjenige, durch den sie geschehen, sein Gesandter sey. Diese Behauptungen stimmen nicht mit einander. Denn wenn die Wahrheit ihre unabhängigen eigenthümlichen Beweise hat, so sind ja die Mirakel überflüßig, so kann sie ohne diese bestehen, und selbst der Auftrag, den man von Gott empfangen haben will, muß hiernach beurtheilt werden. Beweisen aber Mirakel die Göttlichkeit des Gesandten, so muß man an die Göttlichkeit des Gesandten, und dessen was er vorbringt, um seiner Mirakel willen glauben.

Bey der Lehre vom Teufel S. 80. sucht er durch eine bescheidene Wendung der Gefahr zu entgehen es mit der Orthodoxie zu verderben. Diserte, sagt er, mentio diaboli coniungitur cum mentione mali moralis, quod inter homines est. In quo spectari debet, quid inde perpetuo concludatur officii nostri causa; sic enim adparet, ea omnia ideo tradi, ut sint argumenta sectandae pietatis, fugiendique vitii. Plura qui quaerit frustra quaerit. Das ist in der That sehr weit gesucht, daß man Frömmigkeit suchen und Laster fliehen soll, um dem Teufel nicht ähnlich zu werden. Weg doch mit einer Lehre, bey der man seine Vernunft

nunftsmuster dem Gehorsam der Mythologie gefangen nehmen muß. Eben so ängstlich erklärt er sich bey der sogenannten Erbsünde S. 99. necessitatem (moriendi) dum docemur cogitando coniungere cum peccato, ut annexum ei malum, docemur cogitare, in peccato primam originem esse, quare deus nequeat, aut nolit amplius homini beneficium hoc singulare exhibere, ut corpora semper cum animis coniuncta hoc motu et hac vi vivendi praedita esse sinat. Sollte also die Ursache der Sterblichkeit in der Sünde zu suchen seyn, und im Ernste sonst nicht statt gefunden haben? Die darüber angeführte Stelle Röm. 5, 12. entscheidet für die Behauptung des Verf. nichts, und 1 Cor. 15, 21—22. behauptet nur, daß mit Adam das Sterben, so wie mit Christo die Hoffnung der Unsterblichkeit anhebe. Um übrigens die Härte der Begriffe zu mildern, nimmt der V. an, daß man darum noch keine Erduldung von Strafe behaupte, wenn man sage, daß man eines andern halber Schaden leide. Hier wird den Lesern vieles zu weiterm Nachdenken und zur Berichtigung übrig bleiben.

Die Vergebung der Sünden durch den Tod Jesu setzt er S. 140. darin liberari metu miseriae e peccato oriundae, et miseria ipsa, ideoque liberatos metu spem habere, et liberatos miseria felicitate potiri — Deum instituisse sic, ut interveniente morte Christi et respectu ad hanc mortem promitteretur venia, et acciperetur. Der Tod Christi sey conditio promittendi accipiendique veniam. Sollte das die Lehre des Christenthums seyn, und nicht vielmehr Mißverständniß der Sprachart des N. T. in Beziehung auf das Volk, zu welchem die Apostel redeten, zu Grunde liegen, denn wäre der Begriff von einer alleinseligmachenden Kirche so übel nicht.

Am wenigsten sind wir mit der vorgetragenen Lehre vom Abendmal zufrieden, aequum est, sagt er, die Worte τυτο εϛι τα σωμα μυ simpliciter et ad litteram tenere — docemus de Iesu, hunc non modo posse praesentem esse animis fruentium ea coena, ut fruamur ea utiliter, sed posse etiam novo et incognito modo praesentem exhibere corpus suum et sanguinem, ut singulare beneficium huic coenae alligatum. Es wäre unbegreiflich, wie man die körperliche Gegenwart beym Abendmal noch jetzt immer fort behaupten kann, wenn der Despotismus der einmal sancirten

Lehr-

Lehrformeln hierüber nicht Auskunft gäbe. Aber in einer Schrift die futuris doctoribus gewidmet ist, sollte man sich doch die Hände nicht so gar sehr binden lassen. Man darf nur den Sinn der Einsetzungsworte ohne vorgefaßte Meynungen suchen, so erklärt ihn Paulus selbst 1 Cor. 11, 24. wenn man bey ihm nur die *αναμνησις* daran *τυτο έςι το σωμα μυ* mit dem Ausdruck *τον θανατον τυ κυριυ καταγγελλειν* in unmittelbare Beziehung bringt.

Als Winke, die zum weitern Nachdenken führen können, zeigen wir folgende Urtheile an. S. 17. setzt er die Theopneustie darin, daß die Verfasser rem, doctrinam et vaticinia von Gott empfangen hätten, und erklärt es nachher S. 28. näher: *tradidit per Christum res, provexit eas ulterius per spiritum*, adfuit iis ad omne munus docendi, *suppeditavit iis providentia sua varias scribendi occasiones*, jussit quaedam in litteras referri S. 35. Wer sich durch seine Erfahrung von der Wohlthat der Lehre Jesu überzeugt habe, is non existimabit, propter obvias in religionis doctrina *paucas res*, quarum natura interior a nobis perspici nequit, ipsam utilissimam doctrinam penitus repudiandam esse. S. 37. non debemus niti, ea quae fatemur non perspicua explicare, aut ratas de istis formulas et *θεωριας* sancire. S. 56. Ubivis S. S. de Filii excellentia sic loquitur, ut quae filius habeat, ea per patrem habeat, quae det atque agat, ea pater per eum det atque agat. Ipse quoque omnia, quae habet, agit et dat, refert dicendo et agendo ad patris *δοξαν*, referrique a nobis vult. S. 60. Spiritus est is, per quem pater continuat opus docendi a Christo coeptum. S. 61. a patre per filium et Sp. S. exspectamus et petimus ea beneficia — a patre per filium doctrinam salutarem, peccati veniam, aeternamque salutem; per spiritum adiumentum ad morale bonum. Bey der Lehre von den Engeln vermissen wir seine freyern Winke. Genüget der Verf. seinen Lesern hier und in andern Stellen nicht, so bleiben ihnen ja andre Quellen zum weitern Forschen übrig.

Pb.

b) Ka-

„ten war, nicht aßen, würden wieder besser. — Wir alle „haben einen Arzt und Retter, und haben ihn alle nöthig. „Wer aber nicht glaubt, daß er ihn nöthig hat, wird ihn „der gebrauchen? Wer seine Vorschriften nicht befolgt, und „nicht mit Fleiß thut, was er zur Besserung anräth, wär's „auch noch so schwer, kann der wohl besser werden?"

Auf diese Erzählungen folgt der eigentliche Unterricht in der Religion, frey von allem Schulzwange, wahr und simpel, ganz nach der Anleitung der heil. Schrift. Sehr gefallen hat es uns, daß er mit der Geschichte der Religion, weil sie vornehmlich auf Thatsachen beruhet, den Anfang macht, und damit zugleich die Lehren des Christenthums verbindet. Den Beschluß machen Bitten und Ermahnungen an Erwachsene und Kinder, in einer natürlich eindringenden und liebreichen Sprache, die sehr beherzigt zu werden verdienen; und dann ein Erklärungsregister einiger dunkeln Wörter in der deutschen Uebersetzung der Bibel. Rec. zweifelt nicht, daß dies kleine Werk sowohl bey der Gemeine des Verf. als bey andern Gemeinen mit gutem Nutzen werde gebraucht werden können; und er enthält sich daher einiger Bemerkungen, die sich sonst noch wohl, wenn man kritteln wollte, machen ließen.

Lm.

Anleitung zum genauen Unterricht erwachsener und fähiger Kinder in der Glückseligkeitslehre Jesu. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer. 1789. VI und 311 S. in 8.

Dieser Grundriß der christlichen Religionswahrheiten, dessen sich der Verf. schon längst bey seinen Katechumenen bedient, soll, wie aus der Vorrede erhellet, nicht sowohl Handbuch der Religion für die Jugend, als vielmehr für den Lehrer Leitfaden beym Unterrichte seyn; und damit sucht denn der Verf. sich zu entschuldigen, daß er besonders im dogmatischen Theile, manche Materien nicht weit aus einander gesetzt, und daß nicht durchgängig eine ganz simple Bearbeitung der Materien statt finde. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es zwar wahr, daß der dogmatische Theil sehr kurz abgefaßt ist, und der größte Theil der Schrift die Moral einnimmt,

aber

aber dies möchte eher zu loben, als zu tadeln seyn, da die Katechumenen nicht bloß zum theoretischen, sondern, wo nicht allein, doch vorzüglich zum praktischen Christenthum angeführt werden müssen. Sollte irgend ein Lehrer Dies oder Jenes im Dogmatischen noch hinzuzusetzen für nöthig finden, so kann er es leicht, da der Verf. eben durch Weglassung aller kirchlichen Bestimmung einem jeden volle Freyheit hierin verschafft hat. Es ist, unserm Bedünken nach, um dieser Ursach willen, dieser Beytrag zum Religionsunterricht nicht verwerflich, und auch in der Moral zeigt sich der Verf. als ein billig denkender Moralist. Bey dem allen müssen wir aber doch gestehen, daß dieser Leitfaden der Religion unsern Wünschen nicht ganz entspricht, und noch mancher Verbesserung fähig ist, ehe wir ihn allgemein empfehlen können. Schon, was der Verf. selbst in der Vorrede eingesteht, daß nicht durchgehends simple Bearbeitung statt fände, ist keinesweges damit zu entschuldigen, daß es für Lehrer nur aufgesetzt sey. Denn giebt es nicht auch wohl jetzt noch, um mit Luthern zu reden, unwissende Pfarrherren, die Philosophie und Nachdenken nur dem Namen nach kennen? Hatte aber der Verf. nur denkende Prediger im Sinn, so ist er, wie wir deutlich beweisen können, an vielen Orten zu weitläuftig und wiederholend geworden, da doch alsdann ein gedrängter Vortrag nicht allein statt finden konnte, sondern sogar Pflicht gewesen wäre. Es scheint uns daher der Verf. öfters, für wen er schrieb, vergessen, und oft beym Niederschreiben nur seine Katechumenen im Gesicht gehabt zu haben. — Außerdem aber ist dies Compendium nicht ganz vollständig, was es doch seyn soll, da der Verf. damit die Größe des Buchs zu entschuldigen sucht, ja nicht durchaus richtig und bestimmt genug abgefaßt, wie wir gleich durch einige Beyspiele darthun wollen. Z. E. gleich S. 2. §. 9. „Denn Weisheit (ein Gegensatz von Tugend, wie der Verf. schreibt) „ist lebendige Erkenntniß aller zu unsrer Ruhe nö„thigen Wahrheiten." — Aber Weisheit ist ja nicht bloße Theorie, sondern vielmehr Praxis. Denn hoffentlich wird wohl Niemand Den einen weisen Mann nennen können, der, wie der Fall öfters da ist, zwar eine lebendige Erkenntniß von Wahrheiten hat, aber nicht darnach handelt. — Beym Beweise von Gottes Daseyn und Eigenschaften geht der Verf. vom Begriff des Allerhöchsten und Allervollkommensten aus. S. 17. §. 55. „Es ist nur Ein Gott. Denn

„1) Einer kann nur der Allerhöchste seyn. 2) Einer ist auch „hinreichend zur Schöpfung, Erhaltung und Regierung der „Welt. §. 56. Diese Lehre ist für uns sehr wichtig; denn „a) wenn man denken müßte: Es sind mehrere Götter, so „würde man vor dem Zorn der andern zittern müssen, wenn „man sich nicht immer an alle zugleich wendete; b) so würde „auch unsre Tugend das nicht werden können, was sie wer„den muß d. h. möglichst vollkommne Tugend, weil man sich „manche unter den vielen Göttern auch unvollkommen den„ken würde. §. 57. S. 18. Und unvollkommen ist doch „Gott nicht, sondern höchst vollkommen." Wie viel Unrichtiges liegt hier zum Grunde! Denn wenn wir auch die hier gewählte Beweisart des Daseyns Gottes als möglich und richtig zugeben wollen, so ist sie doch wohl nicht die, die für Katechumenen paßt. Denn wie kann man von diesen so viel Abstraktionsvermögen fordern! Doch das möchte noch hingehen. Was soll man aber zu den angeführten Gründen sagen, besonders zu diesem: wenn man denken müßte: Es sind mehrere Götter, so würde man vor dem Zorn der andern zittern müssen u. s. w. Wie folgt das? Blieben sie nicht allemal noch höhere und vollkommenere Wesen, als wir sind? Konnten sie also die Schwachheiten ihnen untergeordneter Wesen d. i. der Menschen an sich tragen? Immerhin möchte es seyn, daß unter den vielen Göttern auch unvollkommene wären, aber doch wohl nur im Verhältniß gegen vollkommnere Götter, gewiß aber nicht, gegen Menschen. Im Verhältniß mit diesen wären die unvollkommnern Götter noch immer sehr vollkommen, noch immer Muster für den Menschen, und wir sehen also gar nicht ein, warum unsre Tugend dann das nicht werden könnte, was sie werden soll, da offenbar die Menschen mit all' ihrem Bestreben nach Vollkommenheit wenigstens in diesem Leben nicht jenen Göttern gleich kommen konnten.

Doch wir eilen zum zweyten oder moralischen Theil, um auch aus diesem noch einige Beyspiele zur Bestätigung unsrer Behauptung vorzulegen. Z. E. S. 142. u f. redet der Verf. vom Gewissen, und schärft allein die Pflicht ein, es immer wach zu erhalten, und zu verstärken, zu welchem Endzweck er die Sorge für unsre Einbildungskraft empfiehlt. Zwar bestimmt er hernach, nicht zu sehr für diese Letztere zu sorgen, aber doch fürchten wir, und wie uns dünkt, mit Recht, daß

diese

diese Lehre sehr gemißbraucht werden möchte, zumal gar nichts von einem zu engen Gewissen, dieser traurigen und so schädlichen Krankheit gesagt ist. Dies wäre aber eben so nöthig gewesen, als das Gesagte, da die Fälle, daß Menschen durch ein zu enges Gewissen unglücklich werden, doch fast eben so häufig sind, als durch ein zu weites, besonders auch, da erstere Krankheit im Durchschnitt immer gute Menschen heimsucht. — Ferner S. 157. §. 474. u. f. „Wir müssen ihm „(dem Körper) auch sinnliches Vergnügen verschaffen. Dieses besteht in solchen Freuden, die wir mit unsern Sinnen „genießen, und heißt so zum Unterschied vom geistigen Ver„gnügen, welches unsern Verstand, und unser Herz angeht. „Solche Freuden sind z. E. Gesellschaften, frohe Gespräche, „Spiele zur Bewegung des Körpers, oder zur Zerstreuung, „Musik u. dgl. Solcher Freudengenuß ist nöthig 1) zur „Erholung von unsern Arbeiten; 2) zur Stärkung unserer „Kräfte und unserer Gesundheit; 3) zur Aufheiterung unse„rer Seele; 4) zu Geschicktmachung zu künftigen Arbeiten." — Wir sind keinesweges so strenge Moralisten, daß wir sinnliche Vergnügungen verdammen sollten, sind vielmehr von dem vollen Rechte, sie zu genießen überzeugt; aber doch können wir in Absicht der Spiele zur Zerstreuung nicht mit dem Verf. übereinstimmen. Denn uns dünkt, daß eine solche unbestimmte Erklärung unendlich viel Schaden anstiften müsse. Billig fragt man zuerst, welche Spiele der Verf. hier meyne, und dann, unter welchen Umständen sie erlaubt sind. Nun gehören zu den Spielen zur Zerstreuung Pfänder- und Chartenspiele. Aber welcher vernünftige Vater wird gern seine Kinder in vermischter Gesellschaft die gewöhnlichen Pfänderspiele spielen lassen, da z. E. der Kuß eines feurigen Jünglings so leicht bis dahin noch schlafende Triebe eines Mädchen erwecken, so leicht der Moralität gefährlich werden kann? Wer wird gern seinen Kindern die Charten in die Hand geben, da sie Spiel- und Gewinnsucht, und andre Laster so leicht hervorbringen können? Es sind daher gewiß nur sehr wenige Fälle, wo dergleichen Spiele zu dulden sind, und im Allgemeinen würde das Gesetz etwan lauten: wenn dadurch ein größeres Uebel verhindert werden kann. Gewiß aber können die Gründe des Verf. nicht in Rücksicht dieser Spiele gelten. Denn es ist überhaupt nicht einmal wahr, daß man zur Erholung und Stärkung unsrer Kräfte und Gesundheit der Spiele zur Zerstreuung bedürfe,

da Abwechselung in den Geschäften dies weit sicherer und besser bewirkt, Sitzen beym Spieltisch gewiß nicht der Gesundheit förderlich ist, und durchs Spiel aufgereizte Triebe unmöglich die Seele aufheitern können, da sie vielmehr sie beunruhigen und trüben, und gewiß auch noch nachher eine Zeitlang den Menschen bey der Arbeit stören, statt diese zu erleichtern.

Wd.

Epitome theologiae christianae, futuris doctoribus religionis scripsit D. S. F. N. *Morus*, Prof. Lipsiae, apud Schwickert. 1789. 280 S. in 8.

Wenn diese Schrift des Verf. zu dem Endzweck dienen sollte, zu welchem er sie schrieb, so mußte er das System darlegen, aber auch Winke zu weiterm Nachdenken für angehende Lehrer geben. Ersteres thut er mit Mäßigung, und zu letzterem giebt er öfters Veranlassung, ob er es gleich nicht überall befriedigend thut; nicht alles sagt, was er sagen konnte, und sich da mit Ausflüchten behilft, wo er dem System nicht geradezu widersprechen möchte. Angehenden Lehrern kann es indessen immer nützlich werden, theils zur Kenntniß des Systems selbst, theils dazu, um selbst zu prüfen und zu forschen, um das, was sie auf diesem Wege erworben haben, als eigenes Gut zu besitzen. Das wird der Weg zur Mäßigung und Bescheidenheit, die der Verf. in seiner vortrefflichen Vorrede so sehr anempfiehlt. Wir wollen unsre Leser in den Stand setzen, unser Urtheil zu rechtfertigen, und zuerst einige der erheblichsten Stellen anzeigen, wo er nicht befriediget. Die natürliche Religion findet er darum nicht hinlänglich, weil über Gott und menschliche Pflichten, Unwissenheit und Irrthum statt gefunden habe. Aber daraus läßt sich dieses nicht beweisen, denn das träfe eben so gut auch Menschen in der geoffenbarten Religion. Es kann jener nicht zum Vorwurf gereichen, wenn das in ihr enthaltene Licht sich nicht über alle erstreckte. Hier kommt es darauf an, was sie an und vor sich selbst ist, und überhaupt für den vermag, der in die durch dieselbe erkennbare Wahrheit eingedrungen ist. Angemessener drückt sich der Verf. in der Note

aus,

aus, daß die geoffenbarte Religion dazu diene, Wahrheiten ohne weitläuftige Beweise für die Fassungskraft aller darzulegen. Man gewinnet in der That nichts für die Offenbarung, wenn man derselben gegen die natürliche Religion Wahrheit beymißt. Beyde fliessen aus einer Quelle, nur der Zutritt zur geoffenbarten ist leichter, und zur Befriedigung des Durstes aller. Nicht weniger rechnet er S. 7. zu viel dazu, wenn er behauptet, daß durch Jesum allein die Gewißheit entstehe, durch Verzeihung und Besserung glückselig werden zu können, und unsterblich zu seyn. Wäre denn das durchaus nicht aus der andern Quelle zu schöpfen? Nach S. 16. verlangen die Apostel, daß man ihnen darum Glauben beymessen müsse, weil sie den Befehl Gottes so zu lehren erhielten, und sich durch außerordentliche Thaten ausgezeichnet hätten. So müsse man auch S. 17. bey den Propheten einen ausdrücklichen Auftrag von Gott annehmen; doch ist er S. 24. so billig anzunehmen, daß die Wahrheit an und vor sich ihrer Beweise halber Wahrheit sey. Dies müsse erst ins Reine gebracht werden, ehe man von einem Wunder mit Sicherheit urtheilen könne S. 25. aber sind die Mirakel die Erklärung Gottes, daß derjenige, durch den sie geschehen, sein Gesandter sey. Diese Behauptungen stimmen nicht mit einander. Denn wenn die Wahrheit ihre unabhängigen eigenthümlichen Beweise hat, so sind ja die Mirakel überflüßig, so kann sie ohne diese bestehen, und selbst der Auftrag, den man von Gott empfangen haben will, muß hiernach beurtheilt werden. Beweisen aber Mirakel die Göttlichkeit des Gesandten, so muß man an die Göttlichkeit des Gesandten, und dessen was er vorbringt, um seiner Mirakel willen glauben.

Bey der Lehre vom Teufel S. 80. sucht er durch eine bescheidene Wendung der Gefahr zu entgehen es mit der Orthodoxie zu verderben. Diserte, sagt er, mentio diaboli coniungitur cum mentione mali moralis, quod inter homines est. In quo spectari debet, quid inde perpetuo concludatur officii nostri causa; sic enim adparet, ea omnia ideo tradi, ut sint argumenta sectandae pietatis, fugiendique vitii. Plura qui quaerit frustra quaerit. Das ist in der That sehr weit gesucht, daß man Frömmigkeit suchen und Laster fliehen soll, um dem Teufel nicht ähnlich zu werden. Weg doch mit einer Lehre, bey der man seine Ver-

 nunft

nunmehr unter dem Gehorsam der Mythologie gefangen nehmen muß. Eben so ängstlich erklärt er sich bey der sogenannten Erbsünde S. 99. necessitatem (moriendi) dum docemur cogitando coniungere cum peccato, ut annexum ei malum, docemur cogitare, in peccato primam originem esse, quare deus nequeat, aut nolit amplius homini beneficium hoc singulare exhibere, ut corpora semper cum animis coniuncta hoc motu et hac vi vivendi praedita esse sinat. Sollte also die Ursache der Sterblichkeit in der Sünde zu suchen seyn, und im Ernste sonst nicht statt gefunden haben? Die darüber angeführte Stelle Röm. 5, 12. entscheidet für die Behauptung des Verf. nichts, und 1 Cor. 15, 21—22. behauptet nur, daß mit Adam das Sterben, so wie mit Christo die Hoffnung der Unsterblichkeit anhebe. Um übrigens die Härte der Begriffe zu mildern, nimmt der V. an, daß man darum noch keine Erduldung von Strafe behaupte, wenn man sage, daß man eines andern halber Schaden leide. Hier wird den Lesern vieles zu weiterm Nachdenken und zur Berichtigung übrig bleiben.

Die Vergebung der Sünden durch den Tod Jesu setzt er S. 140. darin liberari metu miseriae e peccato oriundae, et miseria ipsa, ideoque liberatos metu spem habere, et liberatos miseria felicitate potiri — Deum instituisse sic, ut interveniente morte Christi et respectu ad hanc mortem promitteretur venia, et acciperetur. Der Tod Christi sey conditio promittendi accipiendique veniam. Sollte das die Lehre des Christenthums seyn, und nicht vielmehr Mißverständniß der Sprachart des N. T. in Beziehung auf das Volk, zu welchem die Apostel redeten, zu Grunde liegen, denn wäre der Begriff von einer alleinseligmachenden Kirche so übel nicht.

Am wenigsten sind wir mit der vorgetragenen Lehre vom Abendmal zufrieden, aequum est, sagt er, die Worte τουτο εστι το σωμα μου simpliciter et ad litteram tenere — docemus de Iesu, hunc non modo posse praesentem esse animis fruentium ea coena, ut fruamur ea utiliter, sed posse etiam novo et incognito modo praesentem exhibere corpus suum et sanguinem, ut singulare beneficium huic coenae alligatum. Es wäre unbegreiflich, wie man die körperliche Gegenwart beym Abendmal noch jetzt immer fort behaupten kann, wenn der Despotismus der einmal sancirten Lehr-

Lehrformeln hierüber nicht Auskunft gäbe. Bloß in einer Schrift die futuris doctoribus gewidmet ist, sollte man sich doch die Hände nicht so gar sehr binden lassen. Man darf nur den Sinn der Einsetzungsworte ohne vorgefaßte Meynungen suchen, so erklärt ihn Paulus selbst 1 Cor. 11, 24. wenn man bey ihm nur die αναμνησις daran τυτο ἐςι το σωμα μυ mit dem Ausdruck τον θανατον τυ κυριυ καταγγελλειν in unmittelbare Beziehung bringt.

Als Winke, die zum weitern Nachdenken führen können, zeigen wir folgende Urtheile an. S. 17. setzt er die Theopneustie darin, daß die Verfasser rem, doctrinam et vaticinia von Gott empfangen hätten, und erklärt es nachher S. 28. näher: *tradidit per Christum res, provexit eos ulterius per spiritum*, adfuit iis ad omne munus docendi, *suppeditavit iis providentia sua varias scribendi occasiones*, iussit quaedam in litteras referri S. 35. Wer sich durch seine Erfahrung von der Wohlthat der Lehre Jesu überzeugt habe, is non existimabit, propter obvias in religionis doctrina *paucas res*, quarum natura interior a nobis perspici nequit, ipsam utilissimam doctrinam penitus repudiandam esse. S. 37. non debemus niti, ea quae fatemur non perspicua explicare, aut ratas de istis formulas et θεωριας sancire. S. 56. Ubivis S. S. de Filii excellentia sic loquitur, ut quae filius habeat, ea per patrem habeat, quae det atque agat, ea pater per eum det atque agat. Ipse quoque omnia, quae habet, agit et dat, refert dicendo et agendo ad patris δοξαν, referrique a nobis vult. S. 60. Spiritus est is, per quem pater continuat opus docendi a Christo coeptum. S. 61. a patre per filium et Sp. S. exspectamus et petimus ea beneficia — a patre per filium doctrinam salutarem, peccati veniam, aeternamque salutem, per spiritum adiumentum ad morale bonum. Bey der Lehre von den Engeln vermissen wir keine freyern Winke. Genüget der Verf. seinen Lesern hier und in andern Stellen nicht, so bleiben ihnen ja andre Quellen zum weitern Forschen übrig.

Pb.

b) Ka-

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Neues und vollständiges Lexicon für Prediger, worin alle moralische Grundwahrheiten, und katechetische Religionsgründe erläutert, alle Tugenden und Laster nach ihren besondern Titeln beschrieben, nebst ihren Beweggründen u. s. w. Nebst einer Anzeige, wie man dieses Predigerlexikon für alle Sonn- und Festtäge benutzen möge. Von Ambrosius Kolleneß, Mitglied des Königl. Schuleninstituts, und Prediger in Neiße. Breslau und Hirschberg, bey Korn dem Aeltern. 1789. Erster Theil. 696 S. Zweyter Theil. 638 S. Dritter Theil. 494 S. in gr. 8.

In der Vorrede erklärt sich der Exjesuit Hr. Kolleneß über die Nothwendigkeit eines Predigerlexikons, und sucht sie daraus zu beweisen, weil die Werke, die in der Art vorhanden sind, wegen ihrer Weitläuftigkeit, und des theuren Preises, für die meisten Prediger unbrauchbar bleiben. Er hätte sicher hinzu setzen können, weil sie nicht den Werth haben, den ein Buch haben muß, welches Wegweiser, Erklärer, und Hülfsquelle für Volkslehrer, bey ihren so verschiedenen Bedürfnissen, seyn soll.

Wie wenig vollkommenes Houdri, Vegerling, Faber, und Langius, bey aller ihrer Weitschweifigkeit, geliefert haben, und wie wenig Eins von diesen Werken vorzüglich oder zweckmäßig empfohlen werden kann, weiß Jeder, der sie gelesen hat. Dem protestantischen Prediger kommt Tellers vortreffliches Wörterbuch zu statten, das aber seinem innern Gehalt nach eben so sehr, als in der Einrichtung von diesem katholisch-jesuitischen Lexikon abweicht. Der Katholik, der aus diesem Lexikon seinen gelehrten Apparat sammlen soll, möchte höchlich zu bedauern seyn. Die Erklärungen biblischer Wörter sind zum Theil unglaublich schlecht. Gleich der erste Artikel giebt davon einen Beweis. „Aberglauben ist ein Uebermaaß, oder Ausschweifung in dem „Gottesdienste, der dem wahren Religionsdienste entgegen „steht. Er artet aus in dreyerley Nebenzweige: Abgötterey,

„rey, Wahrsagerey, und abergläubische Anmerkung." (Wer hat jemals Abgötterey zum Aberglauben gerechnet, und, wie kann abergläubische Anmerkung eine Unterabtheilung vom Aberglauben seyn?) Der Artikel Abendmal ist eben so erbärmlich behandelt. Der geneigte Leser erfährt, welche Namen der heilige Thomas diesem Sakramente gegeben. Nämlich: eine Wegzehrung für Sterbende zur Salbung; ein Opfer, welches das unblutige Opfer vertritt u. s. w. Vorherbedeutungen dieses Sakraments wären jene heiligen Brodte, die nur von den Heiligen und Unschuldigen durften genossen werden; ferner: das Brodt, das durch den Melchisedeck dem Herrn zur Danksagung für den Sieg der durch den Abraham fünf überwundenen Könige geopfert worden ist; ferner: das Manna, oder Himmelsbrod, womit der Herr sein Volk in der Wüsten speisete; ferner: das Blut des Bundes, womit Moses das Gesetz dem Volke eingeweihet hatte. Augustin nennt es eine Arzeney der Unsterblichkeit; Ignatius: das Geheimniß unsers kostbarsten Werthes; Rupertus: die schönste Wirkung des h. Geistes. Albertus: ein Gastmal, dessen Speise die Gottheit ist. Es heilet alle innere Krankheiten, wie die Feigen das Geschwür des K. Ezechias. Wie die Fluten des Jordans sich bey der herannahenden Bundeslade theilten, um den Israeliten einen Durchgang zu eröffnen; so treibet die Kraft dieses göttlichen Brodes alle Fluten der aufwallenden Leidenschaften, und unordentlichen Begierden zurück, bestimmt ihnen ihr Feuer, besänftigt, und stillet das sich empörende Gesetz der Glieder, schrecket die brennende Wuth des Fleisches zurück, setzt die Sitten des Lebens um u. s. w. Eine einzige würdig genossene Communion ist fähig den Christen zur grösten Heiligkeit auszubilden. Wie die Arche, darin ein wenig von dem Manna lag, den Israeliten in allen widrigen Zufällen einen thätigen Beystand darboth; also u. s. w. Wie der Prophet Elias durch die Wunderkraft des gerösteten Brodes, das ihm der Engel zeigte, gestärket, eine Reise von 40 Täg und Nächten, bis auf den Berg Horeb zurücklegte, noch sicherer und glücklicher u. s. w. Die ersten Christen genossen dies göttliche Fleisch täglich. Die Kirche beschwöret uns, durch das Eingeweide der göttlichen Barmherzigkeit, uns mit Gottes eigener Substanz zu nähren, und dies über alle Wesenheit erhabene Brod zu essen. Auf welche Weise kann man den Hunger darnach in sich erregen?

vernunft unter dem Gehorsam der Mythologie gefangen nehmen muß. Eben so ängstlich erklärt er sich bey der sogenannten Erbsünde S. 99. necessitatem (moriendi) dum docemur cogitando coniungere cum peccato, ut annexum ei malum, docemur cogitare, in peccato primam originem esse, quare deus nequeat, aut nolit amplius homini beneficium hoc singulare exhibere, ut corpora semper cum animis coniuncta hoc motu et hac vi vivendi praedita esse sinat. Sollte also die Ursache der Sterblichkeit in der Sünde zu suchen seyn, und im Ernste sonst nicht statt gefunden haben? Die darüber angeführte Stelle Röm. 5, 12. entscheidet für die Behauptung des Verf. nichts, und 1 Cor. 15, 21—22. behauptet nur, daß mit Adam das Sterben, so wie mit Christo die Hoffnung der Unsterblichkeit anhebe. Um übrigens die Härte der Begriffe zu mildern, nimmt der V. an, daß man darum noch keine Erduldung von Strafe behaupte, wenn man sage, daß man eines andern halber Schaden leide. Hier wird den Lesern vieles zu weiterm Nachdenken und zur Berichtigung übrig bleiben.

Die Vergebung der Sünden durch den Tod Jesu setzt er S. 140. darin liberari metu miseriae e peccato oriundae, et miseria ipsa, ideoque liberatos metu spem habere, et liberatos miseria felicitate potiri — Deum instituisse sic, ut interveniente morte Christi et respectu ad hanc mortem promitteretur venia, et acciperetur. Der Tod Christi sey conditio promittendi accipiendique veniam. Sollte das die Lehre des Christenthums seyn, und nicht vielmehr Mißverständniß der Sprachart des N. T. in Beziehung auf das Volk, zu welchem die Apostel redeten, zu Grunde liegen, denn wäre der Begriff von einer alleinseligmachenden Kirche so übel nicht.

Am wenigsten sind wir mit der vorgetragenen Lehre vom Abendmal zufrieden, aequum est, sagt er, die Worte τουτο εστι το σωμα μου simpliciter et ad litteram tenere — docemus de Iesu, hunc non modo posse praesentem esse animis fruentium ea coena, ut fruamur ea utiliter, sed posse etiam novo et incognito modo praesentem exhibere corpus suum et sanguinem, ut singulare beneficium huic coenae alligatum. Es wäre unbegreiflich, wie man die körperliche Gegenwart beym Abendmal noch jetzt immer fort behaupten kann, wenn der Despotismus der einmal sancirten Lehr-

Lehrformeln hierüber nicht Auskunft gäbe. Ob sie in einer Schrift die futuris doctoribus gewidmet ist, sollte man sich doch die Hände nicht so gar sehr binden lassen. Man darf nur den Sinn der Einsetzungsworte ohne vorgefaßte Meynungen suchen, so erklärt ihn Paulus selbst 1 Cor, 11, 24. wenn man bey ihm nur die *αναμνησις* daran *τυτο ἐςι το σωμα μυ* mit dem Ausdruck *τον θανατον τυ κυριυ καταγγελλειν* in unmittelbare Beziehung bringt.

Als Winke, die zum weitern Nachdenken führen können, zeigen wir folgende Urtheile an. S. 17. setzt er die Theopneustie darin, daß die Verfasser rem, doctrinam et vaticinia von Gott empfangen hätten, und erklärt es nachher S. 28. näher: *tradidit per Christum res, provexit eos ulterius per spiritum*, adfuit iis ad omne munus docendi, *suppeditavit iis providentia sua varias scribendi occasiones*, iussit quaedam in litteras referri S. 35. Wer sich durch seine Erfahrung von der Wohlthat der Lehre Jesu überzeugt habe, is non existimabit, propter obvias in religionis doctrina *paucas res*, quarum natura interior a nobis perspici nequit, ipsam utilissimam doctrinam penitus repudiandam esse. S. 37. non debemus niti, ea quae fatemur non perspicua explicare, aut ratas de istis formulas et *θεωριας* sancire. S. 56. Ubivis S. S. de Filii excellentia sic loquitur, ut quae filius habeat, ea per patrem habeat, quae det atque agat, ea pater per eum det atque agat. Ipse quoque omnia, quae habet, agit et dat, refert dicendo et agendo ad patris *δοξαν*, referrique a nobis vult. S. 60. Spiritus est is, per quem pater continuat opus docendi a Christo coeptum. S. 61. a patre per filium et Sp. S. exspectamus et petimus ea beneficia — a patre per filium doctrinam salutarem, peccati veniam, aeternamque salutem, per spiritum adiumentum ad morale bonum. Bey der Lehre von den Engeln vermissen wir seine freyern Winke. Genüget der Verf. seinen Lesern hier und in andern Stellen nicht, so bleiben ihnen ja andre Quellen zum weitern Forschen übrig.

Pb.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Neues und vollständiges Lexicon für Prediger, worin alle moralische Grundwahrheiten, und katechetische Religionsgründe erläutert, alle Tugenden und Laster nach ihren besondern Titeln beschrieben, nebst ihren Beweggründen u. s. w. Nebst einer Anzeige, wie man dieses Predigerlexikon für alle Sonn- und Festtäge benutzen möge. Von Ambrosius Kolleneß, Mitglied des Königl. Schuleninstituts, und Prediger in Neiße. Breslau und Hirschberg, bey Korn dem Aeltern. 1789. Erster Theil. 696 S. Zweyter Theil [illegible]38 S. Dritter Theil. 494 S. in gr. 8.

In der Vorrede erklärt sich der Exjesuit Hr. Kolleneß über die Nothwendigkeit eines Predigerlexikons, und sucht sie daraus zu beweisen, weil die Werke, die in der Art vorhanden sind, wegen ihrer Weitläuftigkeit, und des theuren Preises, für die meisten Prediger unbrauchbar bleiben. Er hätte sicher hinzu setzen können, weil sie nicht den Werth haben, den ein Buch haben muß, welches Wegweiser, Erklärer, und Hülfsquelle für Volkslehrer, bey ihren so verschiedenen Bedürfnissen, seyn soll.

Wie wenig vollkommenes Houdri, Begerling, Faber, und Langius, bey aller ihrer Weitschweifigkeit, geliefert haben, und wie wenig Eins von diesen Werken vorzüglich oder zweckmäßig empfohlen werden kann, weiß Jeder, der sie gelesen hat. Dem protestantischen Prediger kommt Tellers vortreffliches Wörterbuch zu statten, das aber seinem innern Gehalt nach eben so sehr, als in der Einrichtung von diesem katholisch-jesuitischen Lexikon abweicht. Der Katholik, der aus diesem Lexikon seinen gelehrten Apparat sammlen soll, möchte höchlich zu bedauern seyn. Die Erklärungen biblischer Wörter sind zum Theil unglaublich schlecht. Gleich der erste Artikel giebt davon einen Beweis. „Aberglauben ist ein Uebermaaß, oder Ausschweifung in dem „Gottesdienste, der dem wahren Religionsdienste entgegen „steht. Er artet aus in dreyerley Nebenzweige: Abgötte-

„rey, Wahrsagerey, und abergläubische Anmerkung.“ (Wer hat jemals Abgötterey zum Aberglauben gerechnet, und, wie kann abergläubische Anmerkung eine Unterabtheilung vom Aberglauben seyn?) Der Artikel Abendmal ist eben so erbärmlich behandelt. Der geneigte Leser erfährt, welche Namen der heilige Thomas diesem Sakramente gegeben. Nämlich: eine Wegzehrung für Sterbende zur Salbung; ein Opfer, welches das unblutige Opfer vertritt u. s. w. Vorherbedeutungen dieses Sakraments wären jene heiligen Brodte, die nur von den Heiligen und Unschuldigen durften genossen werden; ferner: das Brodt, das durch den Melchisedeck dem Herrn zur Danksagung für den Sieg der durch den Abraham fünf überwundenen Könige geopfert worden ist; ferner: das Manna, oder Himmelsbrod, womit der Herr sein Volk in der Wüsten speisete; ferner: das Blut des Bundes, womit Moses das Gesetz dem Volke eingeweihet hatte. Augustin nennt es eine Arzeney der Unsterblichkeit; Ignatius: das Geheimniß unsers kostbarsten Werthes; Rupertus: die schönste Wirkung des h. Geistes. Albertus: ein Gastmal, dessen Speise die Gottheit ist. Es heilet alle innere Krankheiten, wie die Feigen das Geschwür des K. Ezechias. Wie die Fluten des Jordans sich bey der herannahenden Bundeslade theilten, um den Israeliten einen Durchgang zu eröffnen; so treibet die Kraft dieses göttlichen Brodes alle Fluten der aufwallenden Leidenschaften, und unordentlichen Begierden zurück, bestimmt ihnen ihr Feuer, besänftigt, und stillet das sich empörende Gesetz der Glieder, schrecket die brennende Wuth des Fleisches zurück, setzt die Sitten des Lebens um u. s. w. Eine einzige würdig genossene Communion ist fähig den Christen zur größten Heiligkeit auszubilden. Wie die Arche, darin ein wenig von dem Manna lag, den Israeliten in allen widrigen Zufällen einen thätigen Beystand darboth; also u. s. w. Wie der Prophet Elias durch die Wunderkraft des gerösteten Brodes, das ihm der Engel zeigte, gestärket, eine Reise von 40 Täg und Nächten, bis auf den Berg Horeb zurücklegte, noch sicherer und glücklicher u. s. w. Die ersten Christen genossen dies göttliche Fleisch täglich. Die Kirche beschwöret uns, durch das Eingeweide der göttlichen Barmherzigkeit, uns mit Gottes eigener Substanz zu nähren, und dies über alle Wesenheit erhabene Brod zu essen. Auf welche Weise kann man den Hunger darnach in sich erregen? Wenn

Wenn man sich durch lebhaften Glauben die Größe jenes himmlischen Gastes vor Augen stellt. Jene Samaritanin lief, mit Zurücklassung ihres Kruges in die Stadt, und ermunterte alle Bürger u. s. w. sie würde mit dem demüthigen Mephiboseth ausrufen, als zu ihm David jene trostreiche Verheissung sprach, daß er stets das Brod an seiner Tafel essen würde: ach, wer bin ich, daß du auf einen todten Hund u. s. w. dann würde sie auch den Segen, wie Obededom, wegen des Aufenthalts der Arche; und Zachäus bey dem Eintritt Jesu, empfinden. — Kann man größern Unsinn über das h. Abendmal sagen! Doch wir wollen noch ein paar Beyspiele von dem sehr ungereimten Zeuge geben, das P. Kolloneß vorbringt. Er sagt:

Ablaß ist eine gerichtliche Lossprechung von den zeitlichen Strafen, die noch ein Sünder dem gerechten Gott abzutragen schuldig ist, welche Lossprechung sich auf den geistlichen Schatz der Verdienste Jesu gründet, aus dessen Anwendung die Kirche den Mangel der hinreichenden Genugthuung des Sünders gleichsam ersetzet. So viel Worte, so viel höchst unwürdige Begriffe. Zeitliche Strafen trägt der Sünder dem gerechten Gott ab! Vielleicht wie im Handel und Wandel. Wir haben bisher geglaubt, die zeitliche Strafe sey nichts mehr und nichts weniger als natürliche Folge der Sünden, die in der Natur der Handlung und des Handelnden ihren Grund hat. Gerichtliche Lossprechung. Wo ist die jemals geschehen? Kann sie, ohne die ganze Ordnung der Natur zu zerrütten, geschehn? Darf sie geschehen? Hat sich der Fall in der Welt schon zugetragen, daß Jesu Verdienst die natürlichen Folgen der Sünde, d. h. die zeitliche Strafe aufgehoben hätte? Wo fordert Gott Genugthuung, worüber die Kirche zu erkennen hätte? Oder, ist hier etwan nur die Rede von den unverständigen Plackereyen, womit die alleinseligmachende Mutterkirche vermeintliche Sünder willkührlich kasteyet? Das wäre freylich ein anderer Fall, mit dem aber weder Gottes Gerechtigkeit, noch Christi Verdienst was zu schaffen hat. Die vom Verf. angeführten Exempel von Davids Ehebruch und Todtschlag, weshalb ihm sein Sohn genommen wäre; von seinem Volk zählen, weshalb Krieg, Hunger, oder Pest ihn demüthigen müssen u. s. w. beweisen, welch ein elender Exeget er ist. Den Ursprung

der

der hierarchischen Polizey leitet der Verf. vom Paulus contra den zum Bann und Teufel verurtheilten korinthischen Blutschänder her, und index competens sey der Papst, weil Christus zum Petrus gesagt hat: Weide meine Schafe; so wie darunter keine andere Absicht obwalte, als die Beförderung der Einigkeit unter den christlichen Fürsten; (!!!) die Ausrottung der Ketzereyen, und unternommene Kriege wider die Ungläubigen, nebst Wallfahrten. (Man kann seines eigenen Augen kaum glauben, daß ein Prediger in dem sonst so kultivirten Schlesien, zu unsern Zeiten, solche, von seinen eigenen Glaubensgenossen schon längst verachtete Ungereimtheiten noch empfehlen will.) Er schämt sich nicht, die alte eckelhafte Portiunkulalegende vom Franziskus aufzuwärmen, und ermahnt seine alleinseeligzumachenden Christen, für ihre im Fegfeuer leidenden Freunde Ablässe zu besorgen, und ihre Flammen im Schwemmteiche des Blutes Christi zu kühlen, weil sie durch und für sich nichts mehr verdienen könnten, sondern Gewalt litten, indem ihre wehmüthigen Stimmen zwar zum Throne der Erbarmung hinauf seufzeten, aber dort nicht mehr rühren, nichts mehr erbitten konnten; mithin unsere Bürgschaft ansprechen müßten. „Solltet ihr so grausam seyn, ihnen sogar die Früchte „des Verdienstes Jesu durch den Gewinnst der heiligen „Ablässe zu versagen? Ach erbarmet euch ihr Anverwandte, „Söhne und Töchter, ihr würdet unbillig und undankbar „handeln, falls, da ihr es so leicht zu bewirken im Stande „seyd, uns mit keinem lindernden Labsal im feurigen Ofen „begünstigen wollet.“ (Es ist lächerlich, die grausam zu nennen, welche ihr sauer erworbenes Geld nicht für die unnützen Todtenmessen weggeben wollen. Müßte aber hier wirklich von Grausamkeit die Rede seyn, so wären eigentlich die Meßpfaffen grausam zu nennen, welche nicht eher Messen für die Verstorbenen lesen wollen, bis ihnen jede Messe bezahlet wird. Abtödtung ist eine Vergessenheit aller Dinge des sinnlichen Lebens, und eine Abweichung von seinem eigenen Willen. Die Geistkenner sagen, daß sie eine Kasteyung des Gemüthes sey. Dadurch erlangt man Schutz gegen sichtbare Feinde, wie solches das Beyspiel der Machabäer durch ihre Kasteyungen und Fasten erweisen kann. Antichrist wird sein Geschlecht aus der Zunft Dan herleiten, sein Sitz wird zu Jerusalem seyn. Dies wilde wüthende Thier wird mit einem zahlreichen Kriegsheere die Kirche

Got-

Gottes verfolgen, doch nur drey und ein halbes Jahr. Seinen lügnerischen Wundern werden sich entgegensetzen Elias und Henoch. Beyde werden tausend, zwey hundert und sechzig Tage lang prophezeyen. (Eine ansehnliche Zeit, in der man etwas im Prophezeyen vor sich bringen kann.) Nach deren Erfüllung wird sie der Antichrist tödten lassen, und ihre Leiber werden drey Tage lang und einen halben auf den Straßen der großen Stadt, wo der Herr gekreuzigt worden, liegen bleiben. Das Kriegesheer des Antichrists, und die Könige, seine Anführer werden durch die, vom Himmel herabströmende Flammen getilget werden. Der Antichrist selbst, wird nach dreyßig Tagen, von dem Tode des Henochs und Elias angerechnet, gleicherweise in die See, die voll des Feuers und Schwefels ist, gesendet werden. Die Vorbilder des Antichrists sind schon da, und halten ihre Zusammenkünfte. Fliehet, und in der Flucht werdet ihr euer Heil finden. (Hat man je solch tolles Zeug in einem Lexikon für Prediger gelesen!) Apostaste. Abtrünnigkeit vom Ordensstande, woran Weiber und Wein schuld sind, wird mit dem geistlichen Banne bestraft. Dreyeinigkeit. Die Bezeichnung mit dem heiligen Kreuze ist ein feyerliches Bekenntniß der Dreyeinigkeit, und das vornehmste Mittel den Seegen des Herrn herabzuziehn, und unsere Werke verdienstlich für den Himmel zu machen. Wie viele Wunder sind dadurch gewirkt, Kranke geheilet, Teufel in die Flucht gejagt u. s. w. Ich würde kein Ende finden u. s. w.

Der zweyte Theil ist eben so arg, wie der Erste. Z. B. Geheimniß ist eine geheime und verborgene Sache. (Das Kapitel von den Definitionen hat P. Kollenetz aus dem Grunde gelernet, vermuthlich aus der Vernunftlehre seines Kollegen des P. Sailers!) Es giebt Geheimnisse der Religion, der Natur und der Politik. Je mehr ich nachdenke in der Religion, je mehr ich mich zu sehen bemühe, in eine desto größere Blindheit gerathe ich. Wehe mir! (Ja wohl, wehe!) Es sind Schattenbilder, gleich jenen nächtlichen Bildern, welche in den dicken Finsternissen unsern unbescheidenen Vorwitz mit einer eiteln Verblendung bezahlen. O wunderbare Wolke! In den Geheimnissen finden wir die sichersten und leichtesten Mittel zur Heiligung. (Also in den finstern nächtlichen Wolken, bey deren Prüfung

ein so erleuchteter Jesuit immer blinder wird.) Gelübde. Ist eine willkührliche Verheißung, wodurch sich ein Christ seinem Gotte auf eine besondere Art verbindlich macht. (Also kann sich der Christ selbst Verbindlichkeiten machen, die nicht schon in der Natur seines Verhältnisses mit Gott liegen? Dergleichen müssen freylich von besonderer, oder eigentlich nichtswürdiger Art seyn.) „Der Heiland begünstigt „die Gelübde, als er jene Gattung der Verschnittenen lobet, „die sich des Himmelreichs willen entmannet haben. (Ob das P. Kollonetz nach dem Wortverstande meynt?) „Da der „Reinigkeit schon so viele Belohnungen verheißen sind, so „sind deren noch viel vorzüglichere für die Keuschheit der „Jungfrauen bestimmt, als welche zunächst vor dem Throne „des Lammes stehen, und neue Gesänge anstimmen werden. „Maria hatte das Gelübde der Keuschheit gethan. Die „Apostel hatten vor ihrer Sendung Weiber, aber sie lie„ßen sie zurück um der Keuschheit willen. (Wo mag das P. Kollonetz gefunden haben!) „O ihr heiligen Ordens„geistliche, und Einsiedler! (O ihr Einsiedler, ihr elenden Tagedi be!) „Nutzen der Gelübde: Die Armuth ver„scheuchet alle Uebel, und ist eine äherne Mauer wider „die Versuche des Drachen." (Gleichwohl sagt Salomo: Armuth und Reichthum gieb mir nicht u. s. w. — Und die P. P. Jesuiten wollten niemals die äherne Mauer der Armuth haben. Sie sagten: gieb mir Reichthum! wie es ihre viele fürstlich gebauten und reich dotirten Collegien zeigen.) Gericht ist, daß jede aufgelösete Seele vor Gericht bestimmt werden wird. Soll gehalten werden im Thale Josaphat. Darauf folgt Himmel, Fegfeuer, Hölle. Es werden erscheinen Beklagte, Kläger, Richter. Die Ursache ist, die arge Welt zu beschämen, zu überweisen, und zu verdammen. Vorhergehen werden ansteckende Krankheit, Hungersnoth, Empörung u. s. w. Rauschen und Toben des Meeres, Ueberschwemmung, streitende Winde, Blitz, Donner u. s. w. Darauf wird der Antichrist, die Geburt Lucifers eintreten, Sonne und Mond finster werden, Sterne herabfallen, die Lichter des Himmels auslöschen, das im Regen vom Himmel herabsteigende Feuer wird die Welt an vier Ecken (genau an vier Enden, nicht auch am fünften!) anzünden, es wird sich an die Häuser, Felsen, und an die Erde anhängen, alle Pflanzen, Bäume, Thiere, Lebensmittel verzehren, in die unterirdischen Klüfte herabsteigen,

die Metalle schmelzen, Steine und Erzt zermalmen, und blos die Elemente in ihrer ersten Reinigkeit übriglassen. (Potz tausend! die Theologie des P. Kollonetz geht in die Chemie über. Das haben weder Bergmann noch Lavoisier gewußt!) Dann wird die Posaune ertönen, und nun fort ins Thal Josaphat. Gleich werden die Engel da seyn, um die Böcke u. s. w. Das Zeichen des heil. Kreuzes wird von den Engeln vor dem Richter in den Lüften hergetragen werden. Die Vermaledeyten werden fruchtlos ihr verzweifeltes Angesicht gegen die Mutter des Herrn (NB. nicht gegen den Herrn selbst!) verwenden, fruchtlos seufzen und heulen. Das Urtheil ist unwiderruflich. Brennende Abgründe werden sich öffnen, um die Verurtheilten in ihren Schoos aufzunehmen, tausend Donner und Blitze werden ihnen nachrollen, und sie in die schwarzen Tiefen hinabschmettern u. s. w. (Es ist der Mühe werth, solch unsinniges Zeug hervorzuziehen, sonst glaubt man nicht, daß es wirklich existirte.) Ketzer. (Ein vom P. Kollonetz wunderschön recht jesuitisch bearbeiteter Artikel.) „Wer der erkannten Wahr„heit widerstrebet, (versteht sich: der alleinseligmachenden katholischen Wahrheit) „und seine Ketzerey wider die Gesin„nung der allgemeinen Kirche vertheidigt. Es giebt förmli„che und materialische Ketzer. Innere Zwietracht in der „Kirche ist ärger als der blutigste Krieg mit Barbaren. Nie „hat Satan eine reichere Erndte als durch die Ketzer ge„habt.“ (So spricht ein katholischer Lehrer in Neiße! Unter einem protestantischen folglich, nach seinem Wahne, ketzerischen Landesherrn! Mitten unter protestantischen Mitbürgern!) „Vater und Urheber der Ketzer ist der Höl„lenfürst; auch ist die Wollust eine Beförderin der Ketzerey. „Die Ketzer werden zusammt ihren Irrthümern von der „Kirche Gottes billig in den Bann gethan. (Das ist der kürzeste Weg. Die protestantischen Ketzer wollen selbst nicht in der Kirche bleiben, also stoßt sie herunter.) „Der Gläu„bige muß den Ketzer fliehen, wie Johannes den Ebion, (P. Kollonetz fliehet also alle Protestanten in Schlesien. Wunder! daß er einen protestantischen Verleger hat!) aber „auch alle giftige Scharteken von sich werfen, namentlich „das sogenannte philosophische Handlexikon, die Schrif„ten des berüchtigten Freygeistes Voltaire, und ge„wisse religionswidrige Piecen unaufgeklärter Schrift„steller. (Statt dessen das Predigerlexikon des Aufklärers

P. Kol-

P. Kollonetz.) Kirchenbenediktion. Die Kirche segnet einige materialische Dinge, als Weihwasser, Brod, Osterlamm, Früchte, Pflanzen, Glocken, Asche, Osterkerzen, Palmen, Johanniswein. Das Weihwasser löschet die Sünden aus, verscheuchet die Zerstreuungen des Gemüths, und vertreibet den Teufel. Auch werden oft große Uebel des Leibes dadurch weggenommen. (Bravo! Das Weihwasser ist eine Universalarzney wie das Luftsalzwasser.) Pflanzen und Früchte werden am Himmelfahrtstage Mariens geweihet. Dadurch wünschet die Kirche, daß all Unheil (wir schreiben genau ab) von Menschen und Vieh abgetrieben worden. Kreuz, materialisches Werkzeug, ist den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit. (Wir dächten, das materialische Werkzeug ist beyden ein Stück Holz.) Jesu Kreuz ist von ungewöhnlicher Schwere und Länge gewesen. (P. Kollonetz hat es gemessen und gewogen.) Ist vorbedeutet durch Isaaks Holz auf Moria, durch die Himmelsleiter, durch die Ruthe Moses, durch die Ruthe Aarons, durch den brennenden Dornbusch, durch den Buchstaben Tau beym Ezechiel im 9ten Kap.; ist ein Siegspanier wider den Teufel, und unbesiegbares Bollwerk, ein Triumph aller Triumphe, und Schutzwehr wider Feinde. Es ist würdig von jedem Christen angebetet zu werden. Klöster sind Vorhöfe des Himmels, (wo es noch sehr unhimmlisch hergehet) und irrdische Paradiese, (in denen viele durch Kummer und Langeweile sterben) Bollwerke für die Unschuld, wovon Welt und Fleisch verbannet seyn soll. (Aber leider nicht verbannet ist!) Wie gefährlich ist doch die Welt, ich sehe daselbst nichts als Hindernisse des Heils, daher Christus mit Flüchen wider die Welt losgedonnert hat, (in der doch P. Kollenetz selbst lebet und webet. Warum geht er nicht ins Kartheuserklaster?) den klösterlichen Seelen senket sich der ganze Himmel mit seinen sanften Freuden ins Herz; hier grünt der Oehlzweig des himmlischen Friedens, hier zerreisset keine Sorge das Herz, welches mit den süßesten Bächen der reinsten Wollust berauschet die Früchte der seeligen Ruhe genießt. Die Stirnen sind mit dem Namen des Lammes bezeichnet. (P. Kollonetz versteht sich gut darauf, die Einbildung eines jungen unerfahrnen Mädchens oder Knabens zu berücken, die aber künftig von allen diesen gauklerischen Träumen das Gegentheil, ewigen Zank, peinliche Reue und Verdruß erfahren werden.) Die heiligen Väter haben die

dringendsten Ermahnungen ergehen lassen, um die Christen in die klösterliche Einsamkeit zu führen, und um der ewigen Belohnung willen tausend Welten zu verlassen. (P. Kollonetz verläßt nicht einmal seine Pfarrstelle zu Neiße deshalb!) Kleidertracht. Der Fürst der Apostel befiehlt, daß die Frauenzimmer sich nicht die Haare kräuseln, mit Golde durchweben, und die Kleider ausschmücken sollen. Je mehr der Leib geschmückt wird, desto mehr wird die Seele geschändet. Die wollüstigen Zierrathen sind Lockvögel zur schändlichen Liebe. So wie Thamar ihren Schwächer Judas zum Beyschlaf reizte. Jezabel zierte sich fruchtlos, schmückte sich, aber der König warf sie aus dem Fenster, wo sie von den Hunden gefressen ist. Die große Hure von Babel schmückte sich mit Edelgesteinen, um Eroberungen zu machen u. s. w. Mit solchen Kleidungszeichen kommt man im Temp l. Wirst du Gott der Gerechtigkeit schweigen? Nichts weniger. Der Herr wird den Hauptscheitel der Tochter Sion kahl machen, und ihr Haar entblößen. Er wird hinwegnehmen die runden Spänglein, die Halsbande, die Kelzierden, die Armspangen, Hauben, die Haarnadeln, und es wird ein Gestank seyn. (Das mag sich das katholische schöne Geschlecht in Neiße merken!) Noch könnten wir vom **Meßopfer, Offenbarung, letzter Oehlung** ähnliche Ungereimtheiten hier ausziehen.

Der dritte Theil ist, wenns möglich, noch elender gerathen, als die beyden ersten Theile. Wir wollen mit der Beleuchtung des ersten Titels **Pabst** den Anfang machen. „Das Pabstthum ist der erste Sitz der Kirche, und alle „Nachfolger des h. Petrus genießen die Vorzüge, welche „Petrus, das erste Oberhaupt der Kirche, genoß. Ihm „allein wurde verheißen, daß die Pforten der Hölle die Kirche „nicht überwältigen würden. Christus war der unbewegbare „Fels, Petrus aber war wegen des Felsen. Wenn die Apo„stel von den Evangelisten angeführt werden, so wird Pe„trus, als der Heerführer oben angesetzt, des apostolischen „Ranges wegen. (Die Evangelisten wissen nichts davon. Sie melden, daß Christus, das Gezänk des Rangstreites durchaus nicht dulden wollte, mit der Bedrohung: wer sich der Vornehmste dünken und nennen wollte, sollte der Geringste seyn. Aber P. Kollonetz weiß das besser!) „Die „verliehene Vollmacht des Kirchenprimats hat auch Petrus

sogleich

„sogleich in Uebung gesetzt, weil er verordnete, was bey Er„mangelung des Verräthers Judas zu thun wäre. Er that „den Erzketzer Simon in den Bann; er hatte ein himmli„sches Gesicht u. s. w. Eben diese Amtswürde haben auch „die Statthalter Jesu. Ihnen kommt es zu, Streitigkeiten „in Religionspunkten zu entscheiden, in deren Entscheidung „sie untrüglich, und unfehlbar sind. Wiewohl auch nicht „zu läugnen ist, daß sie als Privatlehrer irren können. (Die Hinterthür bleibt also doch offen, dergestalt, daß wenn die Päbste Wahrheiten sagen, solches von Amtsunfehlbarkeits- und Untrüglichkeitswegen geschiehet; wofern sie aber Albernheiten schwätzen, welcher Fall leider so oft eintritt, dann ist jeder Pabst ein Privatdocent. Aber wie? Der Pabst hat doch ex cathedra den Jesuitenorden aufgehoben. Ist da der Pabst auch untrüglich? P. Kollonetz als Jesuit wird sagen, Nein! Wie nun? Ja da ist auch eine Hinterthür. Denn es wird heißen, die Aufhebung des Jesuiten ist kein Religionspunkt, sondern eine Disciplinarsache. Daher halten sich die P. P. Iesuitae berechtigt, dem Pabste ungehorsam zu seyn, und ihren Orden trotz der Päbstl. Aufhebungsbulle wieder aufleben zu lassen.) „Es ist ein Glau„benssatz, den Pabst für den Statthalter Christi zu halten. „Er ist der höchste Gewalthaber, der Fürst aller Bischöfe, „der Ordnung nach ein Melchisedeck, der Würde nach ein „Aaron, dem Ansehn nach ein Moses, der Salbung nach „ein Christus. Warum ist man nun so unbillig, ihn einen „Antichrist zu heißen, warum würdigt Hr. Eibel so gar un„schicklich in seiner ganz untheologischen Piece ihn herab?" (Ey! darum, weil Hr. Eibel etwas klüger ist, als P. Kollonetz.) Pfarrherr. „Wenn Gott einen Priester zum Hirten „einer Pfarrey sich auswählet: so macht er ihn fest wie eine „Säule von Eisen, und eine Mauer von Erz, damit er „den Feinden seines Namens an die Seite stehe. Es ist „wahr, daß man große Kriege aushalten muß. Welch eine „Mühe, damit man die nächtlichen Zusammenkünfte, die „Besuche der Personen von ungleichem Geschlecht ausrotte u. s. w." (Kann das der Priester P. Kollonetz, so ist er wirklich ein magnus Apollo.) „Die Entrichtung des Zehnten „gründet sich auf die göttlichen, natürlichen, und geistlichen „Rechte. (Bravo!) Das Beste wollte Gott im alten „Bunde den Priestern und Leviten geopfert wissen, (Sehr naiv! und besonders die P. P. Soc. Iesu möchten allenthalben

gern das Beste haben.) „nur die Opfer des Abels, nicht „des Kains würdigte er seines allerhöchsten Wohlgefallens.“
Prediger. „Ihre Sendung schreibt sich entweder unmittel„bar oder mittelbar von Gott her. Hieraus erhellet, wel„che schändliche und ahndungswerthe Misbräuche jene un„würdige und unerfahrne Laien einst in Wien wagten, die „es sich beykommen ließen, sich mit einem eben so tollen als „boshaften Frevel in das Heiligthum einzudrängen, und ih„re Prediger, unter dem Vorwande, den Misbräuchen in „ihrem Predigtamte abzuhelfen, mit ungereimten Kritiken, „und meist verleumdenden Erdichtungen zu bewitzeln. (Nun! Erdichtungen waren es eben nicht, denn Wiener Prediger-kritiken führten wirklich an, was die Prediger in und um Wien in ihren Predigten gesagt hatten. Schlimm genug, daß diese zum Theil so große Ungereimtheiten sagten, und noch jetzt sagen.) „O welche Greuel der Misbräuche unter „denen, die so rasend gegen die Misbräuche stürmten! — „Ein Prediger hüte sich, die Kanzel mit einem gepuderten „und parfümirten Kopf, oder frisirten Versetten, und dabey „unanständigen, ja verabscheuungswürdigen Zeichen ei„ner weltlichen Eitelkeit zu betreten. Ich verabscheue nichts „mehr als einen geschmückten Pfauenkopf auf der Kanzel. (Sollte denn ein verdammender Inquisitorskopf besser seyn?) „Die Priester sind Mittler zwischen Jesu Christo und dem „Menschen. Sie sind als Richter über die Erde bestellet, „mit so einer Vollmacht, daß keiner, der nach der Taufe „in Sünde verfällt, ohne ihre Lossprechung mit Gott aus„gesöhnt werden kann. Die Würde der Priester übertrifft „das Ansehn der Engel, denn, was die Priester vermögen, „vermögen nicht auch die Engel. Der Priester ist ein Wun„der zum Erstaunen, (besonders der Priester P. Kollonetz ist ein großes Wunder!) „er besitzt eine unaussprechliche Ge„walt, sie reichet bis gen Himmel, er hat seinen Umgang „mit den Engeln, und handelt mit Gott vertraulich. (Also auch P. Kollonetz besonders.) „Kaiser und Könige wuß„ten sich gegen ihre Priester mit Achtung und Ehrfurcht aus„zuzeichnen, und wurden von Gott mit großen Strafen „heimgesucht, wenn sie die Ehrfurcht außer Acht ließen. (Wir hoffen, Kaiser und Könige werden aus Furcht der Strafe die Ehrfurcht gegen den Priester P. Kollonetz nicht verletzen.) Wer euch verletzet, verletzet meinen Augapfel.“
Prozession. „Durch die heiligen Prozessionen werden allge-

„meine Uebel entweder abgewendet, oder wenigstens gemin„dert. Der Herr der Wolken öffnet sie auf das allgemeine „Bitten, zu einem heilsamen Regen. Könige und Fürsten „begleiten derley fromme Umgänge, und sind überzeugt, daß „Gott der bittenden Gemeine nichts versage. (Ey! Wenn das wäre, warum erlangen denn die bittenden Gemeinen gemeiniglich nicht, was sie verlangen?) „Das Kreuz wird bey „allen Prozessionen als ein triumphirendes Siegspanier vor„ausgetragen, denn werden die Fahnen getragen, zur Nach„folge dessen, was sie uns verkündigen. (??) Aus glei„cher Absicht führt man die Bildnisse der Heiligen, und ihre „Reliquien zur Verehrung u. s. w. Sollte Gott einem all„gemein flehenden Volke die erwünschten Früchte nicht gewäh„ren: so liegt sicher kein anderer Grund darunter, als weil „das allgemeine Gebet nicht pflichtmäßig genug, nach jenen „Eigenschaften, die es haben soll, seinen Gang nahm." (Also nicht auch in der physischen Unmöglichkeit; in dem bessern Zusammenhange den die Vorsehung bestimmt hatte; in der irrigen Theorie menschlicher Bitten?) Reichthum. „Die Schrift ist voll der fürchterlichsten Ausdrücke wider „die Klasse der Reichen. Sie vergleicht die Reichthümer mit „Disteln und Dornen; ermahnet solche, welche sie besitzen, „zu weinen und zu seufzen; sie drohet mit dem Zorne Got„tes, und zeigt einen solchen Abscheu vor den vergänglichen „Gütern der Welt, daß sie scheinet keinen Unterschied zwi„schen den Reichen und Gottlosen zu machen. In der Er„zählung von dem unglücklichen Reichen, der in der Hölle „begraben wird, giebt sie ihm keinen andern Titel, als den „Reichen." (Wenn dem so ist, warum hat denn der Orden der Jesuiten beständig nach den vergänglichen Gütern der Welt gestrebet, hat so viel von Gutthätern, von den Fürsten, ihren Beichtkindern, und von den alten frömmelnden reichen Damen durch Testamente, Schenkungen u. s. w. zu erwerben gesucht?) Reliquien. „Viele tausend Wunder in „jeder Gattung der Bedürfnisse sind vermittelst der nachge„bliebenen Stückchen des heiligen Kreuzes geschehen. Durch „die Reliquien des heil. Paulus und andrer frommen Diener „sind verschiedene Sieche genesen u. s. w. (Wunder? Also ists nun ein grösseres Wunder, daß die Reliquien keine Wunder mehr thun.) Reue. „Die wahre Reue muß überna„türlich seyn, sie muß sich auf geoffenbarte Bewegursachen „gründen. (Also, wenn die bigotten Katholiken Reue und

Leid erwecken, d. h. einige elende Gebete mechanisch hersagen, das ist übernatürlich!) Rosenkranzbruderschaft. „Hat „der heil. Stifter Dominikus befördert und ausgebreitet, in„sonderheit wohl benutzet während die Albigenser schwärmten. „Bey dem Glauben muß man das Kreuzzeichen machen, und „sagen: Im Namen des Vaters u. s. w. Nachher den „Glauben beten; bey der ersten großen Koralle ein Vaterun„ser; dann: Ehre sey Gott u. s. w. Bey den kleinen Ko„rallen den englischen Gruß. Bey jedem Zehnten u. s. w.“ Wallfahrt. „Es giebt deren weltliche und geistliche. Der „verschnittene Kämmerling aus Aethiopien kam von weiten „Landen her. Die ägyptische Maria, eine berüchtigte Sün„derin wurde nie anders als in der Wallfahrt nach Jerusa„lem gereizet.“ (Belehrendes Exempel von der geistlichen Wallfahrt eines Verschnittenen, und der weltlichen einer liederlichen Dirne.)

Unsere Leser müssen uns verzeihen, daß wir von einem so schlechten Buche einen langen Auszug gemacht. Es mußte deshalb geschehen, weil aus diesem Lexikon viel von der katholischen Klerisey gemacht wird. Man muß auf einen sehr erbarmungswürdigen Zustand der katholischen Kirche schließen, wenn ein solches so sehr elendes Buch noch für brauchbar gehalten wird. Zugleich ist dieses Buch ein Beweis, welche finstre Dummheit von aller Art durch die Jesuiten ausgebreitet wird. Denn P. Kollonez ist unter den Jesuiten ein nicht unbedeutender Mann.

Qe.

Ecclesia militans regnum Christi in terris in suis fatis repraesentata, à *Martino Gerberto*, Monasterii et Congregationis S. Blasii in nigra silva Abbate, R. R. I. P. *T. I.* Typis eiusdem monasterii. 1789. 24½ Bog. 8. *T. II.* 24 Bogen.

Das Buch des heil. Augustins, de civitate Dei hat dem Verf. vermöge der Vorrede, die erste Veranlassung gegeben, dieses Bogenreiche Buch de ecclesia militante regno Christi in terris zu schreiben. Was der Verf. unter diesem regno Christi in terris versteht, erklärt er auf folgende Weise:

„Est

„Est hoc regnum illud theocraticum, ac civitas Dei, quam „sibi in ipsa mundi creatione constituit in genere humano, „regnum unigenito filio suo ad gloriam suam, rerum „omnium finem unicum. Praeparata civitas illa in para„diso, indeque detrusis proparentibus nostris, in populo „Dei propagata fuit et conservata per fidem in salvatorem „generis humani Christum, promissum Messiam ex gente „Israelitica, firmato in ea natione regno iuxta prophetiam „patriarchae Iacob Gen. XLIX, 10. *Non auferetur sce„ptrum de Iuda et dux de femore eius, donec veniat, „qui mittendus est, et ipse erit exspectatio gentium:* ad „quas nimirum misit Christus apostolos suos in universum „mundum ad praedicandum evangelium omni creaturae, „unice ad gloriam sui conditae, finem ultimum rerum „omnium prosequendum in Ecclesia militante regno Chri„sti in terris, absorpturo veluti, quod ad hunc finem at„tinet, iuxta prophetiam Danielis reliqua mundi regna; „totumque genus humanum ad finem suum ultimum glo„riam Dei, intime cum felicitate nostra in regno Christi „hic et in aeternum coniunctam, revocaturo; à quo fine „qui deflectat in regno Christi theocratico, quisque ille „sit, civitate Dei excidat, atque extorris sit, quam ex S. „Augustino descripsimus; describemusque hoc opere re„gnum Christi in terris in universo mundo constitutum, „instructumque, vicaria illius potestate: *Qui dicit regi, „apostata, qui vocat duces impios; qui non accipit per„sonas principum; nec cognovit tyrannum, cum discepta„ret contra pauperem.* Iob. XXXIV, 18." Aus dieser Erklärung des Verf. werden nun unsere Leser schon zur Genüge abnehmen, was für ein Geist in diesem Buche wehet; und sie werden uns nun auch um so mehr glauben, wenn wir sie versichern, daß wir von diesem gelehrten Prälaten etwas besseres erwartet hätten, als diese Ecclesia militans. Wem es Vergnügen macht, apokalyptische Grillen mit papistisch-hierarchischen Grundsätzen durchwebt, sich ein paar Alphabethe hindurch vorpredigen zu lassen, der mag dieses Buch zu seiner Lieblingslektüre wählen. Der Verf. zeigt sich durchgängig als einen Antipoden der gegenwärtigen Welt, und predigt ganz das Christenthum und die Philosophie des mittleren Zeitalters. Römische Infallibilität und Statthalterey Christi, so wie sie ein Gregor VII, und Innozenz III. ausgeübt haben, ist nach der Meynung des Verf. das Haupt-

Kenn- und Ehrenzeichen der Ecclesiae militantis regni Christi in terris. Daher erklärt sich der Verf. gegen alle Neuerungen, die man seit einigen Jahren in der katholischen Kirche einzuführen trachtet, vertheidiget mit den Kardinälen Migazzi und Bathiani die Bulle Unigenitus, nimmt die heilige Inquisition in Schutz, vertheidiget die Intoleranz aus dem neuen Testament, anathematisirt die Gegner der Päpstlichen Nunziaturen, die Febroniusse, die Punktatoren des Emser Congresses, den Bischof von Pistoja und Prato Scipio Ricci, und vorzüglich die Erzketzer, die Protestanten. Um unser Urtheil zu bestätigen, sehen wir uns genöthiget noch ein paar Stellen abzuschreiben. T. II. p. 53. „Cum ingente voluptate percipio, agitari de unione „Russicae ecclesiae saltem, graecis schismaticis addictae „hactenus, cum Romano-catholica consilia, quod magnis „semper votis optavi, atque SS. P. N. Pio VI. dum an„no 1782. Germaniam adiisset, supplex ea de re fui, „quippe quae videatur non tantis difficultatibus exposita; „nec tanto est discrimini obnoxia, quale hactenus toties „iam, nostra etiam *nuperrime non* semel aetate, tentatus „*Protestantium ad gremium Ecclesiae reditus* subiit sem„per, ac subiturus est, nisi ante omnia *de infallibili iu„dice, ac irrefragabili iudicio conveniatur*, quo necessario „standum sit: secus enim dum accedere aut etiam recede„re *vel uno in capite* liberum est, fides vacillat, nihilque „durabile esse potest. — Est haec una apud Protestan„tes sacra anchora, *tolerantia* inquam, non politica tan„tum in mutua, salva lege suprema amoris Dei super „omnia, charitate, sed theologica etiam in fide, secus „ac se res habet apud nos, apud quos *est una salvifica fides*, „una catholica Ecclesia magistra fidei, cujus fidei unitas „*nec cum libertate conscientiae*, quam depereunt, *nec* „*cum tolerantia consistere potest illa*, quam cum dispen„dio veritatis requirunt. Eandem tamen tolerantiam nec „ipsi Protestantes praestant aliis, ubi magistratum sive po„liticum sive ecclesiasticum agunt, ac principi (velint no„lint fateri) contra libertatem conscientiae; nisi promi„scue omnium religionum licentiam dent, potestatem „tribuunt illam omnem, qualem flagitat religio quae„cunque dominans, quomodocunque determinent ius in „sacra; seu circa sacra, quod iis negant, qui illud ex ore „divino in evangelio acceptum, tribus integris primis seculis

„seculis, *antequam ullus princeps Christo nomen daret*, „et deinceps sub Christianis principibus usque ad sua Pro„testantium tempora *in possessione tenentes*, exercuerant, „et contra refragarios quoscunque vindicarunt, in chri„stianam religionem ac *fidem catholicam* ringentibus in„feri portis, frementibus omnibus seculi potestatibus sub „Roma debellatrice illa sanctorum, atque etiam, ut vidi„mus, et parte sub Christianis imperatoribus donec fata „illa subiit Roma, quae S. Ioannes in apocalypsi sua divina „scripsit, Cap. XX. autem regnum illud Christi in terris „militantis ecclesiae. — — Pag. 58. Hoc cum ageretur „in comitiis Spirensibus anno 1529. visumque esset, rem „in statu, quo tunc erat, relinquendam esse usque ad „concilium ab Imperatore simul et Pontifice convocan„dum, ab electore Saxoniae et Landgravio Hassiae inter„posita est protestatio, indeque *Protestantium* nomen „coepit, *novum profecto et ignobile*, et, si res propius „spectetur secundum nativum etymon, *magis quam ipsum „haeretici nomen aversandum*. Quod vero qui ipsi sibi „delegerunt, quei recusare possunt nomen? Nomen in„quam, ut dici solet, et omen, in partes scilicet euntium „sectariorum, quos latine dicimus.“ Von der Königin Elisabeth von Engelland sagt der Verf. T. II. pag. 78. Po„stea sub Elisabetha regina omnia in peius ruerunt, ac vi„dere fuit abominationem desolationis stantem in loco „sancto, mulierem caput ecclesiae, Elisabetham, Vene„ris potius impudicae flaminam, Annae Bolenae natam. „Erubuisse ipsa quidem primum visa, mox frontem po„suit, caput se gerens ecclesiae cum fronte aenea, episco„pis, qui eam caput ecclesiae revereri detrectabant, quod „facere sacramento iubebantur, depositis, in exilium mis„sis, donec aerumnis conficerentur. Quis non obstu„pescat, dum foemina sibi claves Petri, super quem Chri„stus aedificavit ecclesiam, usurpat, postquam stella illa, „quam Pastorinus catholicus Angliae presbyter, in apo„calypsis cap. VIII. *Lutherum incentorem pseudorefor„mationis* ob dignitatem sacerdotalem vitamque religio„sam, quam professus fuerat, interpretatur, cecidit de „caelo in terram.“ — Es fällt uns zu schwer, mehr aus einem Buche abzuschreiben, das wir nur unter großer Selbstverläugnung ganz haben durchlesen können. — Es kann zu einem traurigen Beyspiele dienen, wie tief noch der blindeste

Katholicismus auch bey gelehrten Katholiken steht; wie wenig, so lange der Iudex infallibilis und das irrefragabile judicium bey dieser Kirche noch als das erste Erforderniß angenommen wird, die Katholiken sich den Protestanten nähern können, ja nur von der schriftmäßigen Lehre der Protestanten ein billigeres Urtheil, das mehr als ein bloßes Kompliment ist, fällen werden. Die wenigen sehr billigen Katholiken, welche das große Verderbniß ihrer Kirche deutlich einsehen, und mit der Reformation derselben gründlich und aufrichtig zu Werke gehen, wie z. B. Werkmeister, Schneider, und besonders Ruef, werden, wie der Augenschein zeigt, selbst als die ärgsten Ketzer verschrieen.

Nb.

Rechtsgelahrheit.

Ist das eigne Geständniß eines Delinquenten zu seiner Hinrichtung nach der Carolinischen Gerichtsordnung und nach Hamburgschen Rechten durchaus erforderlich? bey Gelegenheit der berüchtigten Mannsmörderin Wächtlern zu beantworten versucht von N. F. Hofmann. Zweyte verbesserte Auflage. Hamburg. 1789. 40 S. 8.

Was der Verf. über die gedachte Frage im Allgemeinen vorträgt, ist von weniger Erheblichkeit, und es steht sehr dahin, ob das Verfahren, welches der Verf. zu rechtfertigen sucht, nicht noch manchen gegründeten Einwurf leide. Das Hamburgsche Niedergericht erkannte nach beschlossenen Inquisitionsakten am 3ten Oct. 1787. daß Inquisitin, ob sie gleich „der That nicht geständig, noch auch derselben „völlig überwiesen worden, dennoch wegen des wider sie „obwaltenden starken und dringenden Verdachts, welchen sie „gründlich zu heben nicht vermocht, als eine dem Staat „höchst gefährliche Person in das Spinnhaus in sichere Ver„wahrung zu setzen.“ — Dieses Erkenntniß ward in der

Appel-

Appellationsinstanz vom Obergerichte am 7ten Dec. f. J. dahin abgeändert, „daß Inquisitin wegen der zur Tortur „völlig hinreichenden Anzeigen, zum nähern Geständnisse „der Wahrheit mit der scharfen Frage zu belegen, und die „Sache zum weitern Verfahren ans Niedergericht zu remit„tiren sey.“ Diesem Urtheile zur Folge, ward mit der Inquisitin wirklich zur Tortur geschritten; und zwar mit so gutem Erfolg, daß Inquisitin, wie der Verf. sich ausdrückt, kaum den Vorgeschmack des ersten Grades aushalten konnte, sondern sich zum Geständnisse des begangenen Mordes bequemte, und solches auch in der am dritten Tage darauf angestellten Vernehmung wiederholte. Nunmehr ward vom Niedergerichte anderweitig erkannt, „daß Inquisitin mit „dem Rade vom Leben zum Tode zu bringen sey.“ Dieses Urtheil ward, obgleich Inquisitin wiederum öffentlich vor Gericht ihre Unschuld versicherte, mithin das vorige Geständniß zurücknahm, dennoch vom Obergerichte bestätigt, und darauf wirklich vollzogen. Nach geschehener Execution hat ein Geistlicher berichtet, daß sie bey ihrer Vorbereitung zum Tode die Missethat gegen ihn gestanden habe. Der Verf. macht nun zur Unterstützung dieses Verfahrens folgende zum Theil recht erbauliche Anmerkungen. — — — — 1) Man könne nicht sagen, daß die Inquisitin ihr Geständniß aus Schmerz der Peinigung gethan hätte; weil sie nicht sonderlich gepeinigt worden wäre, vielmehr sich sehr bald zum Geständnisse bequemt hätte, da doch sonst der weibliche Körper, seiner Nachgiebigkeit wegen, weit mehr Schmerzen ertragen könnte, als der gespanntere männliche Körper. — Ueberdem hätte sie das Bekenntniß nach dreyen Tagen genehmigt. (!!!) 2) Dieser merkwürdige Rechtsfall diene zum Beweise, daß die Tortur nicht abzuschaffen sey, weil ohne sie die Inquisitin nicht würde zum Bekenntnisse gebracht worden seyn; und so wie dieses zwar unsanfte, aber bey hartnäckigen Inquisiten absolut nothwendige Mittel die Wahrheit (?) zu erforschen hier gute Dienste gethan hätte: so sey auch gewiß zu erwarten, daß es bey einem andern noch in peinlicher Haft sitzenden Verbrecher männlichen Geschlechts, dem die Tortur auch schon zuerkannt wäre, gleichfalls seinen guten Nutzen zeigen werde. 3) Daß das anhaltende unermüdete Zureden, und die eingreifenden Vorstellungen eines rechtschaffenen Geistlichen auch das allerverstockteste Herz zu rühren im Stande wären. — — — Daß unser Verf.

sich

sich besser für Carpzovs frommes Zeitalter, wo die Tortur in blühendem Ansehen stand, als für unser Jahrhundert, welches sich durch menschlichere Grundsätze auszeichnet, geschickt hätte, davon zeugen seine Behauptungen völlig. Was aber das gerichtliche Verfahren an sich betrifft; so habe ich mich immer des Gedankens nicht erwähren können, und hoffentlich stimmt der größte Theil unserer Leser mit mir darin überein, 1) daß eine noch im Jahr 1787. zu Hamburg erkannte und wirklich vollzogene Tortur allemal eine Erscheinung bleibe, welche man nach den aufgeklärten Grundsätzen, wodurch sich sonst die Regierung dieser Republik auszeichnet, kaum hätte erwarten sollen; und wirklich ist diese Erscheinung desto trauriger, da das Beyspiel des hier durch die Marter erpreßten Geständnisses schon zur Veranlassung gedient hat, bald darauf in einem andern Criminalfalle wiederum auf die Tortur zu erkennen. Wenn jedes Recht, welches Hommel in Rhapsod. Quaest. Obs. 439. den Richtern in Ansehung unvernünftiger Gesetze beylegt, anwendlich werden kann: so ist es gewiß bey den, die Menschheit entehrenden Vorschriften der scharfen Frage zur Ausübung zu bringen. 2) Das erste Erkenntniß des Niedergerichts trägt allenthalben das Gepräge einer weisen, und von der sorgfältigsten Ueberlegung aller Umstände geleiteten Justizpflege, wie in der heutigen Cultur des Criminalrechts gemäß ist; das folgende Verfahren hingegen, worauf ganz der Geist Benedikt Carpzovs ruhet, ist desto bedenklicher, da man in der zweyten Instanz das vorige Urtheil in peius reformirt, die Tortur zum Zweck der Lebensstrafe verfügt, und die letztere darauf wirklich erkannt hat. Ein Verfahren, welches von der gewöhnlichen Regel sehr abweicht, und offenbare Nullitäten bey dem ersten gelindern Erkenntnisse voraussetzt, sonst aber selbst von dem, gewiß nicht zu milden Leyser Spec. 646. m. 8. 9. 10. unter ganz unerhörte Fälle gerechnet wird. Von Nullitäten, die das Niedergericht in erster Instanz begangen hätte, findet man hier keine Spur, folglich scheint es, daß unter den zweifelhaften Umständen der gelindere Weg den Vorzug verdient hätte. 4) Ueber den nachher geschehenen Widerruf des Geständnisses eilt unser Verf sehr flüchtig hinweg. — — Dagegen aber hätte er einmal bedenken mögen, daß die Rechtfertigung eines Urtheils lediglich aus den vorhergegangenen Akten sich ergeben müsse, und daß ein Geständniß, welches die eingreifende Vorstellung

lung des Predigers erst nach eröffnetem Urtheile herausgebracht haben soll, wovon aber die Akten nichts wissen, und über dessen einseitige Angabe die hingerichtete Inquisitin nicht mehr gehört werden kann, in keinem Betracht einige Rücksicht verdiene.

Renati Caroli L. B. *de Senckenberg* — Meditationes maximam in partem iuridicae quinque, cum mantissis quibusdam. Wetzlariae. 1789. 179 S. 8.

Von den Verdiensten dieses gelehrten Verf. um die Rechtswissenschaft hat das Publikum bereits verschiedene Proben. Die vorliegende Schrift enthält: Meditat. I. de futura in Sayna Hachenburgensem comitatum successione. Der Verf. erkennet nunmehr selbst die im Jahr 1786. unter dem Titel: Acht Paragraphen über die Schrift des Herrn Geh. Raths Koch von der Hachenb. Erbfolge u. s. w. erschienene anonymische Schrift, imgleichen die im Jahre 1787 erfolgte Vertheidigung der 8 Paragraphen für seine Arbeit; und sucht jetzt vorzüglich, die in der Abhandlung von der weiblichen Erstgeburt wider Herrn Prof. Reusens Abhandlung von der Hachenbergischen Erbschaft Sect. 3. §. 96. ihm gemachten Einwürfe zu widerlegen. II. De futura in lineae Saxonicae Albertinae terras successione, worin die Grundsätze, welche Moser im Jahr 1744. (Staatsr. XV. 286.) hierüber vortrug, theils überhaupt geprüft, theils nach jetzigen Verhältnissen erläutert, und vorzüglich die Rechte des Herzogl. Hauses Weimar nach der goldenen Bulle und Familienverträgen näher bestimmt werden. III. De quaestione: Nepotes, *si soli inter se concurrant*, in stirpes an in capita hereditatem avi secundum ius novissimum Iustinianeum dividere debeant? — Der Verf. glaubt, daß in dem erwähnten Falle die Enkel in capita succediren müßten. — Obgleich der Scharfsinn des Verf. auch in dieser Abhandlung hervorleuchtet: so haben mich seine Gründe doch nicht überzeugt. Er setzt die Beweise jener Behauptung darin, weil 1) die Novelle 118. bloß in dem Falle, wenn Kinder und Kindeskinder des Verstorbenen zugleich vorhanden wären, die Erb-

folge

folge der letztern nach den Stämmen geordnet, hingegen die Erbfolge der Enkel ohne solche Concurrenz gar nicht ausdrücklich bestimmt hätte; dieser Fall müßte daher nach der Analogie des neuern Rechtes entschieden werden. Ob nun gleich 2) im §. 6. et ult. I. de hered. quae ab intest, etc. und L. 2. C. de suis et legit. hered. die Erbfolge nach den Stämmen auch in diesem Falle festgesetzt worden: so hätte doch der Kaiser Justinian in der gedachten Novelle gleich Anfangs geordnet, daß die vorhergehenden Gesetze gar nicht weiter angewandt, sondern alle Rechte der Erbfolge lediglich nach der neuern Vorschrift bestimmt werden sollen. 3) Man müsse daher die in der zweyten Classe bey den Brüderkindern festgesetzte Successionsordnung auch in der ersten Classe analogisch anwenden. — Allein der erste Grund ist unrichtig, weil in der Nov. 118. c. I. wirklich die allgemeine Vorschrift enthalten ist, daß die Enkel in stirpes succediren sollen: tantam de hereditate morientis partem accipientes, quantam eorum parens si viveret, habuisset. Bis dahin war in der Constitution noch mit keinem Worte weder des einen noch des andern Falls, ob neben den Enkeln auch Söhne und Töchter des Verstorbenen vorhanden wären oder nicht, gedacht worden. Folglich enthält jene Stelle die allgemeine Richtschnur wornach die Enkel in der ersten Classe durchaus succediren müssen; und nun erst folgt der Zusatz: In hoc enim ordine gradum quaeri nolumus, sed cum filiis et filiabus ex praemortuo filio aut filia, nepotes vocari sancimus etc. Wie läßt sich nun behaupten, daß von dieser Concurrenz der Kinder und Kindeskinder allein nur in dem Gesetze die Rede sey. — Der zweyte Grund ist eben so wenig dem Sinne des Gesetzes gemäß; da man nicht sagen kann, daß der Kaiser alle vorhergegangene Gesetze in Ansehung der Erbfolge außer Anwendung gesetzt habe. Die Novelle redet nur ausdrücklich von denjenigen Vorschriften und Verordnungen des ältern Rechts, welche einen unbilligen Unterschied unter den Cognaten und Agnaten eingeführt hatten. Darauf gehen die Worte: prioribus legibus vacantibus, eaque sola servari, quae nunc constituimus; sonst müßte man annehmen, daß die sämmtlichen Gesetze von der Bonorum possessione, das edictum unde vir. et uxor. u. dgl. m. durch die Novelle aufgehoben worden; welches der Verf. doch wohl nicht behaupten möchte. IV. An legitima testamento relicta, ante, vel post dissoluta debita hereditaria

ditaria debeatur. Gegen von Zangen (Praktische Rechtserörterungen Wetzl. 1784 8. p. 1.) welcher behauptet, daß die Kinder ihren Pflichttheil von der ganzen Verlassenschaft ohne Abrechnung der Schulden erhalten, und das übrige dem eingesetzten Universalerben gebühre, jedoch mit der Verbindlichkeit, davon die sämmtlichen Erbschaftskosten zu tilgen. Diese Meynung läßt sich freylich nach der bekannten Regel hereditas vel bona non intelliguntur, nisi deducto aere alieno, sehr leicht widerlegen. V. De usu linguae latinae hodierno in scriptis maxime iuridicis. Diese überaus wohlgerathene Abhandlung enthält für unsere heutigen Schriftsteller ein wahres Wort zu seiner Zeit geredet. Aus überzeugenden Gründen wird hier gezeigt, welche nachtheilige und unangenehme Folgen, sowohl für das Publikum, als auch für den Schriftsteller selbst, damit verknüpft sind, wenn wissenschaftliche, und besonders juristische Bücher und Schriften nicht in der Sprache der Gelehrten abgefaßt werden. Unstreitig stiften die Werke der Gelehrten durch den Gebrauch der lateinischen Sprache einen ausgebreitetern Nutzen, und dieser ist auch selbst für die Nachwelt daurender, als bey Schriften, welche in den lebenden Sprachen abgefaßt sind. Diese lassen immer erwarten, daß das künftige Zeitalter die Schrift wo nicht schon gar unverständlich finden, doch gewiß hin und wieder nicht ohne Widerwillen und Eckel in Ansehung des Ausdrucks lesen werde. Würden nicht schon jetzt Mevius, Cocceji, Stryck u. a. m. in diesem Falle seyn, wenn sie deutsch geschrieben hätten? Man könnte den Gründen des Verf. noch die Besorgniß hinzufügen, daß eben so, wie der Geschmack an lateinischen Schriften abnimmt, auch in gleichem Verhältnisse das Studium der Alten, und in mancher Hinsicht die wahre gründliche Gelehrsamkeit immer mehr vernachläßiget werden dürften. — Unter den hierauf folgenden Mantiss. zeichnen wir nur folgende aus: I. ad Starckianam controversiam Symbola. Der Verf. hat vom Domcapitel zu Lübeck das Patent als Clericus erhalten, und Niemand wird ihn darum als einen heimlichen Katholiken in Verdacht bringen. Daraus folgert er, daß der Hofprediger Starck — insignis, wie er sagt, Darmstadtinus Theologus, durch das Prädicat eines Clerici, welches ihm geständlich in einer geheimen Gesellschaft beygelegt worden ist, jenen Verdacht gleichfalls nicht verdiene, und daß die Gegner des Hrn. Starck sehr unrichtig schließen;

wer Clericus ist, der ist auch Katholik. Das wäre freylich sehr unrichtig geschlossen. Aber, so weit ich den Streit über den heimlichen Katholicismus kenne; so ist nicht das Prädicat eines Clerici an sich und allein betrachtet, sondern der ganze Inbegriff von Umständen welche das Starckische Clericat begleiten, eigentlich der Grund, worauf der Verdacht gegen ihn gebauet wird. Hier scheint es also mit der Logik unsers Verf. nicht so ganz richtig zu seyn, und ich glaube nicht, daß dieser Beytrag die Vertheidiger des Hrn. Starck sonderlich erbauen werde, quibus, fügt unser Verf. hinzu, mox colophonem forte additurus est. Cel. nostras Iureconsultus *Kochius* iam in eo occupatur, ut in forma quoque procedendi contra Starckium a Berolinensibus peccatum esse, ostendat. *Modo alii ipsius multi gravissimique labores eum alio non avocent!!* Ueberzeugt von der Gerechtigkeit des Verfahrens in dem Starckischen Processe möchte ich in diesen Wunsch nicht mit einstimmen, sondern selbst um des gelehrten Mannes willen lieber das Gegentheil wünschen. Uebrigens findet sich auf diese schmeichelhaften Ausdrücke, womit der Verf. seine große Erwartung öffentlich bezeugt, eine sehr verbindliche Erwiederung in der Vorrede des Hrn. Koch zur neuesten Ausgabe seiner Lehre von der Intestaterbfolge, wo unserm Verf. das Compliment gemacht wird: ― ― Senckenbergius P. C. hoc anno monstrosum partum exclusit, successionem nempe neporum in capita etc. ― ― Etwas gelinder wird es doch wohl über die Berliner, um diese beliebte Benennung beyzubehalten, künftig hergehen, wenn wir nicht gar eine Starckische Vertheidigung im Starckischen Tone erwarten sollen. ― II. Merkwürdiges Beyspiel einer von einem Protestantischen Fürsten erkannten völligen Ehescheidung, obgleich der beleidigte Ehegatte Katholischer Religion war. ―

VI. De editionibus Corporis iuris Gothofredianis. Einige nicht unbeträchtliche Nachträge und Berichtigungen zu C. F. Koch Diss. de ordine Legum in Pandectis.

Kk.

Ueber

Ueber den Einfluß der mathematischen Wissenschaften in die Rechtsgelahrtheit. Eine juristische Abhandlung zur Erhaltung der Doktorwürde, von Theodor Huber und Ignaz Moser. Im Jahr 1789. Freyburg, im Breisgau. 64 S. in 8. Angehängt sind: Sätze aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit und aus den politischen Wissenschaften zur Erhaltung der Doktorwürde öffentlich vertheidigt. 16 S. 8.

Die Abhandlung selbst ist von keinem sehr großen Werth; der erste Abschnitt soll den Vorzug der mathematischen Lehrart in der Rechtsgelehrsamkeit darthun, wobey die Verf. nicht einmal die Heinekische Lehrbücher, welche damit den Anfang gemacht haben, berühet; der zweyte durchgeht die mancherley Gegenstände der Rechtsgelehrsamkeit, in welchen Arithmetik, Geometrie, Baukunst, Hydrostatik u. s. w. brauchbar sind, nach der Ordnung der Pandectentitel; allein manche Fälle, z. B. von Berechnung der Beweise und Vermuthungen, der Zinse und Früchte, des Interusurium und andere sind vergessen worden. Die angehängten Sätze dünken uns, als Zeichen von den Fortschritten der Aufklärung wichtiger zu seyn, daher wir einige derselben hieher setzen wollen. 4) Der Ehestand ist geboten oder verboten, je nachdem der Mensch Gelegenheit und Kräfte hat, die Pflichten desselben zu erfüllen, und dessen Endzweck zu erreichen oder nicht. 9) Den Regenten befiehlt ihr Gewissen, die Gerechtigkeit, die Politik, das Interesse und die Würde der Souverainität, bey ihren Unterthanen jene (jede) Religion zu dulden, die dem Staate nicht nachtheilig ist. 14) So mächtig die deutsche Nation in den ältern Zeiten, so schwach war sie in dem Mittelalter von außen und ohne Ehre, weil ihre Kräfte in diesem Zeitpunkt nie zu einem gemeinsamen Endzweck konnten vereinigt werden, bis durch einen besondern Zusammenfluß von günstigen Umständen dasjenige Haus, das über 300 Jahre den Kaiserthron besessen, zu einer solchen Macht gelangt ist, daß durch dessen Unterstützung das gleichsam in sich selbst gesunkene Deutschland das Haupt wieder empor heben konnte. 17) Sieht der Landesfürst, daß geist-

liche Verfügungen nichts dem Wohl des Staats widersprechendes enthalten, so ist er verbunden, nicht nur seine Einwilligung zur Bekanntmachung zu ertheilen, sondern selber auch als der oberste Schutzherr der Religion durch sein Ansehen zu unterstützen. 43) Werden Geldstrafen zu einer Finanzquelle als Endzweck gemacht, so empfängt die Sache noch einen häßlichern Anstrich, als wenn man dadurch bloß den Endzweck der Strafe erreichen will; denn es ist gerade so viel, als bereicherte sich der Regent durch die Verbrechen seines Volks, und man kann alsdann den abentheuerlichen Satz behaupten: daß derjenige Fürst das größte Einkommen habe, der die lasterhaftesten Unterthanen hat.

Dr. Justus Claproths — theoretisch praktische Rechtswissenschaft von freywilligen Gerichtshandlungen. Dritte Auflage des vorhin unter dem Titel: primae lineae iurisprudentiae extraiudicialis erschienenen Werkgens, jetzo ins Deutsche übersetzt. Göttingen. 1789. ohne Vorrede und Register 530 S. in 8.

Wir sehen dieses Werk des Verf. für eines seiner beyfallswürdigsten und brauchbarsten an, welches in der vor uns liegenden Ausgabe theils durch die deutsche Uebersetzung (denn praktische, besonders mit Formeln versehene Bücher sollten immer nur deutsch geschrieben werden) theils durch manche andere Verbesserungen vieles an seinem Werth gewonnen hat. Außer dem vom Syndicus D. Willich gut verfertigten Register ist beynahe kein §. ohne Vermehrung und Verbesserung geblieben, es sind einzelne §§. z. B. S. 32. und 36. und viele neue Formularien eingetragen, auch in den alten Formeln öfters die Ausdrücke verbessert worden. Die Ausführung über die Römische legis actiones und actus legitimos in §. 2. ff. wider welche sich ohnehin manches einwenden ließe, hätten wir immer weggelassen; und wenn der Verf. über den Namen dieser Gattung practischer Geschäffte in §. 1. und sonsten in sichtbarer Verlegenheit ist, und selbst etwas unrichtiges in der von ihm aufgestellten Benennung zu fühlen scheint, so ist Rec. der Meynung, daß die Ausdrü-

ke von Richter; Gericht u. dgl. hieher gar nicht passen, weil sie immer streitige Rechtssachen voraussetzen; folglich mit den Gegenständen dieses Werks niemals der Richter oder das Gericht, sondern allein die Obrigkeit (wenn sie gleich mit jenen in einer Person vereinigt ist) zu thun hat; Rec. würde also anstatt: von freywilligen Gerichtshandlungen dieses Werk überschrieben haben: von obrigkeitlichen Verhandlungen. In der Vorrede beklagt sich der Verf. bitterlich über eine Art von Nachdrucksünde, welche der Verf. der Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze u. s. w. an ihm begangen hat; seine Klagen sind ohne Zweifel gerecht, da er zeigt, daß beynahe die Hälfte jenes Buchs mit seinen Formeln angefüllt ist.

Fb.

System aller Fuldaischen Privatrechte, ein Beytrag zur Sammlung deutscher Provinzialrechte und Verfassungen, herausgegeben von Eugen Thomas, Fürstl. Fuld. wirkl. Hof- und Regierungsrathe, auch Beysitzer des Lehenhofs. Erster Band. Fulda, mit Stahl. Schriften. 1788. 464 S. in 8. ohne Titel und Zueignung an den Fürstbischof, auch 22 S. Vorrede und Inhaltsanzeige.

Ebendess. Zweyter Band. 1789. 312 Seiten ohne Titel, Zueignung und 24 S. Vorrede und Inhalt in 8.

Was der Verf. System nennt, würde ein anderer Handbuch oder Grundriß genennt haben. Derselbe hat ferner Staatsrechts- Statistische- und Polizeysachen in sein System aufgenommen, und dieß mag sich mit der Ueberschrift: Provinzialverfassungen rechtfertigen; es vergrößert aber doch ohne Noth das Werk, und ist für den, der bloßes Privatrecht sucht, unangenehm. In weitläuftige tiefe Erörterungen hat der Verf. sich nicht eingelassen; zwar z. B. in einer besondern Note S. 98. erklärt, daß Regent des Semi-

pariums so viel, als dessen erster Verfasser, aber nicht hat er erklärt, was z. B. S. 7. Leder, Löwe, was S. 171. Datz- und Ohmgeld sey? Er hat ferner über manche Gesetze und Anordnungen anstatt freymüthig seine Meynung zu sagen, wenigstens sie nur historisch anzuführen, eine Vertheidigung beygesetzt, wie sie nicht Juristen, sondern nur manche Kammeralisten, denen die liebe Convenienz immer Scheingründe an die Hand giebt, führen können. Z. B. er erkennt S. 349 das übermäßige Hegen des Wildpretts als den Feldern sehr nachtheilig; daß er aber daraus die Verbindlichkeit der Unterthanen, Wildzäune zu erhalten, herleitet, kömmt dem Rec. eben so vor, als wenn mein Nachbar an meinem Hause zu seinem Vergnügen ein großes Feuer anzündete, und dann sagte: um meines „eigenen Vortheils“ willen sey ich verbunden, eine feuerfeste Mauer gegen sein Lustfeuer zu führen.

Dies sind ungefähr die Punkte, welche Rec. an diesem Buche nicht behagt haben. Außerdem hat er es als ein angenehmes Geschenk zur Bereicherung seiner germanistischen und gesetzgeberischen Kenntnisse und Beobachtungen angesehen.

Hr Th. hat übrigens das Selchowsche Elementarbuch des deutschen Rechts zum Leitfaden genommen, im Vorberichte eine kurze für den Kenner nur zu kurze Geschichte der Fuldischen Gesetze gegeben; im 1sten Bande vom Personenrechte, und zwar dem Adel, den Akademischen, Stadtbürgern, Bauern, Juden und Fremden; im 2ten Bande von den persönlichen Verhältnissen, nämlich dem ehelichen, elterlichen und vormundschaftlichen Zustande; im 3ten Bande von Dingen, und zwar von beweglichen und unbeweglichen, sodann von dinglichen Rechten, nämlich dem Eigenthum, den Dienstbarkeiten und dem Unterpfandsrechte, bey dieser Gelegenheit aber auch vom Genthprozesse gehandelt. Die übrigen Rechte werden in einem dritten Bande nachfolgen. Bekömmt der Verf. Nachfolger in andern deutschen Provinzen, so wünschten wir, daß sie der Zeit und des Beutels der Juristen mehr schonten, als Hr. Th. gethan hat. Wo sollte es z. B. hinkommen, wenn uns Schriftsteller des Privatrechtes größerer Länder zugleich eine Geschichte ihrer Städte, wie derselbe hier von den 8 Städten des Fuldischen Hochstiftes gethan hat, liefern wollten?

Tf.

Ver-

Versuch eines ausführlichen Privatrechts des deutschen Reichsadels. Erster Theil. Von Christoph Ludwig Pfeiffer, Consulent und Advocat. Nürnberg, bey Monath. 1787. 175 Seit. in 8. Zweyter Theil. Ebendaselbst. 1788. 200 Seiten in 8v.

Bekanntlich hat der Verf. schon vor mehreren Jahren ein Reichsritterschaftliches Staatsrecht geschrieben: um die Rechte der R. Ritterschaft, nach allen deren Verhältnissen, vollständig abzuhandeln, ließ er endlich dies R. Ritterschaftliche Privatrecht nachfolgen. Im ersten Theil, der den persönlichen Prärogativen, Gerechtsamen und Freyheiten des deutschen Reichsadels gewidmet ist, handelt der Verf. in 27 Abschnitten: 1) von der Beschaffenheit des R. Adels und dessen Vorzügen überhaupt; 2) dem Rittercorpore; 3) der societätsmäßigen Gleichheit der Ritterglieder überhaupt; 4) von deren besonderm Unterschiede unter sich selbst, nach ihrem Geschlechtsalter, Adelswürden, Güterbesitzungen, Religion u. s. w. 5) Von den alten und neuern Geschlechten; 6) Edelleuten, Freyherren und Grafen; 7) Von den besondern charakterisirten Rittergliedern; 8) von den persönlichen Vorzügen der Direktorialpersonen; 9) von der Wirklichkeit eines bey seinem Rittercanton Sitz und Stimme habenden ordentlichen Mitglieds; 10) von den begüterten und den Personalisten; 11) von deren Religionsunterschied; 12) von den standesmäßigen und ungleichen (Ehen) auch notorischen Mißheyrathen; 13) Vormundschaften; 14) Volljährigkeit; 15) von der persönlichen Unmittelbarkeit eines Reichscavaliers; 16) von der persönlichen Arrestbefreyung der Reichsedelleute, sammt derselben Bedienten und Unterthanen, in den Landen der R. Stände; 17) von ihren andern persönlichen Befreyungen, besonders wegen zu leistender Ritter- Lehens- und Hofdienste, an die reichsständische Lehenherren; 18) von Ordenszeichen, Ordensuniform und der aus der Reichscanzley habenden Titulatur der R. Ritter; 19) von ihrem Schuldenwesen; 20) von ihren Gemalinnen, Kindern, und sogenannten Verzichtstöchtern; 21) von den Güterbesitzungen des R. Adels, sammt derselben Territorialgerechtsamen und Freyheiten überhaupt;

 22) von

22) von dem Unterschied der unmittelbaren Lehen- und Eigenthumsgüter; 23) von den bey dem R. Adel herkommlichen Gütertheilungen; 24) von den Veräußerungen der Rittergüter; 25) von dem Auslösungsrechte der R. Ritterschaft; 26) von dem Besteurungsrechte derselben; 27) von der Unmittelbarkeit der immatriculirten Ortschaften.

Im zweyten Theil handelt der Verf. in 8 Abschnitten „1) von der Ortsobrigkeit oder bürgerlichen Gerichtsbarkeit der reichsunmittelbaren Ortsbesitzer in derselben gleich unmittelbaren Ortschaften; 2) von dem Polizeyrechte; 3) von Aufrichtung der Handwerkszünfte; 4) von der Jagdgerechtigkeit und dem Forstrechte; 5) von der Fraißlichen hohen Obrigkeit und der peinlichen Gerichtsbarkeit, oder dem kayserlichen Blutbanne eines reichsunmittelbaren Ortsbesitzers; 6) von der vogteylichen Obrigkeit desselben, sammt der, bey neben benachbarten R. Ständen zustehenden Centgerechtigkeit; 7) von der geistlichen Obrigkeit und den bischöflichen Gerechtsamen der reichsunmittelbaren protestantischen Ortsbesitzer; 8) von der Kriegsobrigkeit oder den Militärgerechtsamen des R. Adels auf derselben (dessen) unmittelbaren Ortschaften und Rittergütern.“ Diesem Plan zu Folge begreift also der Verf. die Cantonsverfassung sowohl als auch die sämmtlichen Territorialrechte der Reichsritter mit deren persönlichen Rechten unter dieses sein so genanntes Privatrecht — auf eine sehr unschickliche Weise: und unstreitig hat das Kernerische Werk eine weit bessere Eintheilung, welche nach den drey Hauptverhältnissen der R. Ritter, als unmittelbare oder reichsadeliche Bürger und Unterthanen, sodann als Glieder des R. Ritterschaftlichen Corpus, und endlich als reichsunmittelbare Guts- oder Landesherren betrachtet, gemacht worden ist. Ferner sind die Materien in den 27 Abschnitten des ersten Theils nicht einmal geordnet; die Cantonsverfassung ist mit den eigentlichen Privatrechtsmaterien unterbrochen und durch einander vermengt, und überdieß äußerst unvollständig abgehandelt. Endlich kommen schon im Absch. 21. und 27. des ersten Theils die Territorialrechte der Reichsritter vor, denen doch der Verf. den andern Theil ganz gewidmet hat, wodurch sich dann der Verf. nicht nur abermalen eines großen Fehlers gegen die Regeln einer guten Methode, sondern auch ganz unnützer Wiederholungen schuldig gemacht hat. Was nun aber seine

Arbeit

Arbeit selbst betrifft, so ist schon sein ganzer Styl überhaupt unausstehlich. Für den Vortrag, den besonders ein Lehrbegriff erfordert, scheint er gar keinen Sinn zu haben. Durch den ganzen andern Theil ergießt sich eine gewisse Grämlichkeit, oft bittere Galle gegen die Ortsherren sowohl als deren Beamte und die ritterschaftlichen Consulenten, besonders in Vergleichstellung derselben mit den reichsständischen Regenten, deren Räthen und Amtleuten, gerade als ob jene lauter Heilige in den Regententugenden wären, und diese ohne alle Ausnahme, ihrer Amtsführungen halber, wenigstens die Seligsprechung verdienten. „Der Abmangel der unentbehrlichsten Kenntnisse, (S. 26.) bey vielen Rittergliedern, — der Grundsätze des allgemeinen Natur- und bürgerlichen Rechts, des Processes, wie auch des Polizey- und Cameralwesens, der Geschichtskunde der R. Verfassung und des wahren Staatsinteresses, — sollen der leidige Grund ihrer sehr üblen Regentschaft seyn: und nach S. 27. die vielen Gebrechen der reichsadelichen Justizpflege daher rühren, daß der Beamte nach bloßem Gutdünken oder auch wohl nach R. benabsichten gewählt werde." Der große Staatsfehler des würklichen Abmangels guter Polizeyeinrichtungen und Verbesserungen in den R. Ritterschaftlichen Ortschaften liegt nach S. 29. darin, „daß die Ortsherren dem erhabenen Beyspiele Kaiser Josephs, dieses ersten Monarchens in Europa und besten deutschen Reichsbeherrschers, so wenig nacheifern. S. 56. spöttelt der Verf. über den R. Ritter, daß er es an möglichster Ausübung seines Jagdrechts, zur Liebhaberey, zum Hausbrauche, und wohl auch zur ergiebigen Ausbeute des überflüßigen Wildprets — nie fehlen lasse: stimmt aber dagegen über den Ortsherrn und dessen Leibjäger die bittersten Klaglieder an, daß beyde keine wahre Forstverständige, der Herr bloß ein Kenner und Liebhaber der edlen Jägerey, der Diener aber ein bloßer Wildpretsjäger sey. All dergleichen Zeug gehört doch wohl unstreitig nicht in eine Theorie des reichsritterschaftlichen Territorialrechts: und was braucht es von dergleichen Mängel und Gebrechen gegen die ritterschaftlichen Ortsherren besonders, so viel Aufhebens zu machen, da sie in reicherm Maaße auch bey den fürstlichen und ständischen Landesherren anzutreffen, und bey denselben nur um so unverantwortlicher sind, als ihnen weniger Hindernisse entgegen stehen, um es besser zu machen. Freylich sitzt in den reichsritterschaftlichen Territorien die Staatsweisheit

und Philosophie nicht überall auf dem Throne? ist denn aber dies so gerade immer der Fall in den reichsständischen Landen, und bey den Fürstenstühlen? auch mag es immer seyn, daß die Besetzung der reichsritterschaftlichen Amteyen nicht immer gut ausfällt; hie und da reichen die Einkünfte nicht zu, um einen tüchtigen Beamten zu besolden: doch wird da kein so schändlicher und staatsverderblicher Diensthandel getrieben, wie ihn uns Moser von Herzog- und Fürstenthümern beschrieben hat. Endlich lassen wir es immer gut seyn, wenn die reichsadelichen Ortsherren mit dem Todtschießen der Hirsche und wilden Schweine sich die lange Weile vertreiben: noch bey weitem nicht so schlimm, für die armen Unterthanen ist dieß, als der Zeitvertreib vieler dem Müßiggang nachhängenden Fürsten, unter denen mehr die Jagdliebhaberey so weit treiben, daß sie ihre Hirsche und wilde Schweine gerade umgekehrt *nicht todtschießen* lassen, sondern daran ihre Fürstenlust haben, daß diese sich heerdenweis auf den Kornfeldern ihrer Unterthanen mästen, wenn auch gleich diese darüber darben müssen. Doch wie gesagt, das alles gehörte nicht einmal in einen dergleichen Lehrbegriff der reichsritterschaftlichen Rechte. Was nun aber endlich diese Hauptsache selbst betrifft, so mag wohl der Verf. eine ausgebreitete Kenntniß davon haben, nur ist sie nicht wissenschaftlich, und um so weniger war er auch im Stande, einen wissenschaftlichen Lehrbegriff davon zu geben. Zur Probe und Rechtfertigung unsers Urtheils wollen wir nur das anführen, was der Verf. von der Territorialverfassung der reichsritterschaftlichen Ortschaften und Gebiete angeführt hat. Nach Abschn. XXI. S. 120. u. f. hätten zwar die Reichsritter viele hohe Regalien oder landesherrliche Gerechtsamen, nur aber nicht als Ausflüsse des allgemeinen blos reichsständischen Rechts der Landeshoheit, und folglich auch kein Reichsterritorium, weil das nur solche Landesbezirke wären, worauf Reichsstandschaft und Landeshoheit hafte. Letztere bestehe in einem Complexu regalium, und könne ohne die R. Standschaft nicht gedacht werden; die R. Ritterschaftlichen Territorialrechte aber seyen durchaus alle, als einzeln, zu betrachten, und jedes derselben aus einem besondern Rechtstitel zu erweisen. Nach Abschn. XXVII, S. 170. u. f. seyen alle der Gütermatrikul eines Rittercantons einverleibte Güter mit der Ohnmittelbarkeit begabt, und deren Besitzer befugt, alle aus dem Rechte der Ohnmittelbarkeit herfließende

Ter-

Territorialgerechtsame, der Regel nach, auszuüben. Nach S. 1. des zweyten Theils soll die hohe Landesobrigkeit der Stände auf der reichsunmittelbarkeit ihrer Reichslande sich grunden, und eben so auch auf dieser Ortsohnmittelbarkeit die reichsritterschaftliche Ortsobrigkeit oder Gerichtsbarkeit beruhen, mithin im Grunde betrachtet, zwischen der bürgerlichen Gerichtsbarkeit der R. Stände und der R. Ritter kein Unterschied obwalten; doch aber jener diese mehr ähnlich als wirklich gleich seyn; weil auf dem R. Ritterschaftlichen Gebiete ungleich mehr Rechte der oberstreichsrichterlichen kayserlichen Machtvollkommenheit vorbehalten seyen; S. 5. ferner, der Reichsadel bey seiner bürgerlichen Gerichtsbarkeit blos auf die erste Instanz eingeschränkt sey; S. 6. da hingegen den R. Ständen frey stände, vermöge ihrer Landeshoheit, so viel höhere Gerichtsinstanzen einzuführen, als sie für nöthig erachten möchten. S. 8. Weiterhin findet aber der Verf. einen andern unwiderlegbaren Beweis, daß dem Reichsadel die Landeshoheit gleich den Ständen unmöglich zustehen könne, und zwar darinne, weil demselben der Blutbann, als die erste und wichtigste Landesgerechtsame, nicht anders als vermittelst kayserlicher Belehnung zustände. S. 72. und S. 73. hält er die Landeshoheit nach ihrem ganzen Umfange den blos einzelnen Ortschaften und Rittergütern für gar nicht angemessen: und S. 87. spricht er den R. Rittern das Begnadigungsrecht aus dem Grunde ab, weil sie den Blutbann nicht vi superioritatis territorialis und jure proprio besäßen. Nach S. 88. glaubt er, daß Reichsritter mit dem Blutbanne auf ihren Gütern gleichsam souveraine kleine Herren vorstellten, und den wirklichen Landesherren — wo nicht gleich doch gewiß sehr nahe kämen: dagegen aber die Andern, auf deren Gütern ein mächtiger Reichsstand die Cent hergebracht hätte, beynahe als dessen wirkliche Landsassen anzusehen wären. S. 172. u. f. meynt nun aber der Verf. doch wiederum, daß der Reichsadel die Gedanken von Landeshoheit sich darum müsse vergehen lassen, weil er weder die R. Standschaft noch deutsche R. Lande (S. 173.) sondern blos einzelne Orts- und Gütergemarkungen habe; ob er doch gleich darauf (S. 174.) wieder demselben einzelne kleine Reichsterritorien zugesteht, eigentliche deutsche Reichslande aber bloß den R. Ständen geeignet wissen will. Endlich aber im letzten Abschn. wird der bisherige Ton wiederum ganz umgestimmt, und

und vom Verf. gerade als wenn er mit seinen reichsritterschaftlichen Lesern beym Abschied Friede machen wollte, zugegeben, S. 188. daß die ritterschaftlichen Ortsherren gewissermaßen eben so unbeschränkte reichsunmittelbare Gebietsherren als die reichsständischen Landesherren, und es vielleicht nur mit dem alleinigen Unterschiede wären, daß was bey diesen ins Große getrieben werde, bey jenen nur im Kleinern statt finde, und (S. 189.) was bey den Reichsständen Landeshoheit heiße, das bey dem Reichsadel hohe Gebietsherrschaft, hohe Obrigkeit, Reichsunmittelbarkeit sey, und — im Grunde betrachtet, — wohl beydes auf Eins hinauslaufe." Dies mag wohl genug seyn für den Leser, um zwischen diesem Pfeiferischen Galimathias und der Kernerischen Theorie der Reichsritterschaftlichen Rechte die Wahl treffen zu können.

Mk.

Proben von Relationen und Vorträgen als Vorübungen für angehende Rechtsgelehrte. Von dem Hofrath von Eckartshausen. München, bey Lentner. 1789. 336 S. 8.

Da wir wenig gute Muster von Relationen und schriftlichen Vorträgen, wie sie in Gerichten vorkommen, und nach welchen sich angehende Geschäfftsmänner bilden können, besitzen: so muß jeder Beytrag dazu, wenn er zweckmäßig und nach einer guten Methode eingerichtet ist, willkommen seyn. Die vor uns liegenden Proben empfehlen sich aber so wenig durch die Wichtigkeit der Gegenstände, als durch die Art der Behandlung und des Vortrags. Bey einem jeden Rechtsfalle schickt der Verf. ein (oft zu kurzes) Faktum voraus, dann folgt der Actenauszug, und die Entscheidungsgründe vertreten meistens die Stelle eines umständlichen Voti. Mancher Rechtsfall (wohin gleich der erste gehört) bleibt deshalb dunkel, weil die zur Deutlichkeit und lichtvollen Darstellung der Sprache unumgänglich nothwendige Separation der Haupt- und Nebenpunkte verabsäumt ist. Die vorgetragenen Sätze und Meynungen, werden so wenig aus Gesetzen erwiesen, als durch Anführung guter juristischer Schriftsteller unterstützet, und nur hin und wieder beziehet sich der Verf. auf

den Cod. Max. civ. Wahrscheinlich ist daher folgende merkwürdige Stelle in die Vorrede geflossen; „was man hierin findet, sind meine Meynungen, und ich bin nicht so stolz mir einzubilden, daß nicht ein anderer vielleicht eine bessere Meynung als ich haben könnte. Man würde daher gar nicht den Gebrauch davon machen, den ich bey Herausgabe dieses Werks zur Absicht habe, wenn man es blos lesen und mit der Allgenügsamkeit eines trägen Geistes weglegen wollte, ohne seinen eignen Scharfsinn daran zu üben, oder wenn man meine Meynungen als entscheidende Rechtssprüche ansehen, und sich in ähnlich vorkommenden Fällen daran halten wollte." An Sprachunrichtigkeiten und unverständlichen Worten fehlt es auch nicht. Z. B. Gütel, Ableiben (Ableben) eine letztwillige Verordnung, Streittskösten, Erkanntnuß, der Fall ist nicht hart zu beantworten, *ad probreferendum* zugestellte Akta, *creditores interessati* u. dgl. In allen kommen hier 15 Civil- und 3 Criminalrelationen vor; welchen wir nicht allen Localnutzen absprechen wollen.

Uk.

Bemerkungen über das Reformationsrecht der deutschen Reichsstände, aus Veranlassung der von der Osnabrückischen Stadt Fürstenau geführten Religionsbeschwerden, und der Pütterischen unmaßgeblichen Gedanken. Vom Prof. Batz in Stuttgard. 1788. 36 S. 4.

Worauf es bey dieser Sache ankomme, ist schon aus Veranlassung einer andern kleinen Schrift: Beleuchtung der „unpartheyischen Gedanken u. s. w." in der Allg. d. Bibl. B. 89. St. 2. S. 557. kürzlich angezeigt. Gegenwärtige Schrift vertheidigt den Widerspruch der Stadt Fürstenau gegen das von ihrem jetzigen Landesherrn, zum Vortheil der Katholiken, eingeführte Simultaneum, und zwar, ohne das landesherrliche Ius reformandi an sich selbst zu bezweifeln, aus Gründen, welche hauptsächlich auf der besondern Landesverfassung des Hochstifts Osnabrück, und auf dem Grundsatze der Unverletzlichkeit erworbener bürgerlicher Rech-

te,

te, die durch diese Neuerung beeinträchtigt oder doch in Gefahr gesetzt seyn sollen, beruhen. Sie verdient, sowohl in Ansehung ihrer Gründlichkeit als der Mäßigung und der guten Schreibart, in welcher sie abgefaßt ist, von denen, die sich bey der Sache interessiren, gelesen zu werden.

Jahrbücher des Kaiserlichen Reichs-Kammer-Gerichts. Jahrgang 1788. Herausgegeben von Joh. Melchior Hoscher, des Kaiserl. Reichs-Kammer-Gerichts Sekretär. Des ersten Bandes erster Theil. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandl. 1788. 186 S. 8.

Der Vorbericht giebt nähere Nachricht von dem Zweck und der Einrichtung dieses Werks. Es soll von Jahr zu Jahr 1) eine Anzeige des Kammergerichtlichen Personale, und 2) der dabey vorgefallenen Veränderungen, 3) die neuere Präsentationsgeschichten, nebst den darauf sich beziehenden Streitigkeiten, 4) eine umständliche Schilderung der jedesmal bestehenden Verfassung in Hinsicht der Behandlung der Geschäffte im Innern, 5) Nachricht von den vorgefallenen Kammergerichtlichen Plenarberathschlagungen über andere als die innere Verfassung betreffende, Gegenstände, 6) Anzeige und Beurtheilung der über die Verfassung des K. G. herausgekommenen Schriften, 7) die ergangne Haupt und merkwürdige Dekrete vollständig, 8) die merkwürdige neueste Urtheile, 9) eine Sammlung merkwürdiger älterer Urtheile von 1740. an, 10) eine Nachlese noch älterer merkwürdiger Urtheile von 1689. an, zu den Ludolphischen Observationen und Symphorematibus, 11) eine Nachlese von älteren Conclusis pleni, 12) von gemeinen Bescheiden, 13) von Privilegiis de non appellando, 14) merkwürdige statutarische Verordnungen, die in K. Gerichtl. Rechtssachen vorkommen, 15) merkwürdige Deduktionen in K. Gerichtlichen Rechtssachen, oder Anzeigen und Auszüge derselben, 16) mehrere auserlesene Muster von Probrelationen, und endlich 17) eine Auswahl meisterhaft gelieferter (soll vermuthlich geschriebner heißen) Streitschriften, — enthalten. Auch sollen, außer diesen Hauptrubriken, noch andre auf das Kammergericht sich beziehende merkwürdige Gegenstände hier

ihren

ihren Platz finden. Die Hauptidee bey Unternehmung dieses Werks ist allerdings beyfallswürdig, und es kann, wenn es gut ausgeführt wird, für einen großen Theil des deutschen Publikums brauchbar und nützlich werden. Nur möchten einige der hier angeführten Rubriken, z. B. Nr. 9, 10, 11, 12, 14, 15, 17, u. s. w. theils dieser Hauptidee nicht ganz angemessen seyn, theils für ein Buch dieser Art einen zu weiten Umfang haben.

Gegenwärtiger erster Theil des ersten Bandes, (welcher noch nicht den ganzen Jahrgang 1788. ausmacht) liefert Folgendes. 1ster Abschnitt, Personale des K. R. K. Gerichts vom Eingang des Jahrs 1788. bis 1sten Juny 1789. (dieß ist freylich nicht viel mehr als der gewöhnliche Kammergerichtskalender enthält. Doch befindet sich S. 33. ff. eine interessante Note die Sporteln betreffend.) 2ter Abschnitt. Umständliche Erwähnung der während dem Verlaufe des J. 1788. vorgefallnen Veränderungen in dem K. Gerichtlichen Personale, durch Resignationen, oder Todesfälle (mit einigen Beylagen.) 3ter Abschn. Präsentationsgeschichten. (Die erloschne Kurpfälzische, nun zwischen den drey protestantischen Kurhöfen alternirende, protestantische Präsentation, ist in diesem Jahre zum erstenmale, von Kursachsen, ausgeübt worden. Rangstreit zwischen Kurbayern (als Herzoge) und Salzburg, in Beziehung auf die Bayerische Kraispräsentation.) 4ter Abschn. Dermalige Verfassung des K. R. Kammergerichts (die neue Einrichtung der Senate in Gemäßheit des Reichsschlusses vom 23sten August 1788. ist gut vorgestellt, und mit einigen unterrichtenden Anmerkungen begleitet. Des Reichs Gutachten, des Kaiserlichen Ratifikationsdekret, und das, mit demselben an das K. Gericht ergangne Kaiserl. Rescript, sind, als Beylagen, abgedruckt.) 5ter Abschn. Andere, außer dem nahen Bezug auf die K. G. Verfassung, im Jahr 1788. der Berathschlagung des vollen Raths vorgefallene Gegenstände. (das Merkwürdigste ist: eine Kurpfälzische Protestation gegen die Einlassung auf eine von dem K. G. erkannte Citation super denegata Iustitia aussregali, und die Nachricht von der Ausbehnung des Ueberschusses der Sustentationsgelder. — Im Vorbericht ist zum Voraus auch schon der Inhalt des zweyten Theils angezeigt, dieser zweyte Theil ist aber, so viel Rec. bekannt, noch nicht erschienen.

Arz-

Arzneygelahrheit.

1) J. M. Hoffmanns, der R. D. Hochgräflich Solms-Rödelheimischen Hofraths und Leibarztes, Abhandlung über die Bleichsucht, Verschleimung, Jungfernkrankheit, Schleimfieber und Aufgedunsenheiten. 1stes, 2tes und 3tes Heft. Jeder 13 halbe Bogen stark. Frankfurt, in Commission der Jägerischen Buchhandl. fl. 8.

2) Desselben Abhandlung von den guten und bösen Würkungen, aller angenehmen und unangenehmen Leidenschaften der Menschen auf ihre Zufriedenheit und Gesundheit. 1stes und 2tes Heft. Jedes 13 halbe Bogen. ibid. eodem.

3) Desselben Abhandlung über den Ursprung und die Heilung der meisten und gefährlichsten Wassersuchten. Heft 1 und 2, gleichfalls 13 halbe Bogen jedes. ibid. eodem.

Diese hier genannten Abhandlungen sind einzelne Quartale des Wochenblatts, welches der Verf. zuerst 1787. in Frankfurt bey Eichenberg unter folgendem Titel herausgab: — „Allgemeinnützliches Wochenblatt, besonders zur Erhaltung der unschätzbaren Gesundheit und Heiterkeit des Gemüths, zum Besten der Hausarmen, die zum Betteln zu schamhaft sind; für Vornehme und Reiche — und poetisch prosaischer Anhang zum A. N. W." — Weil diese Quartale — Nr. 1. enthält nämlich das 2te, 3te und 4te Quartal des Anhangs zum 1sten Jahrgange. — Nr. 2. das erste und 2te Quartal vom 2ten Jahrgange; und Nr. 3. endlich das 1ste und 2te Quartal des Anhanges zum 2ten Jahrgange. — Weil diese Quartale, über jene Materien handelten, und noch überflüßig Exemplare vorräthig seyn mußten; so hat der Vf. hier jedes Vierteljahr zum Heft gemacht, und es mit einem

blauen

blauen lichter Umschläge und seinem langen Titel versehen, um unter dieser Gestalt seine Arbeit, wo möglich, weiter noch auszubreiten.

Rec. wünscht herzlich, daß dies Wochenblatt zum Besten der Armen mehr möge eingetragen haben, als es zum Nutzen der Wissenschaft und zur Befriedigung denkender Leser zu leisten im Stande ist. Alle 7 vor uns liegende Hefte desselben sind so geschmacklos bearbeitet, so voll gar nicht zur Sache gehöriger Dinge, voll schiefer Seitenblicke auf die Collegen des Verf. und seine persönliche Angelegenheiten, voll frommer christlicher Seufzer, oft auch gereimter Floskeln, daß die Lektüre dieser Schrift weder Unterhaltung noch Belehrung zu gewähren im Stande ist.

Weil der Verf. fast auf jedem Blatt ungestüm auf seine Recensenten loszieht, und — so großer Freund er auch von Sprichwörtern zu seyn scheint — doch desjenigen nicht eingedenk ist, daß nur der schelte, welcher Unrecht hat; so wollen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, aus diesen Abhandlungen ein paar Stellen, so wie sie uns eben in die Augen fallen, abzuschreiben, welche uns gegen den Vorwurf der Partheylichkeit gewiß sicher stellen werden.

In Nr. 1. S. 85. u. f. eifert der Verf., wenn er die Schädlichkeit fauler Ausdünstungen beweisen will, unter andern gegen den Verfasser der Bemerkungen eines reisenden Franzosen durch Deutschland u. s. w. (welcher bekanntlich ein guter Deutscher ist) folgendermaaßen: „Der reisende Fran„zos schreibt: (Th. I. S. 44.) die eine der zwey Judengassen „in Frankfurt ist nicht über 6 Schritte breit u. s. w. — „Die reisenden Herren sollten entweder nur blos beschreiben „was sie sehn, ohne zu raisonniren, oder, wenn sie sich des „kritischen Kitzels nicht enthalten könnten, doch hübsch erst „in allen Fällen eine jede Sache untersuchen, ehe sie über „obrigkeitliche Anstalten einen Machtspruch zu fällen, sich „erfrechten. — Um das Geschnatter eines reisenden Fran„zosen müssen sich weise, gerechte deutsche Männer nicht be„kümmern." S. 96. heißt es zum Beweise derselben Wahrheit: „faulichte Ruhren grassirten aus der nämlichen Ursa„che (der faulen Ausdünstungen) „1764. dort, (in Göttingen) „deren ich unter dem seel. Leibarzt Schröder damals „eine ziemliche Menge zu besorgen hatte. Sie breiteten sich „bis an die akademische Kirche aus, wo ich neben Hrn. Rit„ter Murray und Hrn. P. Hollmann logirte; und ohn-

gei

„geachtet aller Bemühungen des seel. L. Vogel, starb in „unsrer Nachbarschaft unter andern ein ansehnlicher Kauf„mann daran, der, wo ich nicht irre, Schwarz hieß.“ — Um unsern Lesern noch eine Probe der leidlichsten Ausfälle auf seine Recensenten zu geben, führen wir aus Nr. 3. S. 35. an, wo er sagt: „So wenig hören Jenenser und Stock„heimer Sandrazen auf, mich noch zu meiner guten Absicht „und Lehren zu schmähen. Sie, die doch den meisten Nu„tzen daraus ziehn könnten, und sollten (wir zweifeln,) „keine Räuber, Mörder, Menschenfeinde mehr zu seyn, die „wohl hier, aber doch in der andern Welt der göttlichen „Gerechtigkeit nie entwischen. — Ich will hübsch an's gold„ne Sprüchelchen denken, womit mich mein Schulmeister „tröstete, wenn mich Lotterbuben beleidigten. Qui proficit „in litteris, et deficit in moribus, plus deficit quam pro„ficit.“ — Wenn der Verf. diese Sentenz würklich beherzigt, und in beyden Fortschritte zu machen sich bemüht hätte, so würde es ihm ohnmöglich gewesen seyn, so etwas Elendes zusammen zu schreiben, welches einer nähern Beleuchtung ganz unwerth ist.

Wie können Frauenzimmer frohe Mütter gesunder Kinder werden, und selbst dabey gesund und schön bleiben? von Dr. Georg Friedrich Hoffmann, ausübendem Arzte zu Frankfurt. La santé est la base de la beauté. — Frankfurt und Leipzig, in der Jägerischen Buchhandlung. 1789. XXIV. und 195 S. in 8.

Wenn es, (wie es scheint) die Absicht des Verf. war durch diese Schrift sich den Frankfurter Damen als einen höflichen, gefälligen Arzt bekannter zu machen; so kann der nachgiebige, schmeichelnde Ton, in welchem dies Buch abgefaßt ist, gewiß etwas beytragen, ihn bey denjenigen, welche diesen Ton lieb haben, als einen solchen zu empfehlen. So redet er z. B. fast auf jeder Seite seine Leser mit dem Compliment „meine schöne, meine verehrungswürdige Leserinnen“ an; spricht S. 129. mit vieler Schonung von dem Schminken, (welches wir in diesem Buche eigentlich nicht gesucht hätten) indem

indem er es mit dem Pudern der Haare in eine Classe setzt; bittet um Vergebung, wenn er einer schädlichen Lieblingsneigung der Frauenzimmer widerstreiten muß u. s. w. — Wenn wir aber unsre Meynung über den wahren Werth dieses Buchs frey heraussagen sollen, so müssen wir gestehen, daß wir im Vortrage mehr Bestimmtheit, Anmuth und Würde, und in den vorgetragenen Materien mehr Auswahl und Reichthum zu finden gewünscht hätten. Viele wichtige Materien, welche man hier zu suchen berechtigt ist, z. B. das Stillen der Kinder und die Vorbereitung dazu u. m. a. sind gar nicht berührt, welche man in andern, diesen ähnlichen Büchern, vorzüglich in den, vor wenigen Jahren von Dr. Büsch in Hamburg herausgegebenen Verhaltungsregeln für Schwangere u. s. w. recht gut auseinander gesetzt findet.

Der Inhalt der 13 Abschnitte dieses Buchs ist kürzlich folgender: (Allgemein bekannte Lehren) 1) über die Zeichen der Schwangerschaft, 2) über das Verhalten im Essen und Trinken, 3) in Ansehung der Bewegung und Ruhe, 4) des Schlafens und Wachens, 5) der Luft, 6) der Kleidung, 7) des Aderlassens, Laxirens, und einiger anderer Arzneymittel, 8) über das Verhalten in Ansehung der unterdrückten oder zu häufigen natürlichen Ausleerungen, 9) der Leidenschaften, 10) der Reinlichkeit, 11) der Besuchung öffentlicher Oerter, 12) über die früh und unzeitigen Geburten, und endlich 13) über die Zeichen der herannahenden Entbindung, und das Verhalten während derselben.

1) Sammlung der auserlesensten Visceralarzneymittel für hypochondrische und hysterische Kranke. Nebst bewährten Heilungsmitteln für die Augenkrankheiten und andere Zufälle. Von Dr. J. Hoffmann. Augsburg, bey Riegers Söhnen. 1789. ohne Vorrede und Register 192 Seiten in 8vo.

1) Das Verdauungsgeschäfft, eine anatomisch-physiologische Abhandlung. Nebst einem Anhange von der Gesundheit des Körpers, und der rechten Diät dieselbe dauerhaft zu erhalten. Von Dr.

„geachtet aller Bemühungen des seel. L. Vogel, starb in „unsrer Nachbarschaft unter andern ein ansehnlicher Kauf„mann daran, der, wo ich nicht irre, Schwarz hieß.“ — Um unsern Lesern noch eine Probe der leidlichsten Ausfälle auf seine Recensenten zu geben, führen wir aus Nr. 3. S. 35. an, wo er sagt: „So wenig hören Jenenser und Stock„heimer Sandrazen auf, mich noch zu meiner guten Absicht „und Lehren zu schmähen. Sie, die doch den meisten Nu„tzen daraus ziehn könnten, und sollten (wir zweifeln,) „keine Räuber, Mörder, Menschenfeinde mehr zu seyn, die „wohl hier, aber doch in der andern Welt der göttlichen „Gerechtigkeit nie entwischen. — Ich will hübsch an's gold„ne Sprüchelchen denken, womit mich mein Schulmeister „tröstete, wenn mich Lotterbuben beleidigten. Qui proficit „in litteris, et deficit in moribus, plus deficit quam pro„ficit.“ — Wenn der Verf. diese Sentenz würklich beherzigt, und in beyden Fortschritte zu machen sich bemüht hätte, so würde es ihm ohnmöglich gewesen seyn, so etwas Elendes zusammen zu schreiben, welches einer nähern Beleuchtung ganz unwerth ist.

Wie können Frauenzimmer frohe Mütter gesunder Kinder werden, und selbst dabey gesund und schön bleiben? von Dr. Georg Friedrich Hoffmann, ausübendem Arzte zu Frankfurt. La santé est la base de la beauté. — Frankfurt und Leipzig, in der Jägerischen Buchhandlung. 1789. XXIV. und 195 S. in 8.

Wenn es, (wie es scheint) die Absicht des Verf. war durch diese Schrift sich den Frankfurter Damen als einen höflichen, gefälligen Arzt bekannt zu machen; so kann der nachgiebige, schmeichelnde Ton, in welchem dies Buch abgefaßt ist, gewiß etwas beytragen, ihn bey denjenigen, welche diesen Ton lieb haben, als einen solchen zu empfehlen. So redet er z. B. fast auf jeder Seite seine Leser mit dem Compliment „meine schöne, meine verehrungswürdige Leserinnen“ an; spricht S. 129. mit vieler Schonung von dem Schminken, (welches wir in diesem Buche eigentlich nicht gesucht hätten)

indem

indem er es mit dem Pudern der Haare in eine Classe setzt; bittet um Vergebung, wenn er einer schädlichen Lieblingsneigung der Frauenzimmer widerstreiten muß u. s. w. — Wenn wir aber unsre Meynung über den wahren Werth dieses Buchs frey heraussagen sollen, so müssen wir gestehen, daß wir im Vortrage mehr Bestimmtheit, Anmuth und Würde, und in den vorgetragenen Materien mehr Auswahl und Reichthum zu finden gewünscht hätten. Viele wichtige Materien, welche man hier zu suchen berechtigt ist, z. B. das Stillen der Kinder und die Vorbereitung dazu u. m. a. sind gar nicht berührt, welche man in andern, diesen ähnlichen Büchern, vorzüglich in den, vor wenigen Jahren von Dr. Büsch in Hamburg herausgegebenen Verhaltungsregeln für Schwangere u. s. w. recht[illegible]t auseinander gesetzt findet.

Der Inhalt der 13 Abschnitte dieses Buchs ist kürzlich folgender: (Allgemein bekannte Lehren) 1) über die Zeichen der Schwangerschaft, 2) über das Verhalten im Essen und Trinken, 3) in Ansehung der Bewegung und Ruhe, 4) des Schlafens und Wachens, 5) der Luft, 6) der Kleidung, 7) des Aderlassens, Laxirens, und einiger anderer Arzneymittel, 8) über das Verhalten in Ansehung der unterdrückten oder zu häufigen natürlichen Ausleerungen, 9) der Leidenschaften, 10) der Reinlichkeit, 11) der Besuchung öffentlicher Oerter, 12) über die früh und unzeitigen Geburten, und endlich 13) über die Zeichen der herannahenden Entbindung, und das Verhalten während derselben.

1) **Sammlung der auserlesensten Visceralarzneymittel für hypochondrische und hysterische Kranke. Nebst bewährten Heilungsmitteln für die Augenkrankheiten und andere Zufälle. Von Dr. J. Hoffmann. Augsburg, bey Riegers Söhnen, 1789. ohne Vorrede und Register 192 Seiten in 8v.**

1) **Das Verdauungsgeschäfft, eine anatomisch-physiologische Abhandlung. Nebst einem Anhange von der Gesundheit des Körpers, und der rechten Diät dieselbe dauerhaft zu erhalten. Von Dr.**

„geachtet aller Bemühungen des seel. L. Vogel, starb in „unsrer Nachbarschaft unter andern ein ansehnlicher Kauf„mann daran, der, wo ich nicht irre, Schwarz hieß.“ — Um unsern Lesern noch eine Probe der leidlichsten Ausfälle auf seine Recensenten zu geben, führen wir aus Nr. 3. S. 35. an, wo er sagt: „So wenig hören Jenenser und Stock„heimer Sandrazen auf, mich noch zu meiner guten Absicht „und Lehren zu schmähen. Sie, die doch den meisten Nu„zen daraus ziehn könnten, und sollten (wir zweifeln,) „keine Räuber, Mörder, Menschenfeinde mehr zu seyn, die „wohl hier, aber doch in der andern Welt der göttlichen „Gerechtigkeit nie entwischen. — Ich will hübsch an's gold„ne Sprüchelchen denken, womit mich mein Schulmeister „tröstete, wenn mich Lotterbuben beleidigten. Qui proficit „in litteris, et deficit in moribus, plus deficit quam pro„ficit.“ — Wenn der Verf. diese Sentenz würklich beherzigt, und in beyden Fortschritte zu machen sich bemüht hätte, so würde es ihm ohnmöglich gewesen seyn, so etwas Elendes zusammen zu schreiben, welches einer nähern Beleuchtung ganz unwerth ist.

Wie können Frauenzimmer frohe Mütter gesunder Kinder werden, und selbst dabey gesund und schön bleiben? von Dr. Georg Friedrich Hoffmann, ausübendem Arzte zu Frankfurt. La santé est la base de la beauté. — Frankfurt und Leipzig, in der Jägerischen Buchhandlung. 1789. XXIV. und 195 S. in 8.

Wenn es, (wie es scheint) die Absicht des Verf. war durch diese Schrift sich den Frankfurter Damen als einen höflichen, gefälligen Arzt bekannter zu machen; so kann der nachgiebige, schmeichelnde Ton, in welchem dies Buch abgefaßt ist, gewiß etwas beytragen, ihn bey denjenigen, welche diesen Ton lieb haben, als einen solchen zu empfehlen. So redet er z. B. fast auf jeder Seite seine Leser mit dem Compliment „meine schöne, meine verehrungswürdige Leserinnen“ an; spricht S. 129. mit vieler Schonung von dem Schminken, (welches wir in diesem Buche eigentlich nicht gesucht hätten)

indem er es mit dem Pudern der Haare in eine Classe setzt; bittet um Vergebung, wenn er einer schädlichen Lieblingsneigung der Frauenzimmer widerstreiten muß u. s. w. — Wenn wir aber unsre Meynung über den wahren Werth dieses Buchs frey heraussagen sollen, so müssen wir gestehen, daß wir im Vortrage mehr Bestimmtheit, Anmuth und Würde, und in den vorgetragenen Materien mehr Auswahl und Reichthum zu finden gewünscht hätten. Viele wichtige Materien, welche man hier zu suchen berechtigt ist, z. B. das Stillen der Kinder und die Vorbereitung dazu u. m. a. sind gar nicht berührt, welche man in andern, diesen ähnlichen Büchern, vorzüglich in den, vor wenigen Jahren von Dr. Büsch in Hamburg herausgegebenen Verhaltungsregeln für Schwangere u. s. w. recht [illegible]t auseinander gesetzt findet.

Der Inhalt der 13 Abschnitte dieses Buchs ist kürzlich folgender: (Allgemein bekannte Lehren) 1) über die Zeichen der Schwangerschaft, 2) über das Verhalten im Essen und Trinken, 3) in Ansehung der Bewegung und Ruhe, 4) des Schlafens und Wachens, 5) der Luft, 6) der Kleidung, 7) des Aderlassens, Laxirens, und einiger anderer Arzneymittel, 8) über das Verhalten in Ansehung der unterdrückten oder zu häufigen natürlichen Ausleerungen, 9) der Leidenschaften, 10) der Reinlichkeit, 11) der Besuchung öffentlicher Oerter, 12) über die früh und unzeitigen Geburten, und endlich 13) über die Zeichen der herannahenden Entbindung, und das Verhalten während derselben.

1) **Sammlung der auserlesensten Visceralarzneymittel für hypochondrische und hysterische Kranke. Nebst bewährten Heilungsmitteln für die Augenkrankheiten und andere Zufälle. Von Dr. J. Hoffmann. Augsburg, bey Riegers Söhnen. 1789. ohne Vorrede und Register 192 Seiten in 8v.**

1) **Das Verdauungsgeschäfft, eine anatomisch-physiologische Abhandlung. Nebst einem Anhange von der Gesundheit des Körpers, und der rechten Diät dieselbe dauerhaft zu erhalten. Von Dr.**

F. A. Schmucker. Augsburg, bey Riegers Söhnen. 1789. 184 S. 8.

Wir nehmen die Anzeige dieser beyden Schriften zusammen, nicht nur weil ihr äußeres Ansehn (sie sind beyde auf schlechtem Papier mit denselben Lettern gedruckt) sich sehr gleichet, und sie dieselbe Materie, praktisch die eine, die andre physiologisch, abhandeln, sondern hauptsächlich auch darum, weil sie beyde Auszüge aus größeren Werken enthalten, die für diejenigen, welche jene nicht besitzen, oder sie nicht nutzen können, gewiß nicht ohne alles Interesse sind.

Nr. 1. ist jedoch mit dem mehrsten Fleiß geschrieben, und bey weitem am besten gerathen; sie enthält eine, mit praktischem Raisonnement begleitete Beschreibung der würksamsten innerlich und äußerlichen, diätetischen und medicinischen Visceralmittel; vornehmlich aus dem, in diesem Fache klassischen Buche des Hrn. Kämpf, für ausübende Aerzte sehr brauchbar ausgezogen. — Die auf dem Titel mit angezeigten Augenmittel, deren Zusammensetzung, Kräfte und Gebrauchsart hier kurz beschrieben werden, sind größtentheils aus Ionin's traité etc. entlehnt. Die mehrsten von diesen sind würksam und auch zweckmäßig. — Daß unter diesen, vorzüglich äußerlichen Mitteln, auch eine Vorschrift zu einem Schminkwasser aus Bleykalk Platz finden konnte, begreift Rec. gar wohl; wie der Verf. aber dazu gekommen sey, dieses Schminkmittel in dem ersten Theil seines Buchs, S. 46. mitten unter den Visceralmitteln zu beschreiben, und dem schönen Geschlechte anzupreisen, dieß war uns sehr auffallend.

Nr. 2. ist eine wörtliche Uebersetzung des achtzehnten bis fünf und zwanzigsten Kapitels aus Hallers kleineren Physiologie, (primae lineae physiologiae in usum praelectionum etc.) welche diejenige, die Hr. Prof. Mekel von diesem vortrefflichen Buche vor einiger Zeit uns geliefert hat, lange nicht erreicht, mit ihr gar nicht verglichen werden kann.

Die angehängten diätetischen Regeln enthalten lauter triviale, in vielen Büchern bündiger, vollständiger und besser schon vorgetragne Vorschriften um gesund zu leben.

Der

Der Hausarzt in gefahrvollen und schmerzhaften Zufällen, nebst einer Anweisung zur klugen Behandlung solcher Krankheiten, welche durch unvorsichtige Selbsthülfe gefährlich werden können. Von Dr. J. H. Jördens. Hof, in der Vierlingischen Buchhandl. 1789. 7 Bog. fl. 8.

Ein mit lobenswürdiger Kürze, und in einem faßlichen Ton geschriebnes Volksbuch, in welchem nicht nur gegen die Zufälle, welche schleunige Hülfe erfordern, guter Rath ertheilt wird, sondern auch in den gewöhnlichsten Krankheiten des Landvolks ein zweckmäßiges Verhalten und dienliche Arzneyen zur Heilung derselben vorgeschrieben werden. Diese vom V. angerathnen Mittel sind, wie gesagt, größtentheils zweckmäßig, und gut gewählt; nur hätte Rec. gewünscht, daß der Verf. mit mehr Genauigkeit die verschiednen Fälle bestimmt hätte, in welchen dieses Verhalten zu beobachten, oder jenes Mittel vorzüglich anzuwenden ist, wodurch er gewiß seinen Zweck, recht nützlich zu seyn, sicherer noch würde erreicht haben.

Damit unsre Leser doch sehn was sie in diesem Buche zu suchen haben: so wollen wir von den Krankheiten, gegen welche die zu leistende Hülfe angegeben wird, der vorzüglichsten einige hier anzeigen. — Der erste Abschnitt behandelt die gefahrvollen und schmerzhaften Krankheiten, nämlich den Schlagfluß, Steckfluß; verschluckte Gifte, Blutflüsse, Koliken, Kopfweh, Zahnschmerz u. s. w.; der zweyte die verschiedenen Arten des Scheintodes; der dritte einige der, durch unvorsichtige Selbsthülfe gefährlich werdenden Krankheiten, als doppelte Glieder, Schwindsucht, kalte Fieber, äußere Geschwüre, Krebs, Ausschlagskrankheiten, die Ruhr u. d. a.; den Beschluß macht endlich die Anzeige einiger, dem Landmann unentbehrlicher Arzneyen.

Die spielende Magie. Erstes Stück. Mit zwey Kupfertafeln. Berlin. 1790. 7½ Bogen in gr. 8v.

Enthält einige wenige Rechen- Karten- Hydrostatische- Electrische- Mechanische- Phosphorische- und endlich Feuerwerkskünste ohne Geschmack gewählt, und schlechter beschrieben, als Guyot oder Halle dieselben längst uns schon geliefert hat. Wir wünschen daher billig, daß dies erste Stück ohne weitere Fortsetzung bleiben möge.

Von den Vortheilen der Krankenhäuser für den Staat. Von Adalbert Friedrich Markus, Hofrath, Leibarzt und erster dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses in Bamberg. Bamberg und Würzburg, bey Göbhardt. 8½ Bogen in gr. 8v.

Die Einrichtung des Hospitals, der Hebammenschule, der Armen- und der Krankenpflege in Bamberg überhaupt, welche der Verf. in diesen Bogen umständlich, — allein etwas declamatorisch — beschreibt, und ihren wohlthätigen Einfluß auf den Staat sowohl, als die Arzneywissenschaft mit vieler Wahrheit schildert, zugleich auch die milde Großmuth ihres fürstlichen Stifters mit eben so vieler Wärme lobpreiset, verdient allerdings Beyfall und die Nachahmung aller Landesfürsten. Und der Verf., welcher diese, nicht dem Arzte allein, sondern jedem Menschenfreunde angenehme Nachrichten bekannter macht, und jedem, der es verlangen sollte, noch nähere Aufklärung über das Innere derselben verspricht, verdient mit Recht den Dank aller Patrioten. Wir wünschen ihm dauerhafte Kräfte, diesem so schön eingerichteten Krankenhause mit treuem Eifer lange noch vorzustehn.

Versuch einer Abhandlung über vergleichende Anatomie. Von Alexander Monro dem Aelteren. Aus dem Englischen übersetzt. Göttingen, bey Dieterich. 1790. 7 Bog. 8.

Dies vor uns liegende, einer Verdeutschung allerdings würdige Werkchen, ist im Original verschiedentlich, einzeln, und

auch

auch mit den sämmtlichen Schriften des berühmten Verfassers abgedruckt. Diese anzuzeigende Uebersetzung ist leicht, verständlich und gut gerathen, und die wenigen, vom Uebersetzer, Hrn. Meyer, angehängten Anmerkungen sind zweckmäßig und richtig. — Der Verf. giebt in diesen wenigen Bogen die Verschiedenheiten an, welche die vergleichende Anatomie in den Körpern der vorzüglichsten vierfüßigen, fleischfressenden oder von Pflanzen lebenden Thiere; der Korn- und fleischfressenden Vögel und der Fische entdeckt hat. Und zeigt, eben so bestimmt und kurz auch den Zweck und den Nutzen an, welche die weise Einrichtung der Natur durch jene verschiedne Bauart zu erfüllen die Absicht hatte, oder doch zu haben uns scheint. Den Bau der Amphibien und der Insekten hat der Verf. unberührt gelassen. — Wenn ein, der Sache so kundiger Gelehrter, wie ein Blumenbach z. B. es ist, aus den Werken neuerer Naturforscher, und aus eigenen Beobachtungen diese Lücke ersetzt, und zugleich auch noch einzelne, vom Verf. nur kurz berührte Verschiedenheiten vollständiger ausgeführt hätte: so würde dieser Versuch gewiß zu einem nützlichen, bis jetzt uns noch fehlenden Handbuche der vergleichenden Anatomie umgebildet seyn.

J. F. Ackermann, der Arzneygelahrheit Doktor, Mitglied der medizinischen Fakultät zu Mainz, über die Kretinen, eine besondere Menschenabart in den Alpen. Mit Kupfern. Gotha, bey Ettinger. 1790. 8 Bog. gr. 8.

Seitdem Hr. Blumenbach diese unglücklichen Kinder einzelner Abenthalbewohner zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit machte, haben viele nach ihm diese meist versteckt lebende Geschöpfe bey ihren Schweizerreisen gleichfalls aufgesucht, beobachtet und beschrieben. Die gründlichen Nachforschungen, welche der fleißige Verf. in diesen Bogen uns über dieselben mittheilet, betreffen hauptsächlich die Ursachen, welche bey jenen kränklichen Menschenkindern den Grund zu diesem ihrem Blödsinn und verstümmelten Körperbau legen. — Der Verf. hat nämlich bemerkt, daß der Schädelgrund, am foramine magno occipitali bey ihnen einen

Enthält einige wenige Rechen- Karten- Hydrostatische- Electrische- Mechanische- Phosphorische- und endlich Feuerwerkskünste ohne Geschmack gewählt, und schlechter beschrieben, als Guyot oder Halle dieselben längst uns schon geliefert hat. Wir wünschen daher billig, daß dies erste Stück ohne weitere Fortsetzung bleiben möge.

Von den Vortheilen der Krankenhäuser für den Staat. Von Adalbert Friedrich Markus, Hofrath, Leibarzt und erster dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses in Bamberg. Bamberg und Würzburg, bey Göbhardt. 8½ Bogen in gr. 8v.

Die Einrichtung des Hospitals, der Hebammenschule, der Armen- und der Krankenpflege in Bamberg überhaupt, welche der Verf. in diesen Bogen umständlich, — allein etwas declamatorisch — beschreibt, und ihren wohlthätigen Einfluß auf den Staat sowohl, als die Arzneywissenschaft mit vieler Wahrheit schildert, zugleich auch die milde Großmuth ihres fürstlichen Stifters mit eben so vieler Wärme lobpreiset, verdient allerdings Beyfall und die Nachahmung aller Landesfürsten. Und der Verf., welcher diese, nicht dem Arzte allein, sondern jedem Menschenfreunde angenehme Nachrichten bekannter macht, und jedem, der es verlangen sollte, noch nähere Aufklärung über das Innere derselben verspricht, verdient mit Recht den Dank aller Patrioten. Wir wünschen ihm dauerhafte Kräfte, diesem so schön eingerichteten Krankenhause mit treuem Eifer lange noch vorzustehen.

Versuch einer Abhandlung über vergl[...] mie. Von Alexander Mon[...] Aus dem Englischen überse[...] Dieterich. 1790. 7 Bo[...]

Dies vor uns liegende, [...] dige Werkchen, ist im [...]

auch mit den sämmtlichen Schriften des berühmten Verfassers abgedruckt. Diese anzuzeigende Uebersetzung ist leicht, verständlich und gut gerathen, und die wenigen, vom Uebersetzer, Hrn. Meyer, angehängten Anmerkungen sind zweckmäßig und richtig. — Der Verf. giebt in diesen wenigen Bogen die Verschiedenheiten an, welche die vergleichende Anatomie in den Körpern der vorzüglichsten vierfüßigen, fleischfressenden oder von Pflanzen lebenden Thiere; der Korn- und fleischfressenden Vögel und der Fische entdeckt hat. Und zeigt, eben so bestimmt und kurz auch den Zweck und den Nutzen an, welche die weise Einrichtung der Natur durch jene verschiedne Bauart zu erfüllen die Absicht hatte, oder doch zu haben uns scheint. Den Bau der Amphibien und der Insekten hat der Verf. unberührt gelassen. — Wenn ein, der Sache so kundiger Gelehrter, wie ein Blumenbach z. B. es ist, aus den Werken neuerer Naturforscher, und aus eigenen Beobachtungen diese Lücke ersetzt, und zugleich auch noch einzelne, vom Verf. nur kurz berührte Verschiedenheiten vollständiger ausgeführt hätte: so würde dieser Versuch gewiß zu einem nützlichen, bis jetzt uns noch fehlenden Handbuche der vergleichenden Anatomie umgebildet seyn.

J. F. Ackermann, der Arzneygelahrheit Doktor, Mitglied der medizinischen Fakultät zu Mainz, über die Kretinen, eine besondere Menschenabart



in den Alpen. Mit Kupfern. Gotha, bey Ettinger. 1790. 8 Bog. gr. 8.

Seit [illegible] unglücklichen Kinder ein-
[illegible] stand seiner Aufmerk-
[illegible] diese meist versteckt le-
[illegible] reisen gleichfalls aufge-
[illegible] Die gründlichen Nach-
[illegible] Verf. in diesen Bogen uns
[illegible] hauptsächlich die Ursachen,
[illegible] Menschen [illegible] Grund
[illegible] bau le-
[illegible] Schä-
[illegible] en einen

stark

starken Eindruck nach innen zeige. Aus dieser, durch ein kränkliches (der Rhachitis ähnliches) Weichwerden der Knochensubstanz entstandenen Unförmlichkeit eines so wichtigen Theils des menschlichen Körpers, leitet er nach guten physiologischen Grundsätzen alle die Abweichungen her, welche die Kretinen von einem gesunden, wohlgestalteten Menschen unterscheiden. Die erste Ursache dieser Disposition zur Rhachitis sucht der Verf. in den häufigen Dünsten, welche aus der großen Wassermenge in die, zwischen den hohen Gebirgen eingeschlossenen Luft aufsteigen. Und weil diese Krankheitsursache, diese so feuchte Luft, stärker und anhaltender in jenen Thälern würke; so glaubt er, müsse sie auch einen so hohen Grad der rhachitischen Krankheit erzeugen, welchen man in höher gelegenen Gegenden noch nie bemerkt hat.

Auf den beygelegten Kupfertafeln sind die Schädelknochen eines Alpentölpels abgebildet, um jene Vertiefung und die Verunstaltungen der benachbarten Knochen und Theile noch deutlicher darzustellen.

Bemerkungen über die natürlichen und künstlichen Blattern zu Weimar im Jahr 1788. Von Dr. C. W. Hufeland, Herzogl. Weimarischem Hofmedikus. Leipzig, bey Göschen. 1789. 13 Bogen in 8v.

Wir eilen unsern Lesern diese zwar kurze, aber äußerst reichhaltige, wichtige Schrift anzuzeigen, und zu empfehlen; eine Schrift, welche durch und durch angefüllt ist mit den scharfsinnigsten, nützlichsten Bemerkungen und Vorschlägen über die Pocken und ihre Behandlung; und ihren Verf. als einen tiefforschenden, vorsichtigen, mit den besten Grundsätzen innig vertrauten praktischen Arzt, daneben auch als einen aufgeklärten, angenehmen, bescheidnen Schriftsteller rühmlich auszeichnet. — Eine, auch über die Grenzen dieser Bibliothek hinausgedehnte Anzeige würde schwerlich alle die treffenden, schönen Reflektionen im Auszuge fassen können, welche der Verf. über die inoculirten sowohl, als die natürlichen Blattern in ihren verschiedenen Zeiträumen, Verwickelungen, Eigenheiten, und über die, nach diesen allen verschiedentlich zu bestimmenden Behandlungsarten derselben, hier

hier mit Ordnung und Wahrheit mitgetheilt hat. Da wir also unsere Leser von dieser Seite doch nicht befriedigen könnten, so wollen wir, anstatt durch einzelne Züge ihnen ein unvollkommenes Bild des Ganzen darzustellen, sie gleich auf das Buch selbst hinweisen, welches kein praktischer Arzt ungelesen lassen sollte, und keiner, nach wiederholtem Durchlesen gewiß nicht ohne vielfältige Befriedigung und Dankbarkeit gegen den Verfasser von sich legen wird. — Um die Begierde unserer Leser nach diesem Buche noch gewisser zu erregen, geben wir ihnen hier folgende, zwar aus dem Zusammenhange herausgerissene Stelle zur Probe, aus welcher sie die Art, wie der Verf. seinen Gegenstand als Arzt und als Schriftsteller behandelt hat, deutlich ersehen werden.

Wie der Verf. seine Behandlung der natürlichen Blattern in der Periode der Schwärung beschreibt, sagt er S. 134. u. f. „Aber es existirte ein Zustand der Bösartigkeit, „der allen diesen (eben angezeigten mit weiser Vorsicht vom Verf. gewählten) „Mitteln nicht nachgab, die Kranken aufs „äusserste brachte; oder ich wurde erst den 6ten 7ten Tag „nach dem Ausbruch gerufen, wo an alle Vorbereitungs- „und Ausleerungsmittel nicht mehr zu denken, die indicatio „vitalis die einzige und dringendste war. Diese elende Kran- „ken lagen bedeckt mit zusammengeflossenen, eingedrückten, „leeren, mißfarbigen, ja würklich schwarzen Blattern, die „nun schon 3 Tage so gestanden hatten. Das einen, oder „2 Tage lang aufgedunsene Gesicht war eingefallen, die „Blattern auf demselben, ohne geschworen zu haben, tro- „cken, oder abgerissen, oder kreideweis; und die Hände so „wenig wie die Füße geschwollen oder schwärend; die ganze „Haut ohne Glanz und Röthe, die bisherige Empfindlichkeit, „das Brennen derselben in Gefühllosigkeit verwandelt; der „Puls schnell und klein; der Athem schwer; die Stimme hei- „ser; alle Glieder zitternd, kraftlos; unaufhörliche Kolliqua- „tive, stinkende Stuhlgänge; Angst; Zusammenfahren. — „Was war hier zu thun? Die Natur erlag unter der Ge- „walt des pestilenzialischen Giftes; die bewährtesten fäulniß- „widrigen, und erweckenden Mittel, China, Baldrian, „Kampfer, Moschus, Arnika, Blasenpflaster waren verge- „bens angewandt, und der Tod in wenig Tagen gewiß. „Wein war theils des zarten Alters wegen, theils wegen der „äußerst gereizten Lunge, die nichts geistiges vertrug, nicht

„angemessen. Ich versuchte 2mal Brechmittel zu geben, „und hoffte durch dieses große Mittel vielleicht noch die „Brust zu befreyen, einen wirksamen Antrieb in die Peri„pherie geben zu können, aber vergebens, das Brechmittel „würkte wenig, und beyde Kranke starben bald darauf. — „Ich urtheilte so: alle Systeme sind aufs äußerste gereizt, „die krampfigte Verschließung der Haut dauert ununterbro„chen fort, und fängt bereits an, durch die lange Einsper„rung des faulichten Gifts in lähmende Auflösung überzuge„hen; dies wichtige System stirbt ab, die Blattern werden „brandig, verliehren dadurch ihren Zusammenhang mit der „inneren Oekonomie, und ihre ganze Assimilationskraft. „Das kritische Fieber, das seinen Endzweck nicht erreicht, „steigt also mit jedem Augenblick, und dient nur dazu, die „Reitzung des Ganzen und die Fäulniß zu vermehren. Hier „war also ein Mittel nöthig, das die Lebenskraft mächtig „erweckte, ohne Reiz und Spannung zu vermehren, was „vielmehr das Gefühl des Reizes stumpfen und die Hautner„ven beleben, was mit einem Worte, die Einwürkung der „Krankheitsmaterie vermindern, die Gegenwürkung der Le„benskraft reguliren, und nach der Oberfläche determiniren „konnte; und diese Erfordernisse fand ich alle im Opium „vereinigt, in dem Mittel, welches uns bey dem nervigten „Brand schon so oft unglaubliche Würkungen gezeigt hat. — „Alle Einwendungen gegen seinen Gebrauch hob mir der „eigenthümliche Zustand der Krankheit und die nahe Todes„gefahr. Ich gab es also, gestärkt durch das Ansehn eines „Sydenham, Hurham, Werlhof, u. a. zuerst in einem „solchen, fast hoffnungslosen Falle, und meine Erwartung „wurde übertroffen. Wenig Stunden nach dem Gebrauch „fieng der Puls sich an zu heben, die Haut bekam Röthe „und Glanz, ward aufgedunsen; der Kopf wurde freyer, „Röcheln, Heiserkeit und Krämpfe verschwanden, der Durch„fall stand u. s. w.“ Kurz die mehresten dieser so schwer und tödtlich darnieder liegenden Patienten wurden gerettet. — So gewiß diese Elenden ohne Hülfe des Opiums nicht zu retten gewesen wären, so unterließ der Verf. doch nie die nöthigen Nebenmittel mit demselben zu verbinden, wie unsre Leser es ausführlich und richtig angezeigt, mit Vergnügen im Buche selber finden werden.

Dr.

Dr. C. J. de Moneta, Königl. Poln. Hofrath und Leibarzt, von der einzig zuverläßigen und durch viele Erfahrungen bestätigten Heilkur des Bisses toller Hunde, Wölfe, Katzen, Füchse und aller Arten toll gewordner oder auch stark gereizter Thiere; wie auch der Vipern, Ottern, Schlangen und der Verletzung aller giftigen Insekten; mit Beyfügung einiger gemeinnützigen Erfahrungen verschiednen Gegenstandes aus der praktischen Arzneykunde. Warschau, bey Gröll. 1789. $9\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Es wäre herzlich zu wünschen, daß das vom Verf. hier angezeigte Mittel auch andern Aerzten gegen das Gift wüthender Thiere stets die heilsamen Würkungen beweisen möchte, welche der Verf. in den vielen, ihm vorgekommenen Fällen davon beständig erfahren zu haben sich rühmt. Und wenn auch die Hülfe dieses so einfachen Mittels nur halb so sicher wäre, als sie hier der Verf. preiset: so verdiente doch sein Vorschlag um desto mehr die Aufmerksamkeit aller Aerzte, da das vorgeschlagene Mittel auf keine Weise schaden kann, und die Bekanntmachung desselben den wärmsten Dank des Publikums. — Daß viele der vom Verf. glücklich Geheilten, von würklich wüthenden Thieren gebissen waren, ist, seiner Erzählung zu Folge, gar keinem Zweifel unterworfen. Bey mehreren von diesen waren schon unverkennbare Zeichen einer drohenden Wasserscheue zugegen, als der Verf. zu ihnen kam, und durch sein Mittel sie heilte, ja bey einem gebissenen Mädchen war Raserey und Wasserscheue würklich schon ausgebrochen; dennoch glückte es, diese Person, nachdem man sie mit Gewalt ½ Stunde lang im Wasser gehalten, und fast leblos heraus gezogen hatte, ihr jene specifisch würkende Flüßigkeit einzuflößen, und durch sie Leben und Gesundheit zurück zu rufen. — Einige Jahre nachher starb dieses Mädgen an der Lungensucht. — Bey mehr als 60 von wüthenden Thieren Gebissenen gebrauchte der Verf. sein Mittel mit stets unfehlbar glücklichem (?) Erfolg; und bey vielen Hunderten wurde, nachdem er es durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht hatte, in ähnlichen Fällen mit der

der augenscheinlichsten Hülfe es angewandt, so daß jetzt schon, in dem Würkungskreise des Verf. das Wuthgift nicht mehr gefürchtet wird, und, wenn jene Heilungen alle bestätigt sind, (!!) auch nicht mehr zu fürchten ist. Recensent, welchem jene Krankheit noch immer eine der fürchterlichsten ist, welche Menschen nur treffen kann, hat jedoch noch einige, (wir hoffen und wünschen aber ungegründete) Besorgnisse, der Verf. könne seinem Mittel mehr Glauben beymessen als es verdient, indem er auch keines einzigen Falles erwähnt hat, in welchem dasselbe fehlgeschlagen hätte, da er doch erzählt, daß einem seiner Collegen, vor der Bekanntmachung seines Verfahrens 23 gebissene Leute alle an der Wasserscheue gestorben seyn, obgleich er bey ihnen allen die bis jetzt noch sicherste Curart, nämlich Scarification der gebissenen Stelle und Quecksilber innerlich und äußerlich angewandt hatte. Wie gesagt, wir wünschen und hoffen zum Besten des menschlichen Geschlechts, daß unsre Besorgniß — welche zwar durch den prahlenden Ton des Verf. noch mehr gestärkt wird, — eitel seyn möge, und eilen, auch unsern Lesern jenes so einfache, wohlfeile, aller Orten vorhandene Specificum näher bekannt zu machen, und im vorkommenden Fall zur sorgfältigen Prüfung zu empfehlen. Die Methode es anzuwenden ist folgende: — Sobald jemand von einem wüthenden oder erzürnten Thier gebissen worden, soll er gleich auf die verwundete Stelle frische Erde, Sand, Koth oder Taback auflegen, damit von diesen das Speichelgift eingesogen werde, ehe es sich den menschlichen Säften beymische; nachher kann er die Wunde mit Wasser auswaschen. Hierauf muß er gleich Bieressig warm machen, auf ein Quart desselben (wir wünschten, der Verf. hätte es nach dem Gewichte bestimmt) ½ Pfund Butter nehmen, und mit diesem Essig die Wunde beständig bedecken: sollte diese binnen 9 Tagen noch nicht völlig heil seyn, so darf man durch Birnmittel die Vernarbung befördern. — Innerlich muß der Patient gleichfalls 1½ Unze Bieressig mit etwas (warum so unbestimmt?) frischer Butter 3 bis 4mal des Tags trinken, zum gewöhnlichen Getränk Limonade, dünnes Bier oder Wasser mit etwas Wein wählen, und hiemit 14 Tage lang wenigstens, fortfahren. In der Diät muß er einige Zeit sehr sorgfältig seyn, blos von Früchten und Zugemüsen leben, alles Fleisch aber, und hitzige Getränke, so wie alle Leidenschaften, namentlich Kummer, Aerger, Zorn, mit Ernst meiden.

Bey vollblütigen Personen kann das Aderlassen von Nutzen seyn; jedoch unterließ der Verf. es bey vielen ohne Nachtheil dadurch zu erfahren.

In den, dieser, weitläuftig genug von uns angezeigten Abhandlung angeschlossenen, praktischen Erfahrungen sucht der Verf zu beweisen, 1) daß das häufige Trinken über der Mahlzeit, besonders für schlecht verdauende Personen, höchst schädlich sey. — 2) Daß man kalte, halbe Stunden lang gebrauchte Fußbäder, selbst in entzündlichen und Brustbeschwerden, als ein kühlendes Mittel mit Sicherheit und Nutzen gebrauchen dürfe. (??) — 3) Daß eine fest um den Oberschenkel angelegte Binde die Säfte von den oberen Theilen abzuleiten vermöge. — 4) Daß kalte Umschläge äußerlich, und innerlich der Sublimat angewandt, gegen die heftigsten Kopfschmerzen oft die schleunigste Hülfe leiste. (Hauptsächlich, wenn der Knochenschmerz, so wie er in den beyden hier erzählten Fällen es zu seyn schien, venerischen Ursprungs ist.) — 5) Daß zu der glücklichen Kur der Kinderblattern: Reinhalten der Luft, Ausleerung der ersten Wege, und in einzelnen Fällen das Waschen der Hände und des Gesichts mit kaltem Wasser und Mohnsaft (diese beyden letzten Mittel doch wohl nur mit Vorsicht gebraucht) das mehrste beytragen. — 6) Endlich rühmt der Verf. noch die herrlichen Würkungen seiner balsamischen Pillen, welche er als ein Arcanum, zwar um einen billigen Preis, feil bietet und verkauft. Ob diese letzte Anzeige nicht noch jenen, oben von uns schon geäußerten Verdacht einer Charlatanerie verstärke, und einiges Mistrauen gegen das vom Verf. so ausschließungsweise gerühmte Mittel gegen das Wuthgift errege, mögen unsere Leser selber beurtheilen, und ob er gegründet sey, wird der Erfolg lehren.

Bb.

Der unterhaltende Arzt über Gesundheitspflege, Schönheit, Medicinalwesen, Religion und Sitten, von Dr. Johann Clemens Tode — zu Koppenhagen. Viertes Bändchen, worin unter andern Beyträge zu einer moralischen Materia medica

medica vorkommen. Koppenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke. 1789. 159 S. 8.

Für Aerzte und Layen gewiß unterhaltend, und in einem angenehmen launigten Tone geschrieben — mehr Spott und Satyre, selten ernsthaft, oder wenn es die Gelegenheit ja eben so mit sich bringet, z. E. über die Begräbnisse auf den Kirchhöfen, über medizinische Gesellschaften, ernsthaft zu seyn, doch immer so vorgetragen, daß der Leser nicht leicht ermüdet. Die angehängte moralische Materia medica ist eine Recension von lesenswürdigen (aber schon lange bekannten) Büchern, z. E. Zimmermann von der Einsamkeit, auch von Romanen, Peregrine Pickle, wobey wir jedoch die Warnung gern gesehen hätten, daß man ihn jungen Frauenzimmern nicht unbedachtsam in die Hände geben müsse. Viele Kranke wollen freylich von ihrem Arzte über allerley Dinge unterhalten seyn, die außer seiner Sphäre liegen, auch über Romanen und Comödien, sehen oft eben so gerne einen guten Gesellschafter, als einen trocknen Arzt, aber sein eignes Fach bietet dem Arzte genug Stoff zur Unterhaltung dar, ohne daß er genöthigt wäre zu Romanen seine Zuflucht zu nehmen, und was der Verf. hier über einige Stücke der medizinischen Polizey, über Beerdigung, über den Nachlaß der Kranken u. s. w. geliefert hat, wird gewiß eben so gut unterhalten, und läßt hoffen, daß seine Gedanken über ähnliche Materien dem Leser eben so angenehm künftig seyn würden, zumal da auch darin zugleich Anlaß genug zur Satyre liegt.

Ha.

Mißbrauch und Aberglaube und falscher Wahn. Erste Sammlung. Von Dr. C. A. Hauenschildt. Gera, in der Beckmannischen Buchhandl. 1789. 110 S. 8.

Sauer ist dem Verf. weder der Gedanke, noch der Entwurf dieses Schriftchens geworden. Es fiel ihm auch einmal ein, Autor zu werden. Er setzte sich hin im Drange des Herzens, und schrieb flugs etwas von Hausmitteln, Sympathie und

Amu-

Amuleten, vom Verbohren, Verpflanzen und Verschreiben der Krankheiten, vom Aberglauben bey Kindbetterinnen, von Behandlung und Kleidung neugebohrner Kinder, vom Wiegen und Laufenlernen, vom Mißbrauche des Schnupftobacks und Brandtweins, vom Thee und Schminken, von Schnürbrüsten und knappen Schuhen u. dgl. So wurde ein Büchlein gefertigt, dergleichen es mehrere giebt. Ketzereyen haben wir nicht gefunden, aber auch nichts Neues oder Hervorstechendes weder in der Behandlung, noch im Vortrage.

Dr. *Iacobus* (i) *Ericus* (ci) *Meier* Commentatio medica de usu aquae diaeretico. Goettingae, apud Brose. 1789. 32 pagg. 4.

Ein Verf. der gleich auf dem Titel gegen die Grammatik verstößt! das ist ein wenig arg. Sonst ist das Büchlein ganz erträglich und schulgerecht geschrieben. Es stehen voran die Kennzeichen des guten Wassers, nämlich Klarheit, Leichtigkeit, Härte und Weiche, Geruch und Geschmack, dann folgen, außer der Erklärung der Wassergüte, nach den sinnlichen und chemischen Merkmalen, die Bestandtheile überhaupt und insbesondere, die Wasserarten, die Verbesserungsmittel, die Verunreinigungen, und Veränderungen des Seewassers — dies alles sehr oberflächlich gesagt, ohne neue Aufschlüsse, und vom diätetischen Gebrauche wenig oder gar nichts.

Hf.

Conspectus rerum quae in pathologia medicinali pertractantur, laudatis simul huius doctrinae auctoribus, iisque utplurimum probatissimis. Scripsit in usum auditorum Dr. *Io. Christ. Guil. Iuncker*, Prof. Med. Halensis. Hallae Magdeburg. sumtib. orphanotrophei. 1789. 242 pagg. 8.

Das Eigene und Unterscheidende dieser neuen Krankheitslehre ist Deutlichkeit in den Begriffen und Kürze im Ausdrucke,

drucke, bessere Ordnung in der Behandlung und Beyfüge der vornehmsten Schriftsteller. Der Anfänger gewinnet dadurch, Lust am Lesen, dem der Lehrer dergleichen zeitig bekannt gemacht hat. Nach der Einleitung, in welcher die Nützlichkeit und Wichtigkeit dieser Lehre und die Hülfswissenschaften angegeben sind, (nur zu kurz und nicht bestimmt genug) wird unter Morbus, Symptoma, Caussa morbifica, Passio, Aegritudo, Morbus specialis, Affines notiones, das Allgemeine gesagt, dann folgen die zufälligen Unterschiede der Krankheiten, die Gaub bis auf die letzte verspart hat, die sogenannte Nosologia, wo der Verf. von der Cohäsion anhebt, und so allmählig weiter vorrückt, die Symptomatologia, (kurz, aber zur ersten Uebersicht hinreichend) die Aetiologia, (schier zu wenig, wie auch nur das Allgemeine angegeben werden sollte.) Von S. 151. f. kommt die specielle Pathologie vor. Unter dieser stehen die Febres inflammatoriae, gastricae, putridae sanguineae, nervosae (darunter auch einige Arten des Wechselfiebers) verminosae, e fonte chronico, v. c. ab ulceratione, obstructione etc. a materia specifica, salutares, complicatae, (gegen diese Rangordnung liessen sich noch manche Zweifel erheben, wenn hier der Ort dazu wäre.) Hierauf folgen die mit einer örtlichen Entzündung verbundenen Fieber, z. E. Pleuritis, Peripneumonia, Angina etc. febres exanthematicae, et phthisicae, endlich die Febres continentes, et intermittentes, und die sich unter diese Rubriken nicht bringen liessen, werden unter dem Titel: Febres, quae supersunt, begriffen. Z. B. Febris puerperarum, Phrenitis et Paraphrenitis, Semitertiana, Febris stricte biliosa, lactea, carceraria etc. Sollten diese nicht ebenfalls unter das eine oder andere Geschlecht gebracht werden können? Dieser kurze Entwurf zeigt deutlich, daß der Verf. mehr eine Skizze, als eine systematische Abhandlung geben, mehr eine vollständige Litteratur liefern, als seinen Vorgänger Gaub, Daniel u. dgl. entbehrlich machen wollte. Dies sagt er in der Vorrede mit einer lobenswerthen Bescheidenheit, die jetzt unter den Schriftstellern, besonders den jüngern, beginnet seltener zu werden.

Aw.

Die Physiologie in Aphorismen, zum Leitfaden akademischer Vorlesungen entworfen, von Dr. Joh. Dan. Metzger, Königl. Leibarzt und Prof. Königsberg und Leipzig, in der Hartungschen Buchhandlung. 1789. 258 S. 8.

Unter verändertem Titel ist dies eine neue und umgearbeitete Auflage von des Verf hinlänglich bekanntem Grundrisse der Physiologie, davon 1783. die zwote Auflage in gleichem Verlage heraus kam. Verglichen mit dieser wird man in der neuen das Bestreben des Verf. nach Vervollkommnung dieses Lehrbuches leicht entdecken. In der Ordnung des Vortrags, worüber sich der Verf. in der Vorrede selbst erklärt, ist er diesmal von den Lebensverrichtungen, zu den natürlichen, und den Ausleerungen, und dann erst zu den thierischen und Geschlechtsverrichtungen übergegangen. S. 5. Statt der fünf Varietäten werden nur zwey Hauptverschiedenheiten des Menschen angenommen, der weiße und der schwarze Mensch, zwischen welchen die übrigen Nüancen innen stehen. S. 7. Ein drittes Grundwesen im Menschen sey der Geist, von welchem Grundwesen es jedoch S. 14. heißt, daß es vielleicht mit Lebenskraft einerley seyn möchte. S. 9. Eintheilung der flüßigen Theile. S. 15. Der Sitz der Lebenskraft sey in der belebten thierischen Faser zu suchen, und auch den flüchtigen Theilen wird ein wahrscheinlicher Antheil zugestanden. Tonische, organische Kraft, Bildungstrieb, und eigene Lebenskraft einzelner Theile, mag auch Rec. gerne mit dem Verf. für untergeordnete Gattungen oder Modificationen der Lebenskraft ansehen. S. 17. Die Mitleidenschaft wird in die physische, vitale und nervöse eingetheilt, und der Grund der Temperamente in den Grad und die Verwicklung (?) der Lebens- und Nervenkraft gesetzt. Dagegen werden Mischung der Säfte, Spannung der Nerven, Organismus u. dgl. mehr für Würkungen erklärt. S. 27. Gerinnung des Blutes sey Würkung seiner eigenen Reitzbarkeit. S. 44. Die Lungen besäßen einen gewissen Grad von Lebenskraft oder Reitzbarkeit, folglich eigene Kraft zur Kontraktion. S. 46. In der reinen Luft läge wahrscheinlich eine unbekannte für den menschlichen Körper er-

nährende und erquickende Eigenschaft. S. 48. Bey dem Problem des ersten Einathmens wird, mit den übrigen Hypothesen, auch die vormals angenommene vom ungewohnten Drucke der Luft nur fragweise angeführt. Eben so bey der thierischen Wärme. S. 57. 58. Wo der Verf. die Crawford. Theorie unbefriedigend findet, und fragt, warum ihre Gönner nicht ihre Zuflucht so wie zur Würkung der kleinsten Gefäße, zu den vereinigten thierischen Kräften nehmen, ohne sich jedoch zu erklären, wie? S. 59. Die zurücklaufenden Nerven vom achten Paare stehen in genauer Verbindung mit der Stimme. S. 64. Der Satz, daß zwey Aeste einer Arterie zusammengenommen in ihrem Durchmesser geräumiger seyen, als der Ast, daraus sie entspringen, und also der Raum in den Arterien zunehme, wird jetzt zweifelhafter vorgetragen, und so S. 72. auf die Venen angewandt. S. 66. zu den Endigungen der Arterien sind noch die absondernden und Ausführungsgänge hinzugekommen. S. 79. Die absorbirenden Gefäße seyen wahrscheinlich einer umgekehrten Bewegung fähig. Kann man wohl eigentlich sagen, S. 81. daß der Saame vollkommner ausgearbeitet und von der Natur mit mehrerer Sorgfalt zubereitet sey, als das Fett im Zellgewebe, oder S. 83. daß die zusammengesetzten Absonderungsorgane alle unter der Benennung von Drüsen begriffen werden? S. 103. der Grund der fäulungwidrigen Kraft des Magensaftes sey vermuthlich dessen eigene Lebenskraft. S. 106. daß die Galle eine Seife sey, wird bezweifelt, und, wohl mit Recht, befürchtet der Verf. daß die chemischen Versuche nicht hinreichend seyn möchten, alle ihre Eigenschaften im lebenden menschlichen Körper zu ergründen. Er zählt auch hier auf ihre eigene Lebenskraft. S. 107. wird der Nutzen der Galle, und S. 114. der wahrscheinliche Nutzen des Netzes näher bestimmt. S. 137. Zur Empfindung sey Nervenkraft allein, zur Fähigkeit zu willkührlichen Bewegungen die mit Nervenkraft vereinigte Lebenskraft nöthig. Nerven und Nervenkraft scheinen nicht so allgemein über das Thierreich verbreitet zu seyn, als Lebenskraft und Reitzbarkeit. S. 206. Reitzbarkeit sey nicht sowohl von der Lebenskraft verschieden als ihr untergeordnet. — Doch dies mag als Probe von der Art und Menge der hier gemachten Zusätze und Veränderungen zum Belege des obigen genug seyn. Hie und da findet man andere Autoren, jedoch nur den

Na-

Namen nach, citirt. Ein kurzes Verzeichniß ihrer hier genannten Schriften wäre wohl manchem Leser nicht unangenehm gewesen.

Eh.

Schöne Wissenschaften.

Gedichte von G. A. Bürger. Mit Kupfern und dem Bildnisse des Dichters. Göttingen, bey Dieterich. Erster Band. 320 S. Zweyter Band. 296 S. kl. 8. 1789.

Das Vergnügen, das Rec. bey der Lektüre dieser neuen verbesserten und vermehrten Auflage der vortrefflichen Bürgerischen Gedichte empfand, wurde nur durch die getäuschte Erwartung etwas vermindert, verschiedene Stücke in derselben zu finden, von deren Daseyn er aus glaubwürdigen Nachrichten überzeugt war; und die er selbst aus einigen kleinen, aber herrlichen Proben kannte. Vielleicht schenkt sie uns Hr. B. mit der nächsten Ausgabe, die unmöglich lange ausbleiben kann. Wenigstens hoffen wir dies eben so sehr, als wir wünschen, daß Hr. B. die Drohung, die künftigen Früchte seiner Muse dem Publikum ganz zu entziehen, ja nicht zur Wahrheit machen möge. Er selbst würde zwar wenig dabey verliehren, denn sein Ruhm ruht auf seinen schon gelieferten Meisterstücken fest und unerschütterlich; das Publikum aber desto mehr. Hr. B. klagt, und gewiß nicht ohne Recht und Fug über die Undankbarkeit desselben, doch selbst dies würde jenen Entschluß nicht rechtfertigen. Was man vielleicht seinen Zeitgenossen nicht schuldig wäre, ist man wenigstens der Nachwelt schuldig, und ein edler Mann wird und darf seine Talente, wie seine Tugenden, auch einer undankbaren Welt nicht entziehen.

So viel Ehre die meisten neuen Stücke dieser Ausgabe dem Genie des Dichters machen, so viel Ehre machen verschiedene Aeusserungen und Geständnisse in der Vorrede zu derselben seinem Geschmack, seiner Bescheidenheit und Frey-

 müthig-

müthigkeit. Wie beschämend, wie demüthigend muß es für die unverständigen Nachahmer unsers Dichters, wie lehrreich aber auch zugleich und warnend für sie und Andere, wenn sie aus dem Munde des Dichters selbst ihr Verdammungsurtheil bestätigen hören, das sie von der Kritik nie als rechtskräftig anerkennen wollten! „Wenn ich, sagt Hr. B. vor„trefflich, wirklich ein Volksdichter bin, was man mir bis„weilen nachgerühmt hat, so habe ich dies schwerlich meinen „Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. s. w. schwerlich die„sem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch „einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande zu „verdanken, daß ich ein Paar Volksmährchen in Verse und „Reime gebracht habe. Nein, dem unablässigen Bestreben „nach Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und „Zusammenklang der Gedanken und Bilder; nach Wahrheit, „Natur und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigen„thümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der todten „Schrift, sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache, „aufgegriffenen Ausdrücke derselben; nach der pünktlichsten „grammatischen Richtigkeit, nach einem leichten, wohlklin„genden ungezwungenen Reim- und Versbau." Diese Zeilen drücken nicht nur dem zahllosen Schwarm der unglücklichen Nachahmer seiner Manier den Stempel der Verwerfung auf, sondern enthalten auch fast eine ganze Poetik in nuce für den jungen Dichter, der, wenn er wahres Talent hat, und wahren Ruhm sucht, die Lehren des Meisters eben so pünktlich befolgen, als sich für der ängstlichen Nachahmung seiner Manier, oder überhaupt irgend einer Manier hüthen wird.

Den in der Vorrede zur ersten Ausgabe geäußerten Grundsatz über das charakteristische Merkmal ächter Poesie, hat Hr. B. jetzt näher zu bestimmen, und richtiger auszudrücken gesucht, allein in der Hauptsache wird man noch immer dieselben Einwendungen machen, die man ihm damals machte. „Popularität eines Werks ist das Siegel seiner Vollkommenheit." Popularität? Aber was ist popular? Hr. B. antwortet: was Leben und Anschaulichkeit für unser ganzes gebildetes Volk hat. Allein, fragen wir weiter: welchen Theil der Nation nennt Hr. B. gebildet, und welches sind die nothwendigen Bedingungen, unter denen allein ein Volk diesen Namen verdient? Diese Fragen muß Hr. B. genau

genau und bestimmt beantworten, ehe sich weiter mit ihm streiten läßt. „In den Begriff des Volkes müssen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, worin ohngefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Classen übereinkommen.“ Wir wünschten, daß Hr. B. diese Merkmale angeben möchte. Kann er das und auf eine befriedigende Weise, so soll er uns nicht bloß ein vortrefflicher Dichter, sondern der große Apollo selbst seyn. Das Gleichniß, durch welches Hr. B. seine Behauptung zu unterstützen sucht, ist nicht zum glücklichsten gewählt. Er vergleicht den Dichter mit einem Schuhmacher, der mit einer großen Anzahl zum voraus verfertigten Schuhe zu Markte zieht. Er weiß sehr wohl, daß seine Schuhe nicht auf alle Füße passen werden; deshalb aber ist doch sein allgemeiner Maasstab, wonach er sich richtet, kein Unding; und ob mir, dem gewöhnlichen Manne, gleich nicht alle seine hundert oder tausend Schuhe wie angegossen passen, so könnte ich doch wohl, wenn es darauf ankäme, in allen hundert oder tausend Paaren ganz leidlich einhergehn. Wenig Nutzen würde hingegen ihm sowohl, als dem Publikum seine Bude gewähren, wenn er nur Zwerg- oder Riesenschuhe zu Markte gebracht hätte.“ Selbst dann, wenn ein wahres Tertium comparationis zwischen der gewöhnlichen Fußlänge der Menschen und ihren Geisteskräften, Kenntnissen u. s. w. sich denken ließe, würde diese Vergleichung nicht passen. Denn hier ist ja nicht von Nutzen und Bequemlichkeit, sondern von Schönheit und Vortrefflichkeit die Rede. Das Siegel der Vollkommenheit eines Schuhes besteht nicht darin, daß er auf hundert oder tausend Füße zur Noth, sondern daß er auf Einen Fuß ganz vollkommen paßt. Man sieht, das Gleichniß ist nicht sowohl für, als gegen Hrn. B.

Doch genug von diesem hinkenden Gleichnisse, das man dem Vater so vieler, wohlgestalteten Geisteskinder wohl verzeihen wird — und nun zum Buche selbst. Die äußere Einrichtung ist dahin verändert, daß sämmtliche Gedichte jetzt in drey Bücher getheilt sind, deren erstes die lyrischen, das zweyte die episch-lyrischen, das dritte die vermischten Gedichte enthält. Unter den neuen Stücken des ersten Buchs zeichnen sich unserm Gefühl nach (ohne daß wir den übrigen dadurch ihren Werth streitig zu machen gedenken) das hohe Lied von der Einzigen, das Blümchen Wunderhold,

müthigkeit. Wie beschämend, wie demüthigend muß es für die unverständigen Nachahmer unsers Dichters, wie lehrreich aber auch zugleich und warnend für sie und Andere, wenn sie aus dem Munde des Dichters selbst ihr Verdammungsurtheil bestätigen hören, das sie von der Kritik nie als rechtskräftig anerkennen wollten! „Wenn ich, sagt Hr. B. vor„trefflich, wirklich ein Volksdichter bin, was man mir bis„weilen nachgerühmt hat, so habe ich dies schwerlich meinen „Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. s. w. schwerlich die„sem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch „einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande zu „verdanken, daß ich ein Paar Volksmährchen in Verse und „Reime gebracht habe. Nein, dem unablässigen Bestreben „nach Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und „Zusammenklang der Gedanken und Bilder; nach Wahrheit, „Natur und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigen„thümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der todten „Schrift, sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache, „aufgegriffenen Ausdrücke derselben; nach der pünktlichsten „grammatischen Richtigkeit, nach einem leichten, wohlklin„genden ungezwungenen Reim- und Versbau." Diese Zeilen drücken nicht nur dem zahllosen Schwarm der unglücklichen Nachahmer seiner Manier den Stempel der Verwerfung auf, sondern enthalten auch fast eine ganze Poetik in nuce für den jungen Dichter, der, wenn er wahres Talent hat, und wahren Ruhm sucht, die Lehren des Meisters eben so pünktlich befolgen, als sich für der ängstlichen Nachahmung seiner Manier, oder überhaupt irgend einer Manier hüthen wird.

Den in der Vorrede zur ersten Ausgabe geäußerten Grundsatz über das charakteristische Merkmal ächter Poesie, hat Hr. B. jetzt näher zu bestimmen, und richtiger auszudrücken gesucht, allein in der Hauptsache wird man noch immer dieselben Einwendungen machen, die man ihm damals machte. „Popularität eines Werks ist das Siegel seiner Vollkommenheit." Popularität? Aber was ist popular? Hr. B. antwortet: was Leben und Anschaulichkeit für unser ganzes gebildetes Volk hat. Allein, fragen wir weiter: welchen Theil der Nation nennt Hr. B. gebildet, und welches sind die nothwendigen Bedingungen, unter denen allein ein Volk diesen Namen verdient? Diese Fragen muß Hr. B.

genau

genau und bestimmt beantworten, ehe sich weiter mit ihm streiten läßt. „In den Begriff des Volkes müssen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, worin ohngefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Classen übereinkommen.“ Wir wünschten, daß Hr. B. diese Merkmale angeben möchte. Kann er das und auf eine befriedigende Weise, so soll er uns nicht bloß ein vortrefflicher Dichter, sondern der große Apollo selbst seyn. Das Gleichniß, durch welches Hr. B. seine Behauptung zu unterstützen sucht, ist nicht zum glücklichsten gewählt. Er vergleicht den Dichter mit einem Schuhmacher, der mit einer großen Anzahl zum voraus verfertigten Schuhe zu Markte zieht. Er weiß sehr wohl, daß seine Schuhe nicht auf alle Füße passen werden; deshalb aber ist doch sein allgemeiner Maasstab, wonach er sich richtet, kein Unding; und ob mir, dem gewöhnlichen Manne, gleich nicht alle seine hundert oder tausend Schuhe wie angegossen passen, so könnte ich doch wohl, wenn es darauf ankäme, in allen hundert oder tausend Paaren ganz leidlich einhergehn. Wenig Nutzen würde hingegen ihm sowohl, als dem Publikum seine Bude gewähren, wenn er nur Zwerg- oder Riesenschuhe zu Markte gebracht hätte.“ Selbst dann, wenn ein wahres Tertium comparationis zwischen der gewöhnlichen Fußlänge der Menschen und ihren Geisteskräften, Kenntnissen u. s. w. sich denken ließe, würde diese Vergleichung nicht passen. Denn hier ist ja nicht von Nutzen und Bequemlichkeit, sondern von Schönheit und Vortrefflichkeit die Rede. Das Siegel der Vollkommenheit eines Schuhes besteht nicht darin, daß er auf hundert oder tausend Füße zur Noth, sondern daß er auf Einen Fuß ganz vollkommen paßt. Man sieht, das Gleichniß ist nicht sowohl für, als gegen Hrn. B.

Doch genug von diesem hinkenden Gleichnisse, das man dem Vater so vieler, wohlgestalteten Geisteskinder wohl verzeihen wird — und nun zum Buche selbst. Die äußere Einrichtung ist dahin verändert, daß sämmtliche Gedichte jetzt in drey Bücher getheilt sind, deren erstes die lyrischen, das zweyte die episch-lyrischen, das dritte die vermischten Gedichte enthält. Unter den neuen Stücken des ersten Buchs zeichnen sich unserm Gefühl nach (ohne daß wir den übrigen dadurch ihren Werth streitig zu machen gedenken) das hohe Lied von der Einzigen, das Blümchen Wunderhold,

und die Sonnette vorzüglich aus. Höchste Pracht des lyrischen Ausdrucks, grosse, kühne, neue Bilder, Sammenflug der Phantasie, ein zauberischer Wohlklang, der sich über ein mit großer Kunst ausgerechnetes Sylbenmaas, und doch ohne den mindesten Schein von Zwang und Künsteley ergießt, machen das hohe Lied zu einem Meisterstück in seiner Art. Und was würde es dann erst seyn, wenn ihm der Dichter im gleichen Grade Empfindung, und eben so viel Wärme, als Licht, Glanz und Schimmer gegeben hätte! Man verstehe uns Recht. Wir glauben nicht, daß der Dichter bey Verfertigung desselben kalt gewesen, wir glauben nur, daß es ihm nicht gelungen ist, die Empfindungen, die ihn beseelten, auch seinen Lesern in gleicher Stärke einzuflößen. Der Grund davon scheint uns in einer gewissen Dunkelheit zu liegen, die über dem Ganzen sowohl, als der Verbindung einzelner Ideen und Bilder ruht. Wenn wir lebhaft mit dem Dichter sympathisiren sollen, so müssen wir uns ganz und ohne Anstrengung in seine Lage setzen können. Der Quell seiner Gefühle muß frey und offen vor uns liegen. Wahren und starken Antheil nehmen wir nur dann erst an Andrer Freud und Leid, wenn wir klar einsehn, daß die Aeußerung derselben ihrer Veranlassung angemessen, und weder zu stark noch zu schwach ist. Man wende dies auf den vorliegenden Fall an. Die Geliebte des Dichters ist ihm zehn Jahre treu geblieben, hat keine Hinderniß sich abschrecken lassen, und giebt ihm nun ihre Hand. Seine Empfindungen am Altare der Vermählung ergießen sich in ein Lied. Man erwartet sanfte, zärtliche, höchstens feurige Gefühle — und findet den höchsten Sturm und Drang, wie er nur in der ersten Zeit der Leidenschaft und auch da in keiner gewöhnlichen Situation statt findet. Das erste Geständniß der Gegenliebe kann eine solche Trunkenheit einflößen, unmöglich aber die Bestätigung der Fortdauer einer zehnjährigen ja sogar befriedigten Leidenschaft.

Hohe Namen zu erkiesen
Ziemt dir wohl, o Lautenspiel!
Nie wird die zu hoch gepriesen,
Die so herrlich sich erwiesen,
Herrlich ohne Maas und Ziel —

Und worin besteht diese Herrlichkeit ohne Maas und Ziel? (Ein Ausdruck, quem incuria fudit)

Daß

Daß sie trotz dem Hohngeschreye,
Trotz der Hoffnung Untergang,
Gegen Sturm und Wogendrang,
Mir gehalten Lieb' und Treue,
Mehr als hundert Monden lang.

Das ist allerdings fein und lobenswerth; allein, irren wir uns, oder eine sanfte Tugend dieser Art, die mehr leidend, als thätig ist, kann selbst in demjenigen, der die Früchte derselben genießt, zwar warme Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, nicht aber solchen lauten Enthusiasmus erzeugen? Solcher Tugenden Lohn ist das sanfte Lied, nicht der erhabene Hymnus.

Dennoch, ohne je zu wanken,
Käm ihr ganzes Heil auch um,
Schlangen ihrer Liebe Ranken
Um den hingewelkten Kranken
Unauflöslich sich herum.

Der Ausdruck im zweyten Vers ist gezwungen und prosaisch, und in den folgenden Versen herrscht eine unangenehme Vermischung der bildlichen und eigentlichen Sprache. — Die Liebe des Dichters war bis zum Wahnsinn gestiegen:

Ha! nicht linder Weste Blasen
Wehte mich zu Lieb' und Lust!
Nein, es war des Sturmes Rasen!
Flamme, Steine zu verglasen
Heiß genug, entfuhr der Brust!
Nur in Plutos grausen Landen
Hätten, eisern in der Pflicht,
Welche keine Noth zerbricht,
Unholdinnen widerstanden:
Doch die zarte Holdin nicht! —

Das heißt doch wahrlich nichts anders und nicht mehr, als: sie that, was jede andere, die keine Furie ist, auch gethan haben würde. Nicht schmeichelhafter ist die Aufforderung an die Tadler dieser Glut:

Nimm, Gesunder,
Nimm mein Herz, und meinen Sinn
Ohne dieses Fieber hin! —
Nimm mein Auge hin und schaue —

Sieh mit meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder u. s. w.

Diese heftige Leidenschaft war also mehr eine Folge der höchst reitzbaren Organe des Liebenden, als der Vortrefflichkeit der Geliebten — und was nun folgt:

Nahe dich dem Taumelkreise,
Wo ihr Nelkenäthem weht;
Wo ihr warmes Leben leise,
Nach Magnetenstromes Weise
Dir an Leib und Seele geht!
Arm und Arm dann um einander!
An einander Brust und Brust!
Wenn du dann in heißer Lust —
Ha! du bist ein Salamander,
Wenn du nicht zerlodern mußt! —

Das wäre die Sprache ächter Empfindung? Die Sprache des zärtlichen Liebhabers, eine Schwachheit zu entschuldigen? Eine solche Aufforderung sollte dem Bräutigam am Altar in Geist und Herz kommen? „Es ist wahr, sollte er sagen, ich habe gefehlt, aber sieh hier dies Weib, umarme sie, Brust an Brust! und wenn du dann nicht auch thust, was ich gethan habe, so — — Rec. will seine Empfindungen niemand aufdringen, er aber findet diese Idee durchaus unnatürlich. — Hier reißt der Faden des Zusammenhangs auf einmal ganz. Der Dichter beginnt eine neue Anrede an sein Lied, die in ein Lob seiner Geliebten übergeht, das vortreffliche Bilder, aber auch — für Rec. wenigstens — viel mystisches, schwankendes, und zum Theil ganz unverständliches enthält. Der Dichter vergleicht die körperlichen Reitze seiner Braut mit den Blumen des Frühlings und den Früchten des Herbstes; ihre Seele aber mit der Sonne, der Schöpferin aller dieser Herrlichkeiten:

Sonne dich, o Lied, im Strahle,
Der herab vom Sternensaale
Diesen Frühling überglänzt!

Welches kann hier der allegorische Sinn des Ausdrucks Sternensaal seyn? Er steht ganz müßig, blos dem Reime zu gefallen da, und verdunkelt den Gedanken nur.

Lebens-

Lebensgeist, vom Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rath;
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, wer in dich sich tauchet,
Du der Seelen Labebad!

Wie sonderbar gesagt: selig die Seele, die in dich sich taucht, o Seele, der Seelen Labebad! Eben so sind die drey folgenden Strophen.

Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Sorg und Grab;
Stark im Segen des Genusses
Giebts der Flut des Zeitenflusses
Keine seiner Blüthen ab.
Rosicht hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Das sind schöne, anmuthige Bilder, aber wo ist unter ihnen Bezug, Verbindung, Congruenz, Bedeutung? War der eben so hyperbolische als verbrauchte Gedanke dieses Aufwands von Schmuck werth?

Erd und Himmel! eine solche
Sollt' ich nicht mein eigen seyn?
Ueber Nattern weg, und Molche,
Mitten hin durch Pfeil und Dolche
Könnt' ich stürmend nach ihr gehn: u. s. w.

Wieder eine Strophe, die mehr das Ohr und die Phantasie, als den Verstand und die Empfindung befriedigt. Was bringt den Dichter auf diese Betheurungen? Was widersetzt sich seinem Glücke? Steht er nicht schon mit seiner Braut am Altare? Die letzten acht Strophen, vorzüglich die Schlußapostrophe an das Lied sind vortrefflich. Gewiß würde das Ganze noch ungleich mehr Wirkung thun, wenn der Dichter den Leser in den Stand setzte, mehr Antheil an seinem Entzücken zu nehmen, wenn er den Gegenstand des Liedes ihm auf irgend eine Weise interessanter gemacht hätte, als durch bloße allgemeine, wenn gleich noch so schön ausgedrückte Lobsprüche möglich war.

Wir gehen zu den übrigen Gedichten fort, wobey wir uns minder lang verweilen. Nicht so blendend durch poetische Farben, aber einschmeichelnder noch in Geist und Herz durch Wahrheit, Simplicität, triftigen Sinn, Klarheit und Anmuth ist das Blümchen Wunderhold. Vielleicht findet sich in keiner Sprache ein vortrefflicheres Lob der Bescheidenheit, und eine glücklichere Empfehlung dieser Tugend, als dies meisterhafte Lied ist. Der epigrammatische Zuschnitt thut die beste Wirkung: die Erwartung wird auf das höchste gespannt, und auf das vollkommenste befriedigt. — Die Sonnette unsers Dichters gehören unter die glücklichen Versuche, eine ganz aus der Mode gekommene Dichtungsart wieder in den Gang zu bringen. Man betrachtete das Sonnett als eine poetische Spielerey; daß es aber mehr und was es auch im Deutschen seyn könne, hat Hr. B. in einigen trefflichen Beyspielen gezeigt. Sehr glücklich vergleicht er es mit einem „Hauch, der leicht aus der Brust empor gehoben, und von den Lippen weggeblasen, nicht aber „herausgewürgt, gehustet, geräuspert, gekrächzet, geröchelt „werden müsse." Die wesentlichen Eigenschaften des Sonnets hat Hr. B. (S. Vorrede S. 24.) vollständiger und genauer angegeben, als jemand vor ihm. Das an A. W. Schlegel S. 202. würde, ohne das sonder Zwang im 11. V. wirklich un sonnet sans défaut seyn. Ein paar sind Nachahmungen oder vielmehr Verschönerungen petrarchischer Stücke. Z. B. das Bürgerische:

In die Nacht der Tannen oder Eichen,
Die das Kind der Freude schauernd flieht,
Such ich oft vom Kummer abgemüht,
Aus der Welt Gerassel wegzuschleichen.
  Könnt ich nur, wie allem Meinesgleichen,
Auch sogar der Wildniß, die mich sieht,
Und den Sinn zu neuer Arbeit zieht,
Bis ins Nichts hinein zur Ruh entweichen!
  Dennoch ist so heimlich kein Revier,
Ist auch nicht ein Felsenspalt so öde,
Daß mich nicht, wie überall auch hier
  Liebe, die Verfolgerin, befehde;
Daß nicht ich mit ihr von Molly rede,
Oder sie, die Schwätzerin, mit mir. —

ist dem Petrarchischen Solo e pensoso i più deserti campi nachgebildet. Es ist ungleich schöner, als das Italienische, aber doch noch nicht ganz vollkommen. Gerassel wird bloß vom Klang des Eisens gebraucht, in der Bedeutung von Getöse, Schwärmen, ist es veraltet. Zur Ruh hat wenigstens ganz den Schein eines Füllsteins. Bis ins Nichts ist zu zischend; der Uebergang durch dennoch ist nicht bequem: denn wäre das rechte Wort. Die dreymalige Wiederholung des Nicht thut auch keine gute Wirkung. Dieß sind freylich Kleinigkeiten, die nur an einem solchen Dichter, und nur in einem Sonnet gerügt werden dürfen.

Zweytes Buch. Diese neue Ausgabe hat ein halbes Dutzend schöner Balladen, Romanzen u. s. w. mehr, als die erste; allein wir übergehen sie hier, da sie sämmtlich schon in dem Göttinger Musenalmanach erschienen waren, und bey dieser Gelegenheit einzeln angezeigt worden.

Drittes Buch. Unter den vermischten Gedichten sind viel neue, aber von sehr ungleichem Werth. Die besten dünken uns der Prolog zu Sprickmans Eulalia, an Elisa S. 278. Der Trost S. 288. S. 292. Manche würden sich in der Sammlung eines geringern Dichters immer noch ausnehmen; hier aber verschwindet neben so vielen hellen Sternen ihr schwacher Schimmer ganz.

Nicht ganz unerwähnt können wir die Veränderungen und Verbesserungen lassen, die der Dichter bey dieser Ausgabe nicht sparsam angebracht hat. Meistens sind sie glücklich gerathen. Nicht genug zu rühmen ist die Sorgfalt, mit der er auch kleine grammatische Unrichtigkeiten hinweggeschafft hat. Auch die Eigenheiten in der Rechtschreibung hat er meistens aufgegeben. Eben so, sind wir überzeugt, wird in der nächsten Auflage in der Vorrede die ganze lange Tirade gegen die Nachdrucker und die Käufer von Nachdrucken wegfallen. Hrn. B. Klagen sind vollkommen gegründet; allein wie läßt sich hoffen, daß sie einige Wirkung hervorbringen werden? und dann — erregt es immer eine höchst unangenehme Empfindung, einen Dichter, den man bewundert und verehrt, für seine unschätzbaren Lieder etwas anders, als Ruhm und Achtung fodern zu hören. Nein, er wird diesen Ausbruch von Empfindlichkeit nicht auf die Nachwelt kommen lassen.

Tm.

Mêlan-

Mélange de Vers et de Prose, Par le Comte François de *Hartig*, Membre de l'Academie Royale des Sciences et Belles Lettres de Marseille, etc. etc. A Paris, chez les Libraires associés et se trouve à Liége chez F. I. Desoer. 1788. 290 p. gr. 8. Avec le Portrait de l'Auteur.

Obgleich diese Sammlung poetischer und prosaischer Aufsätze in einer fremden Sprache geschrieben, und auch außerhalb den Grenzen Deutschlands gedruckt ist, so gebührt ihr doch ein Platz in einer allgemeinen deutschen Bibliothek. Der Verf. derselben ist ein Deutscher, der Kaiserliche Gesandte am Sächsischen Hofe, Graf Franz von Hartig, ein Mann von Geist, Gelehrsamkeit und mannichfaltigen Talenten, der sich dem Publiko bereits durch eine deutsche Schrift ökonomischen Inhalts auf eine vortheilhafte Art bekannt gemacht hat. Auch in diesen poetischen Versuchen zeigt er sich von einer nicht minder vortheilhaften Seite. Keines der hier aufgenommenen Stücke ist schlecht, nur wenige sind ganz mittelmäßig, die meisten gut, und in einigen findet man schöne und vortreffliche Stellen. Durch seinen langen Aufenthalt in Frankreich und den Umgang mit den besten Köpfen der Nation hat er sich eine Kenntniß der Landessprache erworben, wie man sie besitzen muß, wenn man, ohne Besorgniß sich lächerlich zu machen, in einer fremden lebenden Sprache schreiben, und, was noch weit schwieriger ist, auch dichten will. — Der poetische Theil der Sammlung hat zwey Abschnitte: *Poesies* und *Poesies fugitives.* Der erste Abschnitt enthält 1) *Epitre à mon Ami sur le plaisir de voyager.* So lang diese Epistel ist, so unterhaltend wird sie durch die Menge von Gegenständen und Bildern, die der Dichter der Phantasie der Leser verführt, durch viele einzelne äußerst glückliche Verse, treffende Räsonnements, mannichfaltige und zum Theil neue Bemerkungen, die er selbst auf seinen weitläuftigen Reisen zu machen Gelegenheit und Geschicklichkeit gehabt hat.

Les charmes du printemps, un ciel pur, sans nuage,
Des Vallons de Tempé la séduisante image,

Naples te les présente; et ces lieux ravissans
D'un feu voluptueux vont pénétrer tes sens.
C'est ici de l'Amour le sejour et le temple;
La douceur du climat, le penchant et l'exemple
Tout de la volupté porte la douce ivresse.
C'est là que les Romains, au sein de la mollesse,
Devouant à Vénus les lauriers des vainqueurs,
Goutoient d'un fin poison les perfides douceurs.

Ici prés de Pouzzole, les ondes amoureuses
Eloignant de ces bords leurs formes orageuses,
Dissipant les frimats du souffle des Zéphirs,
Excitent à l'amour et surtout aux plaisirs,
Ce feu vivifiant sur la terre et sur l'onde,
Portant dans tous les sens une chaleur féconde,
Raffermit un desir vainement combattu,
Et Pénélope même y perdroit sa Vertu.

Le stupide habitant d'un climat desiré
Se plait dans l'ignorance et dans l'obscurité:
Près d'un peuple grossier ces sites agréables
Semblent le Paradis habité par des Diables.

Hier macht der Dichter die Bemerkung, daß die Neapolitaner unter allen Neapolitanern am lautesten sprechen:

— les Neapolitains (aus den höhern Ständen)
Parleroient sensément, s'ils crioient un peu moins.

In der Schilderung von Paris heißt es unter andern:

Vois la Femme savante et le Juge ignorant,
Le Prélat amoureux, le Colonel enfant;
Ce Heros de ruelle, à barbe à peine éclose,
Semble insulter Bellone avec son teint de rose.

Und weiterhin:

Vois ce jeune Allemand, en corrompant ses moeurs,
N'apporter de Paris que vices et fadeurs:
Graces aux soins d'un Tailleur, dont la coupe savante
Lui donna du François l'enveloppe élégante;
Il critique, décide, interrompt et médit,
Montrant que son tailleur lui préta de l'esprit.
Ignoré dans Paris, et chez lui ridicule,
Voulant en imposer à la foule crédule,

und die Sonnette vorzüglich aus. Höchste Pracht des lyrischen Ausdrucks, grosse, kühne, neue Bilder, Seitenflug der Phantasie, ein zauberischer Wohlklang, der sich über ein mit großer Kunst ausgerechnetes Sylbenmaas, und doch ohne den mindesten Schein von Zwang und Künsteley ergießt, machen das hohe Lied zu einem Meisterstück in seiner Art. Und was würde es dann erst seyn, wenn ihm der Dichter im gleichen Grade Empfindung, und eben so viel Wärme, als Licht, Glanz und Schimmer gegeben hätte! Man verstehe uns Recht. Wir glauben nicht, daß der Dichter bey Verfertigung desselben kalt gewesen, wir glauben nur, daß es ihm nicht gelungen ist, die Empfindungen, die ihn beseelten, auch seinen Lesern in gleicher Stärke einzuflößen. Der Grund davon scheint uns in einer gewissen Dunkelheit zu liegen, die über dem Ganzen sowohl, als der Verbindung einzelner Ideen und Bilder ruht. Wenn wir lebhaft mit dem Dichter sympathisiren sollen, so müssen wir uns ganz und ohne Anstrengung in seine Lage setzen können. Der Quell seiner Gefühle muß frey und offen vor uns liegen. Wahren und starken Antheil nehmen wir nur dann erst an Andrer Freud und Leid, wenn wir klar einsehen, daß die Aeußerung derselben ihrer Veranlassung angemessen, und weder zu stark noch zu schwach ist. Man wende dies auf den vorliegenden Fall an. Die Geliebte des Dichters ist ihm zehn Jahre treu geblieben, hat keine Hinderniß sich abschrecken lassen, und giebt ihm nun ihre Hand. Seine Empfindungen am Altare der Vermählung ergießen sich in ein Lied. Man erwartet sanfte, zärtliche, höchstens feurige Gefühle — und findet den höchsten Sturm und Drang, wie er nur in der ersten Zeit der Leidenschaft und auch da in keiner gewöhnlichen Situation statt findet. Das erste Geständniß der Gegenliebe kann eine solche Trunkenheit einflößen, unmöglich aber die Bestätigung der Fortdauer einer zehnjährigen ja sogar befriedigten Leidenschaft.

> Hohe Namen zu erkiesen
> Ziemt dir wohl, o Lautenspiel!
> Nie wird die zu hoch gepriesen,
> Die so herrlich sich erwiesen,
> Herrlich ohne Maas und Ziel —

Und worin besteht diese Herrlichkeit ohne Maas und Ziel? (Ein Ausdruck, quem incuria fudit)

Daß

Daß sie trotz dem Hohngeschreye,
Trotz der Hoffnung Untergang,
Gegen Sturm und Wogendrang,
Mir gehalten Lieb' und Treue,
Mehr als hundert Monden lang.

Das ist allerdings fein und lobenswerth; allein, irren wir uns, oder eine sanfte Tugend dieser Art, die mehr leidend, als thätig ist, kann selbst in demjenigen, der die Früchte derselben genießt, zwar warme Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, nicht aber solchen lauten Enthusiasmus erzeugen? Solcher Tugenden Lohn ist das sanfte Lied, nicht der erhabene Hymnus.

Dennoch, ohne je zu wanken,
Käm ihr ganzes Heil auch um,
Schlangen ihrer Liebe Ranken
Um den hingewelkten Kranken
Unauflöslich sich herum.

Der Ausdruck im zweyten Vers ist gezwungen und prosaisch, und in den folgenden Versen herrscht eine unangenehme Vermischung der bildlichen und eigentlichen Sprache. — Die Liebe des Dichters war bis zum Wahnsinn gestiegen:

Hat nicht linder Weste Blasen
Webte mich zu Lieb' und Lust!
Nein, es war des Sturmes Rasen!
Flamme, Steine zu verglasen
Heiß genug, entfuhr der Brust!
Nur in Plutos grausen Landen
Hätten, eisern in der Pflicht,
Welche keine Noth zerbricht,
Unholdinnen widerstanden:
Doch die zarte Holdin nicht! —

Das heißt doch wahrlich nichts anders und nicht mehr, als: sie that, was jede andere, die keine Furie ist, auch gethan haben würde. Nicht schmeichelhafter ist die Aufforderung an die Tadler dieser Glut:

Nimm, Gesunder,
Nimm mein Herz, und meinen Sinn
Ohne dieses Fieber hin! —
Nimm mein Auge hin und schaue —

Sieh mit meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder u. s. w.

Diese heftige Leidenschaft war also mehr eine Folge der höchst reizbaren Organe des Liebenden, als der Vortrefflichkeit der Geliebten — und was nun folgt:

Nahe dich dem Taumelkreise,
Wo ihr Nelkenäthem weht;
Wo ihr warmes Leben leise,
Nach Magnetenstromes Weise
Dir an Leib und Seele geht!
Arm und Arm dann um einander!
An einander Brust und Brust!
Wenn du dann in heißer Lust —
Ha! du bist ein Salamander,
Wenn du nicht zerlodern mußt! —

Das wäre die Sprache ächter Empfindung? Die Sprache des zärtlichen Liebhabers, eine Schwachheit zu entschuldigen? Eine solche Aufforderung sollte dem Bräutigam am Altar in Geist und Herz kommen? „Es ist wahr, sollte er sagen, ich habe gefehlt, aber sieh hier dies Weib, umarme sie, Brust an Brust! und wenn du dann nicht auch thust, was ich gethan habe, so — — Rec. will seine Empfindungen niemand aufdringen, er aber findet diese Idee durchaus unnatürlich. — Hier reißt der Faden des Zusammenhangs auf einmal ganz. Der Dichter beginnt eine neue Anrede an sein Lied, die in ein Lob seiner Geliebten übergeht, das vortreffliche Bilder, aber auch — für Rec. wenigstens — viel mystisches, schwankendes, und zum Theil ganz unverständliches enthält. Der Dichter vergleicht die körperlichen Reize seiner Braut mit den Blumen des Frühlings und den Früchten des Herbstes; ihre Seele aber mit der Sonne, der Schöpferin aller dieser Herrlichkeiten:

Sonne dich, o Lied, im Strahle,
Der herab vom Sternensaale
Diesen Frühling überglänzt!

Welches kann hier der allegorische Sinn des Ausdrucks Sternensaal seyn? Er steht ganz müßig, blos dem Reime zu gefallen da, und verdunkelt den Gedanken nur.

Lebensgeist, von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rath;
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, wer in dich sich tauchet,
Du der Seelen Labebad!

Wie sonderbar gesagt: selig die Seele, die in dich sich taucht, o Seele, der Seelen Labebad! Eben so sind die drey folgenden Strophen.

Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Sorg und Grab;
Stark im Segen des Genusses
Giebts der Flut des Zeitenflusses
Keine seiner Blüthen ab.
Rosicht hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Das sind schöne, anmuthige Bilder, aber wo ist unter ihnen Bezug, Verbindung, Congruenz, Bedeutung? War der eben so hyperbolische als verbrauchte Gedanke dieses Aufwands von Schmuck werth?

Erd und Himmel! eine solche
Sollt' ich nicht mein eigen seyn?
Ueber Nattern weg, und Molche,
Mitten hin durch Pfeil und Dolche
Könnt' ich stürmend nach ihr gehn: u. s. w.

Wieder eine Strophe, die mehr das Ohr und die Phantasie, als den Verstand und die Empfindung befriedigt. Was bringt den Dichter auf diese Betheurungen? Was widersetzt sich seinem Glücke? Steht er nicht schon mit seiner Braut am Altare? Die letzten acht Strophen, vorzüglich die Schlußapostrophe an das Lied sind vortrefflich. Gewiß würde das Ganze noch ungleich mehr Wirkung thun, wenn der Dichter den Leser in den Stand setzte, mehr Antheil an seinem Entzücken zu nehmen, wenn er den Gegenstand des Liedes ihm auf irgend eine Weise interessanter gemacht hätte, als durch bloße allgemeine, wenn gleich noch so schön ausgedrückte Lobsprüche möglich war.

Wir gehen zu den übrigen Gedichten fort, wobey wir uns minder lang verweilen. Nicht so blendend durch poetische Farben, aber einschmeichelnder noch in Geist und Herz durch Wahrheit, Simplicität, triftigen Sinn, Klarheit und Anmuth ist das Blümchen Wunderhold. Vielleicht findet sich in keiner Sprache ein vortrefflicheres Lob der Bescheidenheit, und eine glücklichere Empfehlung dieser Tugend, als dies meisterhafte Lied ist. Der epigrammatische Zuschnitt thut die beste Wirkung: die Erwartung wird auf das höchste gespannt, und auf das vollkommenste befriedigt. — Die Sonnette unsers Dichters gehören unter die glücklichen Versuche, eine ganz aus der Mode gekommene Dichtungsart wieder in den Gang zu bringen. Man betrachtete das Sonnett als eine poetische Spielerey; daß es aber mehr und was es auch im Deutschen seyn könne, hat Hr. B. in einigen trefflichen Beyspielen gezeigt. Sehr glücklich vergleicht er es mit einem „Hauch, der leicht aus der Brust empor gehoben, und von den Lippen weggeblasen, nicht aber „herausgewürgt, gehustet, geräuspert, gekrächzet, geröchelt „werden müsse.“ Die wesentlichen Eigenschaften des Sonnets hat Hr. B. (S. Vorrede S. 24.) vollständiger und genauer angegeben, als jemand vor ihm. Das an A. W. Schlegel S. 202. würde, ohne das sonder Zwang im 11. V. wirklich un sonnet sans défaut seyn. Ein paar sind Nachahmungen oder vielmehr Verschönerungen petrarchischer Stücke. Z. B. das Bürgerische:

In die Nacht der Tannen oder Eichen,
Die das Kind der Freude schauernd flieht,
Such ich oft vom Kummer abgemüht,
Aus der Welt Gerassel wegzuschleichen.
Könnt ich nur, wie allem Meinesgleichen,
Auch sogar der Wildniß, die mich sieht,
Und den Sinn zu neuer Arbeit zieht,
Bis ins Nichts hinein zur Ruh entweichen!
Dennoch ist so heimlich kein Revier,
Ist auch nicht ein Felsenspalt so öde,
Daß mich nicht, wie überall auch hier,
Liebe, die Verfolgerin, befehde;
Daß nicht ich mit ihr von Molly rede,
Oder sie, die Schwätzerin, mit mir. —

ist

ist dem Petrarchischen Solo e pensoso i più deserti campi nachgebildet. Es ist ungleich schöner, als das Italienische, aber doch noch nicht ganz vollkommen. Gerassel wird bloß vom Klang des Eisens gebraucht, in der Bedeutung von Getöse, Schwärmen, ist es veraltet. Für Ruh hat wenigstens ganz den Schein eines Füllsteins. Bis ins Nichts ist zu zischend; der Uebergang durch dennoch ist nicht bequem: denn wäre das rechte Wort. Die dreymalige Wiederholung des Nicht thut auch keine gute Wirkung. Dieß sind freylich Kleinigkeiten, die nur an einem solchen Dichter, und nur in einem Sonnet gerügt werden dürfen.

Zweytes Buch. Diese neue Ausgabe hat ein halbes Dutzend schöner Balladen, Romanzen u. s. w. mehr, als die erste; allein wir übergehen sie hier, da sie sämmtlich schon in dem Göttinger Musenalmanach erschienen waren, und bey dieser Gelegenheit einzeln angezeigt worden.

Drittes Buch. Unter den vermischten Gedichten sind viel neue, aber von sehr ungleichem Werth. Die besten danken uns der Prolog zu Sprickmans Eulalia, an Elisa S. 278. Der Trost S. 288. S. 292. Manche würden sich in der Sammlung eines geringern Dichters immer noch ausnehmen; hier aber verschwindet neben so vielen hellen Sternen ihr schwacher Schimmer ganz.

Nicht ganz unerwähnt können wir die Veränderungen und Verbesserungen lassen, die der Dichter bey dieser Ausgabe nicht sparsam angebracht hat. Meistens sind sie glücklich gerathen. Nicht genug zu rühmen ist die Sorgfalt, mit der er auch kleine grammatische Unrichtigkeiten hinweggeschafft hat. Auch die Eigenheiten in der Rechtschreibung hat er meistens aufgegeben. Eben so, sind wir überzeugt, wird in der nächsten Auflage in der Vorrede die ganze lange Tirade gegen die Nachdrucker und die Käufer von Nachdrucken wegfallen. Hrn. B. Klagen sind vollkommen gegründet; allein wie läßt sich hoffen, daß sie einige Wirkung hervorbringen werden? und dann — erregt es immer eine höchst unangenehme Empfindung, einen Dichter, den man bewundert und verehrt, für seine unschätzbaren Lieder etwas anders, als Ruhm und Achtung fodern zu hören. Nein, er wird diesen Ausbruch von Empfindlichkeit nicht auf die Nachwelt kommen lassen.

Tm.

Mêlange de Vers et de Prose, Par le Comte François de *Hartig*, Membre de l'Academie Royale des Sciences et Belles Lettres de Marseille, etc. etc. A Paris, chez les Libraires associés et se trouve à Liége chez F. I. Desoer. 1788. 290 p. gr. 8. Avec le Portrait de l'Auteur.

Obgleich diese Sammlung poetischer und prosaischer Aufsätze in einer fremden Sprache geschrieben, und auch außerhalb den Grenzen Deutschlands gedruckt ist, so gebührt ihr doch ein Platz in einer allgemeinen deutschen Bibliothek. Der Verf. derselben ist ein Deutscher, der Kaiserliche Gesandte am Sächsischen Hofe, Graf Franz von Hartig, ein Mann von Geist, Gelehrsamkeit und mannichfaltigen Talenten, der sich dem Publiko bereits durch eine deutsche Schrift ökonomischen Inhalts auf eine vortheilhafte Art bekannt gemacht hat. Auch in diesen poetischen Versuchen zeigt er sich von einer nicht minder vortheilhaften Seite. Keines der hier aufgenommenen Stücke ist schlecht, nur wenige sind ganz mittelmäßig, die meisten gut, und in einigen findet man schöne und vortreffliche Stellen. Durch seinen langen Aufenthalt in Frankreich und den Umgang mit den besten Köpfen der Nation hat er sich eine Kenntniß der Landessprache erworben, wie man sie besitzen muß, wenn man, ohne Besorgniß sich lächerlich zu machen, in einer fremden lebenden Sprache schreiben, und, was noch weit schwieriger ist, auch dichten will. — Der poetische Theil der Sammlung hat zwey Abschnitte: *Poesies* und *Poesies fugitives*. Der erste Abschnitt enthält 1) *Epitre à mon Ami sur le plaisir de voyager*. So lang diese Epistel ist, so unterhaltend wird sie durch die Menge von Gegenständen und Bildern, die der Dichter der Phantasie der Leser vorführt, durch viele einzelne äußerst glückliche Verse, treffende Räsonnements, mannichfaltige und zum Theil neue Bemerkungen, die er selbst auf seinen weitläuftigen Reisen zu machen Gelegenheit und Geschicklichkeit gehabt hat.

Les charmes du printemps, un ciel pur, sans nuage,
Des Vallons de Tempé la séduisante image,

Naples te les présente; et ces lieux ravissans
D'un feu voluptueux vont pénétrer tes sens.
C'est ici de l'Amour le séjour et le temple;
La douceur du climat, le penchant et l'exemple
Tout de la volupté porte la douce ivresse.
C'est là que les Romains, au sein de la mollesse,
Devouant à Vénus les lauriers des vainqueurs,
Goutoient d'un fin poison les perfides douceurs.

Ici prés de Pouzzole, les ondes amoureuses
Eloignant de ces bords leurs formes orageuses,
Dissipant les frimats du souffle des Zéphirs,
Excitent à l'amour et surtout aux plaisirs,
Ce feu vivifiant sur la terre et sur l'onde,
Portant dans tous les sens une chaleur féconde,
Raffermit un desir vainement combattu,
Et Pénélope même y perdroit sa Vertu.

Le stupide habitant d'un climat desiré
Se plait dans l'ignorance et dans l'obscurité:
Près d'un peuple grossier ces sites agréables
Semblent le Paradis habité par des Diables.

Hier macht der Dichter die Bemerkung, daß die Neapolitaner unter allen Neapolitanern am lautesten sprechen:

— les Neapolitains (aus den höhern Ständen)
Parleroient sensément, s'ils crioient un peu moins.

In der Schilderung von Paris heißt es unter andern:

Vois la Femme savante et le Juge ignorant,
Le Prélat amoureux, le Colonel enfant;
Ce Heros de ruelle, à barbe à peine éclose,
Semble insulter Bellone avec son teint de rose.

Und weiterhin:

Vois ce jeune Allemand, en corrompant ses moeurs,
N'apporter de Paris que vices et fadeurs:
Graces aux soins d'un Tailleur, dont la coupe savante
Lui donna du François l'enveloppe élégante;
Il critique, décide, interrompt et médit,
Montrant que son tailleur lui préta de l'esprit.
Ignoré dans Paris, et chez lui ridicule,
Voulant en imposer à la foule crédule,

Il parle des ſoupers, des palais, et des grands,
Et ne connut jamais que les palais Gourdans;
Croyant d'un petit-maître adopter le génie,
Il rénonce à ſa langue ainſi qu' à ſa patrie;
Begayant le François, médit des Allemands,
Prend pour un ton aiſé quelques airs inſolens,
Et juge hautement, dans ſa vaine ignorance,
Que l'eſprit et le gout ne ſe trouvent qu' en France.

Aus dem Gemälde von England heben wir folgende Züge aus:

C'eſt là que les grandeurs, qu' on chérit, qu' on renomme,
Ne ſont point dans le rang, mais dans le coeur de l'homme — —
Tout ſoldat eſt héros, tout homme eſt citoyen,
Il combat pour ſon ſang, pour ſes lois, pour ſon bien,
Et le Roi reveré, deſſus ſon trône auguſte,
Ceſſeroit d'être Roi, s'il ceſſoit d'être juſte — — — —

2) *Lettre de Werther à Charlotte.* Einzelne Züge aus Werthers letzten Briefen mit eigenen Ideen des Verf. durchwebt — ſo daß das Ganze nun freylich mehr eine Heroide im franzöſiſchen Geſchmack, als ein Seelengemälde in Göthens Manier iſt.

Je verrai dans tous lieux la *ſéduiſante* image;
Et, dat un Dieu ſévère, *armant ſon bras vengeur,*
Me plonger dans la nuit de *l'éternelle horreur;*
Inſenſible aux tourmens que *l'enfer* me prépare,
Mépriſant l'Achéron, le Styx et le Tartare — — —

In dieſen und ähnlichen Verſen wird ſicher jeder mit dem Original vertraute Leſer mehr kalte Declamation, als natürliche Sprache der Leidenſchaft und glückliche Nachbildung von Werthers Art zu fühlen, und ſich auszudrücken finden.
3) *Lettre de Florinde à ſon père.* Der Stoff dieſer Heroide iſt aus der ältern ſpaniſchen Geſchichte entlehnt. Florinde, einzige Tochter des Grafen von Conſuegra, wird in Abweſenheit ihres Vaters von dem wollüſtigen König Roderich entehrt. Das unglückliche Mädchen fordert Rache von ihrem Vater. Dieſer lockt die Mauren nach Spanien, die

ſich

sich des Reichs bemächtigen, und den Roderich in einer Schlacht tödten. Man muß dem Dichter zugestehen, daß er die ziemlich schwierige Situation mit aller möglichen Delicatesse behandelt hat, so wenig man von der andern Seite läugnen kann, daß eben dieses Bestreben, die widerliche Nacktheit des Faktums zu verschleyern, manchen gesuchten Gedanken und Ausdruck, der nichts weniger als rein und ungezwungen von der Empfindung abfließt, erzeugt habe.

II. *Poesies fugitives.* Hier findet man Lieder, Erzählungen, Episteln, Couplets, Impromptüs und andere Gelegenheitsgedichte — auch einige Oden. Eine Gattung von Gedichten, die kein deutscher Dichter unter die Rubrik flüchtige Gedichte setzen würde, mit so großem Rechte auch kein kleiner Theil derselben darunter zu stehen verdient. Nicht alles ist, wie man denken kann, von gleichem Werthe, manche Stücke aber zeichnen sich ganz, oder doch stellenweise, sehr zu ihrem Vortheil aus. Zur Probe setzen wir folgendes (einige Kleinigkeiten abgerechnet) sehr artige Lied her.

Chanson

à Mad. la Comtesse Henriette G..
dont le Mari est Envoyé en Danemark.

1.

De Copenhague, dans ces lieux,
Arrive une Etrangère;
Mais si j'en crois nos coeurs, nos yeux,
Elle vient de Cythère.
Les jeux, les ris, avec l'amour
Sont sans cesse près d'elle,
Et nous répètent tour-à-tour:
Comme Henriette est belle!

2.

Elle possède cet esprit
Qui sait plaire et séduire,
Sa bouche, qui tout embellit,
S'orne d'un fin sourire.
Tous les charmes y sont réunis,

Ils

Ils savent nous surprendre,
Et l'on ne fait ce qui plait plus,
De la voir ou l'entendre.

3.

Par sa beauté, par son talent,
La scène est embellie,
Et l'on balance, en l'écoutant,
Entre Euterpe et Thalie.
Quand elle mène dans un char,
C'est Venus, c'est Aurore,
Plus qu' aux triomphes des Césars
Chacun dit; je l'adore.

4.

Pour Amazone on la prendroit,
Sur son cheval blanchâtre.
Mais bientôt on la reconnoit
A sa gorge d'albâtre.
Telle gorge ne resplendit
Chez la Beauté guerrière;
Et c'est l'Amour, qui l'arrondit,
Dans les bras de sa mère.

5.

Allons, amis, empressons nous
A porter notre hommage,
Ah que le mien me parôit doux!
D'amitié c'est le gage.
Nombre d'amans par-ci, par-là,
Souffrent sans espérance;
Mais, tôt ou tard, l'Amour aura
Aussi sa récompense.

III. Prosaische Aufsätze. 1) *La Providence. Histoire orientale.* Aboram, der Sohn des Califen Osnim, wird auf der Jagd von unbekannter Hand getödtet. Der Vater geräth in die größte Verzweiflung, und will sich tödten, als ihm der Engel des Friedens erscheint, durch Beyspiele zeigt, daß es noch weit unglücklichere Menschen auf der

Erde

Erde gebe, als ihn, und ihm zu seiner völligen Beruhigung seinen Sohn mitten unter den Freuden des Paradieses sehen läßt. 2) *Hassan et l'Hermite, Conte Arabe imité de l'Anglois.* Der Einsiedler Omar wird durch einen Zufall dem Califen Almalic bekannt, der ihm auf sein Bitten an seinen Hof nimmt. Seine Freude dauert nur kurze Zeit, und der Hof verschafft ihm sonst keinen Vortheil, als daß er die Vorzüge des dunkeln Lebens in der Einsamkeit erst recht schätzen lernt, wohin er sich auch nach dem Tode des Califen wiederum begiebt. Erfindung und Ausführung ist in diesen beyden Stücken nicht sehr hervorstechend. Man wird sie lesen, aber schwerlich mehr, als Einmal lesen. 3) *Zoroastre et le jeune Homme. Conte Persan.* Nach Pfeffels vortrefflicher Fabel, das Bild des Todes. 4) *La belle Richilde Conte imité de l'Allemand.* Nach der Erzählung Richilde im ersten Bande der bekannten Volksmährchen des verstorbenen Prof. Musäus. Die diesem Schriftsteller eigene Laune und das Charakteristische seiner Schreibart ist hier meistens verloren gegangen, und mußte beynahe verloren gehen. Bey alledem hat sich der Verf. doch so genau an sein Original gehalten, daß er seine Kopie eher eine freye Uebersetzung als eine Nachahmung hätte nennen sollen. 5) *Lettres dans le genre des Elegies de Tibulle.* Elegien in Prosa, an der Zahl fünf. Sie führen den Titel Briefe, ohne die innere Einrichtung derselben zu haben. An einzelnen schönen Stellen fehlt es auch hier nicht, ob wir gleich den eigenthümlichen Stempel des Tibullischen Genius nicht darauf zu erkennen vermögen. — 6) *Reflexions sur les Femmes et sur les avantages qu' elles retireroient de la culture des Lettres.* Ueber einen so unzählichemal behandelten Gegenstand kann man nicht lauter neue Bemerkungen erwarten. Der Verf. zeigt durch Beyspiele, daß selbst die abstraktesten Wissenschaften dem weiblichen Geist nicht zu hoch sind, wenn er gleich darin selbst ein Erfinder neuer Wahrheiten ward. Daß sie die Männer in der Poesie nicht erreichen, davon, glaubt der Verf.; liege der Grund in der fehlerhaften Erziehung. Der Vorschlag, den der Verf. thut, ist sehr gut, paßt aber nur auf die höheren Klassen des weiblichen Geschlechts. 7) *Lettre à Mademoiʃ. de ***. Sur les Reflexions à faire dans le choix d'un Mari.* Bekannte, aber gute und richtige Lehren für junge Frauenzimmer, nebst einigen warnenden Ehestandsgeschichten. — — Unter dem

voranstehenden, saubern, von Kleinhart gezeichneten und von J. Gaucher gestochenen Bildnisse des Verfassers, stehen folgende vier Verse von dem bekannten Chevalier de Cubieres:

Savez vous quel est son partage?
Les qualités du coeur, les talens de l'esprit.
Il a voyagé comme un sage,
C'est en poëte qu'il écrit.

Pk.

La sublime scuola Italiana Edizione di *Giuseppe de Valenti.* — — *Poeti, Volume VI.* Berlino e Stralsunda, presso Lange. 1789. 8.

— — — — — *Prosatori, Volume VI.* Berl. e Stralf. presso Lange. 1789. 8.

Der sechste Band der poetischen Sammlung enthält den Rest von der Komödie des Dante, nämlich das Fegefeuer und das Paradies. Die Anzahl der Druckfehler ist doch abermals ziemlich zahlreich. — In dem neuen Bande der Prosaiker steht der übrige Theil von dem Decamerone des Boccaccio, von der siebenden bis zur zehnten Giornata. — Da beyde Sammlungen immer noch ihren ununterbrochnen Fortgang haben, so scheinen sie Beyfall zu finden, und Hoffnung zu geben, daß auch die übrigen, zum Theil minder bekannten, Dichter und Prosaisten, welche auf dem Titel genannt sind, nachfolgen werden.

Er.

Poetische Versuche von Gottlieb Conrad Pfeffel. — — Erster Theil. 184 S. — Zweyter Theil. 190 S. Basel, bey Haas dem Sohne. 1789. in 8.

Ohne Zweifel macht der mit Recht allgemein beliebte Verf. dessen Erzählungston so viel Treffendes und Anziehendes, und der überhaupt in dieser Gattung so viel Originalität vor andern

andern seines Gleichen voraus hat, allen Freunden deutscher Poesie mit dieser Sammlung ein höchst willkommenes Geschenk. Beyde Bände enthalten bloß erzählende Gedichte, denen der Verfasser hier das folgende an den Leser vorausschickt:

Ein Gärtnermädchen von Athen
Saß auf dem Markt mit ihrem bunten Krame;
Ein Körbchen wars voll Rosen, Tausendschön,
Jesmin und Nelken. Eine hagre Dame,
Sie war hysterisch, trat zu ihr:
Pfui! sprach sie, mit dem Tand! Ich gebe nichts dafür.
Kaum bricht der Abend ein, so werden deine Nelken,
Jesmin und Tausendschön verwelken.
Gestrenge Frau, versetzt das arme Kind,
Der Käufer wird ja nicht von mir betrogen;
Ich sage nicht, daß sie unsterblich sind.
So, Leser, denk ich auch von diesen Apologen.

So aber wird der Leser gewiß nicht von ihnen denken. Denn sie verdienen unstreitig mit den besten Stücken, die wir in dieser Art besitzen, um die Wette fortzuleben; und so kann nie der Geschmack entarten, daß die vielen hervorstechenden Schönheiten dieser meisterhaften Arbeit ganz verkannt, verschmäht oder vergessen werden sollten.

Wenn man die Ausgabe der Fabeln unsers Verf. welche vor sieben Jahren erschien, mit der gegenwärtigen vergleicht, so ist nicht nur die geschehene Ausfeilung derselben, sondern auch ihre Vermehrung, sehr beträchtlich. Der ganze zwente Band besteht aus theils ganz neuen, theils verbesserten alten Stücken. Das erste von diesen letztern ist schon vom Jahre 1754.; und das letzte unter den neuesten Stücken ist:

Geßner.

An Lichtwehrs Arm gieng im Elysium
Aesop, der für des deutschen Schülers Ruhm
So kalt nicht ist, wie Deutschlands neue Barden,
Einst, in verherrlichter Gestalt,
Auf einem Pfad von Thymian und Narden
Im wölbenden Cypressenwald.

Da kam mit einem hehren Schatten,
Auf dessen Antlitz heitre Ruh
Und Weisheit sich gepaaret hatten,
Der alte Theokrit auf beyde Freunde zu.
Sein Geßner wars, der eben an der Küste
Der bessern Welt gelandet war:
Er nennt mit frohem Stolz ihn dem vertrauten Paar.

Aesop trat vor ihn hin, und grüßte
Mit einem Kuß den Sänger der Natur,
Willkommen, sprach er, Freund, auf unsrer Flur,
Und nahm den Kranz, der seine Schläfe schmückte,
Und setzt ihn Geßnern auf. Der edle Schweitzer bückte
Beschämt das Haupt zurück. Empfange dieses Pfand
Des Sieges, rief Aesop: es war in deiner Jugend
Dir schon bestimmt. — Ich gab den Thieren nur Verstand;
Und du gabst deinen Hirten Tugend.

Bey der Wahl, Ründung und Korrektheit des Ausdrucks, welche unter den mannichfaltigen Vorzügen der Pfeffelschen Poesie gewiß nicht die unbeträchtlichsten sind, bedurfte es nicht vieler Ausfeilungen des Ausdrucks; und doch ist die von dem Verf. aufs neue hierauf gewandte Sorgfalt sichtbar genug. Auf die Aenderungen, welche Herr Ramler in seiner Fabellese mit manchen Stellen der von ihm aufgenommenen Fabeln gemacht hat, und deren Nothwendigkeit man freylich nicht immer einsieht, scheint der V. wenig Rücksicht genommen zu haben. Sehr angenehm ist übrigens die Hoffnung eines dritten Bandes, welcher vermischte Gedichte enthalten wird.

Dm.

Ovids Verwandlungen. Erstes und zweytes Buch. Deutsch. Dreßden, bey Gerlach. 1789.

Der

Der Uebersetzer spricht mit so vieler Bescheidenheit von seiner Arbeit, und rechnet mit so vielem Vertrauen auf die Nachsicht seiner Leser, daß es eine wahre Unbilligkeit seyn würde, ihn vor ein strenges Gericht zu fordern. Wir begnügen uns also ihn selbst auftreten, und sich das Urtheil sprechen zu lassen. Das erste Buch hebt auf folgende Weise an:

Wie einst Formen in neu entstandene Körper gewandelt
wurden, bin ich zu singen begeistert. Beglückt das Beginnen
Götter! Ihr waret es, die sie wandelten. Leitet vom Anfang
Durch die Reihe der Dinge mein Lied bis auf heutige Zeiten.

Ehe das Meer und die Erd' und der alles bedeckende Himmel
Standen, umgab die Natur ringsum nur einerley Ansehn:
Chaos nannte man es: ein wüster verworrener Klumpen;
nichts als träges Gewigt (Gewicht) und schier zwieträchtige Stoffe
nie zu vereinender Ding' in Einem Gemische beysammen.
Damals leuchtete noch der Welt kein feuriger Titan,
Keine Diane verjüngerte wachsend die goldenen Hörner u. s. w.

Der Uebersetzer verspricht es in Zukunft vielleicht besser zu machen. Wir dächten ohnmaßgeblich, er machte es weder besser noch schlimmer.

Fk.

Theater.

Reue versöhnt, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm August Iffland. Berlin, bey Rottmann. 1789. 136 S. 8.

Verbrechen aus Ehrsucht, Bewußtseyn, und gegenwärtiges Stück machen gewissermaaßen zusammen Ein Ganzes aus. Nicht als ob die Handlung des ersten Stücks unvollständig, und zur Befriedigung des Zuschauers eine weitere Ausführung nöthig gewesen wäre; allein da Hr. J. aus gewissen, in dieser Bibliothek (81. B. S. 427.) schon angegebenen Gründen, sie gleichwohl nöthig fand, und deshalb sein Bewußtseyn schrieb, in welchem aber der Ausgang offenbar höchst unbefriedigend gerieth; (Ebendas. S. 430.) so entschloß er sich zu dieser zweyten Fortsetzung, die die Geschichte wirklich zum Ziele bringt. Den Schluß von Bewußtseyn haben unsere Leser wahrscheinlich noch im frischen Andenken. Der Zeitraum zwischen den beyden letztern Stücken ist nicht markirt; genug wir finden Ruhbergen hier im Hause eines reichen und rechtschaffenen Fabrikanten, der sich seiner väterlich angenommen, seine Schwermuth zum Theil verscheucht, und ihn mit dem Leben wo nicht ausgesöhnt, doch gelehrt hat, es mit mehr Gelassenheit zu ertragen. Allein er ist nicht bloß Freund des Vaters vom Hause, auch die ganze übrige Familie liebt und schätzt ihn. Ruhb. findet dagegen Gelegenheit, ihnen wesentliche Dienste zu leisten. Die älteste Tochter liebt einen Major. Der sonst gütige Vater hat eine Abneigung gegen den Soldatenstand, und verweigert seine Einwilligung. Ruhbergs Vorstellungen und Gründe verschaffen sie dem liebenden Paare. Zwischen Vater und Kindern ist durch diesen Vorfall eine gewisse Erkältung und Unzufriedenheit entstanden. Ruhb. söhnt sie alle wieder vollkommen aus. Der Sohn des Alten hat eine heftige Neigung zum Reisen, und da er seines Vaters Erlaubniß nicht zu erhalten hofft, so entschließt er sich, nachdem er demselben eine Summe Geldes entwendet, heimlich fortzugehen. Ruhb. ahndet sein Vorhaben, nöthigt ihn zum

Geständ-

Geständniß, und hält ihn von der Ausführung ab. Der Major wird durch falschen Schein verführt, R. für seinen Nebenbuhler, und zwar einen glücklichen Nebenbuhler zu halten. R. überzeugt ihn vom Gegentheil, und bringt ihn dadurch zu dem heilsamen Vorsatz, seinem Hange zur Eifersucht zu steuern. Alle diese Umstände dienen dazu den Seelenkranken in eine ihm zuträgliche Thätigkeit zu setzen, und durch das Gute, was er dabey stiftet, mit sich selbst zufriedener und ruhiger zu machen. Noch aber hat er nicht so viel Werth in seinen eigenen Augen bekommen, daß er sich mit der Hoffnung zu schmeicheln wagte, je auf die Hand seiner Sophie Anspruch machen zu dürfen. Indeß erscheint diese unvermuthet, in Begleitung seiner Mutter — und Er läßt sich endlich, nach vielen und langen Weigerungen, durch die vereinigten Vorstellungen Aller bewegen, das ihm dargebotene Glück anzunehmen, und dem Gedanken Raum zu geben, sein Vergehen sey durch seine thätige Reue ausgebüßt. — Dieß ist der Inhalt des Stücks, das unserer Einsicht nach, unter den erwähnten dreyen, der Zeit und dem Werth nach, die letzte Stelle einnimmt. Eine einzige, wohlverbundene, fortschreitende Handlung hat es nicht, folglich auch bey allen einzelnen Schönheiten kein wahres Interesse. Es ist bloß Entwickelung eines Knotens, dessen Verwickelung nicht in den Umfang des gegenwärtigen Stücks, sondern weit darüber hinausfällt. Auch in Absicht der Charakterschilderung und der Bearbeitung des Dialogs steht es den ältern Arbeiten des Verf. weit nach. Wenn wir Ruhb. ausnehmen, der sich auch hier so ziemlich gleich bleibt, so haben die übrigen Charaktere wenig Neuheit, Eigenthümlichkeit und Consistenz. Auch die Sprache ist weniger Dialog, als Deklamation, wohlklingend und sentenzenreich, aber desto unnatürlicher, oft sogar ziemlich dunkel. Unser Urtheil kann strenge scheinen, wir glauben aber, daß es gerecht ist, und sagten es desto freymüthiger heraus, je mehr Achtung wir für die Talente des Hrn. J. haben; je mehr wir überzeugt sind, daß er etwas Vortreffliches liefern kann, und je leider es uns that, zu sehen, daß er auf der so glücklich betretenen Laufbahn dießmal keinen Schritt zur Vollkommenheit vorwärts, sondern eher zurück gethan habe. Allein, wenn wir nicht sehr irren, so lag die Schuld jetzt mehr an dem unglücklichen Stoffe, als an den Kräften und dem Willen des Dichters, und wir sehen mit nicht geringer

Erwartung einem neuen Stücke von ihm entgegen, das, wie wir hören, unter der Presse ist, und worin, wie wir zuversichtlich hoffen, sein glänzendes Talent desto heller und reiner leuchten wird.

Nw.

Der Unbeständige, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, aus dem Französischen des Herrn Collin d'Harleville. Strasburg, bey König. 1789. 6 Bogen in 8.

Von dem Verfasser des Optimiste, und auch ein Charakterstück; aber ohne grossen Aufwand von Genie und Seelenkunde bearbeitet. Hier erscheint es nun vollends in buntschäckichtem Gewande, halb deutsch, halb französisch — ein preußischer Schiffscapitain, der bey dem Minister in Berlin eine Pension für zwanzigjährige Seedienste einfordern will; die Strenge des Militairdienstes in — Hamburg? — Und wie leicht ist nicht so etwas zu verändern!

Jz.

Die Macht der Wallungen, ein Schauspiel in drey Akten von G. S. Freyberg, bey Cräz. 1789. 8 Bog. in 8.

Eine solche Sprache, wie in diesem Stücke herrscht, ist noch nie unter vernünftigen Menschen gesprochen worden. Nur ein Beyspiel davon: (S. 16.) „Wenn du dann auf diese „Tage zurücksiehst und das grose (gruße) Register deiner „Schwindel in den gichterischen Krämpfen deines Körpers „ließ'st (liesest), wo jeder Buchstabe einer gemißbrauchten „Wallung, zur siechen, lebenssatten Stunde wird, — „Eduard! wird dann dieser Richter deines Busens — wird „er sich auch so sanft einlullen lassen, wie ihn deine Wollüste „und Schwelgereyen jetzt einwiegen.“ Es scheint, als habe der arme Verf. Schillers Diction nachahmen wollen. Stoff und Ausarbeitung selbst verdienen keine Beurtheilung. Die Cha-

Charaktere sind lauter Misgeburten einer, außer der würklichen Welt herumfaselnden, von Kenntniß der Sitten höherer Stände nicht geleiteten Phantasie. Das ganze Gewebe ist aufs Gröbeste zusammengesponnen, und, um den unvernünftigen Titel zu rechtfertigen, ist das Wort Wallung im Stücke selbst oft in dem allerschiefsten, kauderwälschen Sinne gebraucht.

Kurt von Bassewitz, oder das gerettete Kyritz, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, bey Petit und Schöne. 1790. 6½ Bog. 8.

Bekanntlich liebt jetzt das deutsche Publikum solche große Stücke, worin die Sitten unsrer Landsleute aus den Fehdezeiten geschildert werden. Man sollte aber dabey doch nicht vergessen, daß ein Schauspiel dadurch allein noch nicht interessant werden kann, daß ein Sujet aus dem mittlern Zeitalter entlehnt, daß die Sprache darin derbe ist, daß Ritter und Knappen und andre wehrhafte Männer in Menge darin vorkommen, und daß es ein Bischen wild und ungestüm darin hergeht. Man sollte nicht vergessen, daß in dem Stoffe selbst dramatischer Werth vorhanden seyn muß; daß die Charaktere der Mühe der Darstellung werth seyn müssen; daß die Bearbeitung dann keine gemeine Talente erfordere, endlich, daß das Ganze, sowohl wie jedes andre Schauspiel, gewissen, nicht willkührlichen, sondern aus der Natur und der weisen Beurtheilung dessen, was auf Kopf und Herz Würkung machen kann, geschöpften Regeln unterworfen bleibt. — Wir haben aber noch kein Schauspiel in der Art, das man mit Götz von Berlichingen in Vergleichung bringen könnte. — Das vorliegende Stück hat einige recht gute Scenen; verschiedene von der großen Anzahl von Personen reden vollkommen in ihrem Charakter, und nach dem Genius der damaligen Zeit; allein im Ganzen enthält doch das Stück nichts weiter als die Geschichte einer Schlacht, und erweckt kein specielles, auf einen Punkt concentrirtes Interesse. Es ist viel Lermen, Auf- und Ablaufen, Gemetzle, und doch eigentlich wenig wahre Handlung darin, besonders in den ersten drey Aufzügen, die voll langweiliger Declamationen sind. Die Personen reden zum Theil eine auffallende

Bibelsprache. (Sollte man nicht glauben, Wimanns Monolog, zu Anfange des zweyten Aufzugs, sey aus dem Propheten Jesaias abgeschrieben?) Luthers Bibelsprache ist freylich auch Sprache aus jener Zeit, aber sie ist Büchersprache, und zum Theil Nachahmung des orientalischen Styls. Was soll ferner Hedwigs Traum (S. 15.) der Punkt vor Punkt eintrifft? Etwa den Glauben an Divinationsvermögen allgemeiner machen? Die Handwerkspurschenspäße der Becker, Schmiede u. s. w. S. 91. stehen, wie mich dünkt, auch, mitten unter dem Greuel des vergossenen Bürgerbluts, am unrechten Orte.

Hg.

Schöne Künste.

Stephan Arteaga's Geschichte der italiänischen Oper, von ihrem ersten Ursprung an bis auf gegenwärtige Zeiten. Aus dem Italiänischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Johann Nicolaus Forkel, Dr. der Philosophie und Musikdirektor zu Göttingen. Erster Band. 344 S. Zweyter Band. 532 S. in 8. Leipzig, bey Schwickert. 1789.

Im Original, welches Recensent zur Hand hat, führet dieß Werk den Titel: *Le Rivoluzioni del Teatro Musicale Italiano, dalla sua origine fino al presente.* Es erschien zuerst zu Bologna, 1783. und 85. in zwey Oktavbänden; und vermehrter zu Venedig, 1785, in drey Bänden. Nach dieser letztern Ausgabe ist die hier anzuzeigende Uebersetzung verfertigt, deren Titel freylich mehr verspricht, als der Verf. zu leisten Willens war, der nicht die Geschichte der italiänischen Oper, in ihrem völligen Umfange zu erzählen, sondern nur die wichtigsten Veränderungen und merkwürdigsten Epochen derselben durchzugehen, zur Absicht hatte. Auf der andern Seite aber findet doch auch der Leser hier mehr, als

ihn

ihn beyde Titel erwarten lassen, nämlich eine sehr genaue ästhetische Zergliederung vieler Punkte, welche die musikalische Poesie und Komposition, und die Verbindung der Dichtkunst und der Tonkunst überhaupt, betreffen. Im Ganzen genommen, ist auch wirklich dieser theoretische Theil des Buchs noch lehrreicher, und an treffenden Bemerkungen reichhaltiger, als der historische Inhalt desselben, der von jenem nur Vehikel wurde.

Der deutsche Uebersetzer hat das Ganze wieder in zwey Bände gebracht, und einen Theil des dritten Bandes im Originale weggelassen, worin Arteaga die Einwürfe umständlich und ziemlich heftig beantwortet, welche ihm von einem Journalisten zu Bologna, Vincenzo Manfredini, waren gemacht worden. Der erste Band enthält acht Kapitel folgenden Inhalts: Kap. 1. Analytischer Versuch über die Natur des musikalischen Drama. Wodurch es sich von andern theatralischen Werken unterscheidet. Die festgesetzten Regeln desselben aus der Vereinigung der Poesie, Musik und Perspektive (Verzierung der Bühne) hergeleitet. Kap. 2. Untersuchungen über die Eigenschaften der italiänischen Sprache zur Musik, aus ihrer Bildung und Zusammensetzung hergeleitet. Politische Ursachen, welche zu ihrer Beschaffenheit beygetragen haben. Kap. 3. Verlust der alten Musik. Ursprung der geistlichen Musik in Italien. Vermeinte Erfindungen des Guido von Arezzo und des Jean de Murs. Vorstellungen der barbarischen Jahrhunderte. Vergleichung derselben mit den Vorstellungen der Griechen. Fortschritte und Veränderungen des Kontrapunkts. Kap. 4. Ursprung der weltlichen Musik. Ausländer, welche nach Italien kamen, und die Musik verbesserten. Ihre erste Vereinigung mit der Landespoesie. Musikalische Zwischenspiele. Entwürfe des Melodrama. Kap. 5. Mängel der italiänischen Musik gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, und die Mittel zu ihrer Verbesserung. Zustand der vaterländischen Poesie. Florenz, Erfinderin des Melodrama. Erste ernsthafte Oper. Aufzüge. Arien. Chöre. Erste komische Oper, und ihr Charakter. Kap. 6. Betrachtungen über das Wunderbare. Ursprung und Verbreitung desselben in Europa. Ursachen der Vereinigung desselben mit der Musik und Poesie im Melodrama. Kap. 7. Geschwinde Verbreitung des Melodrama in und außer Italien.

Bibelsprache. (Sollte man nicht glauben, Wimanns Monolog, zu Anfange des zweyten Aufzugs, sey aus dem Propheten Jesaias abgeschrieben?) Luthers Bibelsprache ist freylich auch Sprache aus jener Zeit, aber sie ist Büchersprache, und zum Theil Nachahmung des orientalischen Styls. Was soll ferner Hedwigs Traum (S. 15.) der Punkt vor Punkt eintrifft? Etwa den Glauben an Divinationsvermögen allgemeiner machen? Die Handwerkspurschenspäße der Becker, Schmiede u. s. w. S. 91. stehen, wie mich dünkt, auch, mitten unter dem Greuel des vergossenen Bürgerbluts, am unrechten Orte.

Hg.

Schöne Künste.

Stephan Arteaga's Geschichte der italiänischen Oper, von ihrem ersten Ursprung an bis auf gegenwärtige Zeiten. Aus dem Italiänischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Johann Nicolaus Forkel, Dr. der Philosophie und Musikdirektor zu Göttingen. Erster Band. 344 S. Zweyter Band. 532 S. in 8. Leipzig, bey Schwickert. 1789.

Im Original, welches Recensent zur Hand hat, führet dieß Werk den Titel: *Le Rivoluzioni del Teatro Musicale Italiano, dalla sua origine fino al presente.* Es erschien zuerst zu Bologna, 1783. und 85. in zwey Oktavbänden; und vermehrter zu Venedig, 1785, in drey Bänden. Nach dieser letztern Ausgabe ist die hier anzuzeigende Uebersetzung verfertigt, deren Titel freylich mehr verspricht, als der Verf. zu leisten Willens war, der nicht die Geschichte der italiänischen Oper, in ihrem völligen Umfange zu erzählen, sondern nur die wichtigsten Veränderungen und merkwürdigsten Epochen derselben durchzugehen, zur Absicht hatte. Auf der andern Seite aber findet doch auch der Leser hier mehr, als

ihm

ihn beyde Titel erwarten lassen, nämlich eine sehr genaue ästhetische Zergliederung vieler Punkte, welche die musikalische Poesie und Komposition, und die Verbindung der Dichtkunst und der Tonkunst überhaupt, betreffen. Im Ganzen genommen, ist auch wirklich dieser theoretische Theil des Buchs noch lehrreicher, und an treffenden Bemerkungen reichhaltiger, als der historische Inhalt desselben, der von jenem nur Vehikel wurde.

Der deutsche Uebersetzer hat das Ganze wieder in zwey Bände gebracht, und einen Theil des dritten Bandes im Originale weggelassen, worin Arteaga die Einwürfe umständlich und ziemlich heftig beantwortet, welche ihm von einem Journalisten zu Bologna, Vincenzo Manfredini, waren gemacht worden. Der erste Band enthält acht Kapitel folgenden Inhalts: Kap. 1. Analytischer Versuch über die Natur des musikalischen Drama. Wodurch es sich von andern theatralischen Werken unterscheidet. Die festgesetzten Regeln desselben aus der Vereinigung der Poesie, Musik und Perspektive (Verzierung der Bühne) hergeleitet. Kap. 2. Untersuchungen über die Eigenschaften der italiänischen Sprache zur Musik, aus ihrer Bildung und Zusammensetzung hergeleitet. Politische Ursachen, welche zu ihrer Beschaffenheit beygetragen haben. Kap. 3. Verlust der alten Musik. Ursprung der geistlichen Musik in Italien. Vermeinte Erfindungen des Guido von Arezzo und des Jean de Murs. Vorstellungen der barbarischen Jahrhunderte. Vergleichung derselben mit den Vorstellungen der Griechen. Fortschritte und Veränderungen des Kontrapunkts. Kap. 4. Ursprung der weltlichen Musik. Ausländer, welche nach Italien kamen, und die Musik verbesserten. Ihre erste Vereinigung mit der Landespoesie. Musikalische Zwischenspiele. Entwürfe des Melodrama. Kap. 5. Mängel der italiänischen Musik gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, und die Mittel zu ihrer Verbesserung. Zustand der vaterländischen Poesie. Florenz, Erfinderin des Melodrama. Erste ernsthafte Oper. Aufzüge. Arien. Chöre. Erste komische Oper, und ihr Charakter. Kap. 6. Betrachtungen über das Wunderbare. Ursprung und Verbreitung desselben in Europa. Ursachen der Vereinigung desselben mit der Musik und Poesie im Melodrama. Kap. 7. Geschwinde Verbreitung des Melodrams in und außer Italien.

lien. Musikalische Vorstellungen in Frankreich, England, Deutschland, Spanien und Rußland. Kap. 8. Zustand der Perspektive und der musikalischen Poesie bis zur Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Mittelmäßigkeit der Musik. Einführung der Kastraten und der Frauenzimmer auf dem Theater. —

Zweyter Band. Kap. 9. Goldenes Jahrhundert der italiänischen Musik. Fortschritte der Melodie. Vorzügliche italiänische Komponisten. Berühmte Musikschulen für Gesang und Instrumente, nebst ihrem Unterschied. Kap. 10. Verbesserung der lyrisch-dramatischen Poesie. Quinault in Frankreich als Vorläufer der Verbesserung. Berühmte Dichter bis auf Metastasio. Fortschritte der Perspektive. Kap. 11. Epoche des Metastasio. Vortheile, welche er der Poesie und der italiänischen Sprache verschafft hat. Untersuchung seiner Vorzüge. Betrachtungen über seine Art, die Liebe zu behandeln. Seine Fehler. Ob er das Melodrama auf den höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit gebracht habe. Kap. 12. Wirklicher Verfall der italiänischen Oper. Allgemeine Ursachen desselben. Vergleichung der neuern Poesie und Musik mit der Musik und Poesie der Griechen. Veranlassungen zu ihrer Vollkommenheit bey den Alten, und innere Unbequemlichkeiten unsers musikalischen Systems. Kap. 13. Besondere Ursachen des gegenwärtigen Verfalls der Oper. Erste Ursache: Mangel an Philosophie bey den Komponisten. Fehler in der Komposition. Betrachtungen über den heutigen Gebrauch der Instrumentalmusik. Untersuchung der Recitative und Arien. Kap. 14. Zweyte Ursache: Eitelkeit und Unwissenheit der Sänger. Analyse des neuern Gesanges. Betrachtungen über die Volksurtheile, und über die Verschiedenheit des musikalischen Geschmacks. Kap. 15. Dritte Ursache: Fast gänzliche Vernachläßigung der musikalischen Poesie. Beurtheilung der berühmtesten dramatisch-lyrischen Dichter nach dem Metastasio. Beschaffenheit der komischen Oper. Kap. 16. Untersuchung des pantomimischen Tanzes. Vom Gebrauch desselben beym Theater. Ob es gut sey, oder nicht, ihn aus dem Melodrama zu verbannen? Kap. 17. Versuche einer Umformung des Melodrama. Schreiben eines berühmten französischen Gelehrten (des Abts Arnaud an den Grafen Caylus) welches den Entwurf eines vortrefflichen Werks über die Musik enthält.

Schon

Schon aus dieser summarischen Inhaltsanzeige wird man auf die Reichhaltigkeit und das Interesse der in diesem Werke abgehandelten Gegenstände schließen können. Aber auch ihre Behandlungsart ist sehr empfehlungswerth; und Rec. erinnert sich fast noch kein Buch über diese Materien gelesen zu haben, welches ihm so viel angenehme Unterhaltung und nützliche Belehrung gewährt hätte. Der Verf. ist ein Spanier, aber der italiänischen Sprache vollkommen mächtig. Jener Umstand veranlaßte vielleicht größere Unpartheylichkeit in den Urtheilen; und der letztere ließ wenigstens den Rec. bey Lesung des Originals nichts von dem Unterschiede von einem gebohrnen Italiäner empfinden; vielmehr fand er hier einen lebhaftern und gedrängtern, weit weniger gedehnten und umschreibenden Vortrag, als ihn die meisten prosaischen Schriften der Italiäner zu haben pflegen.

Einer Uebersetzung war dies Werk ohne Zweifel vor manchen andern würdig; und glücklicherweise ist sie von einem in der Sprache und den Sachen hinlänglich erfahrnen Manne veranstaltet. Denn, einige Kleinigkeiten abgerechnet, liest sie sich ohne Anstoß, ob es gleich zu schwer, oder wohl unmöglich war, die ganze, von der Sprache selbst zum Theil abhängige Anmuth des Vortrags im Originale zu erreichen. Der Uebersetzer hat indeß noch mehr geleistet; er hat verschiedne, zum Theil ausführliche, Anmerkungen hinzugefügt, welche entweder zur weitern Erörterung der im Texte abgehandelten Gegenstände, oder auch, wie das bey den meisten der Fall ist, zur Einschränkung, Berichtigung und genauern Bestimmung der von dem Verf. hie und da geäusserten Grundsätze, Meynungen und Ideen dienen. Denn, wenn gleich der Uebers. zu Anfange seiner Vorrede diesem Werke das Lob ertheilt, daß es unter allen den Werken, die wir von dieser Art haben, seinen Gegenstand am meisten erschöpfe, und in dieser Rücksicht als sehr vollkommen könne angesehen werden; so glaubt er doch seinem Verf. den Vorwurf machen zu müssen, daß er seine Untersuchungen nicht mit so viel Kunstkenntniß angestellt habe, als eigentlich unumgänglich nothwendig sey, wenn Werke dieser Art für die Kunst und den Künstler völlig den Nutzen stiften sollen, den sie wirklich stiften können. Für eine Hauptschwachheit des Verf. hält Hr. F. seine außerordentliche Anhänglichkeit an

die alte Musik, und erklärt sich wider dieselbe umständlich in seiner Vorrede. Unter andern sagt er daselbst: „der Verf. fodre eben so, wie schon so viele Gelehrte vor ihm gethan haben, die keine Sonate von einer Sinfonie unterscheiden konnten, und doch von ihrem feinen Gehör sprachen, Mannichfaltigkeit und Reichthum von unsrer Kunst; und wünscht sie doch zu ihrer alten Armseligkeit, zur alten Psalmodie zurückführen zu können, wünscht doch die Schönheit der Melodie in unsern Opernarien, nebst der reichen harmonischen Instrumentalbegleitung derselben in eine bloße musikalische Deklamation, in ein trocknes Recitativ zu verwandeln, oder gar in den erbaulichen Ton zu stimmen, in welchem unsere Kollekten vor dem Altare abgesungen werden." — Wir müßten uns sehr irren, wenn Hr. F. hier seines Schriftstellers Meynung und Absicht richtig gefaßt hätte. Was er an mehrern Orten, und vornehmlich im zwölften Kapitel über die Vorzüge der alten, besonders der griechischen, Musik vor der neuern sagt, betrifft nicht sowohl ihre Beschaffenheit, als ihre Wirkung. Jene ist uns freylich sehr wenig bekannt, und was wir davon wissen, erregt eben nicht den Wunsch, sie so ganz, wie sie war, wieder hergestellt zu sehen, und läßt uns nicht zweifeln, daß die neuere Musik manche wesentliche Vollkommenheiten voraus habe. Was aber die ältern Schriftsteller so einmüthig von den großen Wirkungen ihrer Musik rühmen, und wohl allerdings hauptsächlich auf ihrer Anwendungsart, und auf ihrer innigen Verbindung mit der Poesie beruht; dieß dächten wir, könnte und müßte den Wunsch veranlassen und rechtfertigen, daß man unsrer in ihrer Art reichern, mannichfaltigern und vollkommenern Instrumentalmusik eine ähnliche Anwendung und Verbindung geben möchte, um sie dadurch in ihrer Art und in jeder Absicht noch wirksamer und noch vollkommener zu machen. Und nur dahin scheint auch der so oft wiederholte Wunsch des V. zu gehen, der B. II. S. 194. zwey Hauptmängel der neuern Musik anführt: den Mangel eines hinlänglichen innern Verhältnisses zwischen Poesie und Musik; und den Gebrauch einer Gattung von Harmonie, die wenig oder nichts zum individuellen Ausdruck der Leidenschaften beyträgt.

Da sich viele von den schon gedachten Anmerkungen des Uebers. auf diesen Umstand beziehen; so konnte Recens. freylich nicht überall den darin vorgetragenen Behauptungen bey-

beystimmen, nur würde uns hier eine genauere Erörterung dieser ganzen Materie zu weit führen. Also nur eins und das andere von einigen der übrigen Anmerkungen. Was B. I. S. 228. ff. über die Harmonie und besonders in Rücksicht der konventionellen Schönheit der Musik, und ihrer Quellen, erinnert wird, hat ohne Zweifel seinen guten Grund; so, wie wir auch dem gerne beystimmen, was S. 236. ff. in der 78sten Note über den Werth des bloß Mechanischen und Kunstmäßigen in der Komposition, und zur Ehrenrettung der sogenannten kontrapunktischen Künste gesagt wird. — Daß die Nachrichten des Verf. von der deutschen Oper, die S. 297. ff. vorkommen, sehr unvollständig und mangelhaft sind, war nicht anders zu erwarten; und hier würden wir eine genauere und weitläuftigere Berichtigung des Uebersetzers vermißt haben, wenn uns derselbe, in einer besondern, dem zweyten Bande vorgesetzten, Nachricht, nicht die angenehme Hoffnung machte, diesem Werke noch einen dritten Band folgen zu lassen, welcher eine zusammenhängende Geschichte der deutschen Oper, und ihres Einflusses auf unsern musikalischen Geschmack, nebst andern verwandten Gegenständen, enthalten soll. — Was B. II. S. 18. wegen der übertriebenen Verehrung des Pergolesi erinnert wird, ist zwar nicht ganz ohne Grund; aber zu hart scheint uns doch immer das Urtheil zu seyn, daß sein Stabat Mater, dem man große Wirkung nicht absprechen kann, sehr schlecht, fehlerhaft und schülermäßig sey, wenn demselben gleich die beyden erstern Epithete auch in dem Artikel Verrückung der Sulzerischen Allg. Theorie gegeben werden. — S. 196. Anm. 49. thut Hr. F. seinem Verf. gewiß zu viel; doch dieß bezieht sich auf den oben berührten Umstand wegen der alten Musik, und auf die, uns noch immer so scheinende, Mißdeutung der wahren Meynung des Arteaga, der gewiß auch hier nur die Anwendung und Wirkung der mit mehrern Dichtungsarten zu verknüpfenden Musik, nach der Weise, nicht aber nach dem eingeschränktern Umfange, der ältern Tonkunst in Gedanken hatte. — Der Gebrauch der Ritornelle in unsern Arien läßt sich, wie der Uebers. S. 235. ff. thut, allerdings aus mehrern Gründen rechtfertigen; wenn gleich manche dieser Gründe erst hinterher, nachdem dieser Gebrauch einmal herrschend geworden ist, aufgesucht zu seyn scheinen möchten. Aber A. eifert doch auch nur wider den Gebrauch der einleitenden Sinfonie in einem

einem Falle, wo er wirklich unnatürlich, und gewöhnlich auch von einsichtvollen Komponisten aufgegeben wird; nämlich, in dem Falle, wo man sie affektvollen Arien vorsetzt, die mit dem vorhergehenden Inhalte des Rezitativ's in der genauesten Verbindung stehen; oder, wenn man Ritornelle zwischen den Theilen und Absätzen der Arie auch dann anbringt, wenn Zögerung der Natur der Leidenschaft zuwider ist.

Monumente Indischer Geschichte und Kunst. Aus dem Englischen des Sir William Hodges. Herausgegeben von A. Riem, best. Secretär der Berlinischen Akademie der Künste. Erstes Heft. Mit Kupfern. Berlin, im Verlage der akadem. Buchhandlung. 1789. $5\frac{1}{2}$ Bog. Text, und 2 Kupfertafeln in längl. Folio.

Zur Herausgabe dieses Werks gab Se. Excellenz, der Herr Staatsminister von Heinitz, Kurator der Berlinischen Kunstakademie, die Veranlassung; und es war zuerst für die akademische Monatsschrift bestimmt, für die es aber zu weitläuftig befunden wurde. Sir William Hodges begleitete den Kapitän Cook auf einer Reise um die Welt, und zeichnete in dem englischen Ostindien das Merkwürdigste auf, was sowohl in Rücksicht der Schönheit und Würde der Gebäude, als der Schönheit der Aussichten, Aufmerksamkeit verdiente. Er brachte dort fünf Jahre zu, um Zeichnungen an Ort und Stelle nach der Natur zu entwerfen, und gab davon das erste Heft mit beygefügtem Texte heraus, welcher letztere hier vom Hrn. Prof. Brunn übersetzt geliefert wird. Er besteht in einer interessanten Abhandlung über die ersten Muster der indischen, maurischen, und gothischen Baukunst. Der Verf. sucht zu zeigen, daß diese Manieren nicht etwa Kopien einer einzigen, welche die früheste gewesen, sondern vielmehr wirklich und wesentlich Ein und eben derselbe Styl, eigenthümliche Produkte des Genies, in ganz unterschiednen Ländern, die nothwendigen Wirkungen ähnlicher Bedürfnisse und gleicher Materialien, kurz, nur ältere und jüngere Brüder und Schwestern einer und derselben Familie sind,

die

die in den ägyptischen, indischen, und andern, künstlichen Grotten und Höhlen empfangen, erzogen, und nach und nach zu mehrerer oder minderer Größe, Eleganz und Vollkommenheit gelangt sind. Er hält also die größern Gebäude, Pyramiden, Obelisken, Thürme, für Nachahmungen der Felsengestalten in der Natur. — Von den beyden Kupfertafeln dieses Hefts stellt die erste die Façade des Portikus vom Grabe des Kaisers Akbar zu Sekundry vor, und giebt uns eine Idee von der Bauart der Mogols. Die zweyte ist eine Abbildung von dem Grabe des Kaisers Schere Schach zu Sasseram, und eine Probe der Bauart der Patanischen Fürsten, aus dem Lande von Affgham Isthar.

Italien und Deutschland; in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Literatur und Kunst. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von K. P. Moritz, und A. Hirt. Erstes Stück. Mit Kupfern. Berlin, im Verlag der akadem. Kunst- und Buchhandlung. 1789. Zweytes Stück. Ebendas. 1789. Mit Kupfern. Jedes 6 Bogen in groß 8v.

Eine vortheilhafte Erwartung für diese neue periodische Schrift erregen schon die Namen ihrer beyden Herausgeber, des Hrn. Prof. Moritz, der in derselben seine in Italien gesammelten Nachrichten und Bemerkungen bekannt machen wird, und des Hrn. Hirt, eines sich in Rom aufhaltenden Gelehrten. Kunstkenntniß wird, wie es scheint, ihren vornehmsten Inhalt ausmachen; und man findet im ersten Stücke folgende Aufsätze: I. Leben eines jungen Mahlers, Germain-Jean Drouais, vom Hrn. Hirt. Der junge Künstler wurde 1763. zu Paris gebohren, und nachdem er sich dort durch die Anleitung seines Vaters und anderer Meister zuerst gebildet, auch im J. 1784. den großen Preis der Kunstakademie erhalten hatte, mit welchem die Pension in Rom verbunden ist, kam er mit seinem Meister, David, noch im Herbste des nämlichen Jahres nach Rom. Hier verfertigte er vornehmlich ein schönes historisches Gemälde, den Marius auf der Flucht, für die jährliche Ausstellung

der Königl. Pensionaire. In dem vierten Jahre seines dortigen Aufenthalts aber starb er an den Blattern, die nicht zum Ausbruch kommen konnten. Er hinterließ ein für die nächste Ausstellung bestimmtes Gemälde unvollendet, welches, nebst seinen übrigen Arbeiten, hier beschrieben wird. — II. Historisch-architektonische Beobachtungen über die christlichen Kirchen; gleichfalls vom Hrn. Hirt. Zuerst wird der Bau der heidnischen Basiliken genauer bestimmt, deren Plan die ersten Christen in ihren Kirchen nachahmten. Jene waren zu öffentlichen Gerichtssälen, mit unter aber auch zum Handel und Wandel bestimmt. Diese Gebäude nun waren die bequemsten für die Bestimmung zu gottesdienstlichen Versammlungen, und ihre Bauart wurde daher für die ersten Kirchen gewählt. Diese waren anfänglich nicht sowohl Bethhäuser, als öffentliche Schulen des Unterrichts und Gerichtshöfe. Die innern Theile des Gebäudes wurden meistens beybehalten, und nur zum anderweitigen Gebrauch bestimmt. Auch die Baukunst der mittlern Zeiten verlor den Plan der Basiliken nicht ganz aus dem Gesichte, ob er gleich durch die Unwissenheit und den verdorbenen Geschmack derselben immer mehr entstellt ward. Indeß scheinen auch die Neuern, bey dem Bau der Kirchen, durch die Wiederhervorsuchung der griechischrömischen Ordnungen dem Verf. nicht viel glücklicher gewesen zu seyn. Der neuere Kirchenbau im Ganzen hat gothischen Plan, gothische Verhältnisse mit altrömischen Ordnungen, und altrömischer Art zu konstruiren. Außerdem hat man auch einige kleinere Kirchen nach den Planen antiker Tempel und Grabmäler rund und viereckigt gebauet; aber außer dem Plan auch nichts von den Antiken behalten. Der Verf. thut einige Vorschläge zur Einführung eines bessern und zweckmäßigern Styls im Kirchenbau. Es käme vornehmlich auf Schicklichkeit, Geschmack und wohlverstandne Pracht dabey an; auf zweckmäßige Wahl des Ortes, einen guten Plan, und schickliche innere und äußere Verzierung. Die Form könnte eben so gut eckig, als rund seyn. Der Raum im Innern könnte aus einem, drey, oder fünf Schiffen bestehen. Von außen ist die Wiedereinführung der Vorhalle eine wesentliche Sache, sowohl für die Würde, als den Schutz des Gebäudes; auch ließen sich freye Hallen an den Seiten anbringen. Die runde Form hat für das Auge viel Anziehendes. Zuletzt wird noch einiges über die Glockenthürme und Kup-

Kuppeln, und über die innere Verzierung der Kirchen erinnert. Die ganze Abhandlung ist ungemein lesenswerth. III. Die kleine Republik St. Marino, ein Auszug aus einem Briefe vom Hrn. Moritz, und eine sehr interessante Beschreibung, die nach mehrern von der Art begierig macht. IV. Ueber einige Freskogemälde in einer Kapelle des vatikanischen Pallastes, nebst einer vorläufigen Betrachtung über Giorgio Vasari; vom Hrn. Hirt. Die biographischen Nachrichten des Vasari behaupten immer noch einen großen Werth; denn es trafen bey ihm ungewöhnlich viel glückliche Umstände zur Beförderung seiner Arbeit zusammen. Gleichwohl sind sie oft unvollständig und falsch, oft auch in der Beurtheilung partheyisch, schwankend und unzulänglich. Dem Verf. war es hier nur vornehmlich darum zu thun, das Andenken eines fast vergessenen großen Künstlers zu erneuern, des Fra Giovanni Angelico von Filsole, der von 1387. bis 1455. zu Rom lebte, und einige Freskogemälde desselben zu beschreiben, die in der Kapelle des heil. Lorenz im vatikanischen Pallaste noch sehr wohl erhalten sind. Dieß geschieht aber erst im folgenden Stücke.

Zweytes Stück. Hier steht die eben gedachte Beschreibung der Freskogemälde des Filsole gleich zuerst. Sie stellen die Geschichten der beyden Erzmärtyrer Lorenz und Stephan vor. An den Oberpfeilern sind acht Kirchenlehrer in einzelnen Figuren gemalt, und an der Decke die vier Evangelisten. Die Geschichte des heil. Lorenz ist in fünf, und die vom heil. Stephan in sechs Abtheilungen gemalt. Alle diese werden hier näher beschrieben; und von einem, welches die Predigt des Stephanus vorstellt, wird ein Kupferstich beygefügt, in dem doch wohl nicht ganz der vielfache und starke Ausdruck sichtbar ist, den der Verf. in dem Gemälde selbst antraf. II. Bildhauerey. Ueber zwey Statuen von den Herren Dannecker und Scheffauer; gleichfalls vom Hrn. Hirt. Nach einigen erwägungswerthen Bemerkungen, die Bildhauerey überhaupt betreffend, werden die Arbeiten jener zwey jungen Würtenbergischen Künstler beschrieben, die sich in Rom aufhalten. Ihr Herzog bestellte bey ihnen vier Statuen in Marmor, etwas über Halblebensgröße, welche die vier Jahrszeiten bezeichnen sollten. Hier werden die beyden davon, welche den Winter und Herbst vorstellen, beschrieben, und auf einer Kupfertafel

im Umrisse beygefügt. III. Die Villa Millini bey Rom, vom Hrn. Moritz. Sie liegt jenseits der Tiber, auf einem der höchsten Hügel bey Rom, welcher jetzt Monte Mario heißt, ehedem aber unter dem Namen Janikulus mit begriffen wurde. Die Aussicht muß äußerst reizend und mannichfaltig seyn. Von hieraus stellte Hackert die Stadt Rom mit ihren Pallästen und Ruinen in einem der interessantesten Gesichtspunkte dar; und der Landschaftsmaler und Prof. Lüdke in Berlin entwarf eine Zeichnung von Rom von eben diesem Standpunkte aus. Schon Martial beschrieb diesen Landsitz. IV. Ueber eine Preisfrage: Wie kann der Nationalgeschmack durch die Nachahmung der fremden Werke, aus der alten sowohl als neuern Literatur, entwickelt und vervollkommnet werden? Wie bekannt, wurde diese Frage vor ein paar Jahren von der Berliner Akademie aufgegeben, und der Preis Hrn. Professor Schwabe in Stuttgardt zuerkannt, dessen Abhandlung auch im Druck erschienen ist. Hr. M. glaubt nun, es gehöre zum Charakteristischen des Nationalgeschmacks, daß er immer unvermischt geblieben, und nur aus und in sich selbst entwickelt und vollkommner geworden sey. In jener Frage sollte indeß Nationalgeschmack nichts weiter heißen, als Geschmack einer Nation, und dieser ist allerdings eines fremden Einflusses in seine Entwickelung und Ausbildung fähig. Aber auch so bestimmt, glaubte Hr. M. über diese Frage noch manches erinnern zu müssen, und wohl nicht ganz ohne Grund, obgleich etwas allzu spitzfindig. V. Einige Lebensumstände eines jungen Malers, August Kirsch; vom Hrn. Moritz. Er war aus Dresden gebürtig, und in seinem 21sten Jahre nach Rom gereist, wo er zwey Jahre darauf starb. Seine Begräbnißscene wird interessant beschrieben. VI. Beschreibung eines von Hrn. Alexander Trippel verfertigten Denkmals des Grafen Tzernichew. Der Sarg von schwarzem Marmor steht an einer Piramide, mit des Verstorbenen Bildnisse im Medaillon. Zu beyden Seiten stehen zwey weibliche Figuren, die Regierung und die Traurigkeit; unter dem Sarge zwey Basreliefs. Zugleich noch von drey Büsten dieses Künstlers, welche Friedrich den Großen, und die Herren v. Göthe und Herder vorstellen, und einigen andern neuern Arbeiten von ihm, besonders dem Entwurfe zu einem Ehrendenkmal jenes großen Königs. VII. Die Ausstellung auf der

fran-

französischen Akademie in Rom vom Jahre 1789. von Hrn. Hirt. Sie war ein rühmlicher Beweis, daß die französische Schule sich nach und nach zu heben anfängt, besonders was die Malerey und Architektur betrifft. David's Manier wird fast allgemein in ihren Arbeiten; und diese ist wirklich musterhaft. VIII. Die Madonna von Tivoli; von Hrn. Moritz. Alle Winter wird dieß für wunderthätig gehaltene Marienbild feyerlich in die Stadt geholt; und alle Frühjahre zieht es wieder ins Feld hinaus, um den Früchten Gedeihen zu geben. Man findet hier eine Beschreibung der dabey gewöhnlichen abergläubischen Gebräuche. IX. Ueber zwey Gemälde von den Herren Pitz und Schmid; von Hrn. Hirt. Die jungen Künstler wählten beyde ihren Stoff aus der alten Geschichte; das Gemälde des ersten stellt den Tod des Markus Antonius vor; und das von dem letztern einen von Plutarch bemerkten rührenden Zug in dem Charakter des Perikles. X. Berichtigung eines Aufsatzes in der Berlinischen Monatsschrift; von Hrn. Puhlmann. Sie betrifft die von Hrn. Dr. Meyer ertheilte Nachricht von den Pontinischen Sümpfen, und den darin dem Baumeister Antonini gemachten Vorwurf über den schlechten Geschmack der Sakristey der Peterskirche in Rom. Antonini aber hat denselben nicht zu verantworten, sondern der Architekt der päbstlichen Kammer, Marchioni. XI. Volksaberglaube der Italiäner und Deutschen; vom Hrn. Moritz. Unter dem heitern Himmel Italiens haben die, mehr nordischen, Ideen von Hexen, Gespenstern, Geistererscheinungen, u. dgl. nie empor kommen können; wovon hier gute Gründe angeführt werden.

Qß.

Deutsches Künstlerlexikon, oder Verzeichniß der jetztlebenden deutschen Künstler. Nebst einem Verzeichniß sehenswürdiger Bibliotheken, Kunst- Münz- und Naturalienkabinette in Deutschland und in der Schweiz. Zweyter Theil, welcher Zusätze und Berichtigungen des ersten enthält. Verfertigt von Joh. Georg Meusel, Hofrath und Prof. der Geschichte zu Erlangen u. s. w.

Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1789. XVI und 444 S. in 8.

Diejenigen Verbesserungen und Zusätze, die Recens. gegenwärtig zu diesem interessanten Repertorium zu liefern vermag, sind folgende:

S. 30. verdient angeführt zu werden: Joh. Veit Döll, Chursächs. Hofgraveur in Suhl im Hennebergischen. Ein sehr geschickter Stahl- und Steinschneider, geb. am Orte seines Aufenthalts 1750. — Hat nie mündlichen Unterricht in seiner Kunst genossen. Er war eigentlich ein Büchsenschäffter. Im Jahr 1763. bey einer Reise nach Wien erwarb er sich Kenntnisse im Graviren überhaupt. Seit 1768. fieng er an nach guten Meistern in Stahl, und 1785. nach Werken seines Oheims, Kabinetsteinschneiders Klette in Dreßden, der ihm bloß einige Handgriffe zeigte, in Stein zu schneiden. Diese letztern Werke studirt er noch beständig, weil er überhaupt eher Andern als sich Gnüge thut. Eines seiner vorzüglichen Stücke, die sämmtlich bekannter zu seyn verdienten, ist das größere Siegel, das er für die Gesellschaft der Unternehmer der Allgemeinen Litteratur-Zeitung gearbeitet hat.

S. 103. nach Kobel (F) dieser ältere Bruder heißt Ferdinand. Er hat einen Sohn Wilhelm, geb. 1770. der schon so viel leistet, daß er unter die Reihe größerer Künstler gesetzt zu werden verdient. Seine Arbeiten sind Schlachten und Landschaften in Wouwermanns Geschmacke, oder frey nach ihm kopirt.

S. 145. oben bey Müller (F) kann nach: zu Rom auf, hinzugesetzt werden: wo er vom Pfalz-Baierischen Hofe eine Pension genießt. Er malte sonst Thierstücke, jetzt Geschichte.

S. 175. oben, vor Reichenberg.

Ludovika Reichenbach in Stuttgard, malt Porträte und Gesellschaftsstücke. Geb. 1759. Ihr Lehrer war Guibal. Sie studirte von 1786. bis 89. in Paris.

Ebendas. unten nach Reiner.

Joh. Christian Reinhard, Landschaftsmaler, geb. den 24. Januar 1761. zu Hof im Bayreuthischen; studierte erst Theologie in Leipzig, dann die Malerey bey Oeser, und

er

ist in diesem Jahre (1789.) auf Kosten des Marggrafen von Anspach nach Rom gereist.

S. 204. ganz unten kann bey dem Artikel Johann Heinrich Schröder nach dem Wort Bildnisse hinzugesetzt werden: in Pastell; ohne Zweifel einer der besten Treffer in Deutschland.

S. 383. ist die Anzahl der Bände in der Herzogl. Bibliothek in Stuttgard viel zu gering angegeben. Im J. 1785. wo Rec. den Hrn. Kanzler Le Bret sprach, schätzte dieser sie auf 110 tausend Bände. In diesem Jahre (1789.) versicherte ihm einer von den Aufsehern derselben, daß sie deren 130 tausend enthalte. Die gleiche Zahl wird auch in der Reise durch das südliche Deutschland, (Leipz. bey Crusius 1789.) angegeben. Nach Hrn. Hofr. Vischers Tode ist Hr. Hofrath Schott Oberbibliothekar; die Bibliothekare folgen in dieser Ordnung: Petersen, Reichenbach und Drück.

Ob hingegen nicht die Anzahl der Bände in der Weimarischen Bibliothek S. 384. zu hoch angegeben ist? — Dieses hängt von der Quelle ab, aus der Hr. H. M. seine Nachricht hat. 60 bis 70 tausend Bände — will viel sagen. Die Angabe der Bibliothek in Gotha, die insgemein für die ansehnlichste unter den Herzogl. Sächsischen Bibliotheken gehalten wird, zu 50000, ist viel wahrscheinlicher.

Zu dem Artikel der Wiener Kunstsammlungen kann vielleicht die vorhin erwähnte Reise durch das südliche Deutschland etwas beytragen. —

Dieß ist alles was wir jetzt für dieses Kunstlexikon wissen. Unsre Korrespondenten konnten oder wollten uns nicht mehr mittheilen. Sollten aber noch weitere Nachrichten einlaufen, so wollen wir sie dem Hrn. Verf. ohne Verzug bekannt machen.

Ag.

Romane.

Das Theater zu Abdera von Johann Friedrich Schink. Erster Band. 1 Alph. 1 Bog. Berlin und Liebau, bey Lagarde und Friedrich. 1787. in 8. — — Zweyter Band. 1 Alph. 5½ Bog. Ebendas. 1789. 8.

Natürlich werden jedem Leser dieses Titels die Abderiten vom Hrn. Wieland einfallen; und wenn gleich der Verf. dawider protestirt, daß seine Erzählung weder Fortsetzung noch Nachahmung derselben sey; so wurde er doch wohl gewiß durch jenes Werk auf die ganz glückliche Idee gebracht, seine Theatergeschichte, in die er ohne Zweifel manche Herzenserleichterung hinein zu bringen Willens war, nach Abdera zu versetzen. Auch darf er die Vergleichung mit dem Wielandischen Roman nicht so sehr scheuen; denn, wenn gleich Zweck und Ton in beyden nicht ganz die nämlichen sind, so war doch jener in manchen Stücken zusammentreffend; und der Ton des Vortrages ist, wiewohl minder original, doch auch hier so lebhaft und unterhaltend, daß wir diesen Roman ohne Bedenken unter die bessern Produkte dieser Gattung rechnen. Uebrigens wird selbst der, dem der Schlüssel zu manchen hier geschilderten Scenen und Charakteren nicht so ganz fremd ist, dem Verf. gern zugeben, daß seine Geschichte wirkliche, ächte Abderitengeschichte sey. „Hat sich aber, sagt er in der Vorrede des zweyten Bandes, wider mein besser Wissen und Vermuthen, wirklich im lieben Deutschland etwas zugetragen, das mit den hier aufgezeichneten Abderitenstreichen auch nur die verlohrenste Aehnlichkeit hat; so erklär' ich hiemit frey und offen, daß ich ein solches Faktum nicht für das ursprüngliche Produkt unsers Vaterlandes, sondern geradezu für das Werk irgend eines abderitischen Familienzweiges halte, der sich, von den Fröschen aus seiner Vaterstadt vertrieben, nachdem er lange genug in andern Ländern herumgeschwärmt, hinterlistig und schleichdiebisch in das Land hineingestohlen hat, in dem Aufklärung und Denkfreyheit, schon seit Luthers Zeiten, jede Sünde wider

wider die gesunde Vernunft für Kontrebande, und die Gränze nicht passirende Waare erklärt haben. — Und so mögen sich, mit Hamlet zu reden, die kratzen, die es juckt; wir haben eine glatte Haut."

Er.

Tausend und ein Tag. Persische Erzählungen. Ins Französische übersetzt von Hrn. Petit de la Croix u. s. w. Von neuem aus dem Französischen übersetzt von J. S. G. S. Zweyter Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben. 1789. 1 Alph. 10 Bog. 8.

Bey Anzeige des ersten Theils ist das Nöthige über den Werth dieser neuen Uebersetzung gesagt worden. Sie bleibt sich, so viel wir beym Durchblättern bemerkt haben, auch hier gleich, und das ist genug, und mehr, als Leser zu wissen verlangen, die ihre Muße auf nichts bessers zu verwenden wissen, als auf die Lektüre morgenländischer Mährchen, die höchstens die Einbildungskraft ein Bischen unterhalten, Herz und Kopf aber meist ganz leer lassen.

Pk.

Karl Reinhard, eine komische Geschichte. Erster Theil. Kopenhagen und Leipzig, bey Proft. 1789. 335 S. 8.

Gleich aus der Dedication guckt der Bruder Studeut leibhaftig hervor, und die Vorrede übertrifft alle Vorreden, die seit Erschaffung der Welt geschrieben worden, an fadem Gernwitz. Sie besteht — man denke nur wie sinnreich! — aus 9 Gedankenstrichen, 6 Ausrufungs- 2 Fragzeichen, 1 Kolon, 1 Semikolon, 3 Kommaten und 1 Punktum. Rec. hätte wenig dawider gehabt, wenn der Verf. auch den ganzen übrigen Theil seines Buchs in dieser Chiffersprache geschrieben hätte. Der Erwartung, die durch einen solchen Eingang erregt wird, entspricht das Buch selbst vollkommen. So sehr der Verf. seinen Witz auf die Folter spannt, so ist

doch alles höchst trivial, gemein und platt, Geschichte, Charaktere, Reflectionen. Bey jeder Gelegenheit verliert er sich in die eckelhaftesten Digressionen. Im neunten Kapitel pagina 101. kömmt der Held der Geschichte erst vor den Taufstein, solch ein breiter Erzähler ist der Verf.! Daß Personen aus den niedrigsten Ständen auftreten, verdient im Allgemeinen keinen Tadel, nur müssen häusliche Scenen zwischen einem Schuster und seinem Weibe im Wochenbette nicht so beschrieben werden, wie sie jeder Schuster selbst beschreiben würde und könnte. Doch, wozu weitere Beurtheilung eines Romans, der in jedem Betracht unter der Kritik ist? Zumal, wenn die Kritik nicht mit der mindesten Wahrscheinlichkeit hoffen kann, die Fortsetzung einer solchen Armseeligkeit zu verhindern. Noch ehe diese Recension zum Drucke kommen kann, sind vielleicht schon zwey bis drey Bände Fortsetzung erschienen. Denn was würde wohl bey einer Nation nicht gekauft und gelesen, die an den dreyßig und etlichen Bänden der berüchtigten Leipziger Originalromane noch nicht genug hat? In Frankreich und England werden wohl mit unter auch sehr kahle und schaale Romänchen gedruckt, aber solcher höchst elender in hundert Jahren weniger, als in Deutschland in Einem Jahre.

Nw.

Sammlung kleinerer Romane und Erzählungen. Zweyter Band. Strasburg, in der akadem. Buchhandl. 1789. 14 Bog. 8.

Alles was der Recensent des ersten Bandes dieser Sammlung von dem Werthe derselben gesagt hat, ist auch auf die vorliegenden beyden anwendbar. Der erste Roman, der fast den ganzen zweyten Band anfüllt, ist im höchsten Grade langweilig. Die Geschichte des Schiffbruchs des Herrn von Brisson im dritten Bande könnte, als wahre Begebenheit, interessant seyn, wenn sie nicht schon bekannt genug und dabey so sehr sorglos übersetzt wäre. Nur ein Beyspiel davon: S. 15. steht: „Kaum hatten die Ruder zweymal eingeschla„gen, als die Ebbe und Fluth sie aus den Händen der Ru„derer riß." — Also zu derselben Zeit Ebbe und Fluth? Natürlich hat hier von Brandungen die Rede seyn sollen.

Die

Die Anekdote, Julie überschrieben, hat Rec. noch kürzlich anderswo abgedruckt gelesen, und die übrigen Histörchen sind mehr als unbedeutend.

II.

Elisa, Gräfin von Gleichen; eine wahre Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Erster Theil. Leipzig und Liegnitz, bey Siegert. 1789. 20½ Bogen und 1½ Bog. Vorrede in 8.

Die Vorrede hätt' uns beynah ganz vom Lesen des Buches abgeschreckt. Der Verf. schreibt den Artikel Gleichen aus dem Bayle aus, und verdeutscht ihn hinterher sehr altväterisch und steif. Es wäre genug gewesen, wenn er ihn in einer von beyden Sprachen angeführt hätte. Dann erzählt er, wie er zu Erfurt sich bey protestantischen Professoren und Mönchen im grauen Kloster (Rec. kennt kein graues Kloster in Erfurt, wiewohl er sehr gut dort bekannt ist) nach Nachrichten von Graf Gleichens Geschichte erkundigt, wobey er etwas langweilig und nicht individuell genug, auf Kosten der Erfurtischen Professoren spöttelt. Ein Mönch giebt ihm ein Mscpt aus der Klosterbibliothek zum Abschreiben, das eine Uebersetzung aus dem Altdeutschen ins Latein der mittlern Zeiten seyn soll; aber der gegebenen Probe nach, mehr im Latein der obscurorum virorum, und commercium literarum Gleichensium überschrieben ist. Hieraus hat er nun seine Geschichte vom Graf Gleichen in Briefen übersetzt. Vielleicht hätte sie in jenem Küchenlatein mehr Würkung gethan, als in der nicht immer anziehenden Schreibart des prätendirten Herausgebers. Ueberhaupt ist der launichte Ton dieser Vorrede sehr sonderbar. Oft kann man nicht errathen, ob der Verf. im guten deutschen Styl noch ungeübt, oder schon bejahrt sey, und seine Manier aus den vorigen Dezennien her habe. Wenigstens macht seine Art naiv und ironisch zu seyn in der Vorrede und den Anmerkungen zwischen den Briefen das Letztere wahrscheinlich: oft glaubt man den ehrlichen Küster zu Bergen, Nikolaus Klimm, predigen zu hören. — Unterdessen scheint die Geschichte an sich, das Steife und Schleppende abgerechnet, wo die muntern Briefe des alten Grafen Barby und der Schwester Gertrude immer

sehr gelegen kommen; doch so übel nicht eingefädelt. Sie wird durch einen Briefwechsel der Gleichischen und Alvenslebischen Familie fortgeführt, und bey der Nachricht abgebrochen, daß der mit Landgraf Ludwig von Thüringen nach Ungarn gereiste Graf Gleichen auf seinem weitern Wege nach dem gelobten Lande von den Corsaren gefangen worden sey. Wir suspendiren also unser Urtheil bis zu seiner Wiederkunft. — Der im 13ten Briefe wieder zurückgenommene mütterliche Rath der Gräfin Barby wirft ein ungünstiges Licht auf die Würde einer Mutter, die dem zu empfindlichen, obgleich sonst guten Töchterchen, nicht so viel nachgeben sollte. Der Rath war wohl überlegt, und der schlaue Schwalenberg konnte auch einer tugendhaften Frau gefährlich seyn. Ob das Costum der Zeit sehr beobachtet sey, zweifeln wir, wenigstens sind uns die vielen Komplimente in den Briefen, und andre feine Züge in den Sitten aufgefallen, und das öftere Herumkutschen der Damen will uns auch nicht in den Kopf. Es hat ganz das Ansehen, als hätte man damals so feine Equipagen gehabt, wie heutiges Tages. Doch man muß bey den jetzt grassirenden Romanen aus den Ritterzeiten, zufrieden seyn, wenn nur eine Menge alt-adelicher Familiennamen darinne herumspukt, und die Wörter Ritter und Knappe, Schwerdt und Rüstung in jeder Zeile gellen.

Ag.

Elisabeth, Erbinn von Toggenburg, oder Geschichte der Frauen von Sargans in der Schweiz. Leipzig, in der Weygandischen Handlung. 1789. 2 Alphabet in 8.

Ueber den Werth der historischen Romane, die, wenn es so fortgeht, in vier, fünf Messen leicht zu etlichen Dutzenden anschwellen dürften, haben wir uns bereits bey einer andern Gelegenheit umständlich erklärt. Der vor uns liegende ist ganz nach dem Muster der Thekla und ihres Anhangs geprägt, und vereinigt alle Tugenden und alle Fehler seiner Vorgänger in sich, d. h. die Sprache ist größtentheils rein und fließend, der Vortrag unterhaltend, und das Costume der Zeiten und Sitten treu genug beobachtet, die Erfindung

selbst

selbst hingegen ziemlich verbraucht, die Charaktere einförmig und allgemein, und die Entwickelung der Begebenheiten märchenhaft, oft auch noch etwas schlimmer. Die geheimen Gänge mögen freylich auf den Schlössern der alten Grafen und Ritter, die Unschuld oft gerettet, und noch öfter das Laster beherbergt haben: allein hier spielt der unterirrdische Gang der Danatsburg doch fürwahr eine etwas zu wichtige Rolle, und mischt sich immer eben so schnell und eben so unnatürlich, wie ein Deus ex machina, ein. Was diesem Versuche ferner, als poetisches Kunstwerk betrachtet, in noch ungleich höherm Maaße, als den vorhergehenden, mangelt, ist die Einheit des Plans: denn genau genommen liest man nicht Eine, sondern drey Geschichten, die nur schwach und entfernt in einander greifen. Dafür aber hat der Verf. dem man übrigens, ohne ungerecht zu seyn, Phantasie und Dichtungsgabe nicht absprechen kann, jede einzelne mit einem solchen Schatze von Abentheuern ausgestattet, daß diejenige Klasse von Lesern, für die dergleichen Arbeiten zunächst bestimmt sind, die Beleidigung der horazischen Regel leicht übersehen wird. Möchte es ihm doch bey so vieler Anlage gefallen, lieber Scenen der itzigen Zeit, als Begebenheiten dunkler Jahrhunderte zu schildern, lieber Menschen, wie sie mit und unter uns leben, als Ritter und Mönche, die unsern Herzen nicht sonderlich nah liegen, aufzuführen, endlich lieber weniger wunderbar und desto wahrer zu dichten. Es kann wohl seyn, daß er dann für eine kleinere Zahl von Lesern arbeitet, allein unsers Bedünkens ist es auch dreymal verdienstlicher, für den philosophischen Beobachter zu schreiben, als dem Müßiggänger eine unleidliche Stunde zu verkürzen.

Felsenburg, ein sittlich unterhaltendes Lesebuch. Zweyter Theil. Gotha, bey Ettinger. 1789. 262 S. in 8.

Um das Nachsuchen zu erleichtern, setzen wir diesen zweyten Theil der verwandelten Felsenburg, weil wir es mit dem ersten so gehalten haben, unter die Klasse der Romane; eigentlich aber könnten wir ihn unter jeden andern beliebigen Titel, wenigstens, ohne alles Bedenken und mit gleichem

Rechte,

Rechte, unter die Aufschrift Erziehung und Haushaltungskunst eintragen: denn das Ansehn von Roman hat er unter den Händen seines Erneurers, dem die Geschichte nichts ist, als ein wilder Stamm, um allerley Obstsorten darauf zu pfropfen, völlig verloren. In wiefern wir dies der Absicht, die durch das Buch erreicht werden sollte, gemäß fanden, darüber sehe man unsre Anzeige zum ersten Theil. Aus ihr wissen unsre Leser bereits, daß der Verf. (Hr. Educationsrath Andre in Schnepfenthal) bey der Umarbeitung zunächst auf Schüler und Leute aus dem Mittelstand Rücksicht nahm. Itzt hat er, ut nec pes nec caput uni reddatur formae, seinen Plan glücklich erweitert, und vorzüglich für die Unterhaltung — des andern Geschlechts gesorgt, weil er vernahm, daß das Büchlein häufig von diesem gelesen werde. Wahrscheinlich wird er während der Zeit vernehmen, daß sichs etliche Landgeistliche zugelegt haben, und so erhalten wir sicher im dritten Theile ein Kompendium der Dogmatik und Moral. Die Ingredienzen, aus denen übrigens dieser Potpourri diesmal gemischt ist, sind Haushaltungskunst, Schiffsbaukunst, Metallurgie und ein Ehestandskatechismus, sechs Bogen stark, in Fragen und Antworten; oder, wenn man lieber will, ein Exam. einer jungen Braut, angestellt von drey und dreyßig Matronen, über weibliche Bestimmung und Pflichten. Wir sind überzeugt, daß es der Verf. herzlich gut mit seinen Lesern und Leserinnen meynt, und verkennen die Absicht, ihnen nützlich zu werden, gar nicht. Möchte er aber doch noch etwas mehr, als den guten Willen, zu seiner Arbeit mitgebracht haben, und bedenken, daß es, um zu nützen, nicht genug sey, nützliche Materialien auf Einen Haufen zusammenzuschleppen; sondern, daß man sie auch gehörig sichten, ordnen und verarbeiten müsse, vorzüglich, daß es weder rathsam, noch möglich sey, Allen alles werden zu wollen. Die Sprache ist leider! ebenfalls noch die alte. So heißt es z. B. S. 20. „Und was gäbe es denn für ein sicheres Merkmal, die Reife des Korns zu erkennen? Das, was uns immer die Wahrheit am sichersten finden läßt, Thatwirkung der Ursache, nicht bloß passive Empfindungswirkung." Welcher abentheuerliche hypermetaphysische Ausdruck, und dazu in einem Buche für Leute aus dem Mittelstande und Frauenzimmer! Außerdem liest man Durstod, (wahrscheinlich nach der Analogie Hungertod)

rod) Halbherzigkeit, gesichelte Mäher, i. e. Schnitter, und dergleichen.

Ng.

Leben und Meynungen auch seltsamliche Abentheuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus. Erster Theil. Leipzig, bey Fleischer. 1789. 1 Alph. 8.

Kein Roman von gemeinem Schlag aus einer Romanfabrik in Dachstuben, sondern die Arbeit eines sehr guten Kopfes, die sich durch Originalität und richtige Zeichnung der Charaktere, durch eine Gallerie der niedlichsten Gemälde wahrer Lebensscenen, durch das Talent der lebhaftesten Darstellung, durch Funken des reichhaltigsten, oft verschwenderischen Witzes und einer blühenden Einbildungskraft, die oft das Herz treffen, durch einen sententiösen Dialog, und durch die ganze Kunst des Ausdrucks, dem Leser vortheilhaft auszeichnet. Der Held des Romans ist keiner von den armseligen Mechanikern, die mit Elektrisirmaschinen von Ort zu Ort ziehen, und durch Vorzeigung ihrer Künste ihr kümmerliches Brod verdienen; sondern ein wackerer, biederer, durchaus geschickter Ehrenmann von vieler Prätention und Weltkenntniß, der wegen seiner großen Erfahrung und praktischen Kenntnisse, Kammerdirektor in einem großen Lande zu seyn verdient hätte. Er hatte nebst der Mathematik und Philosophie, sich auf Theologie gelegt, wurde aber in einem rühmlich überstandenen Examen, über die letzte Frage, wie viel symbolische Bücher wären, zurückgewiesen, studierte hierauf Rechtsgelehrsamkeit, verließ aber auch die, bey der Dissonanz des bürgerlichen Rechts gegen die natürliche Billigkeit, mit Eckel, und nahm sich vor, von nun an bloß Mathematik zu treiben, und damit der Welt nützlich zu werden. Er wird weit in der Welt herumgeworfen, führt allenthalben große Werke aus, und wird allenthalben mit Undank belohnt. Das Buch ist aber keinesweges eine zusammenhängende Geschichte seiner Reisen und Begebenheiten, die hie und da nur ganz kurz berührt werden: sondern die Scene der Geschichte ist bloß eine einzige Gegend. Schleicher wird nämlich von ohngefähr unterwegs mit einem alten General, Grafen Jericho bekannt, so gerad und

und bieder wie er selbst, dieser nöthigt ihn, sich mit auf sein Gut Weidenburg zu begeben. Hier wurde er bald durch seine Ehrlichkeit und Gewandtheit in allen Fächern, der Freund seines Herren und seiner einzigen Tochter, der schönen Gräfin Aurora, um deren Hand eben damals der junge Adel des benachbarten Hofes buhlte. Alle schmeichelten Schleichern als Freund des Hauses, und beschenkten ihn, um ihn sich zu verpflichten, und durch ihn Nachrichten zu erfahren; allein er bleibt immer der ehrliche, vorsichtige Mann, der nirgends Blöße giebt. Er wird aus der nehmlichen Ursache, ihn zu verpflichten, am Hofe empfohlen, und mit vielen herrschaftlichen Aufträgen und Geschäfften beehrt, die er alle mit allgemeiner Zufriedenheit ausrichtet, und dabey Gelegenheit findet, manches Unrecht gut zu machen, und dem Fürsten über vieles die Augen zu öffnen, worüber er geflissentlich in Unwissenheit und Irrthum war gehalten worden, der Hof war der Sitz der Kabale: die Beyspiele, die er davon anführt, sind sehr charakteristisch, und mögen an manchen Höfen treffend seyn. Schleicher eilt demnach in das ruhigere Weidenburg zurück, und macht sein Glück bey mancher Dame. Nicht nur Aurora giebt durch die ausgezeichnete Güte, mit der sie ihm begegnet, der Verläumdung zu einem ungegründeten Argwohn Anlaß: sondern auch in den Armen der Fräulein Louise Windig und der Baronesse Antonie genießt er seliger Mitternachtsstunden, zum Theil, um ihn durch diese Gunst für Personen ihrer Verwandschaft zu interessiren. In dem Schloß der letztern erlebt er ein sonderbares Abentheuer. Er geräth bey einer schlaflosen, mondhellen Nacht in die Rüstkammer des adelichen Hauses. Eine Bewegung vor der Thüre, und zischelnde Stimmen, die er zu kennen glaubte, bestimmen ihn kurz und gut, sich unter ein altes Kanapee zu verkriechen. Die Thüre öffnet sich: Antonie tritt herein, im Nachtgewandt, und am Arm des Oberstallmeister Hengsts, vor dessen Schlafzimmer sich Schleicher eben empfohlen hatte. Ihm wurde über alle dem, was er sah und hörte, so warm, als wenn er bis an die Ohren in Federn gesteckt hätte. Endlich stürzten sie aufs Kanapee, von dessen die Athemzüge und Seufzerchen der Liebenden begleitenden rythmischen Bewegung Schleicher in Gefahr war, erdrückt zu werden. Er zog daraus die weise Lehre, sich in ähnlichen Fällen nie auf ein Canapee zu werfen, ohne erst hinunter zu sehen. Aurora begegnete inzwischen allen, die sich um ihre

Gunst

Gunst bewarben, mit gleicher Gefälligkeit, wich aber, zum grossen Verdruß ihres Vaters allen ernstlichen Anträgen aus. Niemand vermochte, die Ursache dieser unbegreiflichen Gleichgültigkeit gegen die ansehnlichsten Parthien zu errathen: Schleicher kam ihr auf die Spuhr. Ihr Vater, der alte General, hatte einen Jäger von ganz besonderer Schönheit und feinen Erziehung in seine Dienste genommen, der von sehr guter Herkunft zu seyn schien, die aber ihm selbst unbekannt geblieben war. Schleicher pflegte viel zu mahlen. Einstmals trat Aurora in sein Zimmer, und er verbarg ein Gemälde. Die Gräfin besteht darauf, es zu sehen. Es war ein Nachtstück, eine wilde Gegend, deren Vordergrund eine Grauppirung von Herren in Sternen und Ordensbändern machte, über welchen es dunkle Nacht war: aber im perspektivischen Hintergrund fiel der schönste Strahl der aufsteigenden Morgenröthe auf einen an der Ecke eines Waldes lehnenden Jäger. Aurora schien das Gemälde zu verschlingen, und ohne zu fragen, sahe sie Schleichern mit einem Blick an, der Spott zu befürchten schien, und fragte: „Hast du je geliebt?" Ja. „Glücklich oder unglücklich?" Unglücklich. Hier schlang Aurora ihre schönen Arme um seinen Hals, und drückte ihm mit einer Thräne im Auge, den feurigsten Kuß auf seine Lippen. „Freund, rief sie mit einem durch die Thräne durchscheinenden Lächeln, du kannst mich nicht verrathen!" Wo ist der Leser, auf den diese Stelle nicht wirken muß? Schleicher beschließt, keine Mühe zu spahren, um hinter die wahre Herkunft des Coralli, so heißt der Jäger, zu kommen; und wird vermuthlich im folgenden Theil, dem wir mit Verlangen entgegen sehn, nach Wien reisen, um von dem Prior des Klosters, dem er entflohn war, ein Licht über seine Familienumstände zu erhalten; denn sein Pflegevater und Erzieher ist gestorben. Vermuthlich wird einst die Entdeckung der edlen Herkunft des schönen Coralli Auroren glücklich machen. Schleicher aber beginnt einstweilen eine ernstliche Liebe gegen die Tochter des einzigen patriotischen Rathes am Hofe, Augusten, deren Name man für die Fortsetzung einstweilen merken muß.

Tb.

Mathematik.

Leitfaden für den Unterricht in der reinen Mathematik auf Schulen und Gymnasien, von Jacob Struve, Rektor am Lyceum zu Hannover. Erste Abtheilung. Hannover, bey Helwing. 1789. 160 S. 8.

Der Verf. wünschte bey seinem Unterricht, ein Handbuch zu besitzen, welches mit guter Ordnung, lichtvoller Deutlichkeit, gedrungener Kürze, befriedigender Reichhaltigkeit, auch noch diese Eigenschaft vereinigte, daß es nicht die Beweise der Lehrsätze und die Auflösungen der Aufgaben enthielt, um seine Zuhörer zur Schärfung der Aufmerksamkeit, zur ununterbrochnen Anwendung des Nachdenkens auf eine vorliegende Sache, und zur Uebung in Abstrahiren und Erfinden zu gewöhnen, und dieserhalb schrieb er diesen Leitfaden um jene Voraussetzungen mit einander zu vereinigen. So rühmlich diese Absicht ist, junge Leute zum Nachdenken und eigenen Erfinden zu gewöhnen, und hierzu die Mathematik als die einzige Wissenschaft, die vom Pythagoras an, zu dieser Absicht am schicklichsten gefunden worden, wählt, so scheint uns doch, als wenn der Verf. mit seinen Schülern, einige Schritte über den Schulunterricht hinausgienge. Die Zuhörer in einem solchen Hörsaale sind noch zu gemischt, und ob sie gleich alle Schärfung des Verstandes nöthig haben, so brauchen sie doch nicht alle so tief in die Geheimnisse der Größenlehre einzudringen. Rec. befürchtet eine Ueberladung, und als eine Folge, Abscheu gegen die Mathematik, die doch jedem ganz unentbehrlich ist. Auf Schulen muß nur Milchspeise vorgesetzt werden, um junge Leute zu reitzen, auf der Universität oder durch eignen Fleiß weiter fortzufahren; auch hier muß eigener Fleiß den Unterricht des Professors unterstützen, denn ohne diesen wird es niemand sehr weit bringen. Hierauf dringet nun zwar der Verf. selbst, er fordert aber zu viel. Schulen sind nur Vorbereitungen, hier muß nur Lust und Liebe zu dieser Wissenschaft erreget, sie aber nicht in ihrem

ganzen

ganzen Umfange gelehrt werden. Wir wollen dem Verf. viel Glück wünschen, wenn er in seiner Schule viel junge Leute findet, die bis an das Ende beharren. Da aber doch die in dieser ersten Abtheilung enthaltenen Lehren, bis zu der Lehre von den Combinationen gehen, und dieses in einem halben Jahre, nach dem Schulgebrauche gegangen werden muß, so zweifelt Rec. billig, ob das zu erwarten seyn möchte, was der Verf. hofft. Hier könnten wir nun schließen, wenn nicht Rec. für Schuldigkeit hielte, etwas über einen Satz dieses Leitfadens beyzubringen. In der Anleitung zur Division S. 31. 5) befindet sich eine Abkürzung der gewöhnlichen Rechnungsart, und zwar in dem Falle, wenn der Divisor nicht um mehr als 9 von 100,000 u. s. w. unterschieden ist. Der seel. Schmidt, sagt der Verf hätte die Art auch bereits empfohlen, (Schon Weigel zeiget eine ähnliche Methode in seiner Idea Math. univers. p. 44. und nennet es per divisionem Vicarium,) doch ohne die verschiedenen Fälle, welche hier in Ansehung des Restes entstehen können, anzuzeigen, und ohne Entwickelung. Rec. hat des Hrn. Schmidts Rechenbuch nie gesehn, findet aber dasselbe in den Kästnerischen Schriften hin und wieder angeführt, und uns wundert allerdings, daß dieser gute Mathematiker den Beweis zu seiner Auflösung vergessen habe, aber noch mehr wundert es uns, daß sich der Verf. die Mühe gab, einen eigenen zu verfertigen, der nicht einmal ganz vollständig, indem vom Reste die Rede ist, welches nichts anders als eine nicht geendete Division anzeiget. Wir wollen den Beweis des Verf. hier übergehen, aber solchen nachzuschlagen bitten, um die Vergleichung mit dem bereits in allen Anfangsgründen der Algebra stehenden, aber freylich nicht auf diese Art zu dividiren angewendeten Beweis, anstellen zu können.

Wenn $\frac{M}{S-d}$ wirklich dividirt wird, so ist der Quotient = $\frac{M}{S} + \frac{Md}{S} + \frac{Md^2}{S} + \frac{Md^3}{S}$ und so weiter.

Nach dem Verf. soll der Quotient $\frac{489699}{96}$ gesucht werden. Setzt man nun $S = 100$, $d = 4$. $M = 489699$, so ist $\frac{489699}{100-4}$ dem Ausdrucke $\frac{M}{S-d}$ gleich. So weit gehet ge-

wöhnlich die Anleitung. Die Anwendung auf unsern Fall ist folgende: Man setze $\frac{M}{S} = A$ so ist

$$Q = A + \frac{Ad}{S} + \frac{Ad^2}{S^2} + \frac{Ad^3}{S^3} \text{ u. s. w.}$$

nun setze man $\frac{Ad}{S} = B$ so ist

$$Q = A + B + \frac{Bd}{S} + \frac{Bd^2}{S^2} \text{ u. s. w.}$$

$$\frac{Bd}{S} = C \text{ giebt}$$

$Q = A + B + C + \frac{Cd}{S}$ u. s. w. bis $m\frac{d}{S}$, ist nun dieses $m\frac{d}{S} <$ als 0,01 oder nachdem man den Quotient genau haben will, so kann man die Rechnung für vollendet ansehn.

Demnach wäre z. E. $\frac{489699}{100-4} = 5101{,}0312 =$

4896|99 = A dieses mit $\frac{4}{100}$ = 0,04 mult. giebt
195|8796 = B eben so
7|835184 = C eben so
0|31340736 = D eben so
0|0125362944 = E eben so
0|000501451776 = F

5101,031219106176

Natürlich kann man sich hier der abgekürzten Multiplikation wie der Verf. bedienen, der dieselbe aber zu sehr abkürzte, daß er wegen des Restes in Verlegenheit kam, der doch eigentlich kein Rest ist, wenn man nach unserm Decimalsystem, wie beständig geschehen sollte, rechnet.

Handbuch über die kurze Arithmetik oder Rechenkunst. Zweytes Heft. Von Jacob Friedrich Oeser. Berlin. 1789. 15 Bog. 8.

In der Recension des ersten Theils haben wir dieses Handbuch für ganz unausstehlich weitläuftig erklärt, und dieses ist auch vom Verf. bey diesem Hefte genau beobachtet worden, so

so daß diese 15 Bogen blos die Division in unbenamten Zahlen; die 5 Species in benamten Zahlen (Numeriren in benamten Zahlen heißt beym Verf. zu einer Zahl eine Benennung setzen, und so kommen 5 Species heraus) und das Numeriren und Addiren in Brüchen. Dividiren wird gleich im §. 1. also definirt; dividiren heiße anzeigen, wie vielmal in einer gegebenen Summe diejenige Summe enthalten ist, womit ich theile, also zu zwey gegebenen Summen eine 3te zu finden. Der Verf. zerstreuet gewöhnlich durch die Multiplication den Divisor, und ist dieser in dem Divident nicht theilbar, oder auch nur der erste Faktor, so muß mit dem zweyten Faktor entweder in einen eigentlichen Bruch, oder in eine gemischte Zahl dividirt werden. Wie aber dieses zu verrichten, ist noch nicht gezeiget worden, weil hier von der Division der Brüche noch nicht gehandelt ist, und das wenige was hier beygebracht worden, ist nicht hinlänglich sich einen deutlichen Begriff von der Möglichkeit, daß der vermischte Quotient richtig sey zu machen. Dieses gilt auch von der Probe, in welcher gemischte Zahlen mit ganzen zu multipliciren sind. Der Verf. stehet S. 127. in der Meynung, daß man in Hannover und Braunschweig nach Rthlrn, Mariengroschen, Mattiere und Pfennige rechne; welches irrig ist. S. 217. §. 6. zeiget der Verf., wie man Brüche in kleineren Zahlen ausdrücken soll, und nimmt hier zweyerley Arten von Brüchen an, nämlich 1) solche, wo sich der Zähler sowohl als der Nenner mit einer oder mehrern Zahlen durch die Division zerfällen, oder kleiner machen lassen, und 2) solche, die sich durch keine Zahl oder Zahlen zerfallen lassen, und daher (sagt der Verf.) viele in der Vermuthung stehen, als könne man durch den Werth eines solchen Bruches gar nichts gewisses bestimmen; (dieses soll vermuthlich heißen, man könne ihn nicht kleiner machen. Man siehet leicht, daß der Verf. Brüche verstehet, dessen Zähler und Nenner Primi inter se sind.) Von dieser Art Brüchen werde ich das Verfahren durch Beyspiele erklären, wodurch der Werth davon mehrentheils ganz genau bestimmt werden kann. Wir wollen doch nicht hoffen, daß der Verf. so kunstreich ist, diese durch andere Zahlen ausdrücken zu wollen, die mit jenen einerley Exponenten haben? Doch wir wollen sehn, S. 219. nimmt er den Bruch

$\frac{61}{96}$ an, und rechnet also

$$\begin{array}{l} 96 \\ \hline 48 = \frac{1}{2} \text{ aus } 96 \\ 24 = \frac{1}{4} \\ 12 = \frac{1}{8} \\ 6 = \frac{1}{16} \end{array}$$

Nun macht $48 + 12 = 60 = \frac{1}{2} + \frac{1}{8} = \frac{5}{8}$, glaubt also daß $\frac{61}{96} = \frac{60}{96} = \frac{5}{8}$ sey. Wollte aber der Verf. den Bruch bloß im 8tel angeben, so konnte er ja dieses leichter durch den Quotienten $\frac{61.8}{96}$ finden. Nicht ein Wort sagt Herr Peser von den Kennzeichen der Zahlen so aufzuheben und wie man ihr gemeinschaftliches Maaß finden soll, und lehrt doch Bruche durch kleinere Zahlen angeben!!

Geometrische Abhandlungen — Erste Sammlung — Anwendung der ebenen Geometrie und Trigonometrie von Abraham Gotthelf Kästner — der mathematischen Anfangsgründe, 1sten Theils IIIte Abtheilung. Mit 9 Kupfern. Göttingen, bey Vandenhöck und Ruprecht. 1790. 580 Seiten in 8.

Der Hr. Hofrath K. macht mit dieser Sammlung von mancherley geometrischen Fragen, so demselben bey verschiedener Gelegenheit seit mehrern Jahren vorkamen, und die derselbe allgemeiner und geschmeidiger suchte zu beantworten, denen Liebhabern der Meßkunst ein sehr angenehmes Geschenk, und da diese Sammlung zugleich als die dritte Abtheilung des ersten Theils der mathematischen Anfangsgründe zu betrachten sind, so erhält dieses Werk durch die hier angewandten Sätze der ersten Abtheilung, oder der Elementargeometrie, einen Vorzug vor allen Kompendien dieser Art, indem solche hier auf mancherley, nicht allein belustigende, sondern auch unterrichtende Gegenstände angewandt sind. Selbst die Geschichte dieser Wissenschaft erhält hier manchen Beytrag, und dieses nicht allein in Rücksicht der Bücherkenntniß, sondern auch über den Werth der Einsicht und der Verfahrungsart ihrer Verfasser, indem jederzeit gezeiget wird, wie sich der-

selbe bey Auflösung irgend einer Aufgabe verhalten, oder aus welchem Gesichtspunkte er dieselbe betrachtet habe. Es gehöret also mit zu der Absicht dieser Schrift; Fortgang der Wissenschaft durch Erfindung neuer Lehren zu verbreiten, indem durchgehends neue Kunstgriffe angegeben, und diese mit denen weitläuftigern und öfters nicht einmal ganz richtigen Auflösungen der Vorfahren sind verglichen worden, so daß man nirgends den Geist des Verf. verkennen kann. Der Hoffnung baldigst die Fortsetzung zu erhalten, sehen wir mit Vergnügen entgegen. Was nun den Inhalt dieser ersten Sammlung selbst anbelanget, so enthält sie 60 besondere Abhandlungen, Betrachtungen, Auflösungen u. s. w. die nach andern Unterabtheilungen geordnet sind, als: zuerst eine Nachricht von Gerberts Geometrie, die die Verdienste dieses nachherigen Pabstes in ein helles Licht setzet, und woraus man siehet, daß dieser unfehlbahre Pabst, als Mathematicus sehr fehlbar war, und daß nur sein Zeitalter ihn für einen Hexenmeister halten konnte, itzt wurde er eine schlechte Rolle unter den geschwornen Landmessern, geschweige denn unter den Mathematikern spielen, und man würde ihn für nichts weniger als einen mathematischen Hexenmeister halten. Aufgaben aus der gemeinen Geometrie, z. B. über paradoxe Dreyecke. Von Porismen. Winkelbewegung, Vergleichungen von Winkeln und Sehnen; z. B. Bogen von Kreisen zu beschreiben, ohne daß man den Halbmesser um den Mittelpunkt führet; Sterne aus den Diagonalen. Feldmesseraufgaben, z. B. die Lage der Stelle, wo man sich befindet, durch die scheinbare Größen der drey Seiten eines gegebenen Dreyecks zu bestimmen. Höhenmessungen, z. B. eine Höhe zu messen, deren Fuß man nicht sehen kann. Ausrechnungen und Theilungen von Figuren; z. B. ein Dreyeck durch einen Perpendikel in gegebener Verhältniß zu theilen. Ebene Trigonometrie, z. B. über das Bejahende und Verneinende bey den Aufgaben. Unterricht von trigonometrischen und logarithmischen Tafeln.

W. w.

Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1792. — von J. E. Bode. — Berlin, beym Verfasser und in Commiß. bey Lange. 1789. 1 Kupfer.

Die Sammlung geht von S. 89. bis 160. Deutschen gehören folgende Aufsätze. 1) Hrn. Oberwachm. v. Zach, Tafeln zu Verwandlung der Sternzeit in mittlere und wahre. Dabey liegen vom Hrn. v. Zach berechnete neue Sonnentafeln zum Grunde, und sind die Perturbationen der Planeten in Rechnung gebracht worden. Einige Tafeln haben des Herzogs von Gotha Durchl. selbst berechnet. 2) Ebendess. Beobachtung in Marseille, Hyeres und Gotha, nebst allerley Nachrichten. 3) Ueber die in der dunkeln Seite des Mondes bemerkte Lichtpunkte, aus einer Vorlesung in der K. Ak. (vom Hrn. Bode.) Es seyen nicht Vulcane, sondern vom Erdenlicht erleuchtete Stellen, vielleicht auch wohl mit Mondmeteoren dort ihr phosphorisches oder elektrisches Licht. 5) Hr. Pr. Späth in Altorf, über die Zuverlässigkeit der Beobachtung mit astronomischem Fernrohre, Quadrante, und besonders Hadleysche Sextante. 8) Hr. Oberamtm. Schröter neueste Beobachtung über die Sonne und ihre Flecken. 10) Hr. P. Fixlmiliner bemerkt, daß seine Uranustafel, die bisher mit den Beobachtungen gut übereinstimmte, davon abzuweichen anfange, unter andern weil die dabey zum Grunde gelegte flamsteedische Beobachtung Verbesserungen bedarf. Er kann mit Vereinigung der flamsteedischen Beobachtung und der neuen noch nicht ganz zurecht kommen, hat indessen Elemente gefunden, welche die mayerische Beobachtung vom 2ten Sept. 1786. mit allen bisher beobachteten Gegenständen sehr genau übereinstimmend darstellen. 12) Hr. v. Zach vorläufige Beschreibung der Anlage und des Baues der neuen Herzogl. Sternwarte zu Gotha. 13) Beobachtung des Hrn. Gr. v. Brühl Churf. Ges. in England. 14) Hrn. D. A. Schröder Mondesbeobachtungen, besonders die Lichtflecken betreffend. 16) Hr. Pr. Gerstner in Prag Beweise der Formeln, welche im Jahrb. 1791. zu Berechnung der geogr. Länge aus Sonnenfinsternissen gegeben worden, nebst Zusätzen. 19. 21) Ders. über die Stöhrung des Uranus durch Jupiter und Saturn. 18) Hr. Wurm über die Masse des Uranus. 22) Hr. Pror. Fischer in Berlin, sucht s'Gravesanden zu widerlegen, der die Wahrscheinlichkeit, daß die Planeten bewohnt sind, für sehr gering erklärt hatte. 23) Hr. Insp. Köhlers astronomische Beobachtungen und Nachrichten. 24) Hr. Gr. v. Platen über die Kräfte der Weltkörper. 25) Hr.

Hr. Fixlmillner astronomische Beobachtungen. 26) Hr. Bode Beobachtungen auf der Berliner Sternwarte. Sehr richtig erinnert er, der ungleiche Gang der Uhren rühre nicht allein von Veränderung der Pendullänge her, sondern auch von Verdickung und Verdünnung des Oels. 27) Auch in den vermischten Nachrichten Einiges vom Hrn. Hofr. Kästner, Hrn. M. Bohnenberger, Hrn. Herschels Schwester hat den 21sten Dec. 1788 einen Kometen in der Leyer entdeckt, Hr. Herschel sein 40füßiges Teleskop vollendet, und einen neuen Trabanten Saturns entdeckt, der seinen Umlauf in 16 Stunden vollendet.

H

F. W. D. Snells, Lehrers an dem Gymnasium zu Giesen, vermischte Aufsätze. I. Ueber die beste Methode bey dem mathematischen Elementarunterricht. II. Ueber die Lehre von der moralischen Freyheit nach Kantischen Prinzipien. Und III. Ueber Hrn. Prof. Ulrichs Eleutheriologie. Giesen, bey Krieger dem jüngern. 1789. 198 S. in 8v.

Durch Nachdenken, Scharfsinn und Beurtheilung hat sich der Verf. in einem Aufsatze, wie in dem andern empfohlen, so daß sie uns durchaus interessant genug waren, sie mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Die letzteren beyden Abhandlungen haben ohnfehlbar dem Verf. ungleich mehr Anstrengung gekostet, als die erstere; sie fordern auch selbst von dem Leser, der nur einigermaßen das einsehen will, was sie lehren oder deutlich machen sollen, große Anstrengung, wiederholtes Lesen und eigenes damit zu verbindendes Nachdenken: und gleichwohl behauptet der erste Aufsatz den Vorzug der Gemeinnützigkeit, und kann, wenn das, was er enthält, erwogen, und in Anwendung gebracht wird, viel gutes schaffen, da hingegen zu zweifeln stehet, ob die Lehre über die moralische Freyheit nach Kantischen Grundsätzen, bey aller angewandten Mühe des Verf., an Deutlichkeit etwas gewonnen hat.

Die erste Abhandlung, über die beste Methode bey dem mathematischen Elementarunterrichte hat unsere vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dieß verursachte nicht nur der Gegenstand selbst, so ferne er so sehr gemeinnützig ist, sondern besonders die Bemerkung, daß der mathematische Unterricht auf Schulen, im Allgemeinen, fast durchaus wenig gute Früchte zeigt. Der Rec. erfährt dies seit vielen Jahren auf einer Schule, an welcher er selbst stehet; und dasselbe bezeugen die Beyspiele und Aussagen von so vielen andern Schulen. Es ist wahrscheinlich, daß gerade diese Erfahrung die Veranlassung gewesen ist, Kästnern aufzufordern, in der Campischen pädagogischen Monatsschrift sein Gutachten über den mathematischen Unterricht auf Schulen zu geben. Unsers Verfassers Gedanken hierüber beweisen nicht nur Einsicht in die mathematischen Wissenschaften, sondern zugleich pädagogisches Studium und die Erfahrung eines Schulmanns, welche drey Dinge zu einer Kritik des mathematischen Schulunterrichts erforderlich waren.

Der Verf. sucht seinen Gegenstand in 5 Abschnitten ganz zu erschöpfen, und in gegebenen Beyspielen oder Mustern die Anwendung seiner Regeln oder die Nachahmung zu erleichtern. Zum Nachlesen, das wir für alle Aufseher solcher Schulen, wo man den Unterricht in der Mathematik befördern will, und noch mehr für die Lehrer der Mathematik auf Schulen empfehlen müssen, ist der Vortrag des Verf. nicht zu weitläufig; wir aber müssen uns begnügen, nur die Hauptbemerkung über die Ursache des mehrentheils verunglückten mathematischen Unterrichts, und nächstdem den vorgeschlagenen mathematischen Studienplan herauszuheben.

Die Ursache, warum es an so vielen Schulen mit dem mathematischen Unterrichte nicht fort will, ist, nach des V. Vorstellung, im 2ten Abschnitte, nie bey den Schülern, sondern immer bey dem Lehrer zu suchen. Nur wenige mathematische Docenten sind würkliche Docenten, das heißt Männer, die ihren Vortrag den Kenntnissen und dem Fassungsvermögen ihrer Schüler anzupassen wissen, und bemühet sind, ganz für die Seelen ihrer Untergebenen zu leben und zu arbeiten. Die das nicht sind, führen ewige, laute und oft unanständige Klagen über ihr junges Schülervolk, und denken gar nicht daran, daß alle Schuld an ihnen liege, sofern sie nicht verstehen, ihre Schüler methodisch zu behandeln.

Der vorgeschlagene Plan der Elementarmathematik selbst für Schulen ist folgender: I. Erst Arithmetik praktisch. Dieß soll der erste mathematische Cursus seyn, von welchem der Verf. fordert, daß er in den leichtesten und zugleich interessantesten Aufgaben bestehe. Noch keine erschöpfende Definitionen und keine strenge Beweise, dargegen alles mit sinnlicher Darstellung, und oft nur empirische Anleitung zur Auflösung der vornehmsten arithmetischen Aufgaben. Er bemerkt S. 25. daß zu frühe Anstrengung des Abstraktionsvermögens, bey den fähigsten Gemüthern Stumpfheit nach sich ziehe. II. Geometrie — erster Cursus. Das Ganze wird in die Kürze gezogen. Man übergeht einzelne Materien, die keinen Einfluß aufs folgende haben. Durch vorräthige geometrische Cörper sucht man alles zu versinnlichen. Unter mannichfaltigen Aufgaben wählt man solche, die sich ohne Schwierigkeit auf dem Felde zeigen lassen, um durch die Anwendung selbst den Unterricht interessant zu machen. Er räth, nie zu viel Beyspiele zu geben, als welche nur zerstreuten und von der Hauptsache abzögen. Stereometrie und Trigonometrie werden ganz weggelassen. Dagegen die Lehren von der Gleichheit und Aehnlichkeit, und überhaupt die Gründe der Wissenschaft hervorstechend wichtig gemacht werden müssen. Um diesen Cursus in einem halben Jahre zu endigen, sollen wöchentlich zwey Stunden hinreichend seyn. III. Arithmetik — zweyter Cursus. Jetzt wird alles Mechanische verbannt; und hingegen beschäfftiget man sich hauptsächlich mit den Gründen. Weil Ersparung der Zeit dem Geschäfftsmann einst wichtig ist, so führt man zeitig auf Mittel, weitläuftige Rechnungen abzukürzen. Zugleich einige Anweisung und Uebung in der Buchstabenrechnung mit ihrer Anwendung. Die Lehre von den Verhältnissen muß als die wichtigste in der Arithmetik die ganze Aufmerksamkeit des Lehrers auffordern, um sie in gehöriger Schärfe zu beweisen, und in ausgesuchten Beyspielen zu versinnlichen. Ehe darf der Lehrer diesen Gegenstand und die wichtigsten Fundamentalsätze nicht verlassen, als bis er durch Fragen und andere Mittel versichert worden ist, daß die Zuhörer keine verwirrte und dunkele Vorstellungen mehr davon haben. IV. Geometrie — zweyter Cursus. Die meisten Kenntnisse der Elementargeometrie werden jetzt theils wiederholt, theils ergänzt. Vieles im Compendium kann dem eigenen Fleiß des Lernenden überlassen werden. Ausmessung der

Körper

Körper und die ebene Trigonometrie werden nun zugesetzt; insonderheit ist die Lehre von den Logarithmen möglichst gründlich zu erklären. V. Nach obigen Grundwissenschaften ist von der angewandten Mathematik wenigstens das Vorzüglichste mitzunehmen. Um des Nutzens willen, den es für jeden Stand hat, sollte solches in jedem Gymnasium geschehen, und zwar so: „die mechanischen, hydrostatischen und hydraulischen Anfangsgründe, worzu einiger Vorrath von Maschinen und Modellen erforderlich ist. 2) Optische Wissenschaft; doch nur bloß historische Kenntniß von der Beschaffenheit des Auges, von den Gesetzen des Sehens, der Refraction, Reflexion und von den vornehmsten Werkzeugen. 3) Astronomische Wissenschaften können in gewisser Rücksicht gründlicher vorgetragen werden. Deutliche Einsicht in die mathematische Beschaffenheit des Weltgebäudes und der Erde gehört zu den unentbehrlichsten Kenntnissen. 4) Kurzer Abriß der bürgerlichen- und Kriegsbaukunst. — Alle angezeigte Cursus des Elementarunterrichts der Mathematik auf Schulen vertheilt der Verf. auf eine solche Art, daß, wenn wöchentlich zwey bis drey Stunden verwandt werden, 1½ Jahr für reine Mathematik; und höchstens 1 Jahr für angewandte Mathematik zureichend scheinen.

In der Abhandlung über moralische Freyheit nach Kantischen Grundsätzen hat unleugbar sich der Verf. viele Mühe gegeben, aus Kants Kritik der Vernunft alles zusammen zu tragen, was diesen Gegenstand betrifft, es zu ordnen und für seine Leser deutlich zu machen. Aus den vorhergehenden Aufsätzen haben wir die Ueberzeugung, daß ihm die Gabe, etwas deutlich zu machen, gar nicht fehle. Aber weder angewandte Mühe noch Talent hat bewürken können, den Gegenstand ins Licht zu setzen oder zur Ueberzeugung zu bringen. Das speculative über Causalität durch Gesetze der Natur und über Causalität durch Freyheit; über Sinnenwelt und intellectuelle Welt mit den Folgerungen, bewürkt weder Deutlichkeit noch gewisse Entscheidung; da hingegen der praktische Begriff der Freyheit S. 176. für Jeden einleuchtend seyn muß. Gern wollen wir es indessen andern Lesern überlassen, den Versuch zu machen, ob des Verf. Vorstellung auf ihren Verstand anders oder besser würke, als auf den unsrigen.

Die

Die Erinnerung wider Hrn. Ulrichs Eleutheriologie ist ganz kurz und läuft darauf hinaus, daß man die beyden Extremen, die Hr. Ulrich annehme, Nothwendigkeit und Zufall, ganz entbehren könne, wenn man die Kantische Unterscheidung der Sinnenwelt und der Verstandeswelt annehme.

Dg.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Neueste Stubentapeten für die Jugend, oder genaue Abbildungen der bekanntesten Giftpflanzen und Giftschwämme. Prag, in der v. Schönfeldischen Buchhandl. 1789. Fol.

Wirklich ein recht guter Gedanke, die Jugend spielend mit einer der größten Gefahren bekannt zu machen, in welche sie sich durch Unvorsichtigkeit und Unwissenheit nur schon zu oft gestürzt hat; auch ist das Format, und die kurze Beschreibung, welche an jede Platte besonders fest gemacht werden kann, diesem Zweck sehr angemessen. Aber die Ausführung, wir gestehen es freymüthig, entspricht unsern Erwartungen nicht. So wenig wir in Abrede sind, daß bey Werken, die eine solche Bestimmung haben, ein niedrigerer Preis der allgemeinen Brauchbarkeit sehr zu statten kommt, und manche Pflanzen, ohne der Deutlichkeit im geringsten zu schaden, klein abgebildet werden können, so sehen wir doch nicht, warum die Herausgeber bey andern, welche unmöglich deutlich genug vorgestellt werden können, wenn der Stich so klein ist, z. B. das Eisenhütchen, der gemeine und der Wasserschierling, das doch einmal gewählte Format nicht besser genutzt haben; auch hätten wir gewünscht, daß bey diesen giftigen Gewächsen der Theil, der am giftigsten oder am verführerischsten ist, mit vorzüglicher Sorgfalt vorgestellt wäre. Wir haben bereits zwölf Platten vor uns.

Ew.

Körper und die ebene Trigonometrie werden nun zugesetzt; insonderheit ist die Lehre von den Logarithmen möglichst gründlich zu erklären. V. Nach obigen Grundwissenschaften ist von der angewandten Mathematik wenigstens das Vorzüglichste mitzunehmen. Um des Nutzens willen, den es für jeden Stand hat, sollte solches in jedem Gymnasium geschehen, und zwar so: „die mechanischen, hydrostatischen und hydraulischen Anfangsgründe, worzu einiger Vorrath von Maschinen und Modellen erforderlich ist. 2) Optische Wissenschaft; doch nur bloß historische Kenntniß von der Beschaffenheit des Auges, von den Gesetzen des Sehens, der Refraction, Reflexion und von den vornehmsten Werkzeugen. 3) Astronomische Wissenschaften können in gewisser Rücksicht gründlicher vorgetragen werden. Deutliche Einsicht in die mathematische Beschaffenheit des Weltgebäudes und der Erde gehört zu den unentbehrlichsten Kenntnissen. 4) Kurzer Abriß der bürgerlichen- und Kriegsbaukunst. — Alle angezeigte Cursus des Elementarunterrichts der Mathematik auf Schulen vertheilt der Verf. auf eine solche Art, daß, wenn wöchentlich zwey bis drey Stunden verwandt werden, 1½ Jahr für reine Mathematik; und höchstens 1 Jahr für angewandte Mathematik zureichend scheinen.

In der Abhandlung über moralische Freyheit nach Kantischen Grundsätzen hat unleugbar sich der Verf. viele Mühe gegeben, aus Kants Kritik der Vernunft alles zusammen zu tragen, was diesen Gegenstand betrifft, es zu ordnen und für seine Leser deutlich zu machen. Aus den vorhergehenden Aufsätzen haben wir die Ueberzeugung, daß ihm die Gabe, etwas deutlich zu machen, gar nicht fehle. Aber weder angewandte Mühe noch Talent hat bewürken können, den Gegenstand ins Licht zu setzen oder zur Ueberzeugung zu bringen. Das speculative über Causalität durch Gesetze der Natur und über Causalität durch Freyheit; über Sinneswelt und intellectuelle Welt mit den Folgerungen, bewürkt weder Deutlichkeit noch gewisse Entscheidung; da hingegen der praktische Begriff der Freyheit S. 176. für Jeden einleuchtend seyn muß. Gern wollen wir es indessen andern Lesern überlassen, den Versuch zu machen, ob des Verf. Vorstellung auf ihren Verstand anders oder besser würke, als auf den unsrigen.

Die

Die Erinnerung wider Hrn. Ulrichs Eleutheriologie ist ganz kurz und läuft darauf hinaus, daß man die beyden Extremen, die Hr. Ulrich annehme, Nothwendigkeit und Zufall, ganz entbehren könne, wenn man die Kantische Unterscheidung der Sinnenwelt und der Verstandeswelt annehme.

Dg.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Neueste Stubentapeten für die Jugend, oder genaue Abbildungen der bekanntesten Giftpflanzen und Giftschwämme. Prag, in der v. Schönfeldischen Buchhandl. 1789. Fol.

Wirklich ein recht guter Gedanke, die Jugend spielend mit einer der größten Gefahren bekannt zu machen, in welche sie sich durch Unvorsichtigkeit und Unwissenheit nur schon zu oft gestürzt hat; auch ist das Format, und die kurze Beschreibung, welche an jede Platte besonders fest gemacht werden kann, diesem Zweck sehr angemessen. Aber die Ausführung, wir gestehen es freymüthig, entspricht unsern Erwartungen nicht. So wenig wir in Abrede sind, daß bey Werken, die eine solche Bestimmung haben, ein niedrigerer Preis der allgemeinen Brauchbarkeit sehr zu statten kommt, und manche Pflanzen, ohne der Deutlichkeit im geringsten zu schaden, klein abgebildet werden können, so sehen wir doch nicht, warum die Herausgeber bey andern, welche unmöglich deutlich genug vorgestellt werden können, wenn der Stich so klein ist, z. B. das Eisenhütchen, der gemeine und der Wasserschierling, das doch einmal gewählte Format nicht besser genutzt haben; auch hätten wir gewünscht, daß bey diesen giftigen Gewächsen der Theil, der am giftigsten oder am verführerischsten ist, mit vorzüglicher Sorgfalt vorgestellt wäre. Wir haben bereits zwölf Platten vor uns.

Ew.

Versuch einer historischen Naturlehre, oder einer allgemeinen und besonderen Geschichte der körperlichen Grundstoffe; für Naturfreunde entworfen; von Dr. A. J. G. C. Batsch. Erster chemischer Theil. Halle, bey Gebauer. 1789. 376 Seiten in gr. 8v.

Von einer historischen Naturlehre erwarteten wir eine chronologische Darstellung der ältern und neuern Grundsätze und Erfindungen in der Physik, und ihre allgemeine und besondre Anwendung auf die Ereignisse im gemeinen Leben. In dieser Erwartung fanden wir uns aber durch das Buch selbst sehr getäuscht, indem der Plan, welchen sich der Verf. vorgesetzt zu haben scheint, und nach welchem auch die Ausarbeitung sehr gut gerathen ist, nur eine Darstellung der vorzüglichsten Thatsachen enthält, die seit mehrern Jahren in der neuern physischen Chemie ausgemacht worden sind. Der Titel ist also ganz falsch gewählt, so sehr wir auch dem Ganzen unsern Beyfall nicht versagen können. Da inzwischen die Güte eines Buchs nicht in seinem Titel, sondern vielmehr in der Bearbeitung des Gegenstandes gesucht werden muß, so wird Hr. B. auf das Verdienst, ein nützliches Buch geliefert zu haben, mit Recht Anspruch machen können.

Der Ton, welchen der Verf. in diesem Buche gewählt hat, ist nicht der erzählende, sondern, was uns, da das Buch doch für angehende Aerzte und Chemisten zum Lehrbuche dienen soll, um so mehr gefallen hat: er zeigt die Gegenstände in der Gestalt, wie sie uns die Natur selbst darbietet, bestimmt ihr Verhalten gegen andre Stoffe, und erklärt daraus ihre Eigenschaften auf eine deutliche und zweckmäßige Art. Wir haben nicht allein das Ganze mit vielem Vergnügen gelesen, sondern sind auch überzeugt, daß es bey denen, für welche es eigentlich geschrieben ist, besonders wenn sie es, mit den nöthigsten Vorkenntnissen ausgerüstet, in die Hände nehmen, vielen Nutzen stiften wird.

Den Anfang macht der Verf. mit der Feuerluft. S. 1—18. Er zeigt zuerst durch Vorschreibung der dahin gehörigen passenden Versuche, die, weil sie ohne Umschweif beschrieben sind, sich jeder Unkundige zu seiner Belehrung selbst anstellen kann, den Zustand der gemeinen Luft, und ihr

Ver-

Verhalten gegen das thierische Leben, und das Verbrennen der Körper. Er beweist sodann das Daseyn eines eigenen Stoffes im Dunstkreise, wovon die wahre Wirkungskraft der Luft auf das thierische Leben allein abgeleitet werden muß. Um die Menge dieses Wesens im Dunstkreise zu bestimmen, und die Güte der Luft überhaupt zu erforschen, lehret der Verf. das Verhalten der gemeinen Luft zum nitrösen Gas, und erklärt hierauf unmittelbar den Eudiometer, und seinen Gebrauch. Nach der Bestimmung der natürlichen Beschaffenheit jenes Stoffes im Dunstkreise, beschreibt der Verf. nun die Feuerluft in ihrem reinen Zustande, und die Mittel und Wege, aus denen sie, und durch die sie, nach den bekannten Verfahrungsarten, entwickelt werden kann; und erklärt sodann ihre Eigenschaften im ungebundenen Zustande, und ihre Wirkung bey der Respiration, beym Verbrennen, Verkalken u. s. w. Daß diese Feuerluft auch einen Bestandtheil mehrerer verschieden gearteter natürlicher Substanzen ausmacht, beweist der Verf. durch ihre Absonderung aus den Pflanzen und einigen Wasserthieren, die in der Sonne reine, im Schatten aber verdorbne Luft von sich geben. Daß auch das Wasser die Feuerluft als Bestandtheil enthalte, beweißt der Verf. durch mehrere Erfahrungen, aus denen wir dieses zu beweisen uns doch nicht so leicht getrauen möchten. Denn daß einige Thiere unter dem Wasser leben, ob sie schon Werkzeuge besitzen, die denen zur Respiration ähnlich sind: daß der Wasserdunst die Flamme verstärkt, und daß das Wasser verdorbene Luftarten reinigt, wenn sie damit geschüttelt werden; daß sich ferner auch die Feuerluft durch die Zusammensetzung, so wie durch die Zerlegung des Wassers in ihm darthun lasse; alle diese Erfahrungen sind noch nicht hinreichend, jenen Satz richtig zu beweisen, da einige davon bis jetzt nur hypothetisch angenommen sind. Den Gehalt der spec. Wärme, welchen die Feuerluft besitzt, beweißt der Verf. nach Crawford, aus der beym Brennen, beym Athemholen u. s. w. abgesetzten empfindbaren Wärme; und zeigt nach jenen Gründen ihren Nutzen bey der Respiration, und ihre Wirkung auf das Blut u. s. w.

Brennbares, brennbare Luft. S. 19—40. Der Verf. bemühet sich zuerst, die Nothwendigkeit und die Existenz eines eigenen entzündlichen Grundstoffes in den brennbaren

Kör-

Körpern darzuthun, der nebst ihren übrigen Bestandtheilen darin zu finden ist. Uebrigens sey aber der brennbare Grundstoff in allen natürlichen Körpern immer ein und eben derselbe, wenigstens lasse sich dieses daraus abnehmen, weil er mit allen metallischen Grunderden glänzende Metalle bilde; bey dieser Gelegenheit erklärt der Verf. die vorzüglichsten Grundsätze der Reduktion. Wenn der brennbare Grundstoff möglichst rein ist, so kann er sich in Dunst verwandeln; dies beweise der riechbare Dunst mehrerer Substanzen, und der entzündliche elastische Stoff, den die organischen brennbaren Körper bey einer trocknen Destillation, von sich geben. Hierbey beweißt der Verf. auch die Entwickelung des Brennbaren durch die Gährung, Fäulniß und die dadurch bewürkten Produkte. Hier sey es erweislich, daß in mehreren Fällen die sauren Bestandtheile solcher Substanzen durch ihre Vereinigung mit dem Brennstoffe, verflüchtiget würden, wohin der Weingeist u. s. w. zu rechnen sey. Hier kömmt der Verf. unmittelbar zum Verhalten der Metalle, gegen saure Auflösungsmittel; daß einige Metalle bey der Auflösung in Säuren, so wie bey jeder andern dahin abzweckenden Behandlung keine entzündliche Luft geben, erklärt der Verf. aus der zu großen Anhänglichkeit ihrer Grunderden zum Phlogiston. Daß bey andern Metallen der entzündliche Stoff bloß durch seine Befreyung von der Metallerde flüchtig werden könne, ist doch wohl nur schwer erweislich. Hier hat der Verf. offenbar auf die bey der Auflösung der Metalle in Säuren sich von den Säuren entwickelnde Materie der Wärme, zu wenig Rücksicht genommen; denn diese ist wohl die vorzüglichste Ursache der Ausdähnung jener Substanzen. Daß die entzündliche Luft mit jedem andern selbst gröberen Brennbaren, in ihren Eigenschaften übereinkomme, beweißt der Verf. durch die Uebereinstimmung ihres Verhaltens mit jenen zu andern Körpern. Diesem zufolge werden hier die Wirkungen der entzündlichen Luft auf das thierische Leben, und gegen brennende Körper beschrieben, und mit der Wirkung einer durch ausströhmendes Phlogiston verdorbenen Luft verglichen. Auch die specifike Leichtigkeit der Luft wird durch mehrere faßliche Versuche dargethan, und manche Erfolge, als das Aufsteigen des Rauchs bey brennenden Körpern, das Steigen der Aerostaten im Dunstkreise u. s. werden dadurch erläutert; auch lasse sich die vorzügliche Reinigkeit der Luft in Waldungen dadurch erklären, weil sie hier, vermöge ihrer Leichtigkeit,

von

von der schwerern Feuerluft, die sich aus den Pflanzen entwickelt, aufgetrieben wird. Ob schon die verschiedenen, mehr oder weniger angenehm riechenden Ausdünstungen der Gewächse und Thiere, vom Brennbaren abzuleiten seyen, so könne man doch nicht wohl voraussetzen, daß mehrere Arten des brennbaren Grundstoffes in der Natur vorhanden seyen; vielmehr müßten jene Verschiedenheiten, aus den verschiedenen Verbindungen des Brennbaren mit andern Materien, abgeleitet werden. Die verdorbne Beschaffenheit der Luft, worin Körper gebrannt haben, so wie die dabey entstehende sogenannte phlogistische Luft, erklärt der Verf. aus der Verbindung der in der gemeinen enthaltenen Feuerluft mit dem Brennbaren; auch vergleicht er damit die Verderbniß der Luft durch die Respiration. Diese Sätze sind zwar ziemlich allgemein angenommen; unsrer Meynung nach sind sie aber nichts desto weniger, doch immer nur willkührlich, und haben mehrere wichtige Erfahrungen gegen sich, so daß sie noch einer fernern Bestätigung bedürfen. Bey dieser Gelegenheit kommt der Verf. zu denen Veränderungen, welche die organisirten Körper im Feuer erleiden, wenn sie in verschlossenen Gefäßen destillirt werden; die dabey entstehenden Produkte und Edukte werden beschrieben, der Unterschied zwischen Sublimation und Destillation bestimmt, und jene Veränderung mit derjenigen verglichen, welche die natürlichen Körper erleiden, wenn sie in der Luft verbrannt werden. Eine Beschreibung der entzündlichen Luft, nach ihren Eigenschaften und Wirkungen, wenn sie in verschiedenen Verhältnissen mit Feuerluft, und mit atmosphärischer Luft gemischt und verbrannt wird, macht den Beschluß des gegenwärtigen Kapitels.

Vitriole. S. 42—54. Sie werden erzeugt, wenn die entzündliche Luft aus Metallen durch vitriolische Säure entwickelt wird. Bey dieser Gelegenheit werden die vorzüglichsten Grundsätze der Kristallisation erläutert, und aus der Kristallbildung überhaupt, die im Mineralreiche, durch Aggregation entstehenden Körper erklärt. Durch das Verwittern der Vitriolkrystalle an der Luft, bestimmt ferner der V. die Natur und Eigenschaften der Salzkristalle überhaupt, ihr Kristallisationswasser, und die Veränderungen denen sie unterworfen sind; und geht sodann zur Zerlegung der Vitriole über, wobey zugleich die Vitriolsäure, sowohl nach ihrem ver-

verschiedenen Zustande, als nach ihren Eigenschaften genau beschrieben, und die allgemeinen Eigenschaften aller Säuren, so wie die unterscheidenden Eigenschaften jeder Säure insbesondere, angegeben und bestimmt werden.

Salpeter S. 55—73. Durch die Zerlegung des Salpeters, vermittelst der Vitriolsäure, lehrt der Verf. seine Grundmischung kennen, und beschreibt sodann die Salpetersäure nach ihren verschiedenen Zuständen. Aus der Verwandtschaft dieser Säure zum Brennstoff, werden nun ihre verschiedenen bekannten Wirkungen auf Zucker, Metalle u. s. w. erklärt, und so kommt dann der Verf. zur Erzeugung der nitrösen Luft, die nach ihren Eigenschaften und ihren Verhältnissen zu andern Stoffen beschrieben wird. Hierbey handelt der Verf. zugleich von dem Verhalten der Salpetersäure, zu andern Körpern, als Oelen, Kampher, Harzen u. s. w. und den dadurch bewirkten Produkten. Daß die Feuerluft einen Bestandtheil der Salpetersäure ausmacht, wird durch mehrere bekannte Versuche bewiesen. Hierauf gründet der Verf. ferner die Erfolge der Detonation, die Wirkungen des Schießpulvers, Knallpulvers u. s. w. Bey der Untersuchung des zweyten Bestandtheils im Salpeter, dem alkalischen Salze, zeigt der Verf. zugleich den Unterschied der alkalischen Salze von den Säuren, und beschreibt die erstern nach ihren vorzüglichsten Eigenschaften und Wirkungen. Die Erzeugung des Salpeters in der Natur wird hier nach den gewöhnlichen Grundsätzen erklärt; indessen glauben wir nicht, daß eine richtige naturgemäße Erklärung so leicht sey, wie sie der Verf. sich zu denken scheint. Die Kristallisation des Salpeters macht den Beschluß.

Schwefel S. 74—95. Seine Bestandtheile werden durchs Verbrennen dargethan; der Schwefel nach seinen bekannten Eigenschaften, seiner Gewinnung, und nach seinen Verbindungen mit andern Stoffen beschrieben, und dabey die Erze, die Schwefelleber, Leberluft u. s. w. abgehandelt, wobey, so wie bey allen übrigen abgehandelten Materien, immer die nöthigsten Versuche gleich angemerkt werden, die zum Beweis der Sätze dienen können. Durch die bis jetzt gemachte Darstellung einiger, von den in diesem Buche abgehandelten Artikeln, glauben wir einen hinlänglichen Begriff gegeben zu haben, was man von dem Ganzen zu erwarten hat, und wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt.

Da indessen alles nach bekannten Grundsätzen beschrieben wird, und man auf eigne Ideen und neue Meynungen gar nicht stößt; und wir die Grenzen einer Recension sehr überschreiten müßten, wenn wir jeden einzelnen Artikel detailliren wollten; so begnügen wir uns nur ein trocknes Verzeichniß der fernern Materien hieher zu setzen, welche in dem gegenwärtigen Bande abgehandelt sind. Dahin gehören: Kochsalz, Salmiak, Borax, Kreide, Schwerspat, Bittersalz, Alaun, Glas, Flußspat, Arsenik, Metalle überhaupt, Zucker, Harze, Fettigkeiten, Weingeist, Essig, organische Stoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche, Wasser, und eine Beschreibung der einzelnen Grundstoffe, und ihre chemischen Wahlverwandschaften macht den Beschluß.

Bey der ersten Durchlesung dieses Buchs blieb es uns schwer zu entscheiden, ob der Verf. nicht besser gethan haben würde, wenn er die wichtigsten neuen Entdeckungen zum Grunde gelegt hätte, um die Phänomene, welche die Körper in ihrem Verhalten gegen einander darbieten, daraus zu erklären; oder ob es nicht gut gewesen sey, jene wenigstens gleichfalls zu berühren, und seine Leser damit bekannt zu machen. Wie der Verf. darüber denken mag, wissen wir nicht, auch nicht ob er mit den neuesten Entdeckungen der Ausländer, vorzüglich der Franzosen bekannt ist; wenigstens erwähnt er sie gar nicht, selbst nicht in der Vorrede, wo wir wenigstens eine Erwähnung davon erwartet hätten. In so fern indessen dieses Buch dazu bestimmt ist, nur Anfänger zu belehren und zu unterrichten, nicht aber für Meister in der Wissenschaft, so glauben wir selbst, daß der vom Verf. gewählte Weg der beste sey. Daher hat sich wahrscheinlich der Verf. auch nur an solche Sätze gehalten, die ziemlich allgemein als erwiesen angenommen sind. Daher finden wir gar nichts von den Grundsätzen der Ausländer, nichts von einem Principe oxigène, Principe hydrogène etc. erwähnt, sondern nur eine treue Darstellung ausgemachter, und allgemein anerkannter Lehrsätze, ohne weitre eigene Prüfung, jedoch hell und deutlich vorgetragen. Systematisch kann man das Buch nun wohl nicht nennen; dies war aber auch wohl nicht die Absicht, die der Verf. zu erreichen trachtete. Das Ganze ist indessen belehrend, verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, und erregt den Wunsch, nach der baldigen Fortsetzung.

Au.

Der Pflanzenthiere vierte Lieferung.

Wir beziehen uns auf unser Urtheil über die 1ste, 2te und 3te Lieferung in unsrer Bibl. 90 B. S. 149. 152. und begnügen uns, bloß den Inhalt dieser 4ten anzuzeigen.

Wir haben die Bogen Y, Z, Aa und Bb halb. Dabey sind 24 Tafeln.

Madrepora 5 Tafeln. Tab. 32. cuerulea (Millep. coerul. *Pallas.*) Tab. 33. Lactuca *Pall.* Tab. 34. Interstincta *Linn.* Tab. 35. Astroïtes *Linn.* Tab. 36. Rosea *Pall.*

Gorgonia 7 Tafeln. Tab. 9. A Sasappo Var. reticulata. Tab. 22. Sanguinolenta *Pall.* Tab. 23. Antipathes *Linn.* Tab. 24. Antipathes Var. B. Tab. 25. Antipathes Var. cortice lapideo. Tab. 26. Antipathes Var. decorticata. Tab. 27. Antip. Var. decorticata altera.

Cellepora Tab. 1. hyalina *Linn.*

Alcyonium Tab. 1. arboreum *Linn.*

Tubipora Tab. 1. musica *Linn.*

Tubularia Tab. 1. Acetabulum *Linn.*

Corallina 5 Tafeln. Tab. 1. Opuntia *Linn.* Tab. 2. Crussa. Tab. 3. Officinalis *Linn.* Tab. 4. Squamosa. Tab. 5. Fragilissima *Linn.* (rigens *Pall.*)

Flustra 3 Tafeln. Tab. 1. Foliacea *Linn.* Tab. 2. Papyracea *Linn.* Tab. 3. Truncata *Linn.*

Ar.

Abhandlung über das Erdbeben in Calabrien im Jahr 1783. aus dem Französischen von Deodat de Dolomieu, Commenthur, Correspondent der Pariser Akademie der Wissenschaften u. s. w. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandl. 1789. 80 S. in 8.

Eigentlich in dem Calabria ultra. Der Verf. ist von allem nachher 1783. und 1784. ein Augenzeuge gewesen. Das Erdbeben am 5ten Febr. das Werk eines Augenblicks. Nichts ließ es zum voraus ahnden. (Nach Bartels Briefen 2. Th. hatten die Einwohner in Meßina an dem aufschwel-

schwellenden Meere, und den ungewöhnlichen Schaaren von Fischen, die sie deshalb verwünschten, Warnungen genug.) Die Thiere, vorzüglich Hunde, Gänse und Hofgeflügel haben davon die stärkste Vorempfindung durch Eindrücke, davon wir keinen Begriff haben. Es äußert sich an allen Thierarten. Auf den Straßen von Meßina heulten die Hunde so stark, daß Befehl kam, sie todt zu schlagen. Sie thun es auch bey totalen Sonnenfinsternissen. Hätten die Menschen auch dies Ahndungsvermögen; es würde sie nichts helfen. (In Meßina haben sich doch viele gerettet, und sind kaum 1000 durchs eigentliche Erdbeben umgekommen.) In Meßina fielen die Gebäude, weil sie keine Festigkeit hatten. Ein später und dauerhaft gebauetes Kloster mitten in der Stadt hat gar nichts gelitten. In Calabrien konnte nichts der Erschütterung widerstehen. (Man sieht hieraus, daß die Kraft des Erdbebens schon geschwächt war, als es unter dem Meere auf Meßina zugieng.) Landleute aus den Ebenen in Calabrien geriethen auf der Flucht im freyen Felde in Risse, die im Boden aufbrachen — und verschwanden. — S. 5. 6. Schreckliche Scenen des vielfachen Elendes, und hundertfachen Todes. Von den lebendig Begrabenen und Verschütteten würde der vierte Theil gerettet seyn, wenn sie schleunige Hülfe hätten bekommen können. Aeltern hören die Kinder, diese die Aeltern winseln, und müssen sie ohne Hülfe verschmachten sehen. — Beyspiele der Zärtlichkeit mit eigener Selbstaufopferung; aber auch Beyspiele von Härte und Grausamkeit bis zum Schaudern. Ungeheuer wagen sich unter die Ruinen, treten die um Hülfe schreyenden Menschen mit Füßen, und plündern. Ein wackerer Herr war unter den Trümmern seines Hauses verschüttet, und die Füße ragten unter dem Schutt hervor. Sein Bedienter kam, raubte die silbernen Schuhschnallen, und lief, ohne seine Rettung zu versuchen, davon! — Bey den meisten Verschütteten und Geretteten eine Art von Betäubung. Alle glaubten, nur ihre Häuser wären eingestürzt. Eine junge Frau von 19 Jahren, die ihrer Entbindung nahe war, lag unter den Trümmern in Oppido über 30 Stunden. Ihr Mann zog sie hervor, und sie gebahr in wenig Stunden so glücklich, als wenn ihr nichts begegnet wäre. — Auf Befragen, was sie unter den Trümmern empfunden hätte, war die Antwort: ich lauschte. — Das schrecklichste unter allen Arten des Elendes war, wenn die Verschütteten, nicht nur vergeblich

um Hülfe schrieen, sondern das Feuer sich ihnen allmählich nähern sahen, und langsam gebraten wurden. — In ganz Calabrien über 40000 umgekommen. In der Geschichte noch kein Beyspiel eines so allgemeinen Erdbebens von so zerstörenden Wirkungen. — So heftig, daß die Menschen auf freyem Felde umgeworfen wurden, und sich die höchsten Bäume bis zur Erde beugten, und mit den Wipfeln den Boden berührten. —

— Mineralogische Beschreibung des Bodens und der Gegenden, die am meisten gelitten haben. Daraus die Ursachen angegeben, warum gewisse Städte beynahe ganz verschont, andere ganz verwüstet sind. Das Meer hatte wenig Antheil an der Erschütterung des festen Landes. Auch in keiner Erzählung eine Spur von elektrischen Erscheinungen, aus denen die neapolitanischen Naturforscher schlechterdings das Erdbeben herleiten wollen.

Endlich die eigentlichen Ursachen des Erdbebens. Die, alles in Bewegung setzende Kraft, hatte unter Calabrien ihren Sitz, und rückte längst der Apenninenkette von Süden gegen Norden fort. Die Elektricität kann nicht ein ganzes Jahr hindurch, da das Erdbeben fortdauerte, sich in einem Lande gleichförmig anhäufen, das mit Wasser umgeben ist. (Aber sich doch durchs Wasser verstärken. Ueberhaupt möchte es wohl mehr, als eine Ursache geben, die das Erdbeben fortpflanzt; aber welches ist die allererste?) Es bleibt dem Verf. nichts anders übrig, als das Feuer; aber es dehnt nur die Körper aus. Augenblickliche Bewegungen kann es nicht hervorbringen. In ganz Calabrien keine Spur von Vulkanen. Aus den Schlünden und Rissen keine Luft oder Dünste, keine Flammen und Rauch ausgefahren. Also kein unterirdischer Brand die Ursache. Alle Erscheinungen lassen sich besser erklären, wenn wir ein Feuer annehmen, das nicht unter dem Boden gewesen ist, sondern nebenher auf die Provinzen gewirkt hat. Der Aetna in Sizilien, und große Höhlungen unter dem Gebirge in Calabrien machen es wahrscheinlich. Der Herbst des J. 1782. und der Winter 1783. sehr regenhaft. Das innere Bergwasser mit dem von außen konnte in die Werkstätte des Vulkans eindringen. Es verwandelte sich in Dünste, die sich ausdehnten, und gegen alles wirkten, was ihrer Ausdehnung widerstand. Hieraus werden die Erscheinungen sehr leicht und überzeugend erklärt, u. s. w.

Wir

Wir können keine weitern Auszüge liefern, sondern müssen das angenehme und unterhaltende Büchlein zum Nachlesen empfehlen.

Fm.

Lord Mahons Grundsätze der Elektrizität. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Seeger. Mit Kupfern. Leipzig, bey Crusius. 1789. 276 S. gr. 8.

In unsern Zeiten — in welchen man anfängt, die Elektrizität mehr zur Belustigung zu cultiviren, als zum wahren Nutzen, mehr darauf denkt, neue Versuche zu erfinden, um das Auge des Ungelehrten zu befriedigen, als auf gründliche Untersuchung, Erklärung und Anwendung der elektrischen Phänomene, — ist dies vor uns liegende Buch jedem Naturforscher gewiß doppelt willkommen, indem der Verf. in demselben mit Beobachtungsgeist und Scharfsinn einigen wichtigen elektrischen Erscheinungen nachforscht und seine Untersuchungen auf die Gewittermaterie zur größern Sicherheit unserer Wohnungen anwendet. — Dem Verf. in diesen seinen Untersuchungen Schritt vor Schritt folgen zu wollen, würde uns viel zu weit führen; und der vornehmsten Resultate einige außer dem Zusammenhang herausheben, würde unsern Lesern weder hinlängliche Ueberzeugung noch Interesse verschaffen. Wir dürfen daher den philosophischen Physiker, welchem dieses Buch hauptsächlich bestimmt ist, auf dasselbe nur aufmerksam machen, und sind überzeugt, daß der tief forschende Geist des Verfassers, welcher in dem ganzen Buch verbreitet ist, die Mühe des Durchlesens ihm reichlich belohnen werde.

In den 7 ersteren Abschnitten werden die elektrischen Atmosphären, sowohl der positiv als negativ elektrisirten Körper — im 8ten, 9ten und 10ten die Natur und Würkungen des Rückschlags erklärt und bewiesen — im 11ten das Daseyn der Rückschläge während der Gewitter und ihre Gefährlichkeit dargethan; im 12ten die Würkungsart der Gewitterableiter mit zugespitzter und runder Endung auf die elektrische Materie, welche die elektrische Atmosphäre der geladenen Wolken enthalten — im 13ten der Vorzug der

hochhervorragenden, zugespitzten Ableiter, und im 14ten die Würkung beyder Arten von Ableiter auf die Schlagweiten herankommender Gewitterwolken, deutlich gemacht; im 15ten bewiesen, daß Ableiter mit runder Endung die Gewitterwolken anziehn, und daß solches die oben zugespitzten Ableiter nicht thun — im 16ten und 17ten der Vorzug metallener, zugespitzter Ableiter, über die mit runder Endung in Rücksicht ihrer Würkungen, sowohl auf die kleinen abgerissenen Wölklein die unter einer Hauptgewitterwolke schweben, als auch auf kleine unter einer Hauptwolke freyschwebende und von ihr unabhängige Wolken, — im 18ten die Abwendung des Seiten- und Rückschlags durch hochemporstehende, zugespitzte Ableiter bewiesen; — im 19ten die Hauptregeln angegeben, welche bey Anlegung eines guten Gewitterableiters zu beobachten sind; und im letzten Abschnitt endlich gezeigt, daß sich hochemporstehende, zugespitzte Ableiter verhältnißmäßig mehr bestreben, eine größere Gefahr abzuwenden als eine kleinere.

In einigen Stellen dieser Schrift verspricht der Verf. uns eine Abhandlung über die Kleistischen Flaschen, welcher wir mit Vergnügen entgegensehn, und wünschen, sie möchte, gleich der vor uns liegenden, einem deutschen Uebersetzer in die Hände gerathen, welcher, so wie Hr. Seeger Sach- und Sprachkenntniß genug besitzt, um auch diese Arbeit des großen Verfassers treu und deutlich im deutschen Gewande uns zu überliefern.

Zuletzt müssen wir noch anmerken, daß dies Buch — einige wenige Capitel abgerechnet — nicht nur für Naturkündiger von Profession, sondern auch für einen jeden denkenden Leser Deutlichkeit und Interesse genug hat, um ihn über einen so wichtigen Gegenstand, als die Sicherheit unserer Selbst und unserer Wohnungen gegen verheerende Blitze es ist, hinlänglich zu belehren, und manche Vorurtheile ihm zu entreißen, welche vielen Menschen in Betreff der Gewitterableiter noch fest ankleben.

Dd.

Chemie und Mineralogie.

Tabelle, welche die Menge des wesentlichen Oels anzeigt, das aus verschiedenen Gewächsen erhalten wird, nebst Farbe, Geruch, Geschmack und Verhalten gegen die rauchende Vitriol- Salpeter- und Salzsäure, zum Gebrauch für Aerzte, Scheidekünstler und Apotheker. Entworfen von Joh. Christ. Wilh. Remmler. Erfurt, bey Keyser. 1789. 4.

Diese Tabellen begreifen eigentlich die ganze chemische Lehre von Oelen, also mehr als der bloße Titel anzeigt. Nach einer kurzen Geschichte sind alle Oele überhaupt unter 3 Klassen gebracht, und von jeder wieder die Unterschiede besonders angeführt worden.

Von den ätherischen Oelen ist zuerst der Unterschied von den Fetten gezeigt, und dabey eine tabellarische Uebersicht derjenigen Pflanzentheile gegeben worden, woraus solche ausgeschieden werden können. Zugleich ist auch derselben Unterschied im Geschmack, Geruch, Farbe, Flüßigkeit, Flüchtigkeit, Schwere und Auflößlichkeit im Weingeiste. So viel von ihrem Verhalten gegen konzentrirte Vitriol- Salpeter- und Salzsäure durch Versuche bekannt geworden ist, hat der Verf. entweder kürzlich angeführt, oder dahin verwiesen, wo die ausführliche Beschreibung zu finden ist. Von dem Verfahren bey der Destillation sind die besten Regeln angegeben. Anwendung der ätherischen Oele zu Oelzucker und ätherisch öhlichter Seife, zur Auflösung verschiedener Körper, besonders des elastischen Harzes, des Kopals und Bernsteins zu Firnissen. Veränderung, welche diese Oele mit der Zeit erleiden; nähere und entferntere Bestandtheile. Die kristallinischen Anschüsse, welche sich bisweilen darin ereignen, unterscheidet der Verf. nicht ohne Grund, 1) in kristallinische Oele, 2) in wahre besonders geartete brennbare Salze, und 3) in wahren Kampher.

Eben so ist auch von den fetten Oelen ihr wesentlicher Unterschied, die Gewächse woraus, und die verschiedene Methode, wie sie genommen werden können, sowohl durch Auspressung, als Kochung, die Regeln, welche bey ihrer Bereitung zu beobachten, ihre Bestandtheile, ihr Unterschied unter einander selbst, ihr Geschmack, Geruch, Farbe, Verhältniß gegen die Säuren, Schwere und mannichfaltige Anwendung, ingleichen die verschiedene Reinigungsart derselben angegeben worden.

Von brandigten Oelen sind erst die Körper nahmhaft gemacht, woraus, und das Verfahren, wie sie erlanget werden, und eben so, wie den beyden andern Arten, ihr bekannt gewordenes Verhalten gegen Mineralsäuren, die Bereitung des thierischen Oels, und wie solches am besten aufbewahret werden könne, angeführt worden.

Zuletzt folgen die Tabellen, worin von den Gewächsen der pharmaceutische, linneische und deutsche Name, die Menge des Oels nach dem Gewicht, mit Anzeige des Beobachters, Farbe, Geruch und Geschmack, Verhalten gegen die Salpetersäure, Grad der Flüchtigkeit und eigenthümliche Schwere zur allgemeinen Ueberſicht vor Augen geleget worden ist.

H.

Praktische Beyträge für Freunde der Oekonomie, Cameralwissenschaft, Arzneykunde und Scheidekunst. Leipzig, bey Hilscher. 1790. 1 Alphabet in 8v.

Diese Sammlung enthält 8 Aufsätze: I. Anleitung, wie die in manchen Salzwerken schwer einzusiedende Saarlauge zu leichter Ersiedung geschickt gemacht werden könne. Diese Schwierigkeit wird in das stärkere Verhältniß unreiner und fremder Theile in der Saarsoole gesetzt, und zu deren Abscheidung eine Portion faules Blut und gebrannter Kalch, in zweyen Perioden hinter einander her zuzusetzen angerathen. Die Angabe scheint sich nur auf theoretische Grundsätze zu beziehen, die nicht vollkommen richtig sind, wird auch überdies wegen der großen Menge Kalch zu kostbar fallen.

II. Wie

II. Wie kann man die schmackhafteste und wohlriechendeste Oele aus verschiedenen in Deutschland häufig anzutreffenden Früchten und Saamen am bequemsten herausziehen? Die Früchte und Saamen sollen geschälet und die schadhaften ausgelesen werden. Die Abschälung durch zwey Mühlsteine kann nur bey etwas großen Saamen, z. B. Hanf, hingegen schwerlich bey dem kleinern Lein- und Rübsaamen statt finden. Der Verf. hat dabey nur die Buchkernen vor Augen gehabt.

III. Aufmunterung zu mehrern Anbau öltragender Pflanzen in Deutschland, und wie aus denselben ein ächtes Provenzeröl zu verfertigen. Alles schon lange bekannt, auch daß aus Buchkernenöl mit Vortheil kein Provenzeröl gemacht werden könne, wie hier behauptet worden.

IV. Aufmunterung zu mehrerer Schafzucht, nebst einer Anzeige von einer leichten und sichern Art des so nöthigen Schafzeichnens.

V. Einige Beobachtungen über die Hellotische Färbekunst, nebst einer besondern Theorie und Anweisung vom Färben der leinenen, baumwollenen und seidenen Zeuge. Sie widerlegen nur den Begriff desselben, daß sich die salzigten Theile mit in den Zeugen absetzten, bestätigen aber die Niederschlagung und Bindung der Farbetheile, mit den erdigten und glutinösen Theilen. Die übrigen Bemerkungen über das unterschiedene Verhalten der Wolle, Baumwolle und Seide gegen die Farben scheinen nicht ohne Grund zu seyn.

VI. Von der genauen Verbindung der Naturkunde mit der Oekonomie, und derselben großen Einfluß in die Cameralwissenschaft und Haushaltungskunde. Gut und lesenswerth.

VII. Untersuchungen und Nachrichten von den bisherigen mannichfaltigen Leinwandbleichen, nebst genauer Anzeige einer neuen Art die ungebleichte Leinwand wohlfeil zu einer lieblichen Weise zu bringen. Die letztre Art gründet sich auf die Anwendung des Kühmistes.

VIII. Untersuchungen der Ursachen, welche das Küchensalz unwirksam machen; nebst einer Anweisung, wie das Küchensalz nicht nur auf eine leichte Art zu verbessern, sondern gleich beym Sieden ein voll-

vollkommen gutes wirksames Küchensalz zu erhalten ist. Aus der ganzen wortreichen Abhandlung ersiehet man, daß der Verf. mit seinem Gegenstande nicht genug bekannt gewesen ist.

Alle diese Abhandlungen scheinen nicht neu, sondern aus ältern Sammlungen in eine neue Sammlung gebracht worden zu seyn; und dabey sind manche Stellen durch eine große Menge unangezeigter Druckfehler völlig unverständlich werden.

Zh.

Beschreibung der zu Freyberg gegenwärtig gewöhnliche (gewöhnlichen) Hütten- und Schmelzarbeiten von Joh. Friedr. Wiedemann, Herzogl. Würtembergischen Oberbergamtssekretair. Freyberg, in der Crazischen Buchhandlung. 1789. 81 Seiten in 8v.

Da es dermalen wirklich an öffentlichen Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande des Freyberger Schmelzwesens fehlt, das sich, seitdem Schlütter über diesen Gegenstand schrieb, in vielem geändert hat, und vollkommner geworden ist, und die Nachrichten, welche Cancrinus in seiner Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerke davon giebt, deren der Verf. aber nicht gedenket, bereits auch schon über zwanzig Jahr alt sind; so wars immer nützlich, dem Publikum diese Beschreibung mitzutheilen. Liebhaber der Metallurgie werden dadurch in Stand gesetzt, Vergleichungen mit der Amalgamation anzustellen.

Der Verf. beschreibt erst die Verfassung im Ganzen — fügt die Taxtabellen der Schmelzadministration bey, und erklärt dann jede Arbeit insbesondere gründlich, wobey er auch von jedem Aufwand Nachricht giebt.

S. 32. und 33. erfahren wir, daß seit einem Jahr alle Glanze und dürre Erze, die über 12 Loth Silber halten, in dem in Ungarn bey der Amalgamation eingeführten Flammofen mit merklichem Vortheil geroßtet werden.

Joh.

Joh. Heinr. Sigismund Langer, Herzogl. Sächs. Weimar. Hüttenverwalters zu Ilmenau, Beytrag zu einer mineralogischen Geschichte der Hochstifter Paderborn und Hildesheim in Briefen an den Herausgeber derselben, C. L. Zintgraf, Fürstl. Heß. Bergmeister der Grafschaft Hanau-Münzenberg. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandl. 1789. 45 S. 8.

Die Ausgabe dieser eilf Briefe verdienet allen Dank — wie jede Arbeit, wodurch die deutsche Mineralgeschichte einigen Zuwachs erhält, und wodurch das Publikum belehrt wird, wie bisher mancher vergebener Bergbau in Ländern betrieben wurde, darin es an Kennern der Bergbaukunde fehlte.

Der nun verstorbene Verf. erhielt 1783. den Auftrag das Paderbornsche und Hildesheimische zu bereisen, und verschiedene bergmännische Arbeiten und Versuche zu prüfen.

Rec. hatte zufällig Gelegenheit, denselben auf dieser Reise selbst als einen wackeren jungen Mann von guten Einsichten in seinem Fach kennen zu lernen.

S. 6. in der Anmerkung theilt der Herausgeber seine Bemerkungen über die zwey Hauptgebirgszüge, (Granit und Schiefergebirg) welche in der Gegend des May- und Rheinstroms am nächsten zusammenkommen, mit.

Die erste Idee hiervon findet sich in Klipsteins mineralog. Briefen 1sten Th. 1stem St. Hier ist sie erweitert, und Hoffnung zu einer umständlicheren Beschreibung dieser Gebirge gemacht worden. Der Herausgeber dieser Schrift ist ein Mann, wovon sich so etwas erwarten läßt, er war erst zu Frankenberg bey dem dortigen Bergwerk angestellt, und befindet sich nun in der Grafschaft Hanau Münzenberg, hat also beyde Gebirgszüge in ziemlicher Entfernung von einander kennen gelernt. Freunde der Gebirgskunde, besonders dieser Gegenden, werden ihm sehr verbunden werden, und wir bitten ihn angelegentlichst, sein Versprechen zu erfüllen.

S. 28. wird in der Anmerkung gesagt: daß Stadtbergen neben Thalitter im Darmstädtischen wohl das zweyte Werk wäre, woselbst gleich Schwarzkupfer fielen, freylich würde

würde es aber nur dann geschehen, wenn Malachiten, wo nicht allein verschmolzen, doch zugesetzt würden.

Goddelsheim und Euse im Waldeckschen bauen auf demselben Flötz, worauf zu Thalitter gebauet wird, und auch da fallen gleich Schwarzkupfer. Rec. war zwar nie zu Stadtbergen, aber Schiefer, und sogenannte Graupen, Malachite und Lasur besitzt er daher. Die Schiefer weichen vom Thalitterschen in nichts ab, außer daß sie strengflüßiger sind, d. i. mehr Thon enthalten, dieses und selbst die Lage von Stadtbergen macht ihn glauben, daß das dortige Flötz mit dem Itterschen, wo nicht in einem — wiewohl unterbrochenen Zusammenhang stehe, doch gleichen Ursprung mit demselben habe; auch vermuthet er, daß dort von bloßem Schiefer Schwarzkupfer, auch ohne Zuschlag von Graupen, fallen werden. Die Strengflüßigkeit mag indessen die Versetzung mit Graupen räthlich machen.

Im eilften Brief freut sich Langer sehr über eine Entdeckung: er fand nämlich bey Bereisung des Bergwerks zu Stahlau bey Olp, des Wiesener Stahlbergs im Nassauischen und des Bergwerks zu Wiesen im Wasserwald zu Stahlau in einer Grube zwey Stunden von diesem Ort Altenburg genannt, auf der Halde unter den weggeworfenen unreinen Eisensteinen ächten Chrysopras.

Schlüßlich muß Rec. noch einen Wunsch äußern: daß doch in dergleichen Bergwerksgeschichten einzelner Gegenden die Namen solcher Gewerken und Liebhaber des Bergbaues, welche sich durch betrügerische oder unwissende Bergleute haben verführen lassen, oder die aus eigenem Mangel an Kenntniß solche Bergarbeit haben treiben lassen, welche Tadel verdient, unbemerkt bleiben möchten. Was nützt es dem Publikum, einen Mann kennen zu lernen, der sich hat hintergehen lassen? — aber ihm und selbst seinen Nachkommen kann eine solche Bekanntmachung sehr empfindlich werden, und sie wenigstens auf immer vom Bergbau entfernen, wo nicht gar mit leidenschaftlichen Vorurtheilen gegen denselben einnehmen.

Hr.

Haus-

Haushaltungswissenschaft.

Oekonomisches Portefeuille zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse und Erfahrungen aus allen Theilen der Oekonomie. Zweyten Bandes 3tes Stück. Lübeck, bey Donatius. 1788 397—572 S. in 8. Dritten Bandes 1—3tes Stück. 1788. Vierten Bandes 1stes Stück. 184 S. 8.

Rec. findet keine Ursache, das Urtheil über die vorhergehenden Stücke dieser Sammlung (A. d. B. LXXIV. Bd. 1. St. S. 279. und LXXXIV. Bd. 2. St. S. 561.) bey den gegenwärtigen zu ändern: Wem die erstern brauchbar und lehrreich waren, dem werden auch die letztern dieses seyn: alles kömmt auf die Grade der ökonomischen Aufklärung an, die in den verschiedenen Ländern Deutschlands so verschieden sind.

Es sind wenige Fächer landwirthschaftlicher Wahrheiten, die hier nicht einige Beyträge finden. Dem Ackerbau im engern Sinn sind die wenigsten Abhandlungen, der Zahl nach, gewidmet. Mehr ist für die Cultur der Manufakturgewächse und für Gärtnerey gearbeitet. Wenn der Verf. so glücklich ist, seiner Sammlung unter den Landleuten Beyfall zu verschaffen, so mißbilligen wir dieses keinesweges, weil doch jene Gegenstände gerade die Lehren begreifen, mit welchem der Landmann noch am unbekanntesten ist. Auch für die Viehzucht werden hier mehrere Aufsätze geliefert.

Die Vorrede zum dritten Band enthält eine bittere Anklage des Rec., die, nebst den schon von hundert beleidigten Schriftstellern ausgestoßenen Schmähungen gegen diese Bibliothek, anzuführen, oder zu widerlegen, Rec. weder Zeit noch Lust hat, indem er den erhabenen Zweck dieser Bibl. keinesweges so verkennt, um sie zu unnützen Streitigkeiten zu mißbrauchen. Nur einen Hauptpunkt jener Anklage erwähnt er, um dem Herausgeber des ökonom. Portefeuille Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, aber auch zugleich in demselben Gegenstande unsern Lesern darzulegen, wie ungerecht

gerecht die Klagen des Herausg. sind. — Rec. erinnerte in der Anzeige der erstern Stücke des ökonom. Portefeuille, daß mehrere Aufsätze aus andern bekannten Sammlungen, z. B. dem hannövrischen Magazin, der physikalisch-ökon. Zeitung, oft ohne diese Quellen zu nennen entlehnt wären, und rügte dieses, weil er es als einen Eingriff in die Rechte der unbekannten Verf. jener Abhandlungen ansah. Hier erklärt nun der Herausg. daß er selbst Verf. der vorher in den genannten Sammlungen abgedruckten Aufsätze sey, und spricht lang und breit über sein Recht, dieselben von daher zurückzunehmen. Rec. gesteht ihm, ohne bey seiner Versicherung sich den mindesten Zweifel zu erlauben, jene Befugniß vollkommen zu, und widerruft alles, was von ihm in dieser Rücksicht gesagt worden ist. Allein, wer war Schuld an diesem Irrthum, worinne Rec. sich befand, der auf diese Weise, in der That die Rechte des Verf. gegen ihn selbst, in der besten Meynung von der Welt, vertheidigte? Wer anders als der Verf., der seinem Portefeuille nur einige Worte voranschicken durfte, in denen er sein Eigenthum an den darin aufgenommenen Arbeiten erwähnte, eine Eigenschaft, die man ihnen ohnmöglich ansehen konnte.

Von gleicher Wichtigkeit und demselben Gehalt sind die übrigen Beschwerden. Rec. übergeht sie und tröstet sich mit den übrigen Beurtheilern des Verf., die, laut der Vorrede, eben so wenig so glücklich gewesen sind, seine Zufriedenheit zu verdienen.

Jb.

Das Buch von Viehseuche für Bauern, von Johann Gottlieb Wolstein, der Arzney und Wundarzney Doktor und Professor der praktischen Vieharzney im Kaiserl. Königl. Thierspitale. Gedruckt auf Allerhöchsten Befehl. Preßburg, bey Löwe. 1789.

Von Wolstein läßt sich nichts Schlechtes erwarten, und wir wünschen nur, daß die hier gegebenen Vorschriften von allen Landleuten mögen beherzigt werden.

Dk.

1) Des

1) Des Amtsraths Riem's physikalisch-ökonomische Quartalschrift; oder Fortsetzung der physikalisch-ökonomischen Zeitung aufs Jahr 1788. Erster Vierteljahrband; in 2 Heften. Dresden und Leipzig, im Verlag des Verfassers. 296 S. in 8. Zweyter Vierteljahrband, 1stes Heft. 128 S.

2) Des Amtsrath Riem's vermischter ökonomischer Schriften, erstes Heft; von einer ökonomischen Reise; verbessertem Kartoffelbaue; des Rindviehes Franzosenkrankheit; wahrer Ursache des Brandes im Waizen, auch sicherstem Mittel dagegen; und besserer Brachbehandlung. Dresden und Leipzig, bey Breitkopf. 1787. 86 S. 8.

Nr. 1. Unter einem abermals veränderten Titel ist hier die Fortsetzung der Anfangs als Wochenschrift, dann als Monatsschrift erschienenen physikalisch ökonomischen Zeitung geliefert; in Ansehung ihrer innern Einrichtung ist sie den vorhergehenden Jahrgängen grösstentheils ähnlich geblieben, ausgenommen, daß sie sich die ausführlichere Anzeige der Verhandlungen der Leipziger ökonomischen Societät zu einem vorzüglichen Zweck gemacht zu haben scheint. Diese nimmt einen beträchtlichen Theil des Raums ein, und enthält verschiedne merkwürdige Auszüge aus Abhandlungen der Mitglieder dieser Gesellschaft, wie z. B. S. 10. des 1sten Quartals, die Beschreibung einer Dreschmaschine, bey welcher in der Hauptsache die klosterbergische zum Grunde liegt; S. 48. Beschreibung einer Getreidedarre; S. 34. des 2ten Quartals, Mittel wider das Eingeben abgestutzter und versetzter Bäume; S. 41. Trocknen des Heus in nassen Jahren (auf Reisern oder Pfählen mit Armen, die auf den Wiesen angebracht werden) S. 44. Beschreibung einer verbesserten Feueresse. Diese, so wie die Dreschmaschine und Getraidedarre, ist mit Kupfern erläutert. Gegen die zur Verbesserung der Feueressen durch Vermeidung des Windstoßes, durch Schutz für die Wirkung der

Sonne, und durch Vermehrung des Zugs im Hause getha-nen Vorschläge sind Rec. verschiedne Zweifel aufgestiegen, die sich vorzüglich auf die allzusammengesetzte Einrichtung der angebrachten Hülfsmittel und ihre daher sehr wahrscheinliche Wandelbarkeit beziehen. Außer jenen Aufsätzen nennen wir noch einige, die der Aufmerksamkeit eben so wenig unwerth scheinen: Aus dem 1sten Vierteljahrband: S. 57. Beantwortung auf die Anfrage im 1sten Stück des Leipz. Intellig. Blatts v. J. 1788. Art. VIII. die Acker- und Wiesenwanderung betreffend. Der Verf. schränkt die Acker- und Wiesenwanderung (besser Wandelung) nur auf hohe und trockne Wiesen ein. Sind diese zu Acker gemacht worden, so werden sie durch Besäung mit Klee, vermischt mit andern Grasarten, am sichersten wieder zu Wiesen hergestellt, und am geschwindesten wieder benutzt. — S. 84. Ueber den Nutzen von Erbauung des Mohnsaamens. Der Mohn, und vorzüglich der weiße, giebt ein vortreffliches Speiseöl, und kann mit Nutzen unter Möhren gebaut werden, ohne daß man einen Nachtheil für diese zu befürchten hat. — S. 94. Ueber den Brand im Waizen, von Finke und S. 99. vorläufige Beantwortung (vom Herausg. selbst) nebst Beylagen andrer Naturforscher. (Diese bestehn in Auszügen aus den ledermüllerischen, gleichenschen, und roffredischen microscopischen Beobachtungen über die Essigaale, und den mit diesen übereinkommenden Würmern im brandigen Getraide. S. 163. Antwort (Hrn. Kriegskomm. Rieben) auf Hrn. W. Finke Bemerkungen über den Brandwaizen; und S. 170. Meine Finalbeantwortung (Finkens) über sämmtliche vorstehende Vorträge vom Brand im Waizen. Alle diese Aufsätze beziehen sich auf ältre Abhandlungen über denselben Gegenstand, die in der gegenwärtigen Zeitschrift vorkommen. Sie haben das Verdienst, das, was sich über die Entstehung des Brandes im Getraide durch Insekten, nach den bisherigen Beobachtungen für und wider, sagen läßt, ziemlich vollständig zusammenzufassen, und dadurch die künftigen Untersuchungen dieser Sache zu erleichtern. — S. 220. Von der Stallfütterung. Die Anmerkung sagt, daß dieser Aufsatz von einem Landwirth herrühre, der 10 Jahre in England, und 10 Jahre in Deutschland mit großem Vortheil die Landwirthschaft getrieben habe. Wenn er aber auch unter diesen Umständen nicht ein gegründetes praktisches Vor-

urtheil

urtheil vor sich hätte, so würde er sich doch durch Deutlichkeit, Ordnung, und genaue Trennung der verschiedenen Verhältnisse, in welchen sich das Vieh bey der Stallfütterung befinden kann, von vielen Abhandlungen über denselben Gegenstand vortheilhaft unterscheiden. — Im zweyten Vierteljahrsband hat uns vorzüglich der Aufsatz S. 69. daß die Schafraude und aufmerksam behandelte Schmierschafe nicht ansteckend und wie sie leicht zu heilen seyen — der Untersuchung praktischer Landwirthe werth geschienen. Zur äußern Kur der Raude wird eine Salbe von Aschenlauge, Toback und Theer: zur innern das Spiesglas empfohlen. — S. 90. Die Würze des Biers ohne Hefen oder Gescht in Gährung zu bringen, als auch ohne dieselbe zu backen. — Fixe Luft vertritt die Stelle der Hefen, und bringt ohne einige merkliche Abweichung dieselben Wirkungen, wie diese hervor, wenn sie durch die noothische Maschine mit den Körpern, die in Gährung gebracht werden sollen, vermischt wird.

Was Nr. 2. enthält, lehrt schon der Titel; vielleicht erinnern sich mehrere unsrer Leser, daß die da genannten Aufsätze bereits in der physikalisch ökonomischen Zeitung erschienen sind. Und zwar sind sie alle aus dem Jahrgang 1787. September ohne Abänderung augenscheinlich bloß mit Veränderung der Seitenzahl und unter einem besondern Titel abgesondert. Nur von S. 80. bis zu Ende ist eine Beylage aus derselben Zeitschrift Monath Junii 1787. angehängt, auf die sich vorher bezogen war. Bemerken müssen wir noch, daß von allen in diesem Heft enthaltenen Aufsätzen nur der erste, und — vielleicht — der letzte, wenigstens hat sich bey demselben kein andrer Verf. genannt, dem Herausgeber gehören.

Hd.

Abhandlung über Sparöfen mit Kupfern und einem von Herrn Wittmann in Musik gesetzten Kriegsliede, von dem Königlichen Churfürstlichen Oberamtmann von Voigt zu Schnakenburg an der Elbe in dem Fürstenthum Lüneburg. Auf eigene Kosten. Berlin. 1789. 72 S. in 8. mit 10 Kupfertafeln.

Auf den schön gestochenen Kupfertafeln sind mehrere Sparöfen mit Circulirröhren abgebildet, welche alle ein schönes Ansehen haben, und gut eingerichtet sind. In der Abhandlung selbst sind solche nur kurz angezeigt, und diejenigen bemerkt, welche die beste Wirkung geleistet haben. Auf der letzten Tafel ist eine Idee von einem Küchensparheerd mit geschlossenem Feuer mitgetheilt, der Entwurf selbst ist aber von dem Verf. noch nicht ausgeführt worden, weil er Zweifel gegen dessen Güte hegte. Rec. hat dabey die Bedenklichkeit, daß das eingeschlossene Feuer den Kochgefäßen weniger Wärme mittheilen dürfte, als eine freye sie umschließende Flamme. Die mit einem solchen Heerd gemachte Probe muß entscheiden.

Die Abhandlung enthält eine allgemeine Theorie, wie Sparöfen anzulegen sind. Vieles ist darin gut ausgeführt, und für jede Leser deutlich, besonders von dem durch die Erwärmung entstehenden Luftzug, und wie man einen Rost unter dem Feuer zu Beförderung des Luftzugs anlegen soll. Den wahren Grund warum das Verbrennen der Brennmaterialien und eine stärkere Flamme durch einen beständig erneuerten Luftstrohm befördert werde, hat der Verf. nicht angeführt. Nach allen neueren unbezweifelten Versuchen wirkt dies der dephlogistisirte Antheil der atmosphärischen Luft. Jemehr atmosphärische Luft dem zu verbrennenden Material zugeführt wird, desto mehr kommt dephlogistisirte Luft an solches, befördert eine vollkommnere Auflösung des Brennstoffs, und entwickelt also auch mehr Wärmematerie. In dieser Rücksicht sind die Aschenkästen des Verf. mit den Rösten und Zugthüren bey allen seinen gezeichneten Sparöfen nützlich. Denn selbst die Asche hindert den Beytritt der dephlogistisirten Luft zu dem Brennmaterial.

Nach Rec. Meynung sind folgende die Hauptregeln zur Erbauung guter Sparöfen: 1) muß der Ofen so gebauet seyn, daß die atmosphärische Luft einen freyen Zutritt zu dem angezündeten verbrennlichen Material habe, damit viele Wärme durch ein heftiges Verbrennen entbunden werden kann. Dies leisten Aschenheerde und gute Röste, welche von unten dem Feuer die Luft zubringen. 2) müssen die Wände des Ofens dicht an das Feuer anschließen, damit sich die Wärme ihnen unmittelbar mittheilet. — Weite Ofen sind daher untauglich. 3) müssen die Wände gute Leiter des Wärmestoffs

seyn;

seyn; hierzu sind Metalle vorzüglich geschickt, Kupfer noch mehr als Eisen. 4) müssen die Wände nicht zu dick seyn, weil sonst die Fortleitung der Wärme in die Luft des Zimmers zu sehr gehindert wird. 5) muß die in dem Ofen erwärmte Luft solchen nicht früher verlassen, als bis sie ihre Wärme durch die Circulirröhren abgesetzet hat. Metallcirculirröhren sind wohl tauglicher als thönerne Aufsätze. 6) müssen die Circulirröhren nicht zu enge seyn, damit hierdurch, besonders wenn sich einiger Ruß angesetzt, der Luftzug in dem Ofen nicht gehindert wird. Der Verf. giebt ⅛ rheinländischen Fuß in dem Durchmesser des Querschnitts an. 7) Die Einleitung der Röhre in die Camine muß so angelegt werden, damit weder eine zu kalte und schwere Luft die elastische mit Rauch gemischte Luft zu ziehen hindere — denn sie raubt dem Rauch seine Wärme zu plötzlich, er verliehrt seine Elastizität, wird specifisch schwerer, und ziehet nicht mehr zu dem Camin hinaus — noch auch damit eine zu warme und mehr elastische in dem Camin die minder elastische Luft des Ofenrohrs zurückdrücke. Der letztere Umstand empfiehlt die Regel, keine Ofenröhre in solche Camine zu führen, in welchen schon ein heftiges Feuer die Luft sehr verdünnet hat, der erstere hingegen, man solle die Caminthüren verschließen, damit von unten aus dem Hausehren keine sehr kalte Luft in den Rauchfang trete. Beyde Regeln hat der Verf. beherzigt, giebt auch ein Hülfsmittel mit einer Caminklappe an. 8) Einem sorgfältigen Einheitzer gewähret die Anfeuerung in der Stube Vorzüge, denn die kalte Luft gehet von dem Boden durch das Zugloch weg, und befördert zugleich durch Wegführung der in dem Zimmer phlogistisirten Luft den Zutritt der reinen durch Ritze an Fenstern und Thüren. 9) muß ein guter Ofen mit einer solchen Vorrichtung versehen seyn, daß man nach dem Verbrennen des Holzes den Luftzug hemmen und die Fortführung der Kohlenwärme unterbrechen kann. Diese Regel hat der Verfasser nicht vergessen. Da der Verf. mit so vielem Enthusiasmus auf Holzersparniß dringt, und mit Recht die Circulirofen vertheidigt, so wundert es Rec. daß er von Zubereitung des Brennmaterials nichts gesagt, und vorzüglich empfohlen hat, solches so klein als thunlich zu spalten, weil dadurch ein heftigeres Verbrennen und mehrere Entbindung der Wärme veranlaßt. — Daß die Materialien trocken seyn müssen, um weniger Rauch zu veranlassen, hat er angeführt. Es ist aber dies

schon eine bekanntere Regel; welche vor jener vollzogen wird, wenigstens kennt Rec. noch viele Menschen, welche sich von dem Vorurtheil nicht frey machen können, daß große Klötze mehr Wärme geben als dünne aus diesen gespaltene Scheiter.

Den Beschluß der Abhandlung macht ein ganz passendes schönes Liedchen.

Tb.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Graf Wiprecht von Groizsch vom Verfasser Friedrichs mit der gebissenen Wange. Erster Theil. Zürich, bey Ziegler und Sohne. 1789. 1 Alph. 4 Bog. in 8.

Wiprecht Graf von Groizsch, und nachher Markgraf von Lausitz und Burggraf von Magdeburg, ist allerdings ein merkwürdiger Mann; denn sein Muth rettete nicht nur den schwachen und untüchtigen Kaiser Henrich IV. vom gänzlichen Verderben, sondern bewürkte sogar für ihn ein Uebergewichte, sowohl in Betracht der Sachsen, als auch des berühmten Pabsts Gregorius VII. Aber nicht seine Thaten, sondern seine Andacht und sein Büßungstrieb verewigten ihn mehr als viele seiner Zeitverwandten, die, obgleich sie ihm an Verdiensten gleich waren, oder gar vortraten, dennoch in die Nacht der Vergessenheit herabgesunken sind. Er stiftete nämlich das Kloster Pegau, und ein ungenannter Mönch dieses Klosters, der vielleicht sein Zeitverwandter war, setzte seine Lebensgeschichte auf. Diese fand endlich ein unbekannter Mann so merkwürdig, daß er sie 1520. in das Deutsche übersetzte, und der damaligen Lesewelt, die nur noch Beschreibungen altdeutscher Mannheit lüstern war, in die Hände brachte. Sie fand Beyfall und ward vergriffen, daher fertigte Ernst Brotuf ein eigenes Buch unter dem Titel: Graf Wiprechts Historie, an. Peter Albinus kam auf den

Einfall, dem wohlthätigen Mäcene seiner Zeit, Henrich Ranzow, durch die Erdichtung zu schmeicheln, daß die Ranzowe männliche Abkömmlinge des Wiprechts seyn, und darauf lieferte Reiner Reineccius neuen Abdruck und neue Uebersetzung des sogenannten Mönchs von Pegau, Albinus selbst aber schrieb für seinen Gönner Genealogiam Comitum Leisnicensium, (1587.) und Vipertum sive Origines Ranzovianas. Mit Ranzows Tode ward Wiprecht wieder zurückgesetzt, endlich aber erinnerten zwey Geschichtsforscher unsers Zeitalters die Sachsen an diesen alten Helden, nämlich Schwarz zu Altdorf vermittelst kritischer Noten zu Albinus Schreibereyen, die Menken in seine Sammlung der Scriptorum saxonicorum aufnahm, und Schöttgen durch seine Historie des berühmten Helden Graf Wiprechts zu Groitzsch, welche 1749. zu Regensburg erschienen ist. Weil der Verf. des Wiprechts, den wir jetzt ankündigen, keine Vorrede oder Erläuterung seiner Ausarbeitung beygeleget hat, so wissen wir nicht, ob er alle diese Schriften, oder nur den Mönch von Pegau gebraucht hat. Vermuthlich war sein Hauptautor dieser Mönch, ein Schriftsteller, dem man es anmerkt, daß er zum Legendenverfertiger erzogen worden, daß ihm jede Erzählung, die seinen Helden betraf, willkommen war, daß er keinen Prüfungsgeist besaß, und daß er geflissentlich darauf ausgieng, seine Erzählung zu verschönern, Reden zu dichten, und seinem Helden übernatürliche Kräfte beyzulegen.

Die gegenwärtige Geschichte des Grafen Wiprecht ist Darstellung, nicht aber Erzählung der Thaten, Gedanken und Leidenschaften des Wiprechts. Also Mittel zwischen Dichtung und Wahrheit! Der Verf. läßt die handelnden Personen auftreten, und bemühet sich in ihre Gespräche so viele Züge zu legen, als nöthig sind ihren Charakter zu errathen. Er versetzt die Leser plötzlich von einem Schauplatze auf einen andern, der weit entfernt ist, und aus der Schlafkammer eines liebetrunkenen Mädchens, auf das Schlachtfeld ergrimmter Nationalfeinde. Er läßt Handlungen, die zu ausgedehnt sind, von Freunden und Feinden als Neuigkeiten erzählen, und gewinnt durch dieses Mittel Zeiträume mehrerer Monate, durch die er sich nicht, ohne sich und seine Zuhörer zu ermüden, würde haben durcharbeiten können. Er sucht heftige Theilnehmung zu erregen, und seine Zuhörer oder

Leser bald in herzliches Mitgefühl, bald in Bewunderung der edlen Thaten und Gesinnungen zu versetzen, erreicht aber nicht allemal seinen Zweck, weil Wiprechts Schicksal zu gewöhnlich ist, und er selbst überhaupt zu wenig interessirt. Es frägt sich, wie weit ein Geschichtschreiber auf diesem neuen Wege der dramatisirten Geschichte von der Wahrheit abweichen, und sich dem Reiche der Einbildung nähern dürfe? Soll es Geschichte bleiben, so müßten wohl alle entscheidende und hervorstechende Handlungen kritikgerecht ausfallen, und nur das was andere Geschichtschreiber unter der Rubrik eigener Vermuthung beyzubringen pflegen, könnte durch Maschinerie sichtbar, auch wohl durch völlig erdichtete Personen dem Leser sinnlich gemacht werden. Haupthandlungen dürfte der Geschichtskünstler nicht auf Schauplätze, auf welchen sie sich nicht ereignet haben, versetzen, noch weniger dürfte er Personen auf andere Weise verfahren und würken lassen, als sie würklich thaten. Er würde auch nicht befugt seyn, Leute, die in den Chroniken stets als ehrlich und bieder erscheinen, bey seinen Lesern mit dem Brandmarke des Trugs aufzuführen. Kurz, er müßte dafür sorgen, daß man nichts mehr oder weniger zu hören bekomme, als man von denen, die wichtige Handlungen vornahmen, gehöret haben würde, wenn man in diesen Augenblicken sich würklich unter ihnen befunden hätte.

In der Voraussetzung, daß diese Vorstellung, die der Recens. sich von einer Geschichte in Gesprächsmanier machet, gegründet sey, bemerkt er folgendes über den Graf Wiprecht.

Die Personen die in selbigen auftreten, sollen der Geschichte nach Obersachsen, Niedersachsen, Schwaben, Italiäner, und Böhmen seyn, und sind blosse Schwaben, reden als Schwaben, gebrauchen schwäbische Idiotismen, und sind nur mit dem Charakteristischen der Oberländer bezeichnet. Daher erhält man anstatt eines Gemäldes in Farben nur eines grau in grau; schön, wenn es richtig gezeichnet ist, allein noch immer unter dem was es seyn würde, wenn es das wahre Colorit eines jeden Gegenstandes trüge! Es ist freylich schwer einen muthvollen Helden der in Belgien zürnt, neben einem gleichgesinnten Mann aus Franken treffend zu schildern: aber hat der Zuhörer nicht das Recht, dem, der ihm diese Helden in ihrer wahren Beschaffenheit vorstellen will,

will, zuzumuthen, daß er die feinsten Bemerkungen aufsammle, und sich durch keine Schwierigkeit zurückscheuchen lasse, um den Mann so zu zeigen, wie er war? Noch mehr! die Sitte der Zeit, der Nation, und des Geschlechts, sind nicht allemal getreu vor Augen gelegt. Die zwölfjährige Prinzessin eines Volks, welches sehr auf weibliche Zucht achtete, nämlich Judith von Böhmen, sagt dem ihr unbekannten Grafen, im Angesichte des Hofes, der Rittersmänner, der Troßbuben, und des gemeinen Volks, da er auf ihre Bitte das Visir öffnet, „so jung und tapfer, so schön und so bescheiden!" und wenn man dem, übrigens bis auf einige Kleinigkeiten schönen Frontispice von Schmidt trauet, sagte sie dieses mit völlig entblößeten Brüsten, zu einer Zeit, da alles, was weiblich war, die Gegenden bis unter das Kinn mehr als einmal bedeckte, einschnürte und einkettete. Graf Wiprecht wird von den Böhmen mit Freude und Ruhm empfangen, weil — er der Sieger und Bezwinger der Wenden war — einer Nation, zu der die Böhmen gehörten, und die diese unendlich weit höher und edler als die Deutschen schätzten. Wiprecht erklärt (S. 235.) sowohl in einem Selbstgespräche als auch gegen seinen vertrauten Freund, einen niedersächsischen Rittersmann, sich für zu niedrig und zu unedel, um an eine Verbindung mit der Tochter eines wendischen Herzogs denken zu dürfen, und war doch ein deutscher Graf, ein sächsischer angesehener Herr von königlicher Abkunft, und aus einer Nation, welche gewohnt war, alle Wenden, selbst den König der Obotriten mit den Hunden in eine Classe zu setzen, und jeden zinsbar gemachten wendischen Monarchen der Aufsicht ihrer Grafen zu unterwerfen! Doch diese und andere Untersuchungen möchten für diesen Platz zu weitläuftig seyn. Wir wenden uns also zu der näheren Anzeige.

Der Theil, den wir vor uns haben, betrifft drey Perioden oder Abschnitte. Den ersten für die Zeit von 1072. bis 1074.; den zweyten für 1075. bis 1080.; und den dritten blos für das Jahr 1080. Alle drey füllen in Schöttgens Geschichte zwölf Seiten, von denen 97 Seiten aus, die die ganze Geschichte in sich fasset. Wir werden also noch öfterer Gelegenheit haben, von neueren Theilen des Werks zu reden. In der ersten Periode sind die Schauplätze Stade, Lengesfeld, Teuchern, Groitzsch und Rochliz. Wiprecht wurde von

 seinem

seinem Vormunde, dem nordlichen Markgrafen Udo, mit Tangermünde belehnt, und besaß von seinem Vater her das Balsamer Land in der heutigen Alte Mark. Er hatte noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht, als ihm Udo die Anführung eines Heeres gegen die so sehr kriegerischen Wenden anvertrauete, und er allein diese mächtigen Feinde durch persönliche Stärke und Kraft besiegte. Udo empfieng ihn mit Grimm, weil er ihm die Vormundschaft mit Drohungen und Spöttereyen aufkündigte, ward aber gleich schmeichelnd und herablassend, trug ihm die Grafschaft Groizsch an, und überredete ihn Tangermünde und den Balsamgau auf die Vorstellung fahren zu lassen, daß diese Länder mit lauter ruhigen Nachbaren umgeben wären, und ihm keine Gelegenheit zu ruhmwürdigen Zeiten darböthen; und Wiprecht wußte nicht, daß diese Nachbarn die thätigsten und unruhigsten Feinde aller Deutschen waren, und einzeln sowohl als rottenweise den Balsamgau und die nordliche oder alte Mark unaufhörlich anfielen und verheerten, obgleich er eben von ihren Schlachtgefilden zurückkehrte! Bey einer Versammlung sächsischer Ritter werden die drey Männer, die sich den Sachsen zu Gegenkönigen anbothen, geschildert, nämlich Welf, Otto von Baiern-Northeim, und Rudolf von Schwaben. Einige Rittersmänner besuchen Wiprechten in Groizsch, erklären sich gegen K. Henrich, und lassen sich von Wiprechten zwingen, die Becher auf das Wohl dieses Königs auszuleeren.

Zweyte Periode. Der unüberwindliche Wiprecht, dem es leichte Arbeit war, mit 400 Mann 4000 Feinde zurückzuwerfen, verläßt seinen Grafensitz Groizsch aus Furcht für den Rittern, die sich gegen ihn zusammenrotten konnten, und geht mit leerem Seckel, aber dennoch mit mehr als hundert wohlgewaffneten und besoldeten Reutern nach Prag. Ihm kann auf der Stechbahn kein Ritter bestehen. Er verliehrt sein Herz durch die Prinzessin, die ihm den Preis überreichte, findet Nebenbuhler und Feinde seiner Siege, wird bey dem böhmischen Herzoge arg angeschwärzet, weiß den Anschein einer ihm angedichteten Verrätherey mit wenigen Worten niederzuschlagen, und überredet den Herzog, sogleich mit ihm dem Könige Henrich persönlich zu Hülfe zu ziehen. Henrich bedurfte hier eines Vertheidigers gegen die nicht unwichtigen Anklagen der Sachsen und des Pabstes, und Wiprecht übernahm diese Rolle mit Geschick und zu der Befriedigung des

Her-

Herzogs, so wie auch der Leser, die nun so viel erfahren, als sie wissen mußten, um mit Theilnehmung die kriegrischen Auftritte der folgenden Periode zu betrachten. Auch Wiprechts Charakter wird hier geschildert, und zwar in seines heimlichen Feindes Beneda Munde, mit folgenden Worten: „Graf Wiprecht ist schön und tapfer, einschmeichelnd und bieder, gefällig und trotzig, herablassend und ehrsüchtig — ein Mann wie man ihn haben will — der sich nach den Eigenheiten der Menschen, und nach den Umständen zu fügen weiß, der sich aber auch zu seiner Zeit, über Menschen und Umstände hinweg zu setzen und alles unter seine Füße zu treten vermag."

Dritte Periode. Berathschlagung des K. Rudolfs und seiner Fürsten, und Abfertigung zweyer päbstlichen Legaten im Lager zu Fladenheim; ein Auftritt, der über Gregors Staatslist ein gutes Licht verbreitet. Die beyden Schlachten die K. Henrich dem Rudolf lieferte. Wiprecht besetzt Groizsch, und erfährt Rudolfs Tod, und die Aussöhnung mit den Sachsen. Der König Henrich holt den Grafen Wiprecht zu Groizsch ab, und zieht mit ihm nach Prag. Henrich verspricht dem böhmischen Herzoge die Erhebung in den königlichen Stand, und dem Wiprecht die Vermählung mit seiner geliebten Judith. Wiprecht schlägt die Gaben des Herzogs bis auf einen Schild aus, wird vom Beneda zum Zweykampf aufgefordert, und im Gefechte rückwärts von vier Verschworenen angegriffen, treibt diese schwer verwundet in die Flucht, und ziehet den Beneda, so sehr er sich auch widersetzt, mit Gewalt auf die Krönungsbühne. Henrich krönt zu Prag den Herzog, in Gegenwart seines Sohns Borziwoi und seiner Tochter Judith, und giebt diese mit Wiprechten zusammen. Wiprecht und Borziwoi ziehen voraus nach Italien. Wiprecht zeigt sich in der Abschiedsscene als zärtlicher Liebhaber bey der Judith, und gleich darauf als ein sehr schlauer Geschäftsmann bey dem Fürsten Jordan zu Capua. Seine übrigen Verrichtungen, des Königs Entwürfe zum Demüthigen des Pabstes, und die Absetzung dieses furchtbaren Oberhauptes der Christenheit durch kaiserliche Prälaten zu Brixen, erfährt der Leser durch Bothschaften und Berichte, die theils die Judith zu Prag, theils aber der K. Henrich zu Goslar und Ulm erhält. Uebrigens ist diese dritte Periode mit den beträchtlichsten Abweichungen von der

wah-

wahren Geschichte angefüllet: denn Wratislav wurde z. B. nicht, wie hier gedichtet wird, zu Prag, sondern auf dem Reichstage zu Würzburg zum Könige erklärt, und empfieng die Krone aus den Händen des Königs Henrich, nicht in Böhmen, sondern zu Mainz. Zwar ward er später noch einmal zu Prag gekrönt, allein nicht in Henrichs Gegenwart, und mit ihm bekam die Krone damals seine Gemalin, Judiths Mutter, die so wie ihr Stiefbruder, der Kronprinz Brezislav, und ihre übrigen Brüder Wladislav und Sobieslav, bey dieser so wie bey einigen andern Handlungen nicht vermisset werden durften, und dennoch nirgends erscheinen.

Codex diplomaticus Historiae Megapolitanae medii Aevi. *Fasciculus II.* Urkundenlieferung zur Kenntniß der Mecklenburgischen Vorzeit. Zweytes Heft. Mit einem Repertorium des ersten und zweyten Hefts. Schwerin, bey Bärensprung. 1790. 14 Bog. 8.

Dieser zweyte Fasciculus der vom Hrn. Hofrath Rudloff als Beylage zu seiner meklenburgischen Landesgeschichte herausgegebenen Urkundensammlung macht nun einen Band mit dem bereits von uns angezeigten erstem Fasciculo aus, und ist daher mit einem chronologisch geordneten Urkundenregister versehen. Der Hr. Herausgeber beschloß bloß ungedruckte Urkunden zu liefern, und verfährt bey seiner Sammlung so strenge, daß er hier eine Urkunde über die versprochene Bogenzahl zugiebt, weil ihm eine andere, die er irrig für nicht edirt gehalten hatte, erst nach ihrem Abdrucke anderweitig vor die Augen gekommen ist. Künftig soll aber dieses Urkundenbuch nicht mehr als Zugabe zu der Monatsschrift, von und für Meklenburg, sondern als ein besonderes Werk heftweise und halbjährig erscheinen. Aus der Menge der auch außerhalb Meklenburg brauchbaren Urkunden zeichnen wir den Inhalt von einigen hier als Probe darin verborgener wissenswürdiger Dinge aus. Unbestimmt redete man bey aller Gelegenheit in Schriften, die doch künftigen Zwistigkeiten abhelfen sollten. Z. B. die Herzoge von Obersachsen verliehen durch eine Urkunde 1307. dem Kloster zu Eldena das Recht Solen aufzusuchen, bedungen sich ein Drittheil

des

des Ertrages von den Salzwerken aus, und verordneten, daß dieser Antheil vergrößert werden sollte, si Salina inventa in tantum augmentabitur, quod poterit appellari Salina nominatim et perfecte (p. 195.) Wie mochte damals ein Salzwerk beschaffen seyn müssen, wenn es ein Salzwerk genannt werden durfte? Eine Urkunde des Meklenburgisch-Stargardischen Edelherrn Heinrichs vom Jahre 1310. (S. 230.) zeigt, daß auch arme Menschen in den Kreuzzügen als Beute behandelt, und als Kostbarkeiten verschenkt, ja selbst von Landesherren an Kindesstatt aufgenommen wurden, denn der Herzog schreibt in selbiger, Henricus pater noster dilectus beate memorie cum filia sua adoptiva Catharina quam in peregrinatione sua inter Stragem Paganorum captam secum duxit de Livonia, dicto Conventui (zu Rehna) dedit. Iohannes Stange, ein schwedischer Priester des Schlosses Skanöer, der mit selbigem in die Gewalt der Bürger von Rostock, Stralsund, Greifswald und Wismar gerathen war, legte 1312. eine Urphede ab, ratione guerre existentis inter illustrem Regem Dacie et ipsos nobiles Burgenses. Man schätzte also im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die Bürger der Hansestädte dem hohen Adel gleich. In dem Erbtheilungsvertrage Henrichs Herrn von Meklenburg, und Nicolai Edelherrn von Werle, vom Jahre 1314. stehet inter Castrenses Castri Kaland eine Domina Ghesa de Warburgh; cuius pheodum est in Retsowe. Man verließ sich daher bey der Vertheidigung der Landesfesten auch auf Frauenzimmer, wenn diese durch Geburtsrechte in den Platz mannhafter Rittersmänner traten.

Nova Subsidia Diplomatica ad Selecta juris ecclesiastici Germaniae et Historiarum Capita elucidanda congessit et edidit *Stephan. Alexand. Würdtwein*, Episcop. Heliopol. et Suffraganeus Wormat. *T. XII.* Heidelb. sumtibus Goebhardt. 1789. 1 Alph. 7 Bog. in 8. mit Kupfern.

In der Vorrede wird das Verzeichniß kurfürstlich Mainzischer Siegel bis auf das Jahr 1647. fortgesetzt, und dieses nebst

nebst den zwölf Abdrücken liefern die Majestätssiegel und Secrete Sebastiani I. gebohrnen Freyherrn von Heusenstam, der von 1545. bis 1555. auf dem erzbischöflichen Stuhle saß, Daniel I. Brendel von Homburg von 1555. bis 1582. Wolfgangs Kämerers von Dalberg von 1582. bis 1601. Johann Adams von Bicken von 1601. bis 1604. Johann Swikards von Cronberg von 1604. bis 1626. Georg Friedrichs von Greifenclau, welcher zugleich Bischof zu Worms war, von 1626. bis 1629. und Anshelms Casimir Wambolds von Umstat von 1629. bis 1647. Auf den Majestätssiegeln erscheint hier stets das Erzstiftswapen rechts, und das Geschlechtswapen links des Throns, beydes mit Helm und Schild. Die Gesichter der Kurfürsten sind den anderweitigen Abbildungen derselben gleich, und man kann dem Zeichner derselben keinen andern Vorwurf machen, als den, daß er heraldische Schrafirungen angebracht hat, die, auf den älteren Siegeln wenigstens, nicht stehen. In die Beschreibung sind Verzeichnisse der schon edirten Urkunden eines jeden Bischofs, und Abdrücke einiger bisher unbekannter Documente gebracht, bey welchen, so wie bey allen übrigen Diplomen dieser Sammlung, der Diplomatiker die Rechtschreibung und Interpunktation der Originale vermisset. Die merkwürdigsten Stücke die hier zuerst erscheinen, sind des Kurfürsten Daniels Verordnung vom 2ten Jenner 1574. daß keine Veräußerung steuerpflichtiger Güter in die todte Hand gültig seye, jeder Notarius aber der über solche einen Contrakt verfertiget, gestraft werden solle, ferner des Kf. Johann Swikard Versetzung der aus dem S. Petrikloster bey Creuznach durch protestantische Reformatoren vertriebenen Augustinerinnen in das S. Agnesklöster zu Mainz 1605. und eben desselben Urkunden über die Aufnehmung der Capuziner zu Mainz 1618. zu Aschaffenburg 1620. zu Bensheim 1630. und zu Walthurn und Hembach 1631.

Im Bande finden wir zuerst Monumenta historica in Vaticano maximam partem collecta, und unter diesen das hier zum siebendenmale abgedruckte Formular Friedrichs II. zu der Verwandlung des Erzherzogthums Oesterreich, in ein Königreich; das gleichfalls schon bekannte Costnizer Friedensinstrument des Kaisers und des Königs Henrich VI. und der lombardischen Stände von 1183. das Privilegium Ottonis III. pro Petro Urseolo Duce Veneticorum de An. 992.

Pri-

Privilegium Mathildis pro Ecclesia Guastal. d. 1101. und das Apologeticum Friderici II. Imp. von 1244. Unter den übrigen, so viel wir wissen, ungedruckten Urkunden zog folgendes unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Eid eines Kriegsmannes, der zum Landfrieden treten wollte, worin er unter andern der Beraubung der Mönche, Geistlichen, Kaufleute und Fuhrleute, und der gewaltsamen Entehrung edler Frauen, Witwen und Nonnen, nur unter der Bedingung entsaget, wenn ihre eigne Verschuldung es nicht nöthig mache. Ein Revers, den der französische Kronprinz Ludewig 1212. der Abtey von St. Vaast zustellete, worin dieser als Hoheitsrechte, die er vom Grafen Johann von Flandern geerbt habe, angiebt, Multrum Raptum et Incendium et Iustitiam omnimodam et Latronem quando iudicatus erat et Exercitum et Equitationem sicut in civitate Atrebatensi et monetam et recursum Iustitiae quando Abbas et Scabini et alii qui iudicare debent deficiebant de jure faciendo Gabalum; ingleichen eine vom Abbate Monasterii Farfensis an den Kaiser 1027. gerichtete Klage, über ein dem Comiti Benedicto als emphiteusis ad tertiam generationem, Tertio generum vocant, verliehenes Schloß Tribucus, welche eine merkwürdige Schilderung der mannichfaltigen Ungerechtigkeiten der Richter, päbstlichen Nepoten, und Päbste im zehnten und eilften Jahrhunderte enthält. Unter den Urkunden des trierischen Erzbischofs Balduin ist des Königs Johann von Böhmen Testament vom 9ten Sept. 1340. und König Carls IV. Pfandbrief über Luxenburg und Arlon für das Erzstift Trier vom 17ten Febr. 1348. Dann folget K. Sigismunds Erlaubniß die Mark Brandenburg zu veräußern, welche er seinem Bruder dem Herzog Johann von Görlitz 1492. gegeben hat; des Pfalzgrafen Ruprechts beym Rhein des jüngern Revers über seinen dem englischen Könige Richard II. zu leistenden Kriegesdienst vom Jahr 1398. des Königs Franz I. von Frankreich Protestation vom 27sten Junius 1522. daß er zwar mit K. Karl, nicht aber mit dem deutschen Reiche Krieg führe, und manche andere nicht unbrauchbare Urkunde.

Das zweyte Stück des Bandes, Diplomatarium Monasterii Uterinae Vallis in Pago Spirensi, ist weniger interessant, und reicht bis zum Jahre 1401. Das Kloster Eusserstthal ward 1148. vermöge des hier befindlichen Stiftungs-

tungsbriefes vom Jahr 1150. durch den Speierischen Bischof Rabodo und dessen Bruder Hartmann, Grafen von Lobedenburc, und Ordo Grafen von Alreheim, für Eistercienser gestiftet, 1560. aber vom pfälzischen Kurfürsten eingezogen. Außer den Urkunden, ist auch ein Verzeichniß der Aebte mitgetheilet worden.

Das dritte Stück, Chronicon Archiepiscoporum Coloniensium ab An. 1156. ad An. 1369. welches der Herr Weyhbischof bereits im 5ten Theile herauszugeben versprochen hatte, ist bis zu dem Jahre 1261. keine Chronik, sondern eine kurze Schilderung eines jeden kölnischen Kurfürsten, und eine kurze Anzeige derjenigen Handlungen, wodurch jeder sich um Kirche und Land verdient gemacht, oder Ruhm erworben hat, und endiget sich mit der Nachricht, daß Erzbischof Cuno 1369. allen Gottesdienst innerhalb Cölln aufgehoben habe, weil er mit der Stadt unter anderen super exactionibus super alegibus Buckingis Sale etc. zerfallen sey. Diese dürfte der Erfindungsehre des Bockelsons nachtheilig seyn.

Den Beschluß dieses Bandes macht der Rest des Mindenschen Urkundenbuchs, worin Urkunden, die das Hochstift im Zeitraume von 1468. bis 1537. betreffen, und einige alte mindensche Charten, die keine Jahrzahl haben, enthalten sind.

Nova Subsidia diplomatica ad selecta Iuris ecclesiastici Germaniae et Historiarum Capita elucidanda congessit et edidit *Stephanus Alexander Würdtwein*, Episcopus Heliopolensis, Suffraganeus Wormatiensis. *T. XIII.* Heidelbergae. 1789. 1 Alphabet in 8v. mit Kupfern.

Die Siegel, welche in der Vorrede dieses Bandes mitgetheilet sind, gehören den Kurfürsten Johann Schweikard, Johann Philipp Gr. v. Schönborn von 1647 bis 1673. Lotharius Friederich Grafen von Meternich-Burscheid, Bischofen zu Worms und Speier, und Probsten zu Weissenburg von 1673. bis 1675. Damian Hartrad von der Leyen, auch Bischofen zu Worms von 1675. bis 1679. Karl Hein-

rich

rich Grafen von Metternich-Winneburg und Beilstein 1679. und Anshelm Franz Freyherrn von Jngelheim von 1679. bis 1695. Wir enthalten uns der Beschreibung der darauf vorkommenden Wapen, weil diese den sonst bekannten Abbildungen gleich sind, selbst in Betracht des Winneburgischen Schildes, den der Kupferstecher laut der beygefügten Erläuterung unrichtig eingiret hat. Vom Kurfürsten Johann Philipp sind Stiftungsbriefe der Capuzinerklöster zu Lohr, Rodenstein und Walthüren, von 1649. 1652. und 1658. und des Recollektenklosters zu Miltenberg von 1660. in der Vorrede abgedruckt. Befremdend ist die Gefälligkeit des Herrn Weyhbischofs, gegen den Ausspruch den Kaiser Ferdinand der II. in einem den von Cronenberg am 13ten Jenner 1623. ertheilten Wapenbriefe ergehen ließ, daß die von Cronenberg, die doch laut des 6 Stücks der Oetterischen Wapenbelustigungen nicht zu den Edelherren, sondern zu den Ministerialen gehört haben, männliche Nachkommen sind eines Rudolfs von Cronemberg königlich französischen Kanzlers und Geheimen Raths und Bruders der Judith, die Kaiser Ludewig des Frommen Gemalin war, und von diesem ihr schon im J. 866. von ihm angeblich geführtes Wapen geerbt haben.

Dieser Band enthält drey Chroniken, und viele Urkunden. Jene sind Godefridi Monachi S. Pantaleonis Coloniensis Chronicon ab An. 964. ad An. 1164. e Bibliotheca Vaticana, welches aber nicht, wie der Hr. Herausgeber glaubt, ungedruckt, sondern schon in Eckard. Corp historico medii Aevi T. I. p. 894. und zwar mit vielen Erweiterungen enthalten ist, ferner Monachi S. Maximini prope Treviros Chronicon ab An. 708. usque ad An. 987. mehr ein Sterberegister als ein Jahrbuch; und endlich Fragmentum Chronici Lobiensis ubi S. Burchardus Wormatiensium Episcopus olim monachus fuit ab An. 741. ad An. 982. ein Jahrbuch, welches zu Bamberg verwahrt wird, und zwar nichts von dem Kambraierkloster Lobbe, von dem es doch den Namen führt, meldet; allein für die Geschichte von Artois und Flandern des Zeitraums von 879. bis 900. brauchbar ist.

Die Urkunden haben fast einen größern Werth als diese Jahrbücher. Wir bemerken daraus folgendes. Vermöge verschiedener von Fürsten und Herren vor K. Adolf Richter-

 sprüche

stuhle im Lager bey Kreuzenach zu Eisenach, und an einigen andern Orten 1295. und 1296. gefundenen Urtheile (S. 42—45.) mußte der Pfandinhaber eines Schlosses, für den bey dessen Vertheidigung im Dienste des Herrn gelittenen Schaden selbst stehen. Kein Graf durfte innerhalb seiner Grafschaft neue Gebäude oder Befestigungen neben einem Schlosse, welches ihm nicht selbst gehörte, anlegen. Kein Schirmvogt durfte sich eines Rechts in dote Ecclesiae vel Cleri anmaßen, oder den sterbenden Geistlichen beerben und spoliiren, und von mehreren die in einer Borchürede (richtiger Borchvrede) saßen, durfte keiner seinen Theil des Schlosses verfallen lassen oder schleifen. Der Bischof Johann von Verden, welcher sich stäts zu Avignon bey dem Pabste aufhielt, gab 1336. (S. 46.) seinem Correspondenten am kurfürstlich Trierischen Hofe einige Nachrichten, von dem Erfolge der, von den zu Speier versammleten alemannischen Prälaten dem Pabste vorgelegten Bitte, zwey Cardinäle als Legaten zu Beylegung des Mißverständnisses mit dem Kaiser Friedrich II. nach Deutschland zu senden, gebrauchte den Ausdruck: Papa dixit quod suos Cardinales nolebat Ursis et Leonibus destinare, und fragt seinen Correspondenten, ob die deutschen Prälaten vergessen hätten, wie viel Unglück ein Cardinallegate unter K. Rudolf I. in Deutschland angerichtet habe, und nicht wüßten, daß man einem solchen Legaten täglich hundert Gulden opfern müsse? Herzog Karl von Burgund verspricht am 22sten Junius 1424. dem Köllnischen Kurfürsten Theodorich seinen Beystand S. 57. Die Markgrafen von Brandenburg erhielten Einladungsschreiben vom Pabste Felix V. zum Fürstentage in Mainz 1441. und vom Pabste Pius II. zur Versammlung in Mantua 1458. und 1461. (S. 59—62.) S. 67. sind Borsii Ducis Mutinae et March. Estensis Literae pro Liga contra Turcas 1470. Auf der S. 70. stehet Vladislavs Capitulation, die er als erwählter böhmischer König 1471. ausgestellet und unterschrieben hat. S. 72. K. Maximilians Antwort, die er in Betracht seiner Rechte auf Ungarn den Gesandten des Königs Vladislavs 1490. ertheilte. S. 98. Einige Schriften, die zu den Akten der Wahl des K. Karls V. gehören, und darunter der erste Entwurf seiner Capitulation. S. 140. K. Erichs von Schweden Schreiben an die Königin Elisabeth von England, über die von ihm ihr zugemuthete Vermählung vom 15ten Oktober 1563.; ein Stück, welches

Auf-

Aufmerksamkeit verdienet, weil selbst dem Geschichtschreiber dieses Königs, Celsius, der Umstand unbekannt geblieben ist, daß auch im Jahre 1563. Erich an die Ausführung seines abentheuerlichen Einfalls dachte. Des Erzherzogs und Hochmeisters Maximilian erst am 13ten März 1598. ausgestellete Renuntiation auf den königlichen Titel von Pohlen, mit Vorbehalt der Rechte des deutschen Ordens auf Preußen und Liefland S. 143. Des Pabsts Honorius III. an die Nobiles regionis (Alsatiae) gerichtetes Verbot den Nonnen zu Hochenburg mehrere Filias und Cognatas aufzudringen, als sie ernähren können. (S. 285.) Ein pro Episcopo creando vom Strasburger Domkapitel 1299. beliebtes Statutum, welches zu den ältesten Bischofskapitulationen gehört. (S. 295.) Der Strasburgische Bischof Johann mußte 1317. durch ein Strafgesetz die fast vergessene Tonsur bey seinen Geistlichen einführen (S. 297.) Von eben diesem Bischof ist S. 310. eine Verordnung über die Archidiaconaljurisdiction vom Jahre 1318. Verschiedene Baselische Synodalstatuten aus dem dreyzehnten und den folgenden Jahrhunderten machen den Beschluß. Einige der als ungedruckt angegebenen Urkunden sind schon in anderen Sammlungen vorhanden. Z. E. K. Karls VIII. Protestation vom 22sten November 1494. in Lunig. Cod. Hal. diplom. T. II. p. 1301. und die niedersächsische Conföderation vom 13ten August 1485. in Lauenstein diplomatischen Historie des Bisthums Hildesheim S. 35. und noch an ein paar Orten.

Dw.

Die Regierung Friedrichs des Großen, ein Lesebuch für Jedermann. 3tes bis 6tes Bändchen. Halle. 1789.

Der Recensent kann über diese Bändchen nicht anders urtheilen, als er schon über die erstern geurtheilt hat. Indessen da der Verf. schon bis in das sechste Bändchen fortgerückt und doch erst bis zur Schlacht bey Torgau gekommen ist, so kann man es von selbst denken, daß seine Beschreibung der Regierung Friedrichs kein Lesebuch für Jedermann seyn könne. Für den gemeinen Leser ist es zu ausgedehnt und weitläuftig, und für den Mann von Geschmack — mit einem Worte,

zu sehr Zeitung. Freylich Schade, daß Friedrich der Große den Speculationsgeist so mancherley Schriftsteller hat befriedigen müssen.

Bf.

Darstellung der neuern Weltgeschichte in einem fruchtbaren Auszuge. Vierter Theil. Berlin, bey Hesse. 1789. 384 S. in 8. — Fünfter Theil. 1789. 371 S.

Eben dieses Buch unter der Aufschrift: Vorlesungen über die neuere Geschichte fürs Frauenzimmer. Vierter und fünfter Theil.

Dieses Buch, das noch einen dritten Titel brauchte, um seinen rechten Namen zu führen, wächst also, ohngeachtet seines unbestimmten Entwurfs, jährlich zu mehrern Bänden an, und wird anwachsen, so lange es große Werke über die französische, spanische und andere Geschichten giebt, die der Verf. mit aller Gemächlichkeit in Auszug bringen kann. In diesen beyden Theilen wird zuerst Ludwigs XI. Regierung zu Ende gebracht, und sodann die französische Geschichte bis auf Heinrichs IV. Todt fortgeführt. Mehr wissen wir aber auch wahrhaftig von diesen zwey Bänden nicht zu sagen.

Ws.

Skizzen aus dem Charakter und Handlungen Josephs des Zweyten, jetztregierenden Kaisers der Deutschen u. s. w. Zwölfte Sammlung. Von Adam Friedrich Geisler, dem Jüngern. Halle, bey Hendel. 1789. 16 Bog. in 8.

Dieses ohne Verstand und Auswahl zusammengetragene Geschreibe, erstreckt sich diesmal über die Jahre 1786. und 1787. Wir möchten den Sammler wohl fragen: Ob etwa der S. 127 — 157. eingerückte jetzige Zustand der Kaiserlichen Königlichen Gränztruppen auch zu einer Skizze des

des Lebens oder, wie er kauderwälsch schreibt, zu Skizzen aus dem Charakter u. s. w. des verstorbenen Kaisers gehöre? Wenn er doch noch ehrlich angegeben hätte, woher er dieses, gar nicht passende Verzeichniß abgeschrieben. Aber dergleichen Schmierer hüten sich schlau, so ehrlich zu verfahren, wollen lieber das Ansehn haben, als wenn sie neue oder ungedruckte Nachrichten auftischten. Unsern Lesern, die es etwa nicht wissen, woher jenes beynahe zwey Bogen füllende Verzeichniß genommen sey, wollen wir sagen, daß es schon im hist. Portefeuille 1787. St. 2. S. 171 — 199. abgedruckt war. Aehnliche Bewandniß mag es mit dem S. 240. u. ff. eingerückten Verzeichniß der hohen Geistlichkeit der röm. katholischen Kirche in den österreichischen Ländern haben.

Lk.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, und von einigen Personen, die um Ihn waren. Nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten. Herausgegeben von Friedrich Nicolai. Erstes Heft. Berlin und Stettin. 1788. 8 Bogen in 8v. Zweytes Heft. Ebendas. 1789. 8 Bog. Drittes Heft. 1789. 8 Bog. Viertes Heft. 1790. 8 Bog. 8.

So sehr sich diese Sammlung von den meisten, gar bald nach des großen Friedrichs Tode haufenweise zusammengerafften, Anekdotensammlungen unterscheidet; so sehr geht auch ihre Veranlassung, die sehr zufällig war, von derjenigen ab, welche jene fast alle mit einander gemein hatten. Der Verf. lebte im Sommer des Jahrs 1787. zu Pyrmont in einem kleinen Zirkel von schätzbaren Männern und geistreichen Frauenzimmern, welche in der letztern kleinen Hälfte seines dortigen Aufenthalts durch die Ankunft seines vieljährigen Freundes, des Hrn. Hofraths v. Zimmermann aus Hannover, und seiner vortrefflichen Gemalin, noch mehr Annehmlichkeit gewann. Bey einer Wallfahrt nach dem dortigen Königsberge, wo jetzt der regierende Fürst von Waldeck dem großen Könige ein beyder würdiges Monument errichtet hat, fiel natürlicherweise das Gespräch auf den außerordent-

lichen Mann, der diesen reizenden einsamen Fleck vorzüglich liebte. Beym Zurückgehen erzählte man verschiedne Anekdoten von ihm. Hrn. N. fielen selbst verschiedne ein; auch widerlegte er mehrere unrichtig erzählte gedruckte Anekdoten. Dies gab dem Hrn. v. Z. Gelegenheit, freundschaftlich in ihn zu dringen, daß er die ihm bewußten Anekdoten aufzeichnen und zugleich die unrichtig erzählten berichtigen möchte. Ob er dies nun gleich aus guten Gründen ablehnte; so kam doch durch diesen Vorschlag der erste Gedanke eines solchen Unternehmens in seine Seele, der hernach immer lebhafter wurde.

Mehrere günstige Umstände, die der Verf. im Vorberichte der ersten Sammlung erzählt, vereinigten sich, ihn mit einer Menge von Vorfällen während der Regierungszeit dieses großen Königs genau, und in der Nähe, bekannt zu machen. „Wenn ich, sagt er unter andern sehr schön, über viele wichtige Gegenstände irgend etwas weiß: über Glaubensfreyheit, über Aufklärung, über Sittlichkeit, über Thätigkeit, über Industrie, über Handlung, über Circulation, über die Wendung, welche der Charakter einer Nation durch ihren Regenten nimmt, und über das, was einer Nation, wenn einmal ein bestimmter Charakter in ihr liegt, nicht leicht durch die Gewalt eines Regenten, ja selbst nicht durch die Zuneigung gegen Ihn genommen wird; so habe ich es meiner beständigen Beobachtung dieses im Frieden noch mehr wie im Kriege thatenreichen Mannes, und meiner mehr als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit auf seine Verfügungen, und auf die Folgen derselben, die uns vor Augen lagen, zu danken.“ — Seit mehrern Jahren war das Studium von Friedrichs Charakter des Verf. Lieblingsgeschäffte; und das Studium der eigentlichen Beschaffenheit seines Vaterlandes war im Grunde damit verbunden. Besonders hatte er das Glück, drey Männer ziemlich genau zu kennen, die um den König sehr lange gewesen waren, und ihn daher sehr genau kannten: den Musiker Quanz, den Markis d'Argens, und den Obersten Quintus Icilius. Von ihnen hörte er sehr vieles, was ihm über den wahren Charakter des Königs, und in den Zusammenhang mancher Begebenheiten viel Licht gab. Die Zurückerinnerung an die Jahre der Jugend und des besten männlichen Alters machte ihm die Aufzeichnung dieser Anekdoten zu einem neuen Lebensgenuß. Ihre Ausgabe

gabe würde indeß noch nicht erfolgt seyn, wenn sie nicht durch die von der verwitweten Frau Herzogin von Braunschweig geschehene Mittheilung zweyer merkwürdiger Briefe Ihres königlichen Bruders wäre beschleunigt worden. Uebrigens werden diese Anekdoten mehrentheils aus dem häuslichen Leben des Königs genommen seyn, und seinen persönlichen Charakter, vorzüglich auch Personen, die um den König waren, betreffen. So betrifft das erste Heft hauptsächlich den Markis d'Argens. Auf ihre Wahrheit nahm der Verf. die sorgfältigste Rücksicht; und eben daher verband er mit den von ihm gelieferten Anekdoten Zweifel und Berichtigungen anderer, die schon bekannt gemacht waren.

Den Anfang des ersten Hefts machen die zwey schon gedachten merkwürdigen Briefe, deren erster kurz nach dem Tode des Herzogs Leopold von Braunschweig, und deren letzterer sechs Tage vor dem Tode des Königs selbst, an seine geliebte Schwester geschrieben wurde. Dann folgen vierzehn andre Anekdoten, die, wie gesagt, meistens den Markis d'Argens, und seinen Umgang mit dem Könige, betreffen. Dieser Gelehrte wird gleich Anfangs sehr vortheilhaft charakterisirt, und fast alles, was von ihm erzählt wird, zeigt ihn von einer edeln und liebenswürdigen Seite, die selbst in seinen Schwachheiten und Eigenheiten unverkennbar ist. — Von S. 77. an findet man die Zweifel und Berichtigungen, die wir oben erwähnten. Sie betreffen die damals schon gedruckten Sammlungen, unter welchen der Verf. die Anekdoten und Charakterzüge für die besten hält. Auch zwey französische Lebensbeschreibungen des Königs, vornehmlich die zu Strasburg herausgekommene, enthalten eine Menge von Unrichtigkeiten, die hier freylich nicht alle geprüft und berichtigt werden konnten.

Einen beträchtlichen Theil des zweyten Hefts füllt ein Auszug aus des Prinzen von Ligne *Mémoire sur Frédéric II*, welches man nun auch vollständig und besonders abgedruckt hat. Auch dieser Auszug ist in französischer Sprache gelassen, und hat seinen eignen Werth durch die Einleitung, Anmerkungen und Berichtigungen unsers Verf. Dieß Memoire enthält hauptsächlich die Gespräche, welche der Fürst v. L. mit dem Könige führte, theils als der König den Kayser im J. 1770. im Lager zu Neustadt in Mähren besuchte, theils, als der Fürst im J. 1779. eine Reise nach Potsdam

 machte.

machte. Mit vieler Behutsamkeit hat übrigens Hr. N. hier alles weggelassen, was irgend nur dem Verf. oder sonst Jemanden das geringste Mißvergnügen hätte verursachen können. — Die folgende 17te Anekdote enthält Sulzers Unterredung mit dem Könige, von ersterm selbst aufgesetzt. Hr. N. besitzt das ganze Leben dieses würdigen Gelehrten, von ihm selbst beschrieben, in der Handschrift, deren öffentliche Bekanntmachung, wenn sie sonst nichts Bedenkliches hat, dem Publikum gewiß ein angenehmes Geschenk seyn würde. Unter den drey übrigen Anekdoten betrifft die letzte ein sonderbares Konzert des Kapellmeisters Pepusch. — Unter den Zweifeln und Berichtigungen dieses Heftes wird zuerst der von dem Grafen Guibert in seiner bekannten Lobschrift erzählte, und wirklich wahre Umstand, daß der König während des Feldzuges 1761. Gift bey sich getragen habe, näher erörtert. Der Verf. hat dazu mehrere Aeußerungen des Königs selbst in seinen Werken sehr gut benutzt. Die übrigen Berichtigungen betreffen den Geh. R. Eller, die Schlacht bey Molwitz, die Statue des Antinous, des Königs Vorrath von Tobacksdosen, und einige Stellen in des Hrn. v. Zimmermann's bekannter Schrift über Friedrich den Großen.

Von dem dritten Hefte wollen wir den nicht minder interessanten Inhalt nur blos nach den Rubriken anzeigen: Begebenheiten nach der Schlacht bey Leuthen; von einem Fahnenjunker in dieser Schlacht; über des Königs Flötenspielen und musikalische Kompositionen; vom Oberkastellan Adriani; Beyspiele von des Königs Gefühl für Billigkeit; von seinem Mitleiden; von seiner Zulassung öfterer Bitten; seiner Empfindlichkeit gegen einige Personen; von Moses Mendelssohn; über ein Deckenstück im neuen Schlosse zu Sanssouci; von des Königs Mißvergnügen, wenn man ihm in die Rede fiel; über sein Wohlgefallen an freywilliger Vegetation; über Gottscheds Gespräch mit dem Könige und dem englischen Gesandten Michel; über Gemälde von Raphael und von Solimeni. — Zuletzt noch Zweifel und Berichtigungen über die Vie de Frédéric II. welche leere Kompilation ist, und noch dazu von falschen Nachrichten wimmelt; über das dem Könige als Kronprinzen gesprochene Todesurtheil; über des Generals Warneri falsche Nachricht von Hospitälern; und endlich über den Oberkastellan Adriani.

In

In dem vierten Hefte dieser Anekdoten wird zuerst von einigen neuen englischen Büchern und Pamphlets Nachricht ertheilt, die von Friedrich dem Großen handeln, wobey Hr. N. wieder manche Gelegenheit zu Erinnerungen und Berichtigungen fand. Es wäre zu wünschen, daß dieser ganze Artikel in irgend einem englischen Journale möchte übersetzt werden, um so mehr, da wir bemerkt haben, daß die englischen Recensenten dieser Schriften manche der hier gerügten historischen Irrthümer treuherzig, und der Wahrheit unkundig wiederholen. Die hier mitgetheilten Anekdoten selbst betreffen: eine Thür ohne Haus, und ein Haus ohne Thür in Berlin; die Facciate der dortigen königlichen Bibliothek; eine der auffallendsten Proben französischer Unwissenheit und Präsumtion, in dem Vorschlage eines gewissen Claudius Franz Simon, den er im J. 1742. dem verewigten Könige that, in Berlin eine Buchdruckerey zu errichten, weil er gewiß voraussetzte, es wäre weder daselbst, noch überhaupt in den Ländern des Königs, irgend eine vorhanden. Sodann, über den Artikel *Prusse*, in der großen französischen Encyklopädie, der ein sehr schiefes, und im Grunde beleidigendes, Lob des Königs enthält; über ein höchst frugales Abendessen des letztern nach der Schlacht bey Leuthen; über Dauns Rede mit einem Bauer; vom Feldmarschall Laudon, und der großen Hochachtung, welche der König gegen diesen Feldherrn bezeugte; Kabinetsordre wegen des Nassauischen Regiments; mancherley sehr unterhaltende und charakteristische Anekdoten von des Königs Pferden, und seiner Art zu reiten; verschiedene Anekdoten von einem Augenzeugen; u. a. m. Zuletzt noch einige Zweifel und Berichtigungen. — In dem Vorberichte dieses Heftes gedenkt der Verf. mit wenig Worten der gewiß auffallend unbilligen Behandlung, die ihm von einem Manne, den er fünf und zwanzig Jahre lang für seinen Freund hielt, (vergl. die Vorrede des ersten Hefts, S. 1.) von dem Hrn. Hofrath von Zimmermann in Hannover, in der neuen Ausgabe seiner Fragmente, wiederfahren ist.

Noch zeigen wir die zweyte verbesserte Auflage von dem ersten Hefte dieser schätzbaren Anekdoten an, welche in des Verf. Verlage zu Berlin und Stettin, 1790, auf XXXII und 98 Oktavseiten herausgekommen ist.

Dm.

Vollständige Topographie des Königreichs Preußen. Zweyter Theil, welcher die Topographie von Westpreußen enthält. Herausgegeben von Johann Friedrich Goldbeck, Erzpriester zu Schaaken bey Königsberg in Ostpreußen. Auf eigene Kosten und in eigenem Verlage. Marienwerder, gedruckt in der Kanterschen Hofbuchdruckerey. 1789. 2 Alph. 9 Bog. in gr. 4.

Vier Jahre sind seit der Erscheinung des ersten Theils dieses wichtigen, nun vollendeten Werks verstrichen. Sein würdiger Urheber hat aber diese Zeit sehr eifrig zum Vortheil der Käufer desselben angewendet. Bey Ostpreußen, welches der erste Theil beschreibt, war weit mehr vorgearbeitet, als bey Westpreußen und dem dazu gehörigen Netzdistrikt. Denn vor der preußischen Besitznehmung waren viele Gegenden dieses Landes gewissermaßen Terrae incognitae. Büsching brach hernach zuerst in der siebenten Ausgabe seines unsterblichen Werks die richtigere Bahn dahin, und in der achten machte er uns noch genauer damit bekannt. Ob Hr. G. diese Vorarbeit benutzt habe, sagt er nicht, und deswegen zweifeln wir daran, ob es gleich der Zeit nach hätte geschehen können. Denn der 2te Theil jener achten Ausgabe von Büschings Erdbeschreibung, worin Preußen beschrieben wird, erschien in der Ostermesse 1788. und Hr. G. übergab erst im August desselben Jahres den 2ten Theil seiner Arbeit der Presse. Wie dem auch sey, so glauben wir, Büsching hätte seine Arbeit mehr durch die Goldbeckische, als Goldbeck die seinige durch die Büschingische vervollkommnen können.

Unsern Wunsch, den wir bey der Beschreibung des ersten Theils *) äußerten, daß nämlich die Beschreibungen der Städte etwas ausführlicher seyn möchten, hat Hr. G. bey der Ausarbeitung des zweyten Theils in so weit erfüllt, als es der, durch die Pränumeration gewissermaßen vorgeschrie-

bene

*) B. LXV. S. 464. u. ff. Bey der Gelegenheit bitten wir, einen dort eingeschlichenen häßlichen Druckfehler zu verbessern. Es muß nämlich in der 7ten Zeile der Recension statt gemeinen Abänderung gelesen werden geringen A.

dem Raum verstattete. Es sind nun viele angenehme statistische und historische Notizen eingestreut, von denen wir einige vorher unbekannte mittheilen wollen. In Marienwerder und den dazu gehörigen Dörfern lebten im J. 1783. 3297 Seelen. Die Nahrung der Einwohner besteht hauptsächlich im Bierbrauen und Brandweinbrennen. Der ehemalige Getraidehandel nach Danzig und Elbing ist jetzt von keiner Bedeutung. In Elbing war im J. 1787. die Seelenanzahl nach obrigkeitlicher Zählung 15291, ohne die Garnison, mit derselben aber bey 16000 (s. hinten die Zusätze S. 271.) Wie viele Schiffe und Fahrzeuge im J. 1780. dort ein- und ausgelaufen sind, wird gemeldet; Hr. Büsching hat eine neuere Angabe von 1783. Hr. G. hätte sie leicht noch neuer haben, auch eine Vergleichung zwischen den ältern und neuern Jahren anstellen können. Doch, unter den Zusätzen finden wir die Angabe vom J. 1787. Dort ist überhaupt eine genauere Beschreibung der Stadt und ihres Gebietes geliefert. — In Marienburg wurden im J. 1783. gezählt 4575 Seelen. Auch dort hat der ehedem sehr blühende Getraidehandel fast ganz aufgehört. Der größte Handel wird jetzt mit Holz getrieben. In Graudenz lebten im J. 1780. 3675 Menschen. Zu der dort im J. 1784. erbauten lutherischen Kirche schenkte der vorige König 8000 Thaler. Das ehemalige Kollegium der Jesuiten, die jetzt Patres des Königl. Schuleninstituts heißen, ist 1781. in ein katholisches Gymnasium verwandelt worden. Der wichtigen Festung, die der vorige König im J. 1776. dort bauen ließ, wird nur kurz gedacht. — In Culm, der ältesten unter allen preußischen Städten, ehedem einer Hansestadt, wurden im J. 1782. gezählt 2454 Seelen; vor der preußischen Besitznehmung waren ihrer noch weniger. Seit jener Epoche ist die Stadt auch in andern Stücken in bessere Aufnahme gekommen, durch die Garnison, durch das 1775. gestiftete Kadettenhaus, durch das viele Bauen, und durch die Ansetzung vieler 100 Kolonisten auf den Königl. Amtsvorwerkern nahe bey der Stadt. Das Kadetteninstitut war Anfangs nur auf 60 Subjekte eingerichtet; im J. 1787. ward es für 100 erweitert. Es werden die jungen Söhne des unbemittelten westpreußischen Adels von 8 bis 12 Jahren, zur Hälfte Protestanten und Katholiken, unentgeldlich aufgenommen, werden ganz auf Königliche Kosten gekleidet, unterhalten und unterrichtet, und hierauf im 14ten Jahre zur weitern Erzie-

hung

hung und Ausbildung nach Berlin in das große Kadetten-haus geschickt. Im J. 1782. wurde die erste evangelische Kirche in Culm gebaut. — In Stargard belief sich die Seelenzahl im J. 1772. auf 1103: im J. 1782. aber bereits auf 1410, ohne die Garnison. Zu Conitz wurden 1783 in der Stadt 1350, und in den Vorstädten 690 Seelen gezählt. Seit 1787. hat die Stadt auch eine Besatzung von einem neugestifteten Füselirbataillon. — Hr. Büsching behandelt den sogenannten Netzdistrikt noch in der neuesten Ausgabe seiner Erdbeschreibung als einen Anhang von Westpreußen: Hr. G. hingegen als ein dem Königreiche Preußen völlig einverleibtes Stück, unter der Benennung des Westpreußischen Cammer-Deputations-Departement, im Gegensatze des Westpreußischen Cammerdepartements, als worunter man das eigentliche Westpreußen versteht. Die dortige Zahl der Juden wird auf wenigstens 10000 geschätzt, welches mehr seyn soll, als die Zahl aller Juden in den übrigen preußischen Ländern, obgleich bey der preußischen Besitznehmung über 4000 derselben, die dem Lande zum Nachtheil gereichten, nach Polen geschickt wurden. Die übrigen Einwohner sind halb Protestanten, halb Katholiken. Erstere, die ehedem unter hartem Druck lebten, haben sich nun sehr vermehrt. In Bromberg belief sich die Menschenzahl vor der preußischen Besitznehmung nur auf 600, im J. 1783. hingegen auf 2960, wozu das dort liegende und neuerrichtete Füselirbataillon nicht gerechnet ist. Die Protestanten haben dort durch Königl. Unterstützung 1784. eine eigene Kirche erhalten. Mit Bewunderung sieht man übrigens hier erst, was für eine Menge Oerter der Netzdistrikt enthält, wie stark sich durch des verewigten Königs Fürsorge die Menschenzahl vermehrt, wie viele Summen derselbe zur Aufnahme des Landes, besonders zu Gebäuden, hergegeben. Da ist doch fast kein Ort, der nicht diese königliche Unterstützung genossen hätte!

Diesen geographischen Entwurf von Westpreußen, den das erste Hauptstück enthält, so wie denjenigen von Ostpreußen im ersten Theil, verspricht Hr. G. ausführlicher zu bearbeiten. Wir wünschen aufrichtigst, daß ihn nichts an der Erfüllung dieses Versprechens hindern möge.

Im zweyten Hauptstück handelt er von der jetzigen Verfassung des Justizwesens in Westpreußen. Nach einigen Abän-

Abänderungen kam im J. 1782. die jetzige Verfassung zu Stande, vermöge welcher, statt des bisherigen einen Oberlandesjustizkollegiums deren zwey errichtet wurden, die in Justizsachen ganz unabhängig von einander sind, nämlich: die Westpreußische Regierung zu Marienwerder, die zugleich in Landeshoheits- und geistlichen Sachen das einzige Oberlandeskollegium für Westpreußen geblieben ist, jedoch mit Ausschluß der beyden im Marienwerderischen Kreise liegenden adelichen Erbhauptämter Deutsch-Eylau und Schönberg; und dann das Westpreußische Hofgericht zu Bromberg, welches nur allein mit Justizsachen zu thun hat. Jedes dieser beyden Obergerichte hat seinen besondern ihm angewiesenen Jurisdiktionsbezirk. Zu Besorgung ihrer Aufträge und zur Aufsicht über die Untergerichte ist jedes Obergerichtsdepartement in gewisse Kreise eingetheilt, und den meisten ein Kreisjustizrath vorgesetzt, und ihm ein Aktuar zur Assistenz zugeordnet. Die Untergerichte selbst sind, wie in Ostpreußen, städtische, Domainenjustizämter und Patrimonialgerichte. Zum Jurisdiktionsbezirk der Westpreußischen Regierung gehören auch seit 1773. die beyden Herrschaften Lauenburg und Bütow, ungeachtet sie 1777. dem Herzogthum Pommern einverleibet worden sind, und beyde zusammen einen Hinterpommerischen Kreis ausmachen.

Das dritte Hauptstück liefert einige Anmerkungen über die Städte, Flecken, Dörfer und adelichen Güter in Westpreußen. Z. B. die Westpreußischen Stände haben im J. 1787. eine Königl. Versicherung erhalten, vermöge welcher die auf ihren Gütern gegenwärtig haftende ordinäre Kontribution zu ewigen Zeiten nicht erhöht werden soll. — Die im J. 1787. mit Königl Genehmigung unter dem Namen der Westpreußischen Landschaft errichtete landschaftliche Verbindung, zu deren Einrichtung der König 200,000 Rthlr. geschenkt hat, ist im Allgemeinen von einerley Beschaffenheit mit den schlesischen, pommerischen u. s. w. ritterschaftlichen Kreditwerken. Der Verf. beschreibt ihre Einrichtung.

Es folget die vollständige Topographie selbst nach alphabetischer Ordnung, ganz so eingerichtet, wie die Topographie Ostpreußens im ersten Theil. Zuletzt noch Zusätze, Berichtigungen und Verbesserungen zu den drey der Topographie vorgesetzten Hauptstücken, wie auch zu dem ersten Theil. Sie sind meistens beträchtlich, und müssen von Rechtswegen vor

dem

dem Gebrauch des Werks an den gehörigen Orten angemerkt werden. Andere Berichtigungen und Veränderungen, an denen es, bey aller auf diese Arbeit verwendeten Mühe und Aufmerksamkeit, nicht fehlen kann, verspricht der Verf. zu seiner Zeit in einem Nachtrage mitzutheilen. Um den Debit dieses über fünf Alphabet starken Werks, zu dessen Hervorbringung der nun verstorbene Minister von Gaudi, und der gleichfalls verstorbene Buchdrucker Kanter auf eine großmüthige Art viel beygetragen haben, zu erleichtern, hat Hr. G. den Verkaufspreis für Preußen auf vier Rthlr. Preuß. Courant bestimmt. Jeder, der dieses Geld postfrey entweder an die Westpreuß. Hofbuchdruckerey in Marienwerder, oder an den Faktor Kanter in Königsberg einsendet, wird sogleich ein vollständiges Exemplar erhalten. Wer zehn Exemplare auf einmal verschreibt, erhält das Exempl. für einen holländischen Dukaten, wenn er das Geld vorher und postfrey einsendet.

Rf.

Erdbeschreibungen, Reisebeschreibungen und Statistik.

Skizzen von Italien. Ueber einige Theile dieses Landes, die es werth sind, sie näher kennen zu lernen. 1789. 204 S. in 8. ohne Anzeige des Druckorts und Verlegers.

Die Unverschämtheit unserer litterarischen Freybeuter steigt täglich höher. Ohne Plan, ohne Ueberlegung und Auswahl raffen sie aus den neuesten und bekanntesten Schriften und Journalen alles zusammen, was ihnen gangbare Waare dünkt; lassen bogenlange Aufsätze, von Wort zu Wort, ohne die mindeste Vermehrung, Berichtigung u. s. w. abdrucken; drechseln dann einen zierlichen, anziehenden Titel, der die Leser Wunder was Schönes und Neues erwarten läßt, und betrügen so das Publikum um sein Geld, und die rechtmäßigen Verleger um ihr Eigenthum. Was hilft es, daß sie

die

bisweilen, im Vorbericht oder Inhaltsverzeichnissen die Magazine nennen, die sie geplündert haben, wenn auf dem Titelblatt mit keiner Sylbe Erwähnung davon geschieht? Nur ein kleiner Theil des Publikums ist in der Lage, jedes Buch selbst vorher in die Hände bekommen, und den Inhalt untersuchen zu können; viele können und mögen nicht von jedem neuen Buche über einen Gegenstand, der sie interessirt, Recensionen abwarten: (und wie viel Recensenten sind nicht in solchen Fällen aus Trägheit oder Unkunde eben so stumm, als es viele Compilatoren aus eigennützigen Absichten sind!) sie sind also genöthigt aufs Gerathewohl zu kaufen, und finden sich dann nur zu oft betrogen. Es ist offenbar, daß jeder Compilator und Uebersetzer, der sein Buch nicht gleich auf dem Titel als Compilation oder Uebersetzung ankündigt, ein Falsum begeht, das keine Vorrede oder Nacherinnerung gut machen kann. Alles dieses paßt genau auf gegenwärtige Sammlung, deren Befugniß der Herausgeber in dem Vorb. mit sehr schlechten Gründen zu beweisen sucht. Er versichert, daß ihn weder Gold noch Ruhmsucht gereizt habe. Das letzte wird man ihm auf sein Wort glauben, aber auch das erste? Der Gewinn mag noch so klein seyn, so ist und bleibt es ein unrechtmäßiger Gewinn, ja selbst dann noch, wenn mit dem Geschäffte gar kein Gewinn verknüpft wäre, bleibt es unrecht, weil es doch andern sicher einigen, wenn auch noch so geringen Schaden bringt. „Es sind diese Aufsätze, heißt es „weiter, bisher nur in periodischen Blättern und andern „Büchern enthalten gewesen, die zu kostbar sind, um allgemein und so bekannt zu werden, als sie es mancher darin „aufbewahrten Bruchstücke wegen verdienten.“ Und was glauben unsre Leser wohl, was für kostbare, nicht genug bekannte Bücher es sind, aus denen der Sammler gestoppelt hat? Die in Berlin bey Unger herauskommenden kleinen Reisen, (selbst eine Compilation) Knolls Wunder der feuerspeyenden Berge (ein Büchelchen, das erst vor 4 Jahren erschien, und 16 Gr. kostet,) Böhmers Magazin für die Kirchengeschichte, der Altonaer gelehrte Merkur, der deutsche Merkur, die Berliner Monatsschrift u. s. w. Ist es möglich, mit frecheter Stirn dem Publikum ins Gesicht zu lügen? Bloß der zweyte Aufsatz erscheint hier zum erstenmale: es ist ein italiänischer Brief sulla vita claustrale principalmente nella Italia, der aber in keiner Rücksicht des Druckes werth war. Der Inhalt ist ganz unbedeutend,

[illegible], und Sprache und Vortrag höchst platt und elend. Man höre nur den Anfang: Madama! è egli vero ciò che mi vien detto, che Ella voglia ritirarsi in un chiostro? Quale *pazzia* sarebbe mai codesta! —— E non sa Ella, che la più gran *follia* del mondo è quella di prender el velo claustrale? Chi mai Le à messo questo *grosso sproposito* in testa? Che si, che si qualche ippocrita Giesuita a qualche sciocchissimo Zoccolante Le à messa *questa pulce nell' orecchio* — Sed ohe —

Nw.

Joh. Matthew's Reise nach Sierra Leone auf der westlichen Küste von Afrika, worin die Produkte, der Handel dieses Landes, wie auch die gottesdienstlichen Gebräuche, die bürgerlichen Einrichtungen und Sitten der Einwohner beschrieben werden. In Briefen, die der Verfasser während seines Aufenthalts in diesem Lande, in den Jahren 1785. 1786. und 1787. an einen Freund in England schrieb. Aus dem Englischen. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandl. 1789. 12½ Bog. med. Oktav.

Kaum können wir glauben, daß der Titel des englischen Originals so prächtig klingt. Man erwartet ganz natürlich Bemerkungen über Land, Menschen, Sitten und bürgerliche Verfassung, wie sie sich einem Reisenden ohne mühseliges Forschen darbieten, und ist damit zufrieden, bis man was besseres erhält. Ob die Uebersetzung überall treu und richtig sey, davon kann Recens. nicht urtheilen; aber das sieht er wohl, daß dem Uebersetzer die unter dem Texte gesetzten Noten keine Mühe gekostet haben können. Es sind lauter Auszüge aus Iserts Reise, die freylich in ihrer Art einen größern Werth hat.

Wilhelm Pattersons Reisen in das Land der Hottentoten und der Kaffern während der Jahre 1777. 1778.

1778. und 1779. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Reinh. Forster. Mit vielen Kupfern und einer Landkarte. Berlin, bey Voß und Sohn. 1790. 13 Bogen in groß Oktav.

Daß diese Reisebeschreibung das schon Gesagte nicht wiederholte, oder nur das Gesagte überall bestätigte, können wir dem Uebersetzer auf sein Wort nicht glauben. Vielleicht hat der Verf. mehr wichtiges für die englischen Kräuterkenner gesammlet und mitgebracht, als er dem Leser mittheilt. Namen lieset man hier genug, aber keine Beobachtungen. Unbegreiflich ist es uns, wozu hier die Abbildungen ohne Erklärung dienen sollen. Taf. 1. stellt vor Amaryllis disticha. Taf. 2. Die Wohnungen der Buschmänner. Taf. 3. u. 5. Theile von Aloe Dichotoma. Taf. 6. Geranium spinosum. Taf. 7. Herrmannia. Taf. 8. Stapelia. Taf. 9. Eine unbestimmte Euphorbia. Taf. 10. Stamm und Blüten davon. Mit dem Safte ins Wasser gemischt, vergiftet man Thiere, und bestreicht damit die Pfeile. Taf. 11. Stellt die Hottentotten an der Mündung des Orangeflusses vor. Taf. 12. Pentandra Monogynia. Taf. 13. Geranium nova species. Taf. 14. Eine unbekannte Mimosa. Taf. 15. Eine neue Loxia. Taf. 16. Die Charte. Der erste Anhang S. 137. enthält Wetterbeobachtungen vom 22sten May bis 18ten November 1788.; der zweyte S. 157. handelt von thierischen Giftarten bis S. 167. dann von Pflanzengiftarten bis ans Ende S. 170. Dieser letzte Anhang ist nach unserer Meynung das beste im ganzen Buche, ob er gleich nichts weniger als vollständige und zuverläßige Nachrichten liefert. Der Uebersetzer hat zu den im Texte befindlichen Namen von Naturalien Anmerkungen gemacht, worinne er die Beschreibung und Bestimmung nach Linne geben wollte. Aber die Anzeigen und Merkmale, welche der Text giebt, sind so gering und dunkel, daß es kein Wunder ist, wenn der Uebersetzer sich hier und da vergriffen hat. Daß die S. 158. genannte gehörnte Schlange Cor. Cerastes des Linne sey, macht doch schon der Umstand zweifelhaft, daß Patterson sagt, sie habe über den Augen kleine erhabne Schuppen. Was S. 163. bey der speckenden Schlange angemerkt wird, gehört

gar nicht zur Sache. Etwas bestimmter ist doch die Nachricht des Verf. von den Pflanzengiften.

Sammlung seltener und merkwürdiger Reisegeschichten. Erster Theil. Mit einer Vorrede von D. Joh. Friedr. Blumenbach, Prof. in Göttingen. Memmingen, bey Seyler. 1789. Der zweyte Titel ist: Adrian van Berkel's Beschreibung seiner Reisen nach Rio de Berbice und Surinam. Aus dem Holländischen. Memmingen, bey Seyler. 1789. 18 Bog. kl. 8.

Die Vorrede enthält einige Bemerkungen über den kritischen Gebrauch der Reisenachrichten; der Verf. derselben, Hr. Hofrath Blumenbach, hat auch einige Anmerkungen unter dem Texte hinzugefügt. Die folgende Sammlung wird sich auf kleinere, aber seltene und merkwürdige Reisegeschichten, wie diese, ohne Rücksicht auf die Zeiten des Verf. einschränken. Wenn die Wahl nach Hrn. Blumenbachs Urtheile immer gemacht wird, und so gut wie dieser Band alle folgenden ausfallen, so ist dieses ein sehr nützliches Unternehmen, dem wir alle mögliche Unterstützung wünschen. Berkels Nachrichten und Beschreibungen zeugen von einem guten Beobachtungsgeiste und einer gesunden Beurtheilungskraft. Wir wollen einige der wichtigsten Anmerkungen anzeigen. Bey dem S. 13. beschriebenen Hayfische wird Squalus carcharias et cet. beygesetzt, aber die sechs Kiemenöffnungen an der Seite zeigen deutlich, daß die zuerst von Broußonnet beschriebene Art Squalus Griseus gemeynt sey, den man bey ihm Nr. 13. findet. Daß ferner die S. 14. erwähnten Lootsen nicht Gasterosteus ductor, sondern Echeneis sey, zeigt die angeführte knorpelartige Haut von ovaler Gestalt auf dem Kopfe, womit sie sich anheften sollen. Die Anmerkung zu S. 38. über die Nachricht, daß die Wilden nur bis fünf zählen sollen, ist ungezweifelt von Hrn. Blumenbach; die vorhergehenden aber wahrscheinlich von dem Uebersetzer. So auch die zu S. 47. über den Ursprung der Fabel, daß die amerikanischen Frauen dem monatlichen Blutverluste nicht unterworfen seyn sollen. Zu S. 156. über einen Beweis

der männlichen Schaamhaftigkeit der Wilden. Die Anmerkung S. 351. macht auf die genaue Beschreibung des Verf. von den verschiedenen Arten der mit Speichel gegohrnen Getränke aufmerksam. S. 220. ist wahrscheinlich die erste Nachricht vom Zitteraal, wie auch Hr. Bf. bemerkt. S. 225. über das amerikanische mit der Liebesseuche verwandte Uebel, Yaws genannt. S. 237. bey den drey Schweinearten hat auch das Original zu wenig Data angegeben, als daß sich genau bestimmen ließe, wie er den Pinko von Pakkora oder dem Nabelschwein unterscheiden konnte, da Fermin, ein weit schlechterer Beobachter, den Pinko für einerley mit diesem ausgiebt. Auch Bajon hat drey Schweinearten in Guiana bemerkt, aber die von ihm bemerkten Umstände verwickeln den Leser noch mehr. S. 260. wird als etwas besonders selbst im Original bemerkt, daß die Wilden den Kuß nicht kennen. S. 267. über die Zaubermittel der Wilden. Die S. 255. erwähnte knotige Schlange, mit Hörnern am Schwanze und Hauzähnen im Maule, die zwey Zoll breit und lang sind, werden wohl die vom Markgraf und andern bemerkten Boae seyn, die nahe am After zwey hervorstehende hornigte Haaken wie Vogelklauen haben sollen.

Kg.

Tagebuch einer Reise nach dem südlichen Theil von Norwegen im Sommer 1788. Ein Manuscript für die Freunde. Hamburg und Kiel, bey Bohn. 1789. 296 S. 8.

Norwegen verdiente allerdings von einem Einsichtsvollen und aufmerksamen Reisenden beschrieben zu werden. Seine schönen Produkte, der vortreffliche Charakter seiner Bewohner, die herrlichen Gegenden des Landes, die Erstaunen erregende Vernachläßigung desselben von Seiten der Regierung, und die vielen Mittel, welche man haben könnte, aber nicht anwendet, um dieses große Land in Aufnahme zu bringen, würden einem Manne, welcher sich zuförderst Kenntniß der Landessprache verschafft, und dann Freymüthigkeit genug hätte, um die Wahrheit, sey sie auch noch so bitter, zu schreiben, sehr vielen Stoff zu einer höchst wichtigen und nützlichen Rei-

Reisebeschreibung geben. Rec. nahm daher das gegenwärtige Tagebuch mit der Erwartung in die Hand, daß es doch wenigstens Einiges zur Aufklärung der Kenntnisse von diesem den Deutschen noch ziemlich unbekannten Lande enthalten würde. Aber sah er seine Erwartung je getäuscht, so war es hier. Der Verfasser, welches ein Doktor Mumsen aus Hamburg ist, welcher ganz neulich zum Physikus in der Herrschaft Pinneberg ernannt, und bald nach Erscheinung dieses Buches zum Mitgliede der Dänischen Akademie der Wissenschaften ernannt worden, hat sogar nichts von dem geleistet, was man von einer guten Reisebeschreibung zu erwarten berechtigt ist, daß weder der Statistiker, noch der Landwirth, noch der Arzt, noch der Naturforscher, das Geringste aus seinem Buche lernen wird, und Jedermann es daher gern ungelesen lassen kann. Es muß im eigentlichsten Verstande in dem Zirkel seiner vertrauten Freunde bleiben, und für diese hätte es denn auch allein gedruckt werden, und nicht zum Verkauf ins Publikum gebracht werden müssen, wenn der Verf. sich nicht der öffentlichen Critik Preis geben wollte. Da aber das letztere geschehen ist: so müssen wir noch die unangenehme Mühe übernehmen, zu beweisen, daß unser Urtheil nicht ungerecht sey. Wir dürften zwar nur zum Beweise das eigene Geständniß des Verfassers in der Vorrede hieher setzen: „Statistische und politische Nachrichten „über ein Land zu verbreiten, wovon der Verfasser unbereitet „und fremd, fast noch unbekannt sogar mit der „Sprache, nur einen geringen Theil übersah, erlaubten „ihm nicht seine eingeschränkten Kenntnisse, verstattete nicht „seine Lage, und war auch nicht seine Absicht." Da ihn aber diese triftigen Bewegungsgründe nicht, wie sie doch gesollt hätten, abgehalten haben, die Zahl schlechter und entbehrlicher Reisebeschreibungen zu vermehren: so müssen wir doch kürzlich sagen, womit er denn 296 Seiten angefüllt hat.

Das Tagebuch der Reise dauert vom 18ten May bis zum 17ten Aug. 1788. oder von der Abreise des Verf. von Kopenhagen bis zu seiner Rückkehr, und geht bis S. 206. Er erzählt darin, wie sich die Bernstorffsche Familie bey seiner Abreise und Zuhausekunft befunden habe, lobt seinen würdigen Reisegefährten, den Hrn. Prof. Brünnich, beschreibt uns das Wetter an allen Tagen seiner Reise, lobt

jeden Sonnenblick, erzählt, wie oft er den Kukuk rufen, die Lerchen singen, und den Specht zwitschern gehört hat, beschreibt uns jede Gesellschaft, worin er war, und was man ihm da und in Wirthshäusern zu essen und zu trinken gab, nennt jeden Bekannten, dem er auf der Reise begegnete, mit Bezeugung seiner Freude, und einem Lobe desselben, und mischt darunter lauter bekannte, und mit unter auch wohl manche nicht völlig richtige Nachrichten von der Art zu reisen in Schweden und Norwegen, dem äußern Ansehen der Städte und Dörfer, den Sitten der Einwohner, und den Bäumen und Kräutern, die er auf seiner eilfertigen Lustfahrt sah. Mit unter werden auch dänische, lateinische, italienische und griechische Verse eingemischt. Selbst in medicinischen Dingen, welche, wie man denken sollte, den Verf. am meisten interessiren müßten, weil man glauben sollte, daß er sie am besten verstände, ist sein Urtheil nichts weniger als zuverläßig, vielmehr manchmal sehr abgeschmackt. Man sehe z. B. was S. 54. f. von der elephantiasi Norvegica gesagt wird. Der empfindsamen Stellen findet sich eine große Menge. Man sehe unter andern eine sehr herzbrechende S. 81. ff. Wichtige Gegenstände, die eine Beschreibung verdienten, werden bloß genannt, und nur höchst selten mehr davon gesagt; und wenn dies ja geschieht, so war es meistens aus andern Nachrichten schon hinlänglich bekannt.

Den übrigen Theil des Buchs von S. 206—256. setzte der Verf., wie er sagt, nur hinzu, um die übrigen Leser schadlos zu halten. Ob sie aber mit dieser Schadloshaltung zufrieden seyn werden, daran zweifeln wir. Denn es ist nichts mehr und nichts weniger, als einige Paragraphen aus des seel. Schytte (nicht Schütte) natürlichen und politischen Verfassung Dänemarks und Norwegens. Da aber dies Buch mit diesen Paragraphen bereits übersetzt ist: so sehen wir gar nicht ein, was das für eine Schadloshaltung seyn soll, daß man eine Sache zweymal bezahlt. Der V. hat zwar einiges hinzugesetzt, das aber dasjenige, was er weggelassen hat, nicht ersetzt: so daß also die Leser viel besser thun, diese Paragraphen im Schytte selbst nachzulesen.

Gb.

Reisen der Portugiesen und Franzosen nach Afrika und Ostindien: oder Geschichte der ersten Entdeckung dieser Länder. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Georg Friedrich Casimir Schad. Nürnberg, auf Kosten der Raspischen Buchhandl. 1789. 1 Alph. 14 Bog. 8.

Hr. Schad, der nach geendigter Uebersetzung der Reisen des Pater Labats nach Westindien, nicht unbeschäfftigt bleiben wollte, und deswegen auf eine Uebersetzerarbeit aus seinem Lieblingsfache gesonnen zu haben scheint, liefert uns hier ein Bändchen von den ersten Entdeckungsreisen portugiesischer Seefahrer nach Ostindien, und der im Wege liegenden Afrikanischen Küsten und Inseln, nebst einigen nachherigen afrikanischen Reisen französischer Seefahrer. Die Entdeckungs- und Eroberungsgeschichten der Portugiesen in Afrika und Ostindien ist so wichtig und merkwürdig, als es die spätern Entdeckungen der Spanier in Westindien und Amerika sind, und verdienen daher immer in Andenken erhalten zu werden, wenn sie gleich bereits ihren Platz in allen Sammlungen von Reisebeschreibungen haben. Die folgenden sind weniger bekannt, aber auch weniger erheblich. Der Inhalt des Buchs aber ist eigentlich folgender. Es enthält 1) eine Uebersetzung der histoire abregée de la decouverte et de la conquête des Indes, par les Portugais, die Hr. v. Afsieux 1770. zu Paris herausgegeben hat, und die eigentlich ein Auszug des größern Werkes des Pater Lafitau ist. 2) Die Reise des Herrn le Maire nach den Canorischen Inseln, dem grünen Vorgebirge nach Senegal und Gambia, in den Jahren 1682. und 83, die 1695. zu Paris herausgekommen ist. 3) Eines ungenannten Englischen Residenten zu Gorea Reise nach verschiedenen Gegenden und Inseln an der Küste von Afrika — aus der Reisebeschreibung des le Maire ausgehoben — höchst unerheblich. 4) Nachrichten von Ostindien, den natürlichen Zustand des Landes, und die Handlung der Portugiesen daselbst betreffend, aus dem zweyten Theil des recueil des voyages qui ont seroi à l'établissement de la Compagnie des Indes Orientales, formée dans les Provinces unies des Paisbas — Amst. 1703. — Damals wichti-

wichtiger als jetzo, da wir unsre Kenntniß von Ostindien aus neuern Quellen schöpfen können. 5) Poncets Reise von Cairo nach Aethiopien, worunter aber der Verf. Abyßinien versteht, in den Jahren 1698 — 1700. aus dem IVten Band der Letres edifiantes — erregt ebenfalls mehr Erwartung, als sie befriedigt, ist inzwischen doch bey weitem das wichtigste in der ganzen Sammlung, weil wir von diesem Lande zu wenig andre Nachrichten haben. Der Kayser, der sich mit seinem Volke zu der koptischen Seite der Christen bekennt, die die Beschneidung beybehalten hat, aber die Verwandlung des Brods und Weins glaubt, und die Heiligen verehrt, lebt zu Gondar, wo auf hundert Kirchen seyn sollen. Das Land besteht aus verschiedenen Königreichen, die durch Statthalter regiert werden. Die Europäer sind hier durchaus verhaßt: auch die Portugiesen, die sonst so viel galten, sind ausgerottet. Das Land ist überaus fruchtbar, und hat ganze Felder voll Cardamomen und Ingwer. Der Nil soll aus zwey großen Wasserquellen auf dem Gipfel eines steilen Gebirgs im Königreich Goyame entspringen. Der Verf. thut die Reise eigentlich als verlangter Arzt. Ihn begleitete ein Pater Mißionar, der ein Kind, das Poncet nicht mehr heilen konnte, unter dem Vorwand eines Klystirs taufte, das, wie der Verf. schreibt, das Glück genoß, gleich nach der Taufe zu sterben. Einer Stadt Sennar, wo er durchreiste, die einen mahommedanischen König hat, giebt er 100000 Inwohner. 6) Des Pater Chanseaume, eines Jesuitischen Mißionars in China, Nachrichten von dem sogenannten chinesischen Wachsbaum, und dessen verschiedenen Gattungen. Aus dem IIIten Bande des Hrn. Surgy Memoires geographiques, physiques et historiques sur l'Asie, l'Afrique et l'Amerique. Paris 1767.

Nm.

Des Herrn Thiery de Menonville Reise nach Guaxaca in Neu-Spanien. Uebersetzt vom Bibliothekar Reinhard. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung. 1789. 17 Bogen in 8v.

Diese Reisebeschreibung ist aus dem Traité de la culture du Nopal et de l'education de la Cochenille etc. par M. Thiery de Menonville genommen, der nach des Verf. Tod zu Cap François auf der Insel St. Domingo, 1787. in zwey Oktavbänden heraus kam. Der Verf. hatte sich nämlich aus Patriotismus verbindlich gemacht, die ächten Cochenillinsekten, (denn es giebt auch eine unächte, wilde und schlechtere Gattung, die man bereits besaß) und die Mexicanische Pflanze Nopal, auf der diese Insekten fortkommen, in den französischen Westindischen Colonien zu naturalisiren. (Einem gleichen Patriotismus des Poivre verdankt die Isle de France ihre Nägelein- und Muscatenpflanzungen, und dem Duclieux, Martinike seinen Coffee.) Mit Lebensgefahr wagte er sich also, unter dem Schilde eines botanisirenden Arztes in das Innere von Mexico, erreichte, mit vielen Aufopferungen und Bestehung mancher Abentheuer seine Absicht, und kam glücklich mit seinem Schatz von Nopalpflanzen und Cochenillinsekten, und Kenntniß ihrer Cultur nach St. Domingo zurück: allein er starb 1780. an einem bösartigen Fieber. Die Gesellschaft der Philadelphen ließ zwar seinen Unterricht zur öffentlichen Befolgung drucken: dennoch aber giengen durch die Nachläßigkeit seiner Nachfolger die ächten Cochenillinsekte für die Colonie verlohren: die wilden aber nebst den Nopalpflanzungen haben sich erhalten. Da uns der spanische Argwohn die mindesten Nachrichten von seinen amerikanischen und indischen Besitzungen erschwert: so ist diese Reisebeschreibung ein sehr dankenswerther Beytrag, für dessen Uebersetzung man Hrn. R. verbunden seyn muß. Er hat aber nicht das ganze Werk übersetzt: weil das umständliche Detail vom Anbau des Nopals, und von der Erziehung, Aussaat und Einsammlung der Cochenillinsekten, nur den Einwohner jener Gegenden, und höchstens unter uns den Naturforscher interessiren können; hingegen die ungeschmückte und lebhafte Schilderung der Begebenheiten seiner Reise und Nachrichten von dem spanischen Amerika ein allgemeines Interesse erwecken.

Der Verf. begab sich denn zunächst von Domingo im Jänner 1777. nach Havana, wo er zwar gute Aufnahme fand, aber doch nicht über 10 Lieues weit in das Innere der Insel botanisiren gehen durfte. Einige vor 6 Jahren von

von ohngefähr aus Florida nach Cuba gekommene Bienen haben sich dergestalt vermehrt, daß sie bereits ein Gegenstand des Handels und der Abgaben geworden waren. Die Stadt, 1220 Toisen lang, 600 breit, liegt auf einem Felsen, und ist daher nicht gepflastert. Nur ohnweit der Statthalterey hat man einen Anfang der Pflasterung mit Würfeln von Eisenholz gemacht, welches von einer unzerstöhrbaren Dauer ist. Sie ist eine der fürchterlichsten Festungen, die 200 Canonen auf ihren Batterien hat. Die Privathäuser sind nach schlechtem Geschmack erbaut. Nirgends ist das Geld so gemein, (schreibt der Franzos) als hier; und nirgends in Amerika kann man lockerer und wohlfeiler leben. Die hiesigen Handelswaaren sind Eisen, von Schweden und Spanien, Leinwand aus Frankreich, Quincaillerie-Waaren aus Deutschland, Uhren aus England, Seide aus Genua, Wein, Gewürze und abschnäkutes Papier aus Spanien. Die Volksmenge von Havana schätzt der Verf. 25000, und von der ganzen Insel, Negern und Mulatten mit eingeschlossen, 276000 Seelen. Die Stadt hatte 3000 Mann regulirte Trouppen, und 1600 Mann Miliz. Der Ort hat 30 Kirchen, im schlechtesten Geschmack erbaut, aber mit einer ächt barbarischen und dummabergläubischen Verschwendung vergoldet; man trifft nicht eine Capelle an, deren jede Kirche über 30 hat, deren Vergoldung nicht 10000 Piaster gekostet haben sollte. Der strengen Strafe, ewigen Gefangenschaft und Einziehung des Vermögens ungeachtet, ist hier jedermann zum Schleichhandel behülflich. Alles ist verpachtet, und mit Abgaben belegt. Nach sechs Wochen schiffte der V. nach Veracruz, einem Mexicanischen Hafen, wo ihm eine Empfehlung an den Flottengeneral Don Ulloa, eine gute Aufnahme verschaffte. Auf der See und an der Küste von Veracruz fand er eine Menge großer Baumstämme, die der Mißisippi fortgetrieben hatte. In der Nähe der Stadt fand er eine große Menge Mexicanischer Jalappe. Die Stadt liegt beynahe in einer Sandwüste, und hat nicht ein hölzern Haus, wie Raynal vorgiebt, sondern ist ganz von Stein erbaut; die Häuser sind mit Porzellan und chinesischen Meublen aufgeputzt, worin hier der ganze Luxus besteht. Die Volksmenge macht höchstens 8000 Seelen aus. Durch die Gallionen wird hier Vanille, Anis und Cochenille ausgeführt: der Haupthandel aber mit europäischen Waaren geschieht zu Xalappa. Bey allem Reichthum herrscht hier viele

Indolenz: den meisten vergeht ihr ganzes Leben mit Uebungen der Andacht. Binnen 8 Tagen sah der Verf. über 20 vermummte Personen, die mit den grausamsten Casteyungen durch die Gassen zogen. Stadt und Land wimmeln von Vögeln. Nachrichten von der Charletanerie des Condamine bey seinem Aufenthalt in Amerika. Bey beständiger Vorsicht, seine geheime Absicht nicht merken zu lassen, erfährt er hier von einem Kaufmann, daß die Cochenille aus Guaxaca weit schöner sey, als die aus Tlascala oder Guadacajara. Er entschließt sich itzt, ohne auf einen Paß zu warten, den man ihm versagen würde, nach dem ersten Ort zu reisen; zumal da die zwey letzten auf dem Weg nach Mexico liegen, wo man ihn eher suchen würde. Allein nun fängt seine Absicht an verdächtig zu werden: der Paß nach Mexico wird ihm abgeschlagen; und er bekommt Befehl, nicht über die Gränzen von Veracrux zu gehen, und sich nicht ohne Bewilligung einzuschiffen. Dennoch ist er tollkühn genug, seine vorgesetzte Reise heimlich anzutreten. Er thut es ohne Wegweiser, Wäsche, Kleidung, Geräthe und Hülfsmittel, verirrt sich, ist in Gefahr, im Sand, und vor Hitze und Durst umzukommen, begegnet einzelnen Indianern, Schafheerden, Maulthiercaravanen, wilden Pferden und Truthühnern, und tröstet sich für seine unsägliche Mühseligkeiten durch den Anblick einer Menge neuer Pflanzen. Die Städte und Dörfer, die er unbefragt passiren muß, sind Villa de Cordua und Orizava, Theguacan, S. Antonio, S. Francisco, S. Juan del Rey, Galatillan, wo er zu seiner unaussprechlichen Freude zuerst die ächte Cochenille auf der Nopalpflanze fand. Nun gelangte er endlich nach Guaxaca. Die Vorstädte waren mit Nopalerien, d. i. Nopalpflanzungen, oder Cochenilplantagen, zu beyden Seiten angefüllt. Der Ort könnte wegen seines Bodens, Klima, Verzierungen der Gebäude und Ueberfluß an amerikanischen und europäischen Früchten, ein bezauberter Aufenthalt seyn, wenn er in den Händen eines thätigen Volkes wäre. Die Gassen sind nach der Schnur gezogen, gut gepflastert, und die Häuser alle von gehauenen Steinen erbaut; sie hat viele Kirchen mit Glockenthürmen und hohen Kuppeln, einen Statthalter, einen bischöflichen Pallast und ein neuerbautes Rathhaus. Die Volksmenge beträgt 6000 Seelen, und gehört unter die Audienza von Guatimala. Hier hatte nun endlich unser V. das Glück, das er mit einer Art von Entzückung beschreibt,

aus

aus der Nopalerie eines Negers, früh vor Tag, acht schöne Nopalzweige, zwey Fuß lang, deren Blätter ganz weiß von den darauf sitzenden Cochenillinsekten waren (denn sie sehen weiß aus, geben aber, wenn sie zerdrückt werden, die Purpurfarbe) für einen Piaster zu kaufen, und in vorher darzu erkauften Kästchen sorgfältig einzupacken. Nun konnte ihn nichts mehr zurückhalten. Er packte seine mit Nopalpflanzen, Vanilleschotten, und einer Menge Pflanzen und Sämereyen gefüllte Kisten auf Pferde, und trat unter Begleitung eines Indianers seinen Rückweg an. Unterwegs kaufte er noch verschiedne Nopalstämme mit der Wurzel — und diese allein konnte er zurückbringen, da hingegen die Zweige alle unterwegs verfaulten. Er nahm von Ort zu Ort frische Pferde, und ließ sich allenthalben in dem Cochenillenbau unterrichten. Er stieß auf Heerden beschuhter Schweine; erfuhr ein Beyspiel der Gerechtigkeit indianischer Dorfrichter, und gelangte auf der nämlichen Tour, am 20. Tag nach seiner Abreise, des Nachts wieder vor Veracruz an, steigt über die Mauern, geht unbemerkt in sein Quartier, um sich umzukleiden, und auf eine anständigere Art mit seinen Kisten einziehen zu können, die auch hier das Glück haben, einer scharfen Besichtigung zu entgehen. Er hat also binnen 20 Tagen 240 franz. Meilen, und darunter 40 zu Fuß zurückgelegt, und eine Menge Gefahren überstanden, aus denen er sich nur durch Ausharrung und Gegenwart des Geistes retten konnte. Er fand auf dieser Reise eine Menge europäischer Garten- und Feldfrüchte, wildwachsendes Zuckerrohr 20 bis 30 Schuh hoch; einen großen Reichthum seltner Pflanzen, deren Erwähnung das Buch auch für Pflanzenkenner merkwürdig macht, von deren vielen er Saamen oder Zwiebeln zu sich nahm, z. E. von der Amaryllis formosissima, fand eine ganze Berggegend mit der amerikanischen Aloe bewachsen; sah in den Hütten einzelner Indianer, Beyspiele weiblicher Schönheit, die ihm Kampf kosteten, und häuslicher Glückseligkeit; sah allenthalben ein fruchtbares und gesegnetes, aber durch die Schuld der Regierung armes, Menschen- und Geldleeres Land. Bis in die Gegenden des Bergbaus ist er nicht gekommen. Im ganzen Lande ist keine Fahrstraße; daher werden alle, sowohl inländische als europäische Waaren durch Maulthiercaravanen, auf eine kostbarere Art, hin und her geschafft. So sehr der Uebersetzer durch seine Abkürzungen auf den Vortheil seiner Leser bedacht

gewe-

gewesen: so möchte man doch fast bedauern, daß er die Beschreibung des Cochenillenbaus, sowohl was die Pflanzung und Wartung des Baues, als die Einsammlung und Trocknung der Insekten betrifft, so ganz und gar übergangen hat. Man hätte doch von einem so neuerlichen Augenzeugen die Nachricht davon eben so gerne gelesen, als man die Beschreibungen von dem Indigo- Caffee- und Zuckerbau liest. Die Art der Erzählung ist überaus anziehend, lebhaft und malerisch. Mehr als einmal geräth man, wegen der Kühnheit der Unternehmung, und der beynahe unnatürlichen Leichtigkeit, wie die größten Gefahren vorübergehen, und Schwierigkeiten ganz gegen die Handlungsart der spanischen Nation gehoben werden, in Versuchung, die Wirklichkeit der Reise zu bezweifeln. Wer sollte es für möglich halten, ganze Küsten mit Nopalsstämmen, bey dem strengen Verbote einer für die Landesgeheimnisse und Handelsquellen so eifersüchtigen Regierung aus dem Innern des Landes heraus, durch so viele Visitatorhände bis zur Hauptstadt, und von da zu Schiffe, unbemerkt und unangehalten, haben gebracht werden können; daß alle Besichtiger die vielen Zweige und Stämme entweder gar nicht gekannt, oder übersehen, oder das falsche Vorgeben des Arzneygebrauchs, gegen ihre Pflicht, geglaubt haben? Inzwischen möchte ein zweytes Projekt dieser Art nun nach Bekanntmachung dieser Reisebeschreibung, schwerlich wieder so leichte gelingen. In dieser Rücksicht wäre es wohl rathsamer gewesen, die Reise gar nicht bekannt zu machen. Dieser Tadel aber trifft den Uebersetzer nicht, der unsern Dank für eine so angenehme Unterhaltung verdient — und vielleicht bald noch besonders von denjenigen verdienen wird, die diese unterhaltende Reisebeschreibung wiedergekaut der lieben Jugend auftischen werden.

Zur vaterländischen Geographie und Geschichte. Erläuterung einer kleinen Handkarte, welche unter andern das Kriegstheater Friedrichs des Großen und den Schauplatz des gegenwärtigen Oesterreichisch-Türkischen Kriegs enthält. Nebst einer Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauch dieser Karte zum Behuf des Studiums der vaterländischen

schen Geographie und Geschichte. Von J. M. F. Schulze. Halle, bey Gebauer. 1789. 1 Alph. 8 Bog. in 8.

Wir können von dem Buche selbst nicht reden, ohne vorher von der Karte, die eigentlich die Hauptsache ist, etwas gesagt zu haben. Sie ist auf einem Medianbogen sauber gestochen und illuminirt — aber nicht ganz richtig, wenigstens haben wir die meisten Breiten, gegen die gewöhnlichen Breitentafeln zu südlich angegeben gefunden: und es ist doch wohl nicht zu vermuthen, daß der Verf. nach neuern Meßungen seine Karte entworfen haben sollte. Sie ist überschrieben: Kleine Handkarte zur bequemen Uebersicht 1) der sämmtlichen Staaten des D. Hauses Brandenburg, 2) der sämmtlichen Oesterreichischen Erblande überhaupt, und der k. k. Staaten insbesondre (diesen Unterschied macht der Verf. wegen des Gr. H. Toskana.) 3) Des Kriegstheaters Friedrichs des Großen. 4) Des gegenwärtigen (im J. 1788.) Oesterreichisch-Türkischen Kriegstheaters; und ist dem Grafen von Herzberg, als Mitgründers der Preußischen Macht und der Größe des D. Hauses Brandenburg, zugeeignet. Sie erstreckt sich ostwärts bis an die Gränzen von Pohlen und der Türkey, und westwärts an die von Frankreich. Die beyden ersten Absichten werden in Ansehung der Preußischen Länder durch blaue, und in Ansehung der Oesterreichischen durch rothe Gränzilluminationen erreicht, wodurch allerdings die Uebersicht beyder Länder nach ihrem Zusammenhang und nach ihrer Trennung, selbst ihrem Verhältniß gegen das deutsche Reich, mit einem Blick befördert wird; die dritte, durch Angebung aller in den drey schlesischen Kriegen vorgefallene Treffen, und die vierte, durch Bemerkung der beyderseitigen Gränzländer, des Stands der verschiedenen Oesterreichischen Armeen, und der im vorjährigen Feldzug bekannt gewordenen Schlösser. Nun zum Buche selbst. In der Vorrede bekennt der Verf. das Buch zur Erläuterung der von ihm angegebenen Karte, geschrieben zu haben, die er für ein nothwendiges Hülfsmittel zum Studium der vaterländischen Geographie und Geschichte hält. Zur besondern Absicht giebt er an, die Geschichte des Zeitalters Friedrichs des Gr. für die vaterländische Jugend und zum Behuf des historisch-

geographischen Unterrichts zu bearbeiten. Diesen Erklärungen zufolge hätte man eine nach den Kenntnissen der Jugend eingerichtete Geschichte Friedrichs II. mit eingestreuten historischen und geographischen Erläuterungen der vorkommenden Länder und mit beständiger Hinweisung auf die zum Grund liegende Karte erwarten sollen: was der Verf. aber eigentlich im Buche liefert, besteht aus zwey Abschnitten. I. Eine historisch-geographische Erläuterung der Karte: und diese besteht aus einem tabellarischen Verzeichniß aller preußischen und österreichischen Länder, nebst der Geschichte des Scheldestreits, aus einer geographischen kurzen Uebersicht der Länder, die Friedrich II. im 7jährigen Krieg zu vertheidigen hatte, unter der Ueberschrift: Kriegstheater Friedrichs des Großen, aus dem annual Register des Burke übersetzt, aus einem Verzeichniß aller in den preußischen Kriegen gelieferten Schlachten, aus einer historischen Beschreibung der drey schlesischen Kriege — bis S. 133. und aus einer Nachricht vom gegenwärtigen Türkenkrieg, größtentheils aus dem politischen Journal genommen. Der IIte Abschnitt ist überschrieben: Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauch der kleinen Handkarte zum Studium der vaterländischen Geschichte; nebst einer Beschreibung der auf dieser Karte enthaltenen Länder und Staaten, nach ihrer politisch geographischen Verfassung um das Jahr 1640. beym Regierungsantritte des großen Kurfürsten. Der Verf. meynt nämlich, man müsse die Geschichte mit der Geschichte des Zeitalters Friedrichs des Großen als der merkwürdigsten Epoche, und die Geographie mit der Geographie seiner Staaten anfangen. Er glaubt ferner, beydes, Geschichte und Geographie, müsse rückwärts getrieben werden, und nimmt daher zur nächsten Epoche, das Jahr 1640. als den Regierungsanfang Friedrich Wilhelm des Großen, an. Daher geht er dann alle auf seiner Karte bemerkten Länder, nicht bloß die Preußischen und Oesterreichischen, sondern auch die Braunschweigschen, Sächsischen, Ascanischen und Meißnischen Stammes, Meklenburg, Anhalt, Böhmen u. a. überaus weitläuftig durch, und schreibt aus Merian, und andern gleichzeitigen Annalisten und Geographen, die historische, geographische und genealogische Verfassung dieser Länder und ihrer Herren, zu der damaligen und ältern Zeit in extenso, in möglichster Weitläuftigkeit ab, mit allen Ausschweifungen und Nebendingen, die zu seiner Absicht nicht

nöthig

nöthig waren. Man erstaunt hierbey über die leichte Art ein Buch voll zu machen, und weiß nicht, was man von dem Verf. und seiner Absicht denken soll. Hätte er doch lieber den Preußischen Staat, oder nur einen Theil desselben, z. E. die Mark Brandenburg, oder Preußen, nach dieser seiner Lieblingsidee selbst bearbeitet, und gleichsam ein Specimen einer retrograden Geschichte und Geographie geliefert, statt daß er die Materiallen darzu für alle Länder abgeschrieben, und den jungen Leser, für den er schreibt, in der Verlegenheit läßt, wie er sie verbinden und pragmatisch nutzen soll. Daß weder des Verf. noch jede andre Karte darzu eingerichtet ist, nach dieser Methode Geographie zu treiben, versteht sich ohnedieß von selbst. Fast hätten wir vergessen, daß noch ein Grundriß von Berlin nach dessen Umfang von 1640. dem Buche beygelegt ist.

Tb.

Biblische, hebräische und griechische, und überhaupt orientalische Philologie, nebst der Patristik, und den biblischen und orientalischen Alterthümern.

Primae Lineae Antiquitatis Christianae, in usum tironum ductae a M. *Io. Carolo Volborth*, Prof. Theol. et Pastore Goetting. Goettingae, Schulze, 1789. 14½ Bog. in 8.

Wir haben es längst bedauert, daß es an einem guten Lehrbuche der christlichen Alterthümer fehlt. Das Baumgartensche ist nicht viel mehr als ein Auszug aus dem Bingham, und hat nicht allein mit diesem den Fehler gemein, die christl. Alterth. weit über ihre eigentlichen Gränzen hinaus zu dähnen; sondern führt auch gar keine Quellen an; ist hin und wieder gar zu kurz und seicht, selbst in der allgemeinen Anlage kein Muster. Durch die beygefügten Anmer-

kungen

kungen des Hrn. D. Semlers hat es zwar an Genauigkeit und Vollständigkeit gewonnen; doch ist auch manches in denselben, das eben nicht hinein gehörte, wie denn auch die Methode des Buchs im Ganzen dadurch nicht verbessert werden konnte.

Hr. B. fängt sein neues Compendium mit einer Einleitung an, (p. 1 — 14.) worinne er zuerst die eigenthümliche Beschaffenheit der christl. Alterth. darinne setzt, daß in denselben nicht wie in den Hebräischen, Griechischen und Römischen, auch auf Staatsverfassung, Gesetze u. dgl. m. gesehen werde; sondern, weil die christl. Kirche und Religion nicht von dieser Welt sey, höhere Gegenstände, welche die mit Christi Blut erlösten Seelen beträfen, abgehandelt würden. Allein das ist mehr erbaulich als richtig und bestimmt genug ausgedrückt. In den christl. Alterth. kömmt auch nicht wenig vor, was zum Irdischen und Leiblichen, zu einer politischen Einrichtung, u. s. w. gerechnet werden kann: Ehen, Erziehung, Beschäfftigung mit Wissenschaften; Kirchengesetze; ein Clerus, der nicht lang eine bloße Geistlichkeit blieb; Cärimonien, die nicht alle zum Gottesdienste gezogen werden können, u. s. w. Das wahre Charakteristische der christl. Alterth. kömmt darauf an, daß es die älteste Verfassung einer besondern Religionsparthey ist, die von ihren Religionsgrundsätzen durchgehends beseelt wird; an Statt, daß die Griechischen und andere Alterthümer die Einrichtungen und Gebräuche besonderer Nationen in sich fassen.

Besser gefällt es uns, daß der Verf. die christl. Alterth. nur innerhalb der ersten vier hundert Jahre einschließt; aus dem 5ten Jahrh. aber und den folgenden, blos einiges im Vorbeygehen berührt. Ueber den Nutzen, die Quellen und Hülfsmittel dieses Studiums, macht er ganz gute Anmerkungen; erinnert auch zuletzt recht wohl, daß man die beyden Hauptgemeinen der alten Christen genau von einander unterscheiden, und nicht jeden Gebrauch gleich allgemein machen, sondern dabey auf das Zeitalter, das Vaterland, den Lehrbegriff u. s. w. des Zeugen sehen müsse. Aber für die alte Eintheilung der christl. Alterth. nach den Personen, Oertern, Zeiten, Handlungen u. s. w. hätten wir lieber eine mehr zusammenhängende und pragmatische gesehen. Wir erinnern uns auch, daß in Mosheims christl. Alterth., welche ein gewisser Hr. Vogel vor einiger Zeit unter seinem eigenen

genen Namen herausgab, eine solche Methode zum Grunde liegt, die viel Lehrreiches verspricht, und den Geist der alten Christen kenntlich zu machen vorzüglich geschickt ist.

In seinen Abtheilungen also stimmt Hr. B. mit Baumgarten überein, bis auf das letzte Cap. das bey diesem de vestibus et libris sacris, bey ihm hingegen de ritibus matrimonialibus et sepulcralibus handelt, welche beyde B. auch unter den kirchlichen Handlungen aufstellt. Die Ausführung selbst ist unserm Verf. nicht übel gerathen; wir brauchen aber nicht erst zu sagen, was er in jedem Capitel abhandle. Es sind kurze Paragraphen, in welchen die Materien vorgetragen werden; von welchen jedoch zuweilen einige in Einen hätten zusammengezogen werden können. Die darunter stehenden Anmerkungen führen außer einigen Erläuterungen, besonders die Quellen und neuern Schriften über jeden Gegenstand an: ein Vorzug dieses Lehrbuchs, der es aber noch in einem höhern Grade hätte werden können. Denn hin und wieder sind die Quellen zu sparsam und mangelhaft, oder nicht chronologisch, oder mit Voranschickung und Vermischung neuerer Bücher, worunter Bingham gar zu oft genannt ist, angegeben: es giebt auch Paragraphen, wo sie ganz fehlen, wie p. 84—86. Daß p. 142. Durandus L. II. de lectore zum Beweise von drey Lesepulten in manchen Kirchen angeführt wird, ist ziemlich unerwartet. Zuweilen wird gar auch Baumgartens Compendium citirt; aber wozu?

Mit der Richtigkeit der Erzählung kann man überhaupt zufrieden seyn; in einzelen Stellen vermißt man nicht selten die Genauigkeit und bündige Fruchtbarkeit, die jedem Lehrbuche eigen seyn sollen. So ist es z. B. gar zu seichte, was p. 140. von den Vigiliis gesagt, und worüber auf keine einzige Hauptstelle der Patrum, sondern bloß auf Bingham, Baumgarten und Hospinianus, verwiesen wird. Eben so hätte p. 25. sq. über die partes officii Episcopalis mit einer ganz andern Präcision gehandelt werden, und an Statt daß in den Anmerkungen nur ein Auszug aus dem Bingham gegeben wird, mit Belegen aus dem Justinus, Tertullianus, Cyprianus, und andern Hauptschriftstellern, auch Kirchengesetzen das Wesentliche erörtert werden sollen. Gar zu schwankend schreibt der Verf. Apostolico aevo praeterlapso, res ita *concipienda* est: omnis episcopus erat presbyter; sed non omnis presbyter episcopus. Im

Grunde ist keiner von beyden Sätzen, wenn man genau reden will, wahr. Und wie weitschweifig ist es ausgedrückt: *Sacramenta* administrabant episcopi! In der alten Kirche begriff man ja unter diesem Namen eine Menge von Sachen, die nicht bloß für den Bischof gehörten. Auch war es nicht genug, p. 162. zu schreiben: Quod paedobaptismum attinet, multae semper controversiae de illo motae sunt in Ecclesia; sondern es hätte kurz gezeigt werden sollen, wie man darüber und dawider in der alten Kirche gedacht und gehandelt habe. Eine kleine Uebereilung ist es wohl nur, wenn p. 84. behauptet wird, Baronius setze mit den Franzosen die Concilia über den Pabst. Die häufigen Stellen: de his coram agam, in ipso collegio tradam, u. dgl. m. waren überflüßig. Die Schreibart ist nicht durchgehends so rein, gewandt und fließend, als man sie in einem akademischen Lehrbuche erwartet.

Ra.

De origine versionis septuaginta Interpretum. Exercitatio historica auctore M. *Samuele Traugott Mücke*, Conr. Lycei Soraviensis. ap. Fromanni heredes. 1789. 96 S. 8.

Für den Kritiker und Alterthumsforscher hat der Verf. nicht geschrieben, sondern für den grossen Haufen solcher studirten Leser, die ohne weitläuftige Untersuchung das Wahrscheinlichste, was bisher gelehrte Forscher über den genannten Punkt heraus gebracht haben, beysammen haben wollen. Und für diese ist seine Schrift auch hinlänglich.

Er sammelt also die Nachrichten eines Aristeas, Josephus, Philo, Justin, Irenäus, Epiphanius, und Eusebius über den Ursprung der Septuaginta, und folgt in der Entwickelung ihrer fabelhaften Sagen dem Hrn. Hofr. Eichhorn. Unter allerley Discussionen setzt er folgende Vorstellung vom Ursprung der alexandrinischen Version fest. Unter Ptolemäus Lagi wurde schon auf den Rath des Demetrius Phalereus die Uebersetzung angefangen, aber erst unter Philadelphus, wahrscheinlich in seinem 7ten Regierungsjahr, zu Ende gebracht. Der Uebersetzer waren mehrere, aber ihre Zahl läßt sich nicht bestimmen. Denn die Zahl 70 beruht

auf

auf einem Mißverständniß. Die Alexandrinischen Juden hatten zu dem Vorhaben der Uebersetzung die Genehmigung des Synedriums zu Jerusalem eingeholt, und sich fähige Ausleger erbeten. Sie wurde daher auch ihm zu Ehren die Uebersetzung der 70 oder 72 genannt, weil es dieselbe gebilliget und autorisirt hatte. Endlich um der Arbeit bey den Heiden mehr Ansehn zu verschaffen, gab man vor, daß die Uebersetzer inspirirte Männer gewesen wären. Anfangs ward nur der Pentateuch übersetzt; zu verschiedenen Zeiten kamen darauf von verschiedenen Uebersetzern die übrigen Bücher zum Vorschein. — Man sieht, daß dies so ziemlich mit den neuesten Darstellungen dieses Gegenstandes übereinkommt.

Eb.

Zend Avesta im Kleinen, das ist Ormuzd's Lichtgesetz, oder Wort des Lebens an Zoroaster dargestellt in einem wesentlichen Auszuge aus den Zendbüchern als Urkunden des alten Magisch-Zoroastrischen Religionssystems; nebst ganz neuen Abhandlungen und vollständigen Erläuterungen aller hier vorkommenden Sachen und Begriffe von Johann Friedrich Kleuker. Riga, bey Hartknoch. 1789. 190 S. in 8.

Ormuzd's lebendiges Wort an Zoroaster oder Zendavesta. In einem Auszug nebst einer Darstellung des Religionssystems der Parsen von Friedrich Simon Eckard, Pastor zu Rensefeld im Hochstift Lübeck. Greifswald, gedruckt und in Commission bey Röse. 1789. 383 S. 8.

Hr. Kleuker hat das Verdienst, die Deutschen mit den Schriften des Zoroaster bekannt gemacht zu haben. Um desto angenehmer muß der Auszug der dunkeln und wenig zusammenhängenden Zendbücher aus der Feder eines Mannes seyn, der sich seit vielen Jahren mit ihnen beschäfftiget hat,

und durch Uebersetzungen dahin gehöriger Werke und eigne Abhandlungen mit dem Zoroastrischen Lehrbegriff vertraut geworden ist. Der erste Theil des gegenwärtigen Werkes enthält 1) eine Untersuchung über den Ursprung des Zabäismus, der bekanntlich in der göttlichen Verehrung von Sonne, Mond und Sternen bestanden hat. Der Verf. findet diesen Ursprung in den mosaischen Ueberlieferungen, in welchen gewisse untergebene Boten oder Diener der Gottheit als wandelnde Lichter oder als lichte Wesen betrachtet werden, wodurch man nachher veranlasset wurde, sich diese bey den Sternen zu gedenken. Allein zu geschweigen, daß der Zabäismus wohl älter ist, als Moses, oder die Kapitel, worin dieser wandelnder Lichter Erwähnung geschehen soll, so finden wir nicht, daß 1 Mos. 28, 12. 13. 32, 2. u. f. die Elohim oder göttlichen Boten als wandelnde Lichter oder leuchtende Wesen vorgestellt werden, und es mußten diese daher ganz anders als Sterne gedacht werden. 2) Ueber Zoroaster und dessen religiöse Stiftung, wobey eine kurze Uebersicht und Resultate der in dem 3ten Bde. d. Anhang. zum Zendavesta angestellten Untersuchungen gegeben werden. Neu hinzugekommen ist der Auszug aus Masudis, eines arabischen Schriftstellers des 10ten Jahrhunderts, Nachrichten, welche Hr. de Guignes in Notices et Extraits des MSS. de la bibliotheque du Roi P. I. mitgetheilt hat. Es ist merkwürdig, daß auch dieser Schriftsteller das hohe Alter und Ansehen der Zoroastrischen Schriften bestätiget. Außerdem werden die Hypothesen des Hrn. von Bock vom Zendavesta, welche ein Füllstein in dem Büschingischen Magazin waren, beleuchtet.

Der 2te Theil enthält Auszüge aus den Zendbüchern und dem Buche Bunhedesch unter allgemeine Titel geordnet, und mit Erklärungen begleitet. Sie sind auf diese Weise geordnet: 1) Unterredungen Ormuzds mit Zoroaster über das Lichtgesetz; 2) Erhebungen und Lobgesänge auf Ormuzd, dessen Diener und Kräfte; 3) Celebrationen geheiligter Gegenstände; 4) Gebete und Angelobungen des Ormuzddieners; 5) religiöse und gesetzliche Vorschriften; 6) Schilderungen und Erhebungen der Izeds, welche den 30 Tagen jedes Monats vorgesetzt sind; 7) Auszug aus dem Bunhedesch. Der 3te Theil 1) beschreibet die Natur und den Zweck des Ormuzdienstes, größtentheils nach der kurzen Darstellung,

die der Verf. in der 2ten Ausgabe des 1sten Th. des Zendavesta gegeben hat. 2) Enthält einen Auszug aus Anquetils Abhandlung von bürgerlichen und gottesdienstlichen Gebräuchen der Parsen, welche in dem 3ten Theil des deutschen Zendavesta ganz übersetzt ist. Aus dieser Anzeige erhellet, daß die Besitzer der vorigen Schriften des Hrn. Kleukers über Zendavesta hier nicht viel neues erhalten, und daß die, welche sich jene nicht angeschafft haben, wegen der häufigen Nachweisungen darauf mit dem Zendavesta im Kleinen sich nicht werden begnügen können. Wir möchten daher denen, welche von dem Zendavesta eine kleine Notiz sich verschaffen wollen, und nicht Lust haben, aus dem Anquetil oder dessen Uebersetzer zu schöpfen, rathen, sich an den Auszug des Hrn. Eckard zu halten. Schon die Seitenzahl zeiget, daß der Auszug weitläuftiger gerathen ist, obgleich die belehrenden Anmerkungen eines Kleukers fehlen. Im Vorbericht erzählt der Verf. die Geschichte der Aufsuchung der Zoroastrischen Schriften. Das Buch selbst enthält 1) eine Abhandlung vom Zoroaster, dem Religionslehrer, und den heiligen Büchern der Parsen; 2) eine kurze Darstellung des Parsensystems von Gott und dem Ursprung aller Dinge, nebst dessen Einfluß auf den Gottesdienst und die ganze Religionsübung der Parsen. Was Ormuzd, was Arihman sey, wie die Geschöpfe Ormuzds und Ahrimans heißen, und was sie für Eigenschaften besitzen, wird erörtert, ehe der Verf. es wagt, das Lehrsystem der Parsen zu entwerfen. Der Verf. betrachtet darauf die öffentliche Religionsübung, den Feuerdienst, das Wasser, die Reinigungen, den täglichen Religionsdienst, die Behandlung der Verstorbenen, die Einweihung zum Mazdejesnen, die bürgerliche Verbindung, und schließt mit dem Glaubensbekenntniß der Parsen. Auf diesen Auszug aus den Zendbüchern, die nach Rubriken eingerichtet sind, folgen Excerpte aus den Büchern in ihrer Folge auf einander. Der Verf. fängt mit dem Bundehesch oder der Kosmogonie an, ob er gleich die mindere Auktorität dieses Buches einräumt. Auszüge aus dem Vendidat oder der Offenbarung gegen die Dews, folgen in den übrigen Büchern, denen jedesmal eine kurze Einleitung vorgesetzt ist. Das Register, worin die fremden Namen in den Parsenschriften am Ende erklärt werden, ist bey Eckard viel weitläuftiger als bey Kleuker. Letzterer hat aber dem seinigen dadurch einen Vorzug gegeben,

daß er die Namen aus dem Hyde in persischer Schrift beygefüget hat.

Al.

Der Brief an die Epheser übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet. Ein Versuch von M. Friedrich August Wilhelm Krause. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer. 1789. 109 S. 8.

Dieser Versuch kommt in der Behandlungsart ganz mit dem überein, welchen der Verf. uns schon über den Brief an die Galater geliefert hat. In der Einleitung beantwortet er die gewöhnlichen Fragen: wann? wo? von wo? der Brief geschrieben sey, mit den von den Interpreten einstimmig gegebenen gewöhnlichen Antworten. Am weitläuftigsten aber verbreitet er sich über die ungleich schwürigere Frage: ob der Brief ausschließungsweise an die Epheser oder Laodicäer, oder ob er für mehrere Gemeinen geschrieben, und folglich ein Circularbrief sey? Er trägt inzwischen nur die Gründe für jede dieser Meynungen vor, und entscheidet selbst gar nicht, weil es auf die Erklärung des Briefs selbst keinen Einfluß habe, man möge sich für diese oder jene Meynung erklären. Aber so ohne allen Einfluß möchte die Entscheidung dieser letzten Frage doch wohl nicht seyn. Wie kommt es, daß man in diesem Briefe die dem Apostel sonst so eigne Vertraulichkeit vermißt? Wie kommt es, daß sich so wenig Lokales im Briefe findet? Soll man zur Erklärung der einzelnen Paränesen die Veranlassung aus der Beschaffenheit der Gemeine, an die er schrieb, hernehmen, und folglich im engern, oder soll man sie, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Gemeine, im weitläuftigern Sinne fassen? Wie soll man bestimmt über die Lesart Cap. 1, v. 1. τοις ουσιν εν Εφεσῳ urtheilen? Die Beantwortung dieser und andrer in mehrerer Hinsicht wichtiger Fragen hängt mit der Beantwortung der Frage: an wen der Brief geschrieben sey? sehr genau zusammen; folglich kanns nicht gleichviel seyn, wie man sie beantwortet. Ungleich lieber würden es die Leser gesehen haben, wenn der Verf., gesetzt er wollte auch nicht entscheiden, doch wenigstens die Gründe für diese oder jene Meynung nach seiner Ueberzeugung gewürdigt, und die Entstehungsarten der ver-

verschiednen Meynungen sorgfältiger aufgesucht hätte, statt die Gründe bloß so nackt vorzulegen; dann hätte der gelehrtere Exeget hieraus noch lernen, der minder sachkundige Leser aber leichter für irgend eine Meynung entscheiden können. — Die Uebersetzung ist leicht und fließend, bleibt, ohne auf Kosten der deutschen Sprache, dem Grundtexte so treu als möglich, und erleichtert den Sinn einer Stelle hin und wieder gar sehr. — In den untergesetzten Anmerkungen nimmt der Verf. auf die wichtigsten verschiednen Lesarten, und bey schwürigen Stellen auf die Meynungen andrer Interpreten, und endlich besonders auf die Hebraismen vorzüglich Rücksicht; nur zeigt er die Hebraismen oft bloß an, statt sie näher zu erklären. Nicht genug z. B. daß er sagte ἁγιοι entspreche im N. T. dem hebr. קדושים, und עם קדוש, und werde in eben dem Sinne auf die Christen übergetragen, in welchem die letzteren Benennungen von den Juden gebraucht wurden; sondern der Sinn des Wortes selbst, in wiefern Juden und Christen so genannt werden konnten, verdiente eine kurze Erörterung. Uebrigens wird man wohl auf wenige Anmerkungen stoßen, die sich nicht schon im Koppischen N. T. fänden, welches der Verf. fleißig benutzt zu haben scheint. Bey Erklärung von Cap. 6, 12. geht der Verf. inzwischen ganz von Koppe ab, und erklärt sich gegen dessen Meynung in einem Anhange. Die Stelle lautet so: ὅτι ουκ εστιν ἡμιν ἡ παλη προς αἱμα και σαρκα, αλλα προς τας αρχας, προς τας εξουσιας, προς τας κοσμοκρατορας του σκοτους του αιωνος τουτου, προς τα πνευματικα της πονηριας, εν τοις επουρανιοις. Dieß alles versteht Koppe von den bösen Engeln, und stützt seine Meynung auf folgende drey Beweise: 1) sagt er, stimme sie völlig mit der Vorstellungsart, nicht bloß der Apostel, sondern auch des damaligen Zeitalters überein, nach welcher, wie alles Böse in der Welt, so besonders jedes Hinderniß, was der Ausbreitung der christlichen Religion in den Weg gelegt würde, dem Teufel und den bösen Dämonen überhaupt beygelegt zu werden pflegte, wie aus 2 Thess. 2, 9. und aus den Anmerkungen von Koppe zu dieser Stelle selbst hinreichend erhellet. Der Verf. antwortet hierauf, διαβολος heiße bey gut griechischen Autoren jeder Mensch, der durch List und Betrug uns heimlich zu hintergehen suche, ja selbst im N. T. werde dies, wie Joh. 6, 70. (nicht 7.) in diesem Sinne gebraucht. Eben so können auch die Ausdrücke αρχαι und εξουσιαι nicht nur im

N. T. sondern auch bey Profanscribenten für Regenten und obrigkeitliche Personen vor. Allein das alles leugnet Koppe gar nicht, sondern er beruft sich nur auf den im N. T. herrschenden Sprachgebrauch, welcher aus Profanscribenten durchaus nicht einzig bestimmt werden kann und darf, und auf den Zusammenhang in dieser Stelle. Daß aber διαβολος der im N. T. herrschende Ausdruck für Satan sey, kann keiner leugnen, welcher die Stellen, in welchen dieser Ausdruck vorkommt, mit unbefangenem Geiste liest. Selbst in der Stelle Joh. 6, 70. εξ ὑμων εἱς διαβολος εςι, worauf sich der Verf. beruft, scheint Jesus bey dem Ausdrucke διαβολος zugleich an den Satan gedacht zu haben, um den Begriff von Verrätherey und Treulosigkeit desto stärker auszudrücken, weswegen auch Rec. immerhin übersetzen würde: „einer von euch ist ein Satan." Folglich ist mit allen diesen Einwendungen der Koppesche Grund gar nicht geschwächt. 2) Beruft sich Koppe auf das oppositum σαρξ και αἱμα, was hier nämlich ganz eigentlich zu nehmen sey, und Menschen bezeichne, die uns ähnlich sind, und die ebenfalls aus Fleisch und Blut bestehen, wie wir, nur daß man zugleich an den Nebenbegriff von der jeder thierischen Natur eignen Schwäche und Hinfälligkeit, bey diesem Ausdrucke denken müsse. Wie sticht gegen diesen starken Grund die matte Antwort des Verf. ab: „seiner Meynung nach führe der „Zusammenhang der Stelle auf weltliche Mächte, und gewaltsame Menschen." 3) Endlich wird Koppe auch durch die Ausdrücke εν τοις επυρανιοις und βελη τυ πονηρυ v. 16. in seiner Meynung mit Recht bestärkt. Zudem, sagt er, hätten die Juden das Wort κοσμοκρατωρ selbst in ihre Schriften aufgenommen, um dadurch den Todesengel zu bezeichnen. (Vergl. Vajikra R. 18. Fol. 161. 3.) und in dem apokryphischen Testamente Salomons bey Gaulmin ad Psellum de operat daemon. S. 131. sagten die Dämonen ἡμεις εσμεν τα λεγομενα ςοιχεια, ὁι κοσμοκρατορες τυ κοσμυ τυτυ, und so hieße es auch beym Iamblich de myster. Aegypt. Sect. 2. 3. S. 41. κοσμοκρατορες ὁι τα ὑπο σεληνην ςοιχεια διοικυντες. Wenn man nun diese Stellen mit Joh. 14, 30. (αρχων τυ κοσμυ) und 2 Kor. 4, 4. (θεος τυ αιωνος τυτυ) vergleiche, so könne man auch bey dieser schwürigen Stelle kein Bedenken tragen, an böse Dämonen zu denken. Wie vertheidigt der Verf. seine Meynung gegen diesen bündigen Grund? Er behauptet: κοσμοκρατωρ bezeichne

jeden Regenten, jeden Fürsten, jeden Großen, welcher an der Regierung eines Landes Theil hätte, und beruft sich auf den Scholiasten des Aristophanes nub. 307. wo es heißt: Σεσαγχωσις ὁ βασιλευς των Αιγυπτιων κοσμοκρατωρ γεγονως εθελησε γνωμη της αρχαιωτερης ανθρωπων. In eben dieser Bedeutung, meynt er, müsse das Wort auch hier genommen werden. Allein, wenn dieser Sprachgebrauch auch seine Richtigkeit hätte, so beweiset dies nichts gegen Koppe, der den Zusammenhang, auf welchen er sich beruft, für sich hat. Allein dieser Sprachgebrauch kann auch schwerlich bewiesen werden. Schon die Grundbedeutung ist dagegen, jeden der an der Regierung eines Landes Theil hatte, einen Weltbeherrscher zu nennen, und das angeführte Scholion entscheidet gar nichts. Ein Pharao Σεσαγχωσις konnte freylich, ohne auffallend zu werden, κοσμοκρατωρ, Weltbeherrscher, heißen; aber fiel es dem Verf. nicht selbst ins Lachen, wenn er sich in des Apostels Seele Jüdische, ja selbst Römische Magistratspersonen der damaligen Zeit unter dem vielbedeutenden Titel κοσμοκρατορες dachte? Wie unbedeutend ferner diese Auktorität gegen die wichtigern von Koppe angeführten Stellen, welche in mehrerer Hinsicht dem Sprachgebrauche des N. T. ungleich näher liegen! Und zu welchen Künsteleyen selbst auf Kosten des Sprachgebrauchs muß der Verf. seine Zuflucht nehmen, um die Ausdrücke εν τοις επερανιοις und βελη τα πονηρα mit seiner Erklärung zu vereinigen! Nein, solche Gründe müssen den Leser nur noch mehr in der von Koppe gegebenen Erklärung bestärken, statt ihn wankend zu machen. Wir bitten demnach den Verf., dem wir das Talent zu einem guten Interpreten gar nicht absprechen, sich immer mehr in den Geist des N. T. hineinzustudieren, und dabey fleißige Rücksicht auf die ganze Lage seiner Verfasser zu nehmen, eben deswegen in Vergleichung der Profanscribenten mit den Schriftstellern des N. T. behutsam zu Werke zu gehen, und endlich aus Vorliebe für irgend eine Meynung, nicht gleich die Gegengründe andrer von der Hand zu weisen. Und nun noch einen freundschaftlichen Rathschlag, nicht bloß für den Verf. sondern für mehrere unsrer heutigen Interpreten, nämlich, wenn sie nicht sowohl über ein ganzes Buch, sondern nur über einzelne Stellen, ein neues Licht verbreiten zu können glauben, lieber dem Publiko diese einzelnen Observationen mitzutheilen, ohne über den übrigen Theil des Buchs das so oft gesagte zu

wiederholen. Sie werden dadurch ungleich gemeinnütziger, denn welcher Gelehrte hat immer Zeit und Lust, sich durch einen Wust bekannter Anmerkungen hindurch zu arbeiten, um eine oder ein paar neue zu erjagen?

Qr.

Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Die ersten Gründe der griechischen Sprache, nebst den nothwendigsten Syntaktischen Regeln zum Besten der Anfänger aus größern Sprachlehren ausgezogen. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1789. 172 S. 8.

Also gehören die nothwendigsten Regeln des Syntaxes nicht zu den ersten Gründen der Sprache? Ferner, was sind die ersten Gründe der Sprache? Vermuthlich wollte der Verf. sagen: die ersten Grundregeln der griechischen Sprache, sowohl der Etymologie als des Syntaxes. So verworrene Begriffe ließen uns befürchten, daß wir in dieser Sprachlehre selbst vergebens eine philosophische Kenntniß der Sprache überhaupt und der griechischen insbesondere suchen würden. Wir irrten uns nicht. Denn obgleich in den vielen philosophischen Versuchen über die Sprache; in den neuern Werken der griechischen Litteratur, und besonders in Glandorfs Formenlehre und Trendelenburgs Sprachlehre der griechischen Sprache, so vieles vorgearbeitet war, woraus sich ohne große Mühe eine gute Sprachlehre entwerfen ließ, so bringt man uns dennoch „die kleine Märckische griechische Grammatik, nur in mancherley Rücksichten „verändert und verbessert.“ Man findet daher auch hier den ganzen alten Sauerteig wieder, z. B. den articulus postpositivus ὅς, ἥ, ὅ: die schiefen Erklärungen, als: „ein Nomen adiect. sey, die Eigenschaft einer selbst bestehenden oder

„oder denkbaren Sache: groß, schön.“ Aber nach dieser Erklärung sind ja Schönheit und Größe, auch nomina adiectiva. S. 12. „Die wahre und richtige Art ihres Vor„trags (der Accente) und Unterschieds wissen wir nicht mehr.“ Das wäre! ich dächte, dies wüßten wir gar gut; aber das wissen wir freylich nicht, ob wir auch die Sylben gerade, und so accentuiren, als es die Griechen thaten. S. 49. handelt man noch vom augmento syllabico und temporali etc. etc. etc.!

Von der Syntaxis nur ein paar Proben: S. 154. „Der Artikel ὁ, ἡ, το, stehet eigentlich nur vor den *No„minibus substantivis*, oder vor dem, was als ein *Sub„stantivum* gebraucht wird.“ Aber, wenn nun der junge Lehrling noch nicht wüßte, welches der Begriff sey, den er mit dem Worte Artikel verbinden müsse, wird, kann er das hieraus lernen? IIte Regel: „Wenn der Artikel auf „nichts insonderheit zielet, noch etwas von andern un„terscheidet, noch das Vorstehnde oder sonst bekannte „wiederholet; (d. h. kurz: wenn er für nichts und wider nichts da stände) so kann er wegbleiben, (das wollten wir ihm auch gerathen haben!) oder da stehn.“ (aber doch wie das fünfte Rad am Wagen?) Und das wäre in einer Sprache möglich, deren philosophische Einrichtung alle große Köpfe loben und gelobt haben! Aber der Verf. ahndete etwas, was er sich nicht deutlich entwickelt hatte. Damit er nun nicht sage es sey leichter die Sache tadeln, als besser machen: so stehe hier die erste Regel, mit der wir die Syntaxis des Artikels anheben würden. Der Artikel ὁ, ἡ, το, muß zu dem Nomine substantivo gesetzt werden, so oft dies nicht die ganze Gattung, oder ein unbestimmtes Individuum, sondern ein bestimmtes, und dem, zu welchem ich rede, aus dem vorhergehenden schon bekanntes Individuum bezeichnen soll. Xenoph. Cyropd. I. 4. 8. ὡς ειδεν καπρον προσφερομενον, αντιος ελαυνει, και διατειναμενος ευστοχως, βαλλει εις τα μετωπον, και κατεσχε τον καπρον.

Wir wollen diese Gelegenheit ergreifen, um unsere Gedanken über die Grundsätze nach welchen eine griechische Sprachlehre entworfen werden sollte, zur Prüfung mitzutheilen. — Die griechische Sprache hat alle Perioden der Cultur durchlaufen: aus einer rohen Sprache wurde sie zur dichterischen; dann für Geschichte, Beredsamkeit und Philosophie.

losophie gebildet, und nachdem sie den höchsten Grad der Bildung erreicht hatte, wurde sie erst durch übertriebene Verschönerung und Künsteley, und dann durch Zusatz von Barbarismen aller Art verdorben. Ferner war sie gleich vom Anfange in mehrere Dialekte vertheilet, und diese verriethen nicht alle einen gleichen Grad der Ausbildung, und einzelne Dialekte hatten nicht zu jeder Zeit gleiche Bildung. — Vor allen Dialekten der griech. Sprache hat der Attische den höchsten Grad der Ausbildung erreicht; die Schriften, welche wir aus dem griechischen Alterthum übrig haben, sind, nur wenige ausgenommen, im Attischen Dialekt geschrieben; und von diesen Schriftstellern lebten die vortrefflichsten während und gleich nach dem Peloponnesischen Kriege bis zu Alexanders Zeiten, als in dem Zeitraume, in welchem die Athenienser den höchsten Grad der Kultur erreicht hatten. So wie wir es nun dem deutschen Sprachlehrer nicht verzeihn würden, wenn er aus allen Dialekten unserer Sprache und aus allen Schriftstellern vom Otfried bis auf den heutigen Tag seine Regeln abstrahiren wollte; sondern fordern, daß er den Dialekt wähle, der von allen der gebildetste ist, und die Schriftsteller, welche in diesem Dialekte, und in dem Zeitalter schrieben, worin die Nation die vorzüglichste Cultur erreicht hatte, also aus den Schriften von Engel, Wieland, Garve u. s. f.: so können wir es auch dem griechischen Sprachlehrer zur Pflicht machen, daß er seine Regeln einzig aus den Schriften im Attischen Dialekt, und zwar aus denen abziehe, welche gleich nach dem Peloponnes. Kriege schrieben. Aber auch hier nicht aus den Dichtern, weil sich diese zu oft es erlaubten, Formen, Ausdrücke und Construktionen aus der ältern Sprache zu entlehnen: sondern aus den Prosaisten: Xenophon, Isokrates, Lyseas, Demosthenes u. a. abstrahiren: daß er diese Regeln aus eigenem Studium abstrahire, und so, daß er das allgemeinste zur Regel mache, und Besonderheiten als Ausnahme anführe: also z. B. nicht den Grammatikern nachbete; es sey attisch, wenn man λεως f. λαος sage; oder διανοει f. διανοῃ u. s. f. — So würden wir einen Inbegriff von Sprachregeln erhalten, aus dem man sehn könnte, was eigentlich rein griechisch war. Nun könnte man durch Vergleichung mit diesem, dann die Abweichungen der Dialekte genauer bestimmen, und auch diejenigen besondern Ausnahmen, welche sich die Dichter oder auch die Schriftsteller erlaubten, die, wie Plato und

die

die spätern Rhetores, Libanius, Aristänet, u. dgl. die Dichtersprache in die Prosa zu sehr übertrugen. Eine Geschichte der griechischen Sprache und ihrer Dialekte müßte der Sprachlehre vorausgeschickt werden. Mit dem ersten Anfänger dürfte man, wie begreiflich, alsdann nur die reine Attische Sprachlehre vornehmen. — Wie sehr würde eine solche Sprachlehre das Studium erleichtern, und richtigere Begriffe verschaffen, als die jetzt herrschenden sind..

Tf.

Kleine griechische Gedichte, für Anfänger, mit einem Register, herausgegeben von J. F. C. Kaltwaßer, Prof. am Gymn. in Gotha. Gotha, bey Ettinger. 1789.

Gemeiniglich fieng man bisher mit dem Vater der Dichter, mit Homer an, wenn man die Anfänger der griechischen Sprache mit der Poesie derselben bekannt machen wollte. Der Verf. erklärt dies für einen sehr verkehrten Weg, und Rec. stimmt ihm bey, ob er gleich dabey das Ansehn manches sonst großen Mannes wider sich hat. Der Verf. fand die Harleßische poetische Chrestomathie zu dieser Absicht nichts weniger als brauchbar, und noch weniger natürlicher Weise die übrigen griechischen Chrestomathien, und Lesebücher, welche höchstens bis auf ein Paar Lieder des Anacreon und Moschus oder nicht viel weiter hinausgehn. Daher entstand bey ihm der Gedanke, folgende Gedichte herauszugeben, nämlich die dem Homer zugeschriebene *Batrachomyomachie*, die drey übrigen Lieder des Tyrtäus, Pythagoras goldene Sprüche, des Moschus Europa und Theocrits Bukoliasten und Hylas. Die Batrachomyomachie ist nach Wolf, die andern nach Brunk abgedruckt. Diesen Gedichten ist ein Register hinzugefügt, so reich und vollständig an Wort- und Sacherklärungen, daß Anfänger nach des Verf. Absicht und Versicherung ein Lexikon dabey vollkommen entbehren können. Wir zweifeln daher gar nicht, daß er seine Absicht erreichen und nützen werde.

Rl.

Die Batrachomyomachie und Galeomyomachie griechisch mit einer Einleitung, Anmerkungen und einem Wortregister für junge Leute von A. C. Borheck, Dir. des Gymn zu Bielefeld. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1789. 258 S. in 8.

Wozu Hr. Borheck den nochmaligen Abdruck dieser zwey Gedichte veranstaltet hat, können wir, ungeachtet des in der Vorrede hierüber ertheilten Winks, nicht recht begreifen. Die Batrachomyomachie ist ein Stück, das allenfalls Knaben von dreyzehn bis vierzehn Jahren auf eine angenehme Art unterhalten, und, da es ein leicht zu übersehendes Ganzes ausmacht und manche unbekannte Formen enthält, zur Lesung Homers und andrer Dichter vorbereiten kann: allein für denkende Jünglinge (und auf solche hat der Herausgeber gleichwohl gerechnet) dünkt uns der liebe Frosch- und Mäusekrieg eine herzlich langweilige und fade Lektüre; wenigstens muß er das werden, sobald sie noch nicht im Stande sind, Hrn. B. ausführliches Wortregister zu entbehren, oder den Schwall von Anmerkungen (sieben Bogen Noten zu Einem Bogen Text!) durchstudiren sollen. Wirklich haben wir seit langer Zeit nichts eckleres gelesen, als diese deutsche Anmerkungen; die von jeder Variante, sogar von τε und δε Rechenschaft geben. Die kurzen Formeln der lateinischen Sprache machen Urtheile und Kritiken, selbst über unbedeutende Lesarten, erträglich; im Deutschen hingegen werden sie ganz unausstehlich, zumal, wenn der Anmerker, wie Hr. B. gewohnt ist, eine Flocke zu einem Gespinnst auszudähnen. Noch weniger verstehen wir, was er mit dem Abdrucke der Galeomyomachie beabsichtigt. Eine unwichtigere Farce giebts nicht, als dieses sogenannte Drama, dessen Urheber sicher ein Mönch war, und doch edirt es Hr. B., und doch hofft er, „hierdurch Jünglingen bey der Erlernung der schönsten Sprache des Alterthums Nutzen zu schaffen“. Mit Anmerkungen hat er es indessen nicht ausstaffirt, ob aus Ueberlegung, oder weil er hier keine Varianten ausziehen, und keinen Clarke und Ernesti ausschreiben konnte, bleibt zweifelhaft. Er selbst sagt, um das Buch nicht zu vertheuern: aber man weiß schon, von wie geringem Einfluß diese Reflexion auf

schnelle

schnelle Finger ist. Ueberhaupt wünschten wir herzlich, daß unsre Schulmänner uns einmal mit ihren ewigen Chrestomathien und Abdrücken verschonen möchten. Es fehlt ja, dem Himmel sey Dank! nicht mehr, wie ehedem, an brauchbaren Auszügen und Editionen für die Schulen. Wozu denn mit jeder Messe ein neues Lesebuch, wenn es sich durch nichts Besonderes auszeichnet? Durch alle diese gehäuften Ausgaben erlangen die Herren doch nichts anders, als den Ruhm — expediter Schriftsteller, und für diesen braucht Hr. B. nicht mehr zu sorgen.

Ng.

Herodots Geschichte. Fünfter Band, welcher das neunte Buch nebst Larchers chronologischen Versuchen enthält. Aus dem Griechischen übersetzt von J. F. Degen. Frankfurt, bey Herrmann, 1789.

Dieser Band ist um nichts fleißiger gearbeitet als die vorigen. Gleich auf der ersten Seite heißt es: „Die theßalischen Fürsten, weit entfernt, daß sie ihr bisheriges Betragen reuete, reizten den persischen General vielmehr noch an.“ Und in demselben Kapitel: „Schicke Geld an die Häupter ihrer Städte, wodurch du Spaltungen in Griechenland erzeugen, und dann mit denen, welche auf deine Seite treten, (wie schleppend! warum nicht: mit deinen Anhängern?) die Entgegengesinnten ohne Mühe besiegen wirst.“ Im dritten Kapitel: „Bey seinem Einmarsch in Attika traf er die Athenier nicht mehr an, mit der Nachricht, (es soll heißen: sondern erfuhr) daß sie meistens nach Salamis gesegelt wären.“ Im 4ten Kapitel: Er wiederholte diese Abordnung nicht deswegen, als hätte er u. s. w. Mit einem Wort, es ist kein Kapitel, in welchem man nicht Ausdrücke, Redensarten und Verbindungen fände, welche niemals deutsch gewesen sind, und es auch hoffentlich niemals seyn werden. Herodots klarer Vortrag ist bey seinem Uebersetzer größtentheils dunkel, schleppend und weitschweifig. Wenn werden wir Deutschen doch Uebersetzungen von den Alten bekommen, die wir den Uebersetzungen unsrer Nachbarn an die Seite stellen können? Und doch rühmen wir uns

einer so vorzüglichen Liebe zur alten Literatur! Schöne Liebe, die umarmt und — mordet.

Fk.

Ovids Verwandlungen. Drittes und viertes Buch. Deutsch. Dresden, bey Gerlach. 1790. 318 Seiten. 8.

Wir haben das erste Bändchen dieser Uebersetzung zu seiner Zeit angezeigt. Der Verf. hat weder poetisches Talent noch Gefühl für Wohlklang. Dem Uebersetzer eines Dichters sollte es an keinem von beyden fehlen, am wenigsten, wenn er einen so geschmeidigen, wohlklingenden und zierlichen Dichter wie Ovid zu verdeutschen unternimmt. Wir wollen nur die ersten zwölf Zeilen des dritten Buchs durchgehn, und man wird hoffentlich unser Urtheil nicht unbillig finden, wenn wir behaupten, daß der unbekannte Verf. sein Original nur nothdürftig verstanden, und den Sinn desselben nur nothdürftig ausgedrückt hat.

Jupiter hatte das Bild des täuschenden Ochsen schon wieder
Abgelegt, und entdeckt auf Kretens Gefilden gewohnet.

Das Bild des Ochsen ganz wörtlich, und ganz unverständlich. Man sollte meynen, Jupiter habe dieses Bild nur mit sich herumgetragen. Aber imago ist die Gestalt des täuschenden Ochsen. Fallacis tauri, ist im Deutschen wahrer Unsinn. Das Beywort gehörte zu imago, und da muß es der Deutsche auch hinsetzen. Ochse für Stier ist burlesk; Ovid hat tauri; aber wenn er auch bovis hätte, so wäre es edler als Ochse. — Und entdeckt se confessus erat, er hatte seine natürliche Gestalt wieder angenommen. Der Uebersetzer mußte dies ganz weglassen. — Nun begeht er aber, um seinen Vers auszufüllen, einen Solöcismus, und setzt das Plusquamperfektum statt des Imperfekti. Die ganze Welt sieht, daß es heißen mußte: er wohnte. —

Als der Vater des Raubs unkundig dem Kadmus Befehl gab,

Die Entführte zu suchen, und selbst nicht wieder zu kommen,
Wenn er sie nicht mitbrächte.

Wie undeutsch! wie prosaisch! — Der Vater; wessen Vater denn? Im Original steht Cadmo so nahe bey pater, daß man wohl sieht, es sey niemand anders als Agenor gemeint. — Des Raubs unkundig heißt der, der sich nicht auf rauben und plündern versteht. Es soll aber hier heißen: der nicht wußte, wo seine Tochter hingekommen war. — Wer dürfte die Worte: wenn er sie nicht mitbrächte, leicht für ein Hemistichium halten? Und fühlte denn der Uebers. nicht, daß der Accent auf Sie fallen müsse?

Sehr hart und zärtlich in Einer
Handlung!

Sehr hart und undeutlich!

Agenors Sohn durchirrte vergeblich den Erdkreis;
(Denn wer konnte den Diebstahl Zeusens entdecken?)

Quis enim deprendere *possit* Furta Jovis? Der Uebersetzer macht den allgemeinen Satz abgeschmackterweise zu einem besondern. Zeusens steht am unrechten Ort. Und welch ein lächerlicher Genitiv!

Gezwungen,
Fliehend sein Vaterland und den Zorn des Vaters zu meiden,
Bat er Phöbus um Raht (Rath), welch' Land zur Wohnung er wählte?

Die erste Zeile ist ganz unverständlich. Ein Land wählt man nicht zur Wohnung, sondern zum Wohnsitz; aber man schlägt seine Wohnung in demselben auf. — Genug von dieser Schülerarbeit, die es kaum verdiente, daß wir uns so lange dabey verweilten.

Hi.

Virgils Hirtengedichte in deutsche Jamben und Hexameter frey übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Marburg, in der neuen akadem. Buchhandlung. 1789. 136 S. 8.

Da Virgils Eklogen bekanntlich eben keine Muster von Hirtengedichten sind, und neben ihren unverkannten Schönheiten mancherley Gebrechen haben, so ist es allerdings zu verwundern, daß sie so viele Uebersetzer finden. Overbek, Neide, Jördens, Esmarch, und nun Hr. Weinrich, Collaborator am Gymnas. zu Weilburg (denn unter der Vorrede hat er sich genannt) haben sie ganz übersetzt; und mehrere, z. B. Anton, Engel, (in Mainz) Voß, der Verf. der 30 Oden aus Horaz u. a. haben Uebersetzungen von einzelnen Eklogen geliefert. — Durch das auf dem Titel stehende: frey übersetzt schien uns Hr. Weinrich vor dem Vorwurf der Weitschweifigkeit sich verwahren zu wollen; aber Freyheit kann hier recht wohl mit Kürze bestehen. Wir haben die Uebersetzung der siebenten Ekloge ganz verglichen, und da nicht nur mehrere Verse (denen Virgil wohl mit Fleiß diese und keine andere Stelle anwies,) unnöthigerweise versetzt, sondern die Uebersetzung auch überhaupt zu frey, zu matt und schleppend, und zu weitschweifig befunden. Argura ilex gleich im Anfange ist durch eine krauße Eiche, die ein kühles Lüftchen sanft durchsäuselt, übersetzt. Doch wir wollen eine ganze Stelle hersetzen, um unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen. Es sey Ecl. 7, v. 14—20. Nachdem Meliböus erzählt, daß ihn der unter einer säuselnden Eiche ruhende Daphnis zu sich gerufen, zu welchem sich Corydon und Thyrsis gesellet, so spricht er:

Quid facerem? neque ego Alcippen, nec Phyllida habebam,
Depulsos a lacte domi quae clauderet agnos:
Et certamen erat, Corydon cum Thyrside magnum:
Posthabui tamen illorum mea seria ludo.
Alternis igitur contendere versibus ambo
Coepere: *alternos Musae meminisse volebant.*
Hos Corydon, illos referebat in ordine Thyrsis.

Dieß übersetzt Hr. Weinrich:

Was sollt' ich thun? Wer, dacht' ich, wird indessen
Zuhaus die abgewöhnten Lämmer mir
In ihre Hürden sperren? Aber doch
Ists auch der Mühe werth, den schönen Streit
Des Corydon und Thyrsis anzuhören?
Sie rüsten sich ja schon zum Wettgesang.

Wohlan,

Wohlan, ich will mir diese Lust nicht rauben.
Nun fiengen dann die beyden Jünglinge
In wechselsweisen Versen an zu streiten.
Du willst, o Muse! daß ich sie erzähle:
Dieß sind sie. Erst sang Korydon, dann Thyrsis.

Wir bemerken beyläufig, daß, wie man auch die Worte alternos Musae meminisse volebant verstehe, doch auf keine Weise darin liegen könne, was Hr. W. hineinlegt. Dagegen ist schon das Imperfekt volebant. Er scheint zu meminisse zu suppliren me. Allein die Musen begeistern wohl zum Gesange, aber das Erlernen und Behalten des Gesanges ist nicht ihr Werk. Wir glauben mit Heyne, der Vers sey untergeschoben. Es stand vielleicht ehemals: alternis Musae cecinisse volebant, und dieß war eine Erklärung vom vorigen Vers, woraus ein Abschreiber mit Supplirung des coepere zu dem historischen Infinitiv contendere einen neuen Vers schmiedete und in den Text rückte. — Die Gesänge der Hirten sind in Hexametern übersetzt; diese Abwechselung mit den Jamben der Erzählung thut einen guten Effekt. — Die hinter jeder Ekloge stehenden Anmerkungen, welche die Schönheiten und Fehler im Gange, Tone und Charakteren, auch wohl einzelner Verse derselben entwickeln, sind nicht übel gerathen.

Er.

Plutarchi Theseus et Romulus, Lycurgus et Numa Pompilius — recensuit, explicavit Indicibusque necessariis instruxit *Ernestus Henricus Georgius Leopold.* Lipsiae, sumtu Fritschii. 1789. 354 S. 8.

Das Unternehmen die Jugend und ihre Lehrer zur Lektüre und Erklärung der Plutarchischen verglichenen Leben durch die Herausgabe einzelner Biographien zu veranlassen verdienet Beyfall und Aufmunterung. Denn obwohl Plutarchs Schreibart von der attischen Reinigkeit, edlen Simplicität und Gleichmäßigkeit ziemlich weit absteht, so ist er doch einer der gelehrtesten und Sach- und geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, welcher Verstand und Herz zugleich beschäfftigt

zigt und ausbildet. Besonders verdient Hr. L. für die Ausgabe dieser vier Leben den Dank aller Humanisten, da sie für die griechische und römische Geschichte und Antiquität überhaupt so wichtig sind. Denn obgleich nicht zu läugnen ist, daß Plutarch das hohe Alterthum manchmal im falschen Lichte stellt, so können doch überhaupt und auch selbst alsdann seine Lebensbeschreibungen einen Leitfaden zur Erwerbung einer Menge römischer und griechischer Alterthumskenntnisse abgeben. — Das Bemühen des Herausgebers bey seiner Bearbeitung gieng besonders dahin, die Ausgabe so einzurichten, daß Jünglinge auch ohne Beyhülfe eines Lehrers sie mit Nutzen für sich lesen und studiren könnten. Er reinigte daher nicht nur den Text von Fehlern, (welches um desto nöthiger war, da Reiske oft willkührlich änderte, und seine oft kühnen und entbehrlichen Muthmaßungen dem Texte sogleich aufdrang) wählte die Lesarten der verschiedenen Ausgaben nach eigener Einsicht, und änderte die Interpunktion, sondern erläuterte auch in den dem Texte untergesetzten Anmerkungen die Geschichte, Geographie, Philosophie, Sitten der Völker, berichtigte Fehler des Plutarchs, und klärte die Dunkelheiten in den Gedanken und in der Sprache desselben auf. Ueber den erklärenden Anmerkungen stehen kritische. Um die Berichtigung des Textes hat sich Hr. Leopold überhaupt sehr verdient gemacht. Er giebt von seinen Bemühungen hierbey selbst Nachricht in der Vorrede S. VI. und VII. Ein griechisches erklärendes Wort- und lateinisches Sachregister ist angehängt. Manche schwerere Wörter und Redensarten bedürften freylich wohl einer noch genauern Entwickelung und Erläuterung; indessen ist das griechische Register doch sonst sehr ausführlich und sorgfältig ausgearbeitet. Wir können also diese Bearbeitung der studirenden Jugend mit weit mehrerem Rechte empfehlen, als die magere Ausgabe von ein Paar anderen Leben Plutarchs, welche Herr Jördens mit etwas zu buntschäckigen Noten versehen hat.

Fs.

M. Acci

M. Accii Plauti Rudens ad Editionum antiquarum fidem tum ad Criticorum emendationes et ad metricae legis normam passim refecta. Metris in singulis versibus notata appositione apicum, in jambicis et trochaicis per dipodias, in anapaesticis et Criticis et bacchiacis per monopodias. Accedit *Rich. Bentleii* de metris Terentianis Schediasma, item *Gabrielis Faerni* de Versibus Comicis Liber imperfectus. Edidit *Frid. Volgang. Reizius.* Lipsiae, apud Svikertum. 1789. 7 Bogen in groß Oktav.

Wer da weiß, wie schwierig die Lehren von den alten sowohl griechischen als lateinischen Metris der komischen Schriftsteller, welche sich in der Prosodie und Verbindung der verschiedenen Sylbenmaaße weit mehr Freyheiten erlaubten als die tragischen, wer also weiß, wie schwierig die Ordnung dieser Sylbenmaaße schon den alten Grammatikern geschienen habe, so daß einige gar leugneten, daß Plautus eine gewisse Regel darinne beobachtet habe, oder daß man diese ausfinden und bestimmen könne; wer da bedenkt, wie wenige unter den neuern Kritikern sich außer den gewöhnlichen tragischen, lyrischen, epischen und elegischen mit den komischen Sylbenmaaßen abgegeben oder sie nach eigener Versicherung verstanden haben, der wird sich nicht wundern, daß nach dem Bentley, dem einzigen Mann in seiner Art, der sich ganz in den Geist der alten Sprache und der alten komischen Dichter sammt ihrer Prosodie und ihren Sylbenmaaßen hineinstudirt hatte, uns einen Terenz gegeben hatte, nach den Regeln der alten komischen Metrik geordnet und verbessert, dennoch alle folgende Herausgeber seinen Text verlassen und ohne die geringste Rücksicht auf Sylbenmaaß den Text auf vielfache Art verstümmelt haben. Aber desto mehr Achtung und Dank verdient der nunmehro leider! verstorbene Herausgeber, Hr. Prof. Reiz in Leipzig, daß er nicht allein, wie wir zuverlässig wissen, in seinen Vorlesungen seine Schüler mit den komischen Sylbenmaaßen bekannt machte, sondern auch diese Probe von einem Plautus, dem er seine Sylbenmaaße wieder

 gege-

gegeben, und darnach allein schon so manche Stelle auch dem Sinne nach wieder hergestellt hat, abdrucken ließ. Schade, daß der treffliche Mann durch körperliche Schwachheit verhindert, so ungern daran gieng, uns von seinen Ausgaben die nöthigen Erläuterungen zu geben, und sie zu vollenden! So haben wir nun leider! bloß den Anfang von dem schönen Abdrucke des Herodotus, einen Abdruck von Aristoteles Dichtkunst, vom Persius und Plautus, ohne eine Sylbe Anmerkung. Gleichwohl darf man nur dieses Stück vom Plautus mit den gewöhnlichen Ausgaben vergleichen, um sich zu überzeugen, daß der Herausgeber viele kritische Hülfsmittel dabey gebraucht hatte. Rec. kennet zum Theil diese Hülfsmittel des Herausgebers aus eigner Einsicht, und weiß, daß die Materialien zu einem Kommentar völlig beysammen, aber sehr zerstreut waren. Nur den einzigen Guyet hatte der Herausgeber nicht vergleichen können. Wir wünschten daher sehr, daß ein Gelehrter in Leipzig die gesammleten Materialien des verstorbenen Herausgebers sorgfältig ordnen und dem Publiko mittheilen möchte! Jetzt haben wir zur Beurtheilung der neuen Ausgabe dieses plautinischen Stücks weiter keinen Maasstab, als den der Verf. auf dem Titel angegeben hat. Er verfuhr nämlich dabey nach den Grundsätzen, welche, wie er den Rec. mündlich versicherte, unser Camerarius zuerst vorgetragen, und bis auf einige Punkte ganz richtig entwickelt hat. Nach ihm hat Faernus diese Grundsätze beym Terenz angewendet, und in der hier wieder abgedruckten, seltnen, aber unvollkommenen Abhandlung vorgetragen. Am deutlichsten hat sie Bentley abgehandelt, und in seinem Terenz ganz angewendet. Nach diesen wollte der verstorbene Herausgeber seine Arbeit beurtheilt wissen. Wie vollkommen er dieselben inne hatte, zeigte er bereits 1787. in einer Einladungsschrift, welche den Titel führet: Burmannum de Bentleii Doctrina Metrorum Terentianorum iudicare non potuisse, welche wohl verdient hätte, hinter den beyden Abhandlungen von Faernus und Bentley, wieder abgedruckt zu werden, um den der Sache noch unkündigen Leser desto vertrauter mit den Regeln der komischen Metrik zu machen, und ihn an mehrern Beyspielen zu üben. Das einzige, was der Herausgeber zur Erleichterung des unerfahrnen Lesers gethan hat, ist, daß er am Ende hinzufügte: Index metrorum in Rudentem Plautinam; nebst einer Vergleichung der alten hier abgeänderten Abtheilung in Actus und Scenas.

Außer-

Außerdem ist auch die Anzahl und Stellung der Verse verändert worden. Ganz am Ende folgen Corrigenda, welche Druckfehler verbessern, und einige Verse anders ordnen. Alle Druckfehler sind aber doch nicht angezeigt. Wir wollen den einzigen, welchen wir bemerkt haben, hersetzen. Act. IV. Scen. III. Vers. 42. muß vor den Worten Dominus huic, ne frustra sis, der Name des Fischers Gripus stehn. In den gewöhnlichen Ausgaben heißt es: dominus huic nemo, ne frustra sis, wodurch der Vers um zwey Sylben wider die Regel länger ward. Der ganze Abdruck ist übrigens mit der größten Sorgfalt gemacht, und die Buchstaben und Zeilen fallen selbst auf dem schlechten Papier gut in die Augen. Wir wünschen, daß dieses Beyspiel einige von des Herausgebers Schülern ermuntern möge, damit wir mit der Zeit auch einen im Sylbenmaaße richtigen Plautus aufzuweisen haben.

Caji Plinii Secundi naturalis Historiae *Volumen nonum*, recensuit varietatemque lectionis adjecit *Ioh. Georg. Frid. Franzius*. Lipsiae, impensis Sommeri. 1788.

Nach dem erfolgten Absterben des Herausgebers wird nun zwar wohl die Fortsetzung der Ausgabe selbst nicht unterbrochen werden; aber die versprochenen Zusätze, welche ihr einen Werth geben sollen, werden wohl wegfallen, wenn es überhaupt damit Ernst gewesen seyn sollte.

Zo.

Deutsche und andere lebendige Sprachen.

Versuch eines baierischen und oberpfälzischen Idiotikons. Nebst grammatikalischen Bemerkungen über diese zwo Mundarten, und einer kleinen Sammlung von Sprüchwörtern und Volksliedern. Von Andreas Zaupser, Churfürstl. Hofkriegsraths- und Malteserordenssek. u. s. w. München, bey Lentner. 1789. 105 S. 8.

Ein schätzbarer Beytrag zu unserer deutschen Sprachkunde, und zugleich ein Muster, das wir allen denen zur Nachahmung empfehlen, die uns mit ähnlichen Versuchen über die Dialekte ihrer Provinzen beschenken wollen. Hr. Z. hat sich nicht bloß begnügt, einheimische baierische Wörter und Redensarten zu sammlen und zu erläutern, er hat uns auch die Eigenschaften der Aussprache und selbst die grammatikalischen Abweichungen in den Beugungen und der Wortfolge bekannt gemacht, und am Ende eine Anzahl Sprüchwörter und Volkslieder mitgetheilt. Wir zeichnen einiges zur Probe aus. a lautet bey dem Baier und Oberpfälzer sehr oft wie o; hast wie host. an wie ein gedehntes a, ai und ei wie oa, Kaiser wie Koaser. Das e zwischen zwey Mitlautern wird meistens verschluckt, so wie am Ende des Worts meist ausgelassen. En am Ende der Wörter lautet wie a, schreyen, wie schreya. N am Ende hat den Nasenton, wie im Französischen. Sonderbar ist die Bildung des Genitivs: statt „der Fuß der Gans" sagen die Baiern da Gans ihr Fuß, und so in allen Fällen. Den unbestimmten Artikel brauchen sie oft da, wo andere Deutschen keinen brauchen: z. B. gib ma a Wassa: gieb mir Wasser.

Daß dieses Idiotikon noch manches Zusatzes fähig ist, gesteht der Verf. selbst, und wirklich ist es nicht Eines Mannes Sache, hierin etwas ganz vollständiges zu liefern. So vermissen wir z. B. A für Ey, Abel, der Brand; ändich, mür-

mährisch; arschauz, Wiesel; Balken, Fensterladen; blanch, lüstern; Bries, eine Beule; dutschen, schlagen; enz, eine Art von Deichsel; fanschreln, waschen; fenzen, scherzen; Flecken, Kuchen; Fratz, in der Bedeutung von Bastart; Gerhab, Vormund; genden, rühmen; Glurren, große stiere Augen; Horgel, Kügelchen; klengen, hohlen; launern, zögern; Lusche, Hure; Marsch, großer Balken; neken, töden; gschupft, närrisch; tesseln, prügeln u. s. mehr andere.

Auch eine andere Unvollkommenheit dieses Idiotikons war für itzt, wo wir noch so wenig ähnliche Versuche haben, unvermeidlich: nämlich, daß manches Wort und manche Redensart mit unterläuft, die nicht wahre baierische Idiotismen sind, sondern auch noch in einer oder der andern deutschen Provinz, manche auch wohl in ganz Deutschland in der Sprache des gemeinen Lebens gewöhnlich sind. Nur einige Beyspiele. Aber für oder, ich aber du, ich oder du, ist auch in Sachsen und Thüringen ganz gebräuchlich. Abkappen, für, die Meynung derb sagen, abfahren lassen; ist in ganz Deutschland bekannt. Anführen, für betrügen; ärschlings für rückwärts, sich aufliegen, für wund liegen u. s. w.

Bisweilen, doch nicht immer, hat Hr. Z. die wahre oder wahrscheinliche Abstammung angegeben. Auch dünken uns seine Vermuthungen nicht immer ganz richtig. S' Halmel durchs Maul streicheln, erklärt Hr. Z. durch schmeicheln. Die eigentliche Bedeutung ist wohl einen pflegen, gütlich thun. Die Anspielung ist von der alten Gewohnheit hergenommen, gewisse Kuchen und Gerichte vermittelst einer Fruchtähre mit geschmolzner Butter zu überstreichen. — Der Katz d' Schellen anhängen, erklärt Hr. Z.: eine üble Nachricht hinterbringen. Allein die Bedeutung ist viel allgemeiner; man braucht sie von Personen, die sich bey schweren oder gefährlichen Unternehmungen vor den Riß stellen, und die Hauptschwierigkeiten aus dem Wege räumen sollen. Man sehe beym Lafontaine die 2te Fabel des 2ten Buchs. — Lueg, lueg! leitet Hr. Z. von dem englischen lo! her. Eher glauben wir, daß es von lugen, sehen, abstamme. Aber Faum oder Foam ist offenbar das englische *Foam*. — Fusel ist wohl nicht gleichbedeutend mit Brandewein; es bedeutet schwachen, schlechten, oder stinkenden Brandewein. —

Gohlicht ist wahrscheinlich so viel, als Zoblicht, corrupt aus gezogenem Lichte u. s. w.

Manche der hier gesammleten Idiotismen sind sehr naiv, bedeutend und charakteristisch. Abketzern heißt etwas in geschmolzener Butter rösten. Fratscheln, fragen. Herr fratschl mi, sagen die Bauernpursche in der Beichte zu dem Priester. — Einen hinbeten, einen Sterbenden vorbeten. — Schön und Stärk zahlen. Den ersten Sonntag nach der Fastnacht ist es gewöhnlich, daß die jungen Leute ihre Mädchen zum Meth führen, damit sie schön und stark bleiben u. s. w.

Die angehängten Volkslieder haben wir mit Vergnügen gelesen, so wenig wir sonst zu den Leuten gehören, die die Welt gern bereden möchten, „daß der Pöbel bessere Lieder habe, als verständige Leute." Sie sind sämmtlich sehr charakteristisch, einige sind recht naiv, andere haben eine angenehme Laune und Lustigkeit. Folgende vier Zeilen sind allerliebst. Sie enthalten eine Bitte um heitres, trocknes Wetter.

Regna, regna, Tropfa, (es regnet stark)
Wie schion blüeth da Hopfa!
Wie schion bluehts s' Himmelskraut! (der Klee)
Laiba Herr Gott, hör bald auf!

Pk.

Praktische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der deutschen Sprache, von den ältesten Zeiten bis ins vierzehnte Jahrhundert, in einer Folge von Probestücken aus dem Gothischen, Altfränkischen, oder Oberdeutschen, Niederdeutschen und Angelsächsischen, mit sprach-erläuternder Uebersetzung und Anmerkungen. Leipzig, bey Crusius. 1789. XVI. und 181 S. in groß 8.

In der sehr lesenswerthen Vorrede, die unsern ganzen Beyfall hat, sagt der Verf. daß die auf dem Titel angezeigte Probestücke I—X. aus dem von Eccard 1713. in Hannover

ver herausgegebenen Buche: Inverti monachi Waissenburgensis Catechesis Theotisca — seyen, das sich äußerst selten gemacht habe, und nicht nur in der Wolfenbüttelischen Bibliothek (wo die vom Herausgeber gebrauchte Handschrift aufbewahrt wird) sondern in der dortigen ganzen Gegend vergebens gesucht worden. Die XIte Nummer besteht aus einem Gelübde an den Wodan und der Unterwerfungsakte des sächsischen Heerführers Oddo an Karl den Großen, in altsächsischer Sprache, aus dem Rathhausarchiv zu Goslar, zwey interessanten Stücken — die XIIte Nummer aber enthält den 1—20sten Vers des 2ten Kapitels Lucä aus dem Ulphilas.

Die wörtliche Uebersetzung die jedem Probestück beygefügt ist, und bisweilen von einer freyern wesentlichen Uebersetzung begleitet wird, kann Lehrlingen dieser alten Dialekte sehr nützlich seyn. Oft scheint sie uns jedoch zu ängstlich wörtlich. Die Anmerkungen verrathen den gründlichen Kenner der alt-germanischen Sprache. Seine Wörtergenealogien sind fast alle richtig, und die Ahnen der Stammbäume, bis auf wenige, längst bewiesen. Indeß glauben wir doch, daß diese Anmerkungen hätten kürzer gefaßt werden können. Warum quälte sich der Verf. mit solchen Räthseln, wie das Wort Himmel ist, S. 29. vergeblich, ohne uns einen wahrscheinlichen Aufschluß darüber zu geben? — Wir würden auch die Sprachenvergleichung, in Ansehung des Wortes Vater entweder in einen Anhang verwiesen, oder aus dieser Schrift ganz weggelassen haben. Ein nacktes Verzeichniß von solchen Wörtern hat wenig Nutzen, zumal da sich nicht durchgängig für ihre Aechtheit bürgen läßt. Wenn es dagegen mit kritischen Noten von der Art wie die S. 27. oder jene in der Recension des Petersburgischen harmonischen Wörterbuchs LXXVIII. B. 2. St. dieser Bibliothek sind, versehen ist, hat es einen unstreitigen Werth, fodert aber eine eigene Abhandlung. Nach dem was wir von der Güte der spracherläuternden Anmerkungen des Verf. überhaupt gesagt haben, würde es unnöthig seyn ins Einzelne zu gehen. Die allenfallsige Irrthümer wird er im fernern Laufe seines Studiums schon selbst finden. Nur folgendes können wir nicht unbemerkt lassen: In der Herleitung des Wortes acust akust, S. 66. n. 53. irrt er sich. Da man auch unkust findet (s. Pez Glossar. ad Scriptor. Austriac. bey dem Worte acust);

geust); so ist das a ein a privativum und die Wurzel heißt kust, Tugend, Vortrefflichkeit, Vollkommenheit, Geschicklichkeit, (das Italiänische virtù) s. Oberlin Glossar. t. I. p. 850. Dort wird dieses kust mit Recht von kiesen hergeleitet, so wie Verlust vom alten verliesen stammt, das nachher in verlieren verwandelt wurde. Daß dieses kust ein Synonym von Chur und Chor sey, so wie köstlich und das alte churlich (Oberlin ebend. p. 847.) beydes auserwählt, vortrefflich, bedeutet, und wie costunga und chorunga Versuchung, einerley ist, könnten wir beweisen, wenn hier Raum dazu wäre. —

Zu merhuara S. 9. das der Verf. durch größere Hurerey übersetzt, merken wir an, daß im alten Kanzleystyl Ehebruch bisweilen Oberhurerey heißt. Mer; mär, mar, ein Oberer, davon maire.

S. 75. zu n. 2. gehört noch, daß man im Allemannischen birumes, birut für wir sind, ihr seyd, findet.

Das Mösogothische fan, der Herr, S. 147. ist ein Unding: denn Joh. Gordon, ein Rechtsgelehrter in Edinburgh, hat in seinen animadversionibus criticis ad Codicem argenteum bewiesen, daß dieses fan blos eine Abbreviatur von frauja, sey, das, wenn es eine göttliche Person bedeutet, in diesem Codex immer abgekürzt erscheinet, so wie auch Guth, Gott, und Iesus. S. die Büschingsche Ausgabe von Ihre scriptis versionem Ulphilanam et L. codicis argentei illustrantibus im Anhang p. 51 — 53. welches vortreffliche Buch der Verf. nicht zu kennen scheint, wenigstens nicht erwähnt. Auch hat er S. 150. das wahrscheinliche Alter der Ulphilanischen Uebersetzung, das Jahr 360. nach C. G. und das Knittelische Fragment der Epistel an die Römer anzuführen vergessen.

Wir wünschten freylich, daß der Verf. und die Probestücke nach chronologischer Ordnung gegeben hätte, da sich denn die Hauptveränderungen der deutschen Sprache desto besser daraus hätten wahrnehmen lassen: aber wir wissen wohl, welchen Schwierigkeiten es unterworfen ist, dergleichen Stücke, zumal die ältern, zu datiren. Vielleicht bringt es die Kritik künftig so weit, daß man es mit mehrerer Gewißheit kann.

Lw.

Del

Del buon gusto nella lingua italiana, lezioni adattate alle ore publiche del ducale collegio Carolino di Brunsvic, del Professore di detta lingua il Cav. Domenico da Gattinara etc. In Lipsia, appresso Schwickert. 1790. 101 pag. 8.

Dieses Werkchen ist in 16 Lektionen eingetheilt. In den 5 ersten redet der Verf. oder läßt andre von der Italiänischen Sprache überhaupt reden, von ihrem Ursprung, von dem Anfang ihrer Cultur, von ihrem goldenen Zeitalter und ihrem jetzigen Gehalt; setzt sie in Vergleichung mit andern alten und neuern Sprachen, und zieht daraus Folgen für ihre Schönheiten und den Werth, den sie in den Augen ihrer Kenner behalten müsse. Diese Einleitung vertritt zugleich die Stelle der Vorrede, steht aber an ihrem rechten Orte. Von der 4ten Lektion bis zur 15ten verbreitet sich der Discours über die Aussprache und die verschiedenen Theile der Rede, wie man sie gewöhnlich in Grammatiken findet, nur sind sie nicht in so förmliche Regeln gefaßt. Die 15te und 16te Lection handelt vom Syntax, der Rechtschreibung und Poesie, nebst andern dahin einschlagenden Bemerkungen. Aus den Worten des Titels: Adattate alle ore publiche — erkennt man die Bestimmung des Werkchens. Es soll ein Compendium der Italiänischen Sprache seyn, worüber der Verf. in seinen Lehrstunden lieset, und als Leitfaden für Lehrer und Erinnerungsmittel für Zuhörer ist es ganz das, was es seyn soll. Da es in Italiänischer Sprache geschrieben ist, so wird sich freylich ein Deutscher, der die Sprache noch nicht praktisch erlernt hat, von dem Theoretischen derselben und von der Verschiedenheit ihrer Natur von andern Sprachen, nicht durch eigenen Unterricht belehren können. Indessen, was es hierin an seiner Gemeinnützigkeit verliert, gewinnt es durch seine Brauchbarkeit bey denen wieder, die mit dem Praktischen der Sprache schon bekannt sind, oder darüber hören. Die Jugend, und solche, die keine Critiker in der Sprache werden, sondern solche mehr praktisch lernen wollen, führt ein solches Lesebuch, verbunden mit einer fleißigen leichten Lektüre, weit eher zu ihrem Zweck, als größere Werke, wo bey dem Anblick einer solchen Menge Regeln und Ausnah-

nahmen die Geduld des Lernenden oft so kleinmüthig wird, daß sie sich nicht getrauet, so vielen Schwierigkeiten gewachsen zu seyn; oder in Berechnung der Zeit und Kräfte, die zu ihrer Ueberwindung erfordert werden, ein zu merkliches Deficit für andere nothigere und nützlichere Wissenschaften bleibet, und daher in beyden Fällen der Vorsatz die Sprache zu erlernen aufgegeben wird.

Tf.

Handlungs- und Polizeywissenschaft.

Die von der Hauptritterschaftsdirektion des Chur- und Neumärkischen Creditwesens unter dem 4ten Junius 1788. ertheilte Superrevision der von der Uckermärkischen Ritterschaftsdirektion unterm 13ten May 1788. eingerichteten revidirten Taxe des Gutes Böckenberg, mit freymüthigen Erinnerungen und den Gründen begleitet, wornach die revidirte Taxe festzusetzen seyn würde, und der Beurtheilung aller Associirten und Gütherbesitzer in der Chur- und Neumark Brandenburg, so wie der Entscheidung des Engern Ausschusses, oder einer Generalversammlung, und dem Urtheil des ganzen unpartheyischen Publikums durch den Druck unterworfen von dem Besitzer. Berlin, bey Decker und Sohn. 1789.

Hr. Ritterschaftsrath von Arnim legt hier dem Publikum seine Beschwerden gegen die Superrevision der revidirten Taxe seiner Güter vor.

Diese Angelegenheit ist, insofern man es als eine Privatsache betrachtet, kein Gegenstand, welcher das gelehrte Publikum interessirt, wohl aber in so weit, als daraus erhellet, wie die Behandlung der Taxe bey einem Creditwerk auf das Wohl des Ganzen wirken kann. Recensent, ein der Brandenburgischen

schen Verfassung unkundiger Ausländer kann also nicht ausführlich seyn, auch sich in seinem Urtheil leicht irren.

Dies vorausgesetzt, so scheint es allerdings, nach der Darstellung des v. A. daß man bey der Superrevision bemüht gewesen ist, die Taxen herunter zu setzen, wenigstens der Maxime zu folgen, lieber den Werth der Güter zu gering zu bestimmen, als im Gegentheil zu fehlen. Diese Maxime sichert die Kapitalisten und ist unter gehöriger Mäßigung an und für sich untadelhaft; aber auch ohne Zweifel, daß eine Uebertreibung hierin sehr schädlich werden kann. v. A. sucht, wie es scheint, nicht ohne Grund eine Hauptursache des ehemaligen geringen Güterwerths in der älteren geringen Concurstaxe. Eine geringe Taxe kann nach Recens. Erachten bey kleinen Güthern und Güthersstücken so viel nicht schaden als bey großen; weil, wenn es zum öffentlichen Verkaufe kommt, die Concurrenz der Käufer bey kleinen Güthern eher zum wahren Werth hilft, als bey großen, und so erklärt sich wie das Niedrige der ältern Concurstaxe vornehmlich ansehnlichen Rittergütern schaden muß.

Alle wohl ausgedachte Creditanstalten befördern den allgemeinen Wohlstand und Reichthum, eben dieser hat aber auch unvermeidlich Luxus, Verschwendung und Armuth zu Kindern und Enkeln. Diese müssen freylich so viel möglich getilgt werden, aber mit großer Behutsamkeit: nicht der Waizen mit dem Unkraut ausgerauft, oder gar der Stamm beschädigt, statt einzelne Zweige wegzunehmen.

Es ist indessen dieses ein überaus allgemeiner menschlicher Fehler, besonders bey Polizey- und Finanzangelegenheiten, wobey sich gar zu leicht einzelne Uebel in solcher Größe vorstellen, auch wohl durch einseitige Deklamation noch über ihre wahre Größe erhoben werden, daß gerade der edeldenkende, gutmüthige Mann nur zu leicht zu irrigen Urtheilen und Verfahren verleitet wird. Eben die Kräfte welche der Verschwender verschleudert, thun in der Gewalt des betriebsamen nachdenkenden unternehmenden Mannes Wunder zum allgemeinen Besten. Ja das gemeine Wohl verliert mehr dabey, wenn ein beträchtliches Gut einen kargen, furchtsamen nichts wagenden Mann zum Besitzer hat, der höchstens alles läßt, wie er es gefunden hat, als wenn es ein Verschwender erhält, der kurze Arbeit macht, folglich davor sorgt, daß es bald unter die Pflege eines andern Eigenthümers oder Verwalters

weiters kommt, welcher sich dessen Erhaltung und Besserung mehr angelegen seyn läßt.

Würden nur auf die Hälfte des Güterwerths Pfandbriefe ertheilt, so ist doch wohl damit schon der Kapitalist zumalen bey der übrigen vortrefflichen Einrichtung der verschiedenen preußischen ritterschaftlichen Kreditverfassungen, genug gedeckt, folglich eine weit geringere Taxe von der Seite wenigstens überflüßig — zeigt sich aber nun noch überdem, daß der Güterbesitzer, wie hier v. A. die wichtigste Grundverbesserungen vorgenommen hat, da er z. B. 15000 Fuder Steine von den Feldern wegbringen ließ — da er den Mergel ohne sonderliche Kosten mit großer Wirkung anwandte — Wiesen und Huthungsplätze durch raden und abgraben ungemein verbesserte u. s. w.: so wäre es freylich überaus niederschlagend, wenn darauf (zumal im Fall, wie hier, wo der Besitzer durch eine außerordentliche Zusammentreffung mannichfaltiger Unfälle von Hagelschlag, Sturmwind, Schaafsterben u. s. w. genöthigt wurde eine Revision des Anschlags zu suchen, der ohnedem, so wie es Hr. v. A. vorstellt, ganz Anfangs nicht einmal durchaus richtig war) keine Rücksicht genommen werden wollte, oder wenn derselbe solche nicht eher zu erwarten hätte, bis er einen 6 oder 12jährigen Rechnungsdurchschnitt vom Erfolg der Verbesserungen vorzulegen im Stande wäre, die doch jeder Sachverständiger ohne Anstand so wird schätzen können, daß er dafür haften kann, der Erfolg werde die Taxe noch übersteigen.

Hat ein Gutsbesitzer bereits eine Zeit hindurch den Nutzen seiner Verbesserungen bezogen, dann findet er schon darin Unterstützung. Aber gerade in solchen Fällen, wo er durch Unfälle unterbrochen wird, leistet eine Creditanstalt eine dem Staat am meisten interessirende herrliche Wirkung. Die angefangene Verbesserungen werden erhalten und fortgesetzt, statt im Gegentheil sie sonst stocken, ja wohl gar der alte Werth des Guts heruntersinken würde. Andere welche gleiche Absichten haben, werden dazu ermuntert, und so die Kräfte des Staats unaufhaltlich in sich selbst vermehrt, indem der Natur eine Eroberung nach der andern abgewonnen wird. Wenn nicht ganz besondere Umstände vorhanden sind, wird diese Schrift ohne Zweifel den vermuthlich verwaltenden Misverstand heben, und der Verf. seine Absicht noch er-

reichen, welches Recensent diesem edlen Manne herzlich wünscht.

Ls.

Das Buch für die Handlung oder neue Sammlung von Aufsätzen zur Aufklärung der Handelswissenschaft, Waaren- und Wechselkunde, wie auch des Münzwesens und der Handelsusagen überhaupt. Frankfurt und Leipzig, bey Mezler, 1789. 460 S. 8.

Wir müßten uns sehr irren, wenn dies nicht abermal eine Compilation aus der fruchtbaren Feder des Hrn. Schedel wäre. Es sieht seinen andern Sammlungen so ähnlich als ein Ey dem andern; ja noch mehr. Der 8te Aufsatz: Verfahrungsart bey Speculationen auf Waaren, die einer von auswärts kommen lassen will, findet sich in dem 2ten Quartal von Schedels neuem allgemeinen Journal für die Handlung: da beyde Bücher in der Ostermesse 1789. herausgekommen sind, so können sie einander nicht ausgeschrieben haben. Auch der 5te und 7te Aufsatz sind eben so wörtliche Uebersetzungen aus dem Emeugon als Hr S. sie zu machen pflegt. Die besten Aufsätze sind die Nachrichten von dem Handel in Bretagne und Normandie; die mit den von S. gelieferten Nachrichten von dem Handel in Languedock, und der Stadt Rochelle einen Verfasser zu haben scheinen — und der Beytrag zur Kenntniß des Handels von Schweden. Der Aufsatz über den Handel in Norden von Europa, ist an sich nicht übel, aber mehr für Frankreich als für die deutschen Seestädte bearbeitet. Die übrigen Aufsätze sind unbedeutend. Am Schluß des Buchs steht: die Fortsetzung künftig; folglich, wenn der Verleger seine Rechnung dabey findet, so erscheint ein zweyter Band. Ueberhaupt ist dies Werk nicht besser und nicht schlechter als Hrn. Schedels Produkte.

Kb.

Philosophische Aphorismen über die Staatswirthschaft von Josias Ludewig Gosch. Kopenhagen, bey Proft. 1789. 141 S. 8.

Die Fehler, welche alle bisherigen Schriften dieses Verf. an sich tragen, trifft man auch bey dieser an, und besonders zeigt sich die hohe Meynung, welche er von seinen eigenen Kenntnissen hegt, in der Vorrede so stark, daß man würklich Mühe hat, sich des Unwillens zu enthalten. Bescheidenheit ziert Jedermann, besonders einen jungen Schriftsteller, der sich noch keine ausgezeichneten Verdienste um den Staat oder die gelehrte Welt erworben hat. Pralereyen aber, wie sie die Vorrede dieser Schrift enthält, nehmen jeden Leser gegen den Schriftsteller ein. „Das Verhältniß," so lautet der Anfang der Vorrede, „in welches der Staat „mich gegen sich gesetzt hat, erlaubt mir nicht, das System „der Cameralwissenschaften, wozu ich im vorigen Jahre den „Plan verfertigt habe, ganz und nach der vorgesetzten Ord„nung auszuarbeiten. Auch ist meine Gesundheit nur schwach. „Eine zu anhaltende und einförmige Beschäfftigung würde „mich vielleicht früh dem Grabe zuführen. Und dann sich „aufzuopfern, ohne — doch weg mit diesen unangenehmen „Betrachtungen. Ich arbeite nicht für mich: sondern für „die Welt; und habe ich Kummer, wie ich ihn denn freylich „habe, so ist die Veranlassung dazu nicht meine Sache, son„dern die Sache der Welt, die Sache des Vaterlandes." Das heißt doch wirklich sehr stolz gesprochen, besonders wenn man erwägt, daß der Plan des Verf. (wie auch einer unserer Collegen Band LXXXIV. S. 244. ff. bemerkt hat,) für einen Menschen gar nicht ausführbar, und viel zu groß angelegt war. Ferner sagt der Verf. in der Vorrede: „er habe „das große Feld des menschlichen Wissens vor einigen Jahren „einmal ganz durchstreift, um sich die Gegenden aufzusuchen, „wo die Arbeiten am nöthigsten wären." Wer das große Feld des menschlichen Wissens kennt, wird über den Streifzug, auf dem der Verf. gleich entdecken konnte, wo die Arbeiten am nöthigsten wären, lächeln müssen. Es kommen noch mehrere Stellen hier und in der Folge vor, welche die Eitelkeit des Verf. verrathen; aber wir wollen sie übergehen, und hoffen, daß er sich vor solchen Auswüchsen künftig, zu seinem eigenen Vortheile, hüten werde.

Der Verf. hat sich vorgenommen, nach und nach einzelne Theile seines Plans auszuarbeiten. Dieser Vorsatz ist sehr gut, und er wird demselben eher gewachsen seyn, als der Ausführung des ganzen ungeheuern Plans, wenn er nur nicht zu eilfertig zu Werke geht, und seine Vorgänger mit Sorgfalt und Unpartheylichkeit prüft. Er macht hier mit den ersten Grundsätzen der Staatswirthschaft den Anfang, welche das Wesentliche von dem enthalten, was er in dem Plan über diese Wissenschaft gesagt hatte. Wir sind dadurch im Ganzen genommen in einer guten Meynung von den Kenntnissen des Verf. bestärkt worden. Einige Anmerkungen, welche uns beym Durchlesen derselben eingefallen sind, wollen wir kürzlich berühren. Der Verf. macht neue Benennungen und Eintheilungen der Wissenschaften, welche nicht erforderlich sind, und von denen man den Nutzen nicht absehen kann. Er sollte lieber beym Alten, wo dieses gut ist, stehen bleiben, und nicht allenthalben reformiren wollen, um zu blenden. Man wird in dieser kleinen Schrift unzählige Beweise davon finden, und kann zur Probe nur einmal S. 2 ff. lesen. Ferner sind die Erklärungen des Verf. sehr dunkel und unverständlich, und er mischt ohne Noth fremde Wörter ein; z. B. Produktive arbeiten nennen wir äußern „Stoffen solche Veränderungen geben, daß sie eine ihnen eine „Weile inhärirende Fähigkeit erhalten, überhaupt oder in „einem höhern Grade, immediat oder mediat zu unserer Glück„seligkeit beyzutragen.“ Welche Definition! — Was der Verf. S. 111. ff. in einer Anmerkung über die neue Holsteinische Münze sagt, ist längst auch von Andern in ihren Untersuchungen darüber bemerkt worden, wenn er sich gleich das Ansehen giebt, als ob das nicht geschehen sey. — Uebrigens ist hier kein Raum, die Grundsätze des Verf. zu prüfen. Sie sind im Ganzen genommen recht gut, nur wäre an vielen Orten mehrere Deutlichkeit zu wünschen. Der Verf. hätte diese manchmal schon dadurch erreichen können, daß er mit ein paar Worten Beyspiele angeführt hätte. Oft sind es auch blos Druckfehler, welche den Sinn verstellen. Die hinten angezeigten Druckfehler sind die kleinste Zahl von denen, welche man hier antrifft.

Zr.

Wasserpolizey für Länder, zur Minderung der Schäden des Eisganges und der Ueberschwemmungen, wie auch zur Wasserbenutzung. Von D. Carl Gottlob Rößig, Professor zu Leipzig; in der Müllerschen Buchhandlung daselbst. 1789. 12½ Bogen in 8.

Sowohl für das Studium als die Anwendung der Staatswissenschaften ist es sehr hülfreich, wenn die einzelnen Felder ihres weitläuftigen Gebiets getrennt von einander angebauet werden. Neuen Gewinn bringt es daher, daß der Wasserpolizey ein eignes Werk von dem Verf. gewidmet worden. Es zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste derselben handelt von der Abwendung der Schäden, welche die Gewässer in einem Staate anrichten können, und geben deren Capitel folgende Inhaltsanzeigen. I. Ueber die Wasserpolizey überhaupt. II. Von den Schäden der stehenden Gewässer. III. Wasserpolizey in Ansehung sumpfiger Gegenden. IV. Von den Anstalten der Polizey zur möglichen Verminderung der Schäden, welche der Schnee verursachen kann. V. Möglichkeit der Eispolizeyanstalten. VI. Von den Polizeyanstalten gegen Ueberschwemmungen. VII. Von der Damm- und Uferpolizey. VIII. Von den Rettungsanstalten. Die zweyte Abtheilung von den Anstalten zur Benutzung der Gewässer zum gemeinen Besten, hat noch ein abgesondertes zweytes Capitel mit der Ueberschrift, von Benutzung der Landesgewässer zur nähern und genauern Verbindung des Landes im Großen.

Von einem solchen Werke gleich bey seinem Erscheinen gänzliche Erschöpfung der Materie verlangen zu wollen, wäre unbillig. Was wir demnach hier anmerken, dessen erwähnen wir bloß in der Hoffnung, den Verf. und andere, die sich mit ähnlicher Arbeit abgeben, auf mehrere Vollkommenheit aufmerksam zu machen.

Unter den Verordnungen, welche das Teichwesen angehen, sind die zum Theil schon sehr alten Teichgesetze in den verschiedenen Provinzen der Hannöverschen Churlande nicht mit angeführt worden. S. 114. werden die Ufererhöhungen zu allgemein anempfohlen. Sie können theils nachtheilig werden, wenn die Ueberschwemmung einen fruchtbaren Schlick

auf

auf die Felder absetzet, und man den Fluß so einteichet, daß er sich nicht mehr jährlich ergießet, oder aber, falls das Flußbette zu sehr beweget wird, hernach etwa Versandungen entstehen, und der zeitige Abfluß des sogenannten Qualm oder des Stauwassers, durch die Erhöhung des Stroms verhindert wird. In verschiedenen Elbgegenden klagt man über dergleichen Folgen des zu stark und zu nahe beteichten Flusses.

Im VII. Capitel wird des wichtigen Unterschieds zwischen Winter- und Sommerteichen gar nicht gedacht. Auch ist es ein zu unbestimmter Ausdruck, wenn es daselbst heißt, daß die Stromgegenden die Kosten der Unterhaltung der Teiche und Dämme tragen müßten. Es können große Unbilligkeiten daraus entstehen, wenn kostbare Dämme an gefährlichen Stellen des Flusses nur allein von denen unterhalten werden müssen, deren Ländereyen unmittelbar ans Wasser stoßen, ohnerachtet weit entfernte mit dadurch geschützet werden. Rec. kennt sehr drückende Fälle dieser Art. Außer denen, welche Besitzungen und Eigenthum an den Strömen haben, müssen billig die Zehnt- und Weideberechtigten zu den Unterhaltungskosten mit beytragen, wenn sie gleich entfernt vom Ufer wohnen. Hingegen möchten wohl andere unansäßige Einwohner nur in Fällen der äußersten Noth des Durchbruchs herbeyzuziehen seyn, nicht aber zu einer Teichbesserung, welche auf künftige Zeiten geht, und ihnen sobald sie die Gegend verlassen, weiter keinen Nutzen schaffet. Erstere übergeht der Verf. ganz, und letzteren legt er unbedingte Dienstleistungen, bey Unterhaltung der Teiche auf.

Die Vertheilung der Ufer und Dämme an einzelne Dorfschaften, welche der Verf. anräth, oder gar, wie es in einigen Gegenden üblich ist, an einzelne Ländereybesitzer, kann sehr nachtheilige Folgen haben. Oft macht Zeit und Zufall die Unterhaltung einzelner Stücke vor anderen sehr kostbar, und werden alsdann gar leicht die Beschwerden der Erhaltung unter den Uferinteressenten höchst ungleich vertheilt. Besser scheint es zu seyn, wenn ganze Distrikte in einen Teichband gebracht, und alle Angesessene und Berechtigte des Distrikts, nach Verhältniß der Besitzung und Berechtigungen, zu den Kosten der Teiche, ohne Rücksicht, ob gefährliche oder gute Teiche an ihre Ländereyen stoßen, beytragen müssen.

Die Heiligkeit der außerhalb den Teichen befindlichen Dammerde, deren der Verf. nicht gedenkt, verdient gleichfalls die Aufmerksamkeit der Polizeyaufsicht.

Von dem Schlachtwesen, oder solchen Werken, welche entweder gegen Uferabbrüche, oder der Schiffahrt wegen, tief hineingehend in die Ströme gelegt werden, findet man keine umständliche Ausführung. Dennoch aber erfordern diese Werke, welche von den Teichen ganz verschieden sind, eine vorsichtige Polizeydirektion, da es nothwendig ist, zu bestimmen, wo und wie sie angelegt werden dürfen oder müssen, und wer für ihre Unterhaltung zu stehen verpflichtet sey.

Bey dem, was von den Schöpfmühlen gesagt worden, vermisset Recens. den sehr nützlichen Gebrauch der Archimedischen Schraube.

Nebst den schon gedachten, hätten, seiner Meynung nach, auch noch nachstehende Artikel mit zu Gegenständen der Wasserpolizey gehört. Die Abwendung der Gefahren für das menschliche Leben bey dem Uebersegeln in Schiffen, dem Baden, dem unzeitigen Eislaufen; die Rettungsanstalten für Ertrunkene und Bergung der Ladung gestrandeter Schiffe; die nöthigen Vorschriften wegen des Uebersetzens von einem Ufer zum andern, auf Schiffbrücken, fliegenden Brücken, Fähren, Evere und sonstigen Fahrzeugen; Warnungszeichen zur Sicherheit der Schiffahrt an gefährlichen Orten; Vorschriften wegen Oeffnung der Mühlenschleusen bey steigendem Wasser; Einrichtung der Flachsröthen, um zu verhüten, daß solche weder den Fischereyen, noch auch anderen Bestimmungen des vorüberfließenden Wassers nachtheilig werden; Vorschriften gegen das unzeitige Fischen und den Gebrauch schädlicher Geräthschaften.

Wie bereits gesagt worden, so bemerken wir jedoch dieses alles nicht um zu tadeln, welches in einigen Punkten, selbst des beschränkten Titels wegen, unzuläßig seyn würde; sondern bloß in der Absicht, damit das nützliche Werk, welches bey verschiedenen Artikeln sehr gut ausgearbeitet worden, dereinst mehrere Vollständigkeit erhalten möge, wozu wohl eine zahlreiche Sammlung, der über solche Gegenstände in mehreren Ländern erlassenen Verordnungen, die besten Materialien liefern würde.

Hb.

Vermischte Nachrichten.

Türkische Briefe, über politische und religiöse Angelegenheiten der christlichen Regentenhöfe und Nationen. Erster Theil. Gotha, in der Ettingerischen Buchhandlung. 1790. 295 S. 8.

Diese Schrift ist eine neue Bearbeitung des so bekannten Espion Turc, wovon schon im Jahr 1744. die funfzehnte Ausgabe in 7 Theilen unter folgendem Titel erschien: L'Espion Turc dans les Cours des Princes Chrétiens, ou lettres et memoires d'un Envoyé secret de la Porte dans les cours de l'Europe etc. Londres, avec des Figures. 12. Mit welchem allgemeinen Beyfall dies Werk aufgenommen worden, beweisen die wiederholten Auflagen. Die erste Auflage war sehr verstümmelt, indem man verschiedene Briefe, welche die damalige Politik zu frey fand, unterdrückte; allein in den folgenden Ausgaben sind sie wieder in ihre Stücken eingerückt worden. Das Original hat unstreitig seinen entschiedenen Werth, und ist noch jetzt eine sehr unterhaltende und belehrende Lektüre. Denn es enthält interessante Anekdoten aus der Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, vermischt mit einer Menge politischer und moralischer Bemerkungen, die einen grossen Beobachtungsgeist verrathen, und den Leser Blicke in manche Staatsgeheimnisse jener Zeiten thun lassen. Freylich urtheilt der Verf oft sehr frey, sonderlich in religiösen Materien, und entscheidet nach den Grundsätzen der damaligen Cartesianischen Philosophie. Wenn man aber auf der einen Seite bedenkt, daß damals diese Philosophie die herrschende war, und vorzüglich in Frankreich viele Verehrer fand; — und auf der andern Seite, daß der Verf. seinen angenommenen Charakter als Türk getreu bleiben mußte: so wird man manches Urtheil weder auffallend, noch zu frey finden. Seine oft bittern Spöttereyen treffen auch nicht sowohl die christliche Religion, als vielmehr die Misbräuche der römischen Kirche. — So viel von dem Original! Wir gehen zu der vorliegenden Uebersetzung über, oder vielmehr zu der freyen Bearbeitung des in dem Espion Turc vorgefundnen

Stoffs, für das Bedürfniß unserer Zeiten. Der deutsche Herausgeber versichert, daß er diesen Stoff nur mit Auswahl benutzt, und demselben vieles aus eignen Mitteln hinzugefügt habe, und daß daher mehrere dieser Briefe ganz Original seyn sollen. Da Rec. die französische Ausgabe nicht zur Hand hat, so kann er nicht entscheiden, was dem französischen Autor, oder dem deutschen Bearbeiter gehört. Er scheint sich wenigstens so glücklich in den Geist des Franzosen hinein gedacht zu haben, daß man seine Zusätze nicht merken würde, wenn nicht Anspielungen auf ganz neuere Vorfälle, Meynungen, Irrthümer, Schwärmereyen, die jüngere Hand verriethen. Gern stimmt Rec. dem bey, was er zum Lobe des türkischen Briefstellers sagt; denn es kommt nicht nur mit seiner eignen Ueberzeugung überein, sondern hat auch das Urtheil der vorzüglichsten Kunstrichter der französischen Nation vor sich, die längst eben so urtheilten. Es sollen noch ein oder zwey Theile dieser Briefe folgen, die gewiß, wenn sie diesem ersten ähnlich sind, mit Dank und Beyfall von dem Publikum werden aufgenommen werden. Voran steht eine Einleitung, die den Leser mit der politisch-geographischen Gestalt und Lage von Europa in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts bekannt macht, und die man nothwendig erst lesen muß, wenn man diese Briefe ganz verstehen will. — Zum Beweis unsers Urtheils sowohl in Ansehung der französischen Urschrift, als dieser deutschen Bearbeitung, wollen wir einige Stücken ausheben. S. 20. wird die Polemik also beschrieben: „Sie, (die Jesuiten) sollen sogar eine eigene Wissenschaft haben, in welcher zu dieser zeitlichen Kriegskunst, oder Klopffechterey, wie man es lieber nennen möchte, ausdrücklich Anleitung gegeben wird. Sie nennen das die Polemik; und was das wunderlichste dabey ist, so lernen sie aus dieser Polemik sich selbst unter einander bekriegen.“ Sehr wahr! S. 30. „Schatzgräberey und Goldmacherey sind dermalen unter den Christen sehr gangbare Künste. Der Teufel, ein wahrer Tausendkünstler, welcher dabey gewöhnlich die Hauptrolle spielt, vermag gleichwohl, mit aller seiner Kunst, nicht, die brodlosen Künstler für den Bettelstab zu schützen, an welchen sie gewöhnlich gerathen.“ — Dies gilt auch noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Die Anekdote von einem protestantischen Bauer bey dem Genuß des Abendmals S. 62 — 63. hätte wohl unerzählt bleiben können. Sie hat ganz das Ansehn einer Vademecumsgeschichte

schichte, und gehört gewiß nicht dem französischen Verfasser, sondern dem deutschen Herausgeber, zu. Auch was S. 30. über die Stelle: Gott ist ein eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern u. s. w. gesagt wird, hätte füglich wegbleiben können. — S. 123. wird aus einem Schreiben des Pabstes an den König von Frankreich Ludwig XIII. folgendes angeführet: „Wisset, daß ihr uns, so wie in geistlichen, also auch in weltlichen Dingen, unterworfen seyd, und daß wir alle diejenigen für Ketzer erklären, die anders denken.“ Der König antwortete ihm darauf folgendes: Eure päbstliche Albernheit soll wissen, daß wir, in Ansehung weltlicher Dinge keinem Menschen unterworfen sind, und daß wir alle diejenigen für Stocknarren erklären, die anders denken.“ Mit diesem Bescheid ließ der König die päbstlichen Gesandten zum Lande hinaus transportiren. — S. 171. berechnet der türkische Briefsteller den geistlichen Staat in Frankreich folgendergestalt: 12 Erzbisthümer, 104 Bisthümer, 14233 Klöster, 1450 Abteyen, 259 Seminarien des Malteserritterordens, 27400 Parochialkirchen, 540 Hospitäler, 9000 Privatkapellen. Auf alle diese Institute rechnet man 226000 Mönche und 130000 Weltgeistliche! — Der siebenzigste und einige folgende Briefe enthalten einen Auszug der berühmten Satyre des Pallavicino wider den römisch päbstlichen Hof, welche unter dem Titel erschien: Il divorzio celeste, cagionato dalle dissolutezze della sposa romana, und viel Aufsehen machte. Allein Pallavicino mußte für seine beißende Spottschrift mit dem Leben büßen. Man lockte ihn von Venedig nach Avignon, wo er unter dem Hohngelächter seiner Feinde, öffentlich enthauptet wurde. Wir würden noch manches anführen, wenn wir nicht fürchteten, für ein ausländisches Produkt zu weitläuftig zu werden. Das Angeführte ist hoffentlich genug, um die Leser zu reizen, ein Buch in die Hand zu nehmen, das von mehreren Seiten unterhaltend ist, und schon längst in der Urschrift geschätzt wurde.

Lm.

Antipandora, oder angenehme und nützliche Unterhaltungen: ein Lesebuch zur Tilgung des Aberglaubens, und Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse

aus allen Theilen der Wissenschaften herausgegeben, von J. A. Donndorff, Fürstl. Quedlinb. Stifts-Pröbsteyrath u. s. w. Dritter Band. Erfurt, bey Keyser. 1789. 652 S. 8.

Absicht und Plan dieses gemeinnützigen Werks sind bekannt. Der Verf. selbst giebt es für kein System der Gelehrsamkeit aus; sondern seine Absicht ist, Unstudirten aus allen Theilen der Wissenschaften, besonders aus der Naturlehre, die sein eigentliches Fach ist, entweder das Nützlichste bekannt zu machen, oder das Schwerste auf eine leichte und faßliche Art zu erklären, worin er wirklich ein gutes Talent besitzt, und durch beydes bey dem Layen dem Aberglauben entgegen zu arbeiten. Dieß muß man nicht vergessen, wenn man billig urtheilen will, und Recensent ist überzeugt, daß ihm das letztere, den Aberglauben zu entwaffnen, besonders geglückt sey.

Er hat diesen dritten Theil, wie die vorigen, in einige Kapitel eingetheilt, deren Inhalt wir um des Lesers willen vorgesetzt wünschten. Es kommen hier vor:

1) Physikalische Merkwürdigkeiten. Ist Deutschlands Klima jetzt kälter oder wärmer, als ehedem? Warum sich Spinneweben, und andere leichte Sachen beym (warmen) Ofen bewegen. Warum manche Thüren zur Winterszeit und bey feuchter Witterung so schwer auf- und zugehen? Statt dieses Stücks hätten wir ein interessanteres gewählt. Die Antwort liegt schon in dem Prädikat: feuchte Witterung. — Warum sieht ein Betrunkener doppelt? Dünste und Ausdünstung. Nutzen des Staubregens. Ausdehnende Gewalt des gefrierenden Wassers. Was ist die sogenannte Gänsehaut am Körper? Newtons Berechnung über den Kometen 1680. Merkwürdige Beyspiele vom Druck der Luft. Warum läuft Wein und Bier, aus einem unten angebohrten, und oben fest verschlossenem Faße nicht heraus? Wie geht es zu, daß man etwas vor den Augen zu sehen glaubt, was nicht da ist? Vom Nebel, Thau und Reif. Witterungskunde der Thiere. Zeichen bevorstehender Witterung am Feuer, Lichtern u. s. w. Merkwürdige Beyspiele von Selbstentzündungen. Es giebt noch merkwürdigere, als die hier angeführten, z. B. das auf der rußischen Flotte, und von gedörrter Kleye, die den kranken Kühen umgeschla-

gen

gen wird. — Warum läuft eine gelößte Kanone zurück? Warum wird eine aufs Wasser geschoßene Flintenkugel vom Wasser platt gedrückt? Warum ist der Athem beym Blasen kalt, und beym Hauchen warm? Erklärung einiger mechanischen Werkzeuge, als Springbrunnen, Feuerspritzen, Windbüchsen, Blasebälge, Schudebrunnen u. s. w. aus der Federkraft und dem Druck der Luft. Ein sehr gemeinnütziges Stück! Vom Singen der Theekessel. Warum giebt ein kupferner Kessel öfters im Kochen einen Ton von sich? Warum gehen die Windmühlen bey regnichtem Wetter geschwinder, als bey heiterem?

Es hat uns besonders gefallen, daß der Verf. hierbey immer auf die neuesten Erfahrungen Rücksicht genommen, und in den Anmerkungen die Kunstwörter erklärt hat.

2) **Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte.** Das Merkwürdigste aus der Naturgeschichte der Fische. Was man in den kostbarsten Werken mühsam zusammensuchen muß, findet man hier in bündiger Kürze gut gesagt, sogar einen Auszug aus dem vortrefflichen **Monroischen** Werke. An Fleiß im Prüfen und Vergleichen hat es der Verf. nicht fehlen lassen. — Vom Kameel und Dromedar. Etwas zur Naturgeschichte des Schweins. Vom Sekretärvogel. Von der Wanderung der Vögel, wobey aber manches zu erinnern wäre. S. 153. Ob nicht viele Vögel bey uns gegenwärtig sind, deren Ankunft wir uns in gewissen Jahreszeiten nur vorstellen? als Schnepfen, Blutfinken, Krametsvögel, u. s. w. Von den letztern, als bloßen Strichvögeln, ist es bekannt, daß sie zwar einen Zug machen, aber in den dicken Wäldern zurückbleiben, allein Schnepfen und Wachteln sind wahre Zugvögel, und gehen in andere Länder, wie die Erfahrung und ihr Fang in Italien beweißt, wenn sie aus Afrika zurück kommen. Die Lerchen ziehen gar nicht weg; sondern zerstreuen sich nur. Wie oft trifft man sie im Winter bey hohem Schnee an den Wellerwänden und Zäunen an? S. 157. **Krametsvögel, welche niemals bey uns hecken.** — Rec. weiß in verschiedenen Gärten seiner Gegend einige Paare, die alle Jahr zurückbleiben, und hecken. Allerley merkwürdiges vom Bär. Vom Bienenverräther kukuk. Das Allgemeine aus der Naturgeschichte der Bienen. Ein sehr gutes Stück! Vom Quecksilber. Vom Pfeffer.

3) **Merkwürdige Erfindungen.**

4) Technologie von einigen Kunstsachen, als Karten, Kämmen, Schroot, Siegellack, Tobackspfeifen, Darmsaiten, Stecknadeln, Papier, Schachteln, u. s. w. Eins der brauchbarsten Stücke, woraus auch der Gelehrte manches lernen kann.

5) Geographische Merkwürdigkeiten. Alles in einer bündigen Kürze und guten Schreibart zusammengetragen. Hieraus lassen sich keine Auszüge machen; sondern wir empfehlen es zum Nachlesen.

6) Anhang einiger ökonomischen Merkwürdigkeiten. Sehr brauchbar, besonders S. 529. Mittel wider die Wanzen. —

Hinten ein sehr vollständiges und brauchbares Register, welches bey der Mannichfaltigkeit der Sachen unentbehrlich war. Schade, daß das Buch durch so viele, obgleich angezeigte Druckfehler, entstellt ist.

Fm.

Natur, Menschenleben und Vorsehung für allerley Leser, von J. A. E. Goeze. Zweyter Band. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1789. 658 S. 8.

Mit demselben Vergnügen, mit welchem wir den erstern Theil dieses durchaus nützlichen Buchs angezeigt haben, zeigen wir auch diesen zweyten Theil an. Der Verf. hat ihn mit gleichem Endzwecke vor Augen, dem Verstande und der Sittlichkeit des größern Theils der Menschen eine gleich gute Richtung und Festigkeit zu geben, ausgearbeitet, und Materie und Behandlung und Vortrag für diesen Endzweck zu treffen gewußt. Man würde den Unterricht des Verf., besonders wenn er sich über alltägliche Dinge ausbreitet, aus einem ganz falschen Lichte beurtheilen müssen, wenn man ihn nicht durchaus als eigentlichen Volksunterricht ansehen wollte. Dieser ist er auch sowohl von seiner belehrenden als unterhaltenden Seite so ganz, daß man den verschiedenen Klassen vom Mittelstande, die noch einer Belehrung aus Büchern fähig sind, kein besseres Buch als dieses empfehlen kann. Alle diesen Ständen für ihre häusliche Glückseeligkeit und innere Seelenruhe oft so nachtheilige und doch veraltete Vorur-

theile ganz auszurot.en und den Menschen dargegen mit den reichen wohlthätigen oft verborgenen Schätzen und Wundern der Natur, ihn mit den Wegen der allgütigen für die Glückseeligkeit eines jeden einzelnen Wesens in der Schöpfung wirksamen Vorsehung bekannt zu machen — das ist die edle Absicht des Verf., für die ihn jeder verständige Leser seinen Dank zollen wird. Auch Männer, die mit den Ideen des Verf. schon vertraut sind, und die Natur mit ihm zu gleichem Endzwecke zu studieren, und für sich und den Mitmenschen zu gebrauchen suchen, werden das Buch mit Vergnügen lesen. Der Verf. ist, wie bekannt, einer der seltenen Männer, der die Natur mit dem sorgfältigsten unverdrossensten Fleiße, mit der pünktlichsten Genauigkeit ausforscht, und mit diesem Fleiße, mit dieser Genauigkeit die ganze litterarische Kenntniß verbindet, die zu dem gewissen Gange dieses Studiums nothwendig ist. Wenn er also auch bloßen Volks- und Menschenunterricht ertheilen will, so streut er doch oft ganz neue oder noch nicht so bekannte Untersuchungen und Bemerkungen ein, die sogar für den gelehrten Naturkenner Belehrung werden müssen. Sehr unterrichtend und mit dem, dem Verf. eignen beobachtenden Geiste, auseinander gesetzt sind die Merkwürdigkeiten an den Haus- und Feldgrillen, die Beobachtungen über die Naturgeschichte der Mandelkrähe, über den Bau der Kniescheibe eines Wasserkäfers, und über die Sägefliege. Viele besondere Bemerkungen aus diesem Theile auszuziehen, erlauben die Grenzen unserer Bibliothek nicht; hier also nur einige wenige, die theils die eigentliche, und theils die ökonomische Naturgeschichte angehen. Als sichere und von dem Verf. selbst bewährt gefundene Mittel, die Wanzen zu vertilgen, wird eine Mixtur von 1 Theil Scheidewasser, 1 Theil Vitriolwasser, und 1 Theil frische Rindergalle, oder auch eine Mischung vom Fischthran und ungelöschten Kalk, jenen für 2 Gr. und diesen für 6 Pf. empfohlen. Beyde Mittel tödten die Wanzen und ihre Eyerbrut, wenn die Bretter, Wände und Ritzen mit demselben wiederholt bestrichen werden. Eine artige Beobachtung des Verf. ist der fliegende Regenbogen. Er entdeckte ihn mit seinen Kindern auf einem Spaziergange den 12. Sept. 1788. — Die Lufterscheinung von einer Säule der kleinen schwarzen Hügelameisen, die hier zu ihrer Begattung zusammengekommen waren, und den schönsten Regenbogen bildeten. — Ein Indier hatte eine Klapperschlange so zahm gemacht, daß er

sie stets in einer Schachtel bey sich trug; an einem Tage im Oktober setzte er sie mit dem Befehle in Freyheit, daß sie an einem gewissen Tage im May wieder in ihre Schachtel zurückkehren sollte, und sie that es auf den Tag. — Der V. bringt wieder ein entscheidendes Beyspiel bey, daß der Kukuk seine Eyer durch andre Vögel ausbrüten lasse. Ein Müller fand einen jungen Kukuk mit fünf jungen Grasmücken in dem Neste der letztern. Die Naturgeschichte der Mandelkrähe wird den Liebhabern der Naturgeschichte sehr willkommen seyn. Ihr Futter sind Waldbeeren und Würmer, ihre Nester von Halmen, Moos und andern Materialien aufgebauet, ihre Eyer ganz weiß. Ein junges Weibchen legt bis 7, und ein altes bis 3 Eyer. Sonderbar ist es, daß sie durch nichts zahm zu machen und aufzubringen sind. N. 71. macht der Verf. ein von einem Bauer mitgetheiltes Mittel gegen den Brandschaden bekannt, das er in einem Falle, wo die gekochte blaue Stärke nicht ausheilen wollte, durchaus bewährt gefunden hat Es ist weißer weicher Hünerkoth, in ungesalzener Butter so gebraten, daß er nur einmal aufkocht, ihn dann durch ein leinenes Tuch zu einer weichen Salbe gedrückt, und mit dieser den Brandschaden bestrichen. In zwey Tagen war der Schaden, von welchem der Verf. spricht, durch diese Salbe völlig geheilt. — Für die Schätzung des Menschen nach seinem eigentlichen Werthe, ihn von jeder Seite betrachtet, nachdem die eine oder die andere durch Gewohnheit und Bildung das Uebergewicht gewonnen hat, hat der Verf sehr belehrende Anekdoten aus der Menschengeschichte gewählt, deren Lektüre den verschiedenen Gattungen von Lesern sogar Unterhaltung gewähren wird.

Km.

Patriotisches Archiv für Deutschland. Neunter Band. Mannheim und Leipzig, bey Schwan und Götz. 1788. 556 S. 8.

Auch dieser Band enthält, wie die vorigen Bände, den Geist und das Herz unterrichtende, für den deutschen Patrioten interessante, mit Moserischer Wahrheitsliebe theils niedergeschriebene, theils commentirte Aufsätze. 1) Deutscher Fürsten Muster, Christoph, Herzog zu Würtemberg, aus

aus der Leichenrede des Hofpredigers Bidenbach 1570. ein Denkmal, das schon deshalb der Erneuerung würdig war, weil man es allen deutschen Fürsten aus gleichem Verdienste wünschen möchte. Dabey liefert Hr. v. M. 1) Herzog Christophs Instruktion für den Hof- und Lehrmeister seines Sohns, Herz. Ludwigs 1562. Instruktionen dieser Art aus einem Zeitalter, wo Deutschland an ächtdeutschen, biederen an Geist und Leib starken Fürsten und Männern nicht so ganz arm war, sind für unsre Zeiten, in welchen man entweder in dem Kapitel der Verzärtelung oder der Abhärtung zu irren pflegt, sehr lehrreich. Der Hofmeister, heißt es in derselben, soll die Knaben, (die Edelknaben) mit Ruotten streichen, wenn sie nicht gehorchen wollen, der Präceptor auch den Prinzen (im 9ten Jahre) streichen, wenn es von nöthen, der Hofmeister den Prinzen bey den Bueben nie allein lassen, ihn anfachen lassen; zu fechten, und andere Kurzweil zu treiben, mit Lauffen im Garten, zimblichen Springen, stainwerfen, ihn nicht zu warm mit Einbrennung der Stuben halten. Gesalzene Fische werden verbothen, auch alles hitzige Gewürz, grob Rind- und Schweinfleisch, Sauerkraut, Erbsen und Linsen, hingegen Gemüß, junges Fleisch, Federwildpret, Vögel, grüne Kräuter, gekochte Rüben, empfohlen, und zum Morgen, über Tisch, und zum Abendmahl das gewöhnlich Becherlin Wein angemischet — lauter Vorschriften, die der gesunden Vernunft so angemessen sind, als es die Erziehungsvorschriften unsrer neueren Zeiten immer seyn möchten. 2) Briefwechsel zwischen Herzog Christophen und Landgrafen Philippen zu Hessen, die Erziehung der Hessischen Prinzen an des Herzogs Hof betreffend 1560. und 1561. unterhaltend und für die Denkungsart, den Charakter beyder Fürsten und die damals an dem Hofe eines Jeden herrschenden Sitten charakteristisch. II. Ungedrucktes und unterdrücktes merkwürdiges Testament Friedrich Wilhelms des Großen, Churfürst zu Brandenburg vom 20sten Merz 1688. aus einer Archivalabschrift; eigentlich das dritte Testament dieses großen Churfürsten, wie Hr. v. M. ganz richtig bemerkt, eine sonderbare Mischung von Stolz und Demuth, von hohem Selbstgefühl und tiefer Unterwerfung unter Gott und Hinweisung alles Eigenruhms auf ihn und seine allgewaltige seegnende Hand, seltsam, weil es bis über die Erlöschung des ganzen Brandenburgischen Stammes hinaus

aus verordnet, und das Herzogthum Preußen für das Haus Oesterreich aussetzt, das um dieser und vieler andrer Ursachen willen nicht gehalten werden konnte. Aber wie Hr. von Moser die bey diesem Testamente geäußerte Bemerkung, daß Dorothea, die zweyte Gemalin dieses Churfürsten, einen Theil ihres Geistes ihren Nachkommen hinterlassen, die sich aufs Erwerben und Haben immer gut verstanden, nach der Wahrheit und aus der Geschichte beweisen will, das überlassen wir ihm. III. Der Fürst zwischen seinem Hofprediger und Cabinetsjuden. Ein Vorstellungsschreiben des Lucas Osianders des Aeltern an Herz. Friedrich von Würtemberg, vom 13ten Merz 1598. wegen der aufgenommenen Juden, mit der eigenhändigen Antwort des Herzogs und der bald darauf übergebenen Vorstellung der Landschaft. Osiander mußte seine Stelle und das Land verlassen, wurde aber bald wieder mit Ehren zurückgerufen. IV. Cabinetsjustiz Herzog Friederichs von Würtemberg in Enthauptung ohne Urtheil und Recht Jacobs von Gültlingen, wegen eines an Conr. von Degenfeld aus Unvorsichtigkeit begangenen Mordes, v. J. 1600. aus Archivalabschriften. V. Die Schmieralien; Auszug des an Herzog Joh. Friedr. v. Würtemberg von dem größern Ausschuß der Landschaft erstatteten Berichts, des Herzogthums hochbeschwerlichen Zustand — die eingerissenen Bestechungen — betreffend, den 29sten Merz 1628. — VI. Beytrag zur Geistes- und Lebensgeschichte Georg Bernhard Bilfingers, geb. den 23sten Jan. 1693. gest. den 18ten Febr. 1750.; dieses großen Mannes würdig! Glück und Unglück wirkten auf Bilfingers Ausbildung und Erhebung mit gleich gutem Erfolg. Er wollte in der erstern Jugend ein Drechsler werden, und blieb als Schüler und Student so lange faul und unthätig, bis er die Mathematik und die Wolfische Philosophie kennen lernte. Diese gab seinem Geiste Thätigkeit und Anstrengung, und erweckte die ganze Selbstkraft derselben. Durch Vorschub einiger Freunde konnte er nach Halle reisen und Wolfen selbst hören, kam von da als Professor nach Tübingen zurück, nahm aber nicht lange darauf aus Desperation, weil er in Tübingen keine Zuhörer hatte, den Ruf nach Petersburg an. Die Reise nach Petersburg kostete ihm den Verlust aller seiner Bücher, ein neuer Wink für ihn, daß er die Kraft seines Kopfs desto mehr auffordern müsse. Die Zeitungen verbreiteten, als seine Preisschrift über die

Schwere

Schwere der Körper zu Paris gekrönt wurde, seinen Ruhm bis zu seinem Landesherrn, dem Herz. Eberhard Ludwig; der Erfolg war, daß er ihm die bald darauf erledigte theologische Lehrstelle in Tübingen antrug, die Bilfinger auch annahm. Sein Nachfolger, der Herzog Carl Alexander schätzte Bilfingern noch höher, und wurde von einer Unterredung mit demselben so entzückt, daß er ihn mit nach Hohentwiel nahm, sich da seines Raths über die Befestigungswerke bediente, und ihn auf der Stelle zu seinem Geheimenrath erklärte. Der neue Geheimerath schämte sich nicht, zwey Jahre zu einem Freunde in die Schule zu gehen, um sich die nöthige Landeskenntniß zu erwerben. Das Vertrauen seines Fürsten blieb freylich nicht dasselbe, sobald die Epoche des Juden Süß angieng, aber Bilfinger blieb während derselben eben der Mann für seinen Landesherrn, und sein Vaterland ließ sich durch keine Anschläge bewegen, auf die Seite des Cabinetsjuden zu treten, und blieb bis an den Tod des Herzogs der rechtschaffene Mann. VII. Urtheil in Sachen des K. Preuß Fisci gegen den Königl. Geh. Rath und Requetenmeister von Hamrath, geschöpft von der Juristen-Fakultät zu Rostock den 13ten Nov. 1708. Der Urtheilsverfasser, der bekannte D. Schoepfer, wird hier nach allen seinen Schurkenseiten geschildert. Der Hr. v. M. kennt, wie er schreibt, noch einen solchen Bösewicht, den er aber erst nach dem Tode desselben schildern will. VIII. kommen endlich die Kabinetsstücke, die freylich nicht alle vollwichtige Münze sind, aber doch ihren Werth haben.

Er.

Ueber J. J. Rousseaus Charakter und dessen Schriften. Verschiedene Briefe verfaßt von der Frau von Stael (Tochter des Herrn Necker.) Nebst einem Schreiben der Frau Gräfin Alexandrine de Vassy Girardin, über Rousseaus Todesart und der Antwort der Frau von Stael. Leipzig, bey Kummer. 1789. 7 Bogen in 8.

Rousseaus Schriften und Charakter sind schon seit langer Zeit ein Modethema der Scribenten in Frankreich, besonders

der herrschenden Parthey der Encyklopädisten und der hohen Geistlichkeit und ihrer Gegner. Jedoch ist bey der großen Menge von Brochüren noch keine Schrift erschienen, worin die Werke dieses berühmten Philosophen nach ihrem wahren Werth geschätzt, der Einfluß desselben auf seine Nation und sein Charakter mit historischer Treue und mit psychologischer Genauigkeit bestimmt und entwickelt worden wären. Der Geist und der Charakter dieses seltsamen Mannes haben gewisse starkhervorgehende Züge, die auch dem gemeinern Auge nicht leicht entwischen, und nicht unbemerkt geblieben sind. Dabey hat man es aber größtentheils bewenden lassen. Ueber die Moralität des Charakters dieses außerordentlichen Mannes läßt sich viel sagen. Er scheint durch einige neuere Anekdoten, die in den französischen Journalen hin und wieder vorkommen, eher gelitten als gewonnen zu haben; indessen läßt sich doch gewiß auch viel zu seiner Entschuldigung sagen; besonders wegen seiner Offenherzigkeit. — Die gegenwärtigen Briefe der Frau von Stael sind im Tone einer hin und wieder declamatorischen Lobschrift abgefaßt; dem Rec. gefielen die Stellen am besten, wo sie die Empfindungen und Gedanken, die Rousseaus Werke in ihr erweckt und hervorgebracht haben, unbefangen und ungeschminkt erzählet. Im letzten Briefe steht die merkwürdige Nachricht, daß Rousseau sein Leben selbst freywillig geendigt habe, wogegen aber die Frau Gräfin von Vassy in dem angehängten Schreiben mit allerhand Gründen feyerlich protestirt. Der Frau von Stael Antwort auf dieses Schreiben läßt die Leser im Zweifel, was sie von der Sache halten sollen. Die Uebersetzung ist lesbar.

Qk.

Essays on Physiognomy; for the Promotion of the Knowledge and the Love of Mankind. Written in the german Language by *I. C. Lavater*, and translated into English by *Thomas Holcroft*. London, printed for Robinson. 1789. III Bände, in gr. 8v. mit 360 Kupfern.

Diese

Diese engländische Ausgabe ist eigentlich eine Uebersetzung des Auszugs aus der Lavaterschen Physiognomik, den Herr Armbruster herausgab. Einige Bildnisse findet man hier, die weder in den beyden deutschen noch in der französischen Ausgabe befindlich sind.

Gz.

Freymüthige Bemerkungen über Hindernisse der Volksglückseligkeit in Rücksicht auf Religions- und Sittenverbesserung von J. Gottf. Kessel, Diaconus in Sonnenfeld. Hildburgshausen, bey Hänisch. 1789. 20 Bog. 8.

Der Verf. bedient sich der Kraftsprache, wo ihn ruhige kalte Ueberlegung hätte leiten sollen. Wir wollen es ihm zwar nicht absprechen, daß er viele wahre und dreist genug gesagte Wahrheiten auch vorgetragen habe, aber es ist doch unangenehm, die weise Regel zu wenig beobachtet zu finden: ne quid nimis. Er übertreibt offenbar das Elend der großen Klasse, welches aus der Religion desselben entstände. Man muß ja doch auch, wenn man darüber absprechen will, das in Rechnung bringen, daß der große Haufen mehr nach moralischem Gefühle, und der Gewohnheit, wie sie die Erziehung desselben herbeyführte, handelt, als daß sich seine theoretischen Irrthümer stets in den Handlungen offenbareten. Viele Irrthümer liegen todt und unfruchtbar in der Seele. Auch muß man allerdings einen großen Unterschied gestatten zwischen schädlichen und unschädlichen Irrthümern.

Doch eine Probe von der Schreibart des Verf. S. 6. „Kann sich der Niedrige in seinem dunkeln wüsteliegenden ungebesserten Zustande seines Geistes zu der Höhe hinaufschwingen, daß er seinen Rang unter den vielen Millionen Geschöpfen fühle — kann man ihm die Kunst lehren, unter die Bitterkeiten des Lebens die Süßigkeit, den Trank himmlischer Wahrheiten zu mischen?

Kr.

Sechzig eröffnete Werkstätte der gemeinnützigsten Künste und Handwerke, für junge Leute, zur Auswahl ihres künftigen Nahrungsstandes. Mit sechzig Kupferstichen. Wien, bey von Kurzbeck. 1789. 283 S. 4.

Der Titel sagt alles was das Buch enthält; nur das sagt er nicht, daß die Beschreibung der darin vorkommenden Künste und Handwerke so elend gerathen ist, daß es jungen Leuten sehr schwer werden muß, eine bestimmte Wahl darnach zu treffen. Der größeste Werth des Buchs bestehet allenfalls darin, daß es Kindern von der zartesten Jugend, beym Durchblättern zum Zeitvertreib gereichen kann. Kupfer, Lettern und Papier sind dem Inhalte angemessen. Mancher Artikel ist in Fragen und Antworten eingekleidet, und auch zuweilen ein erbauliches Reimchen angebracht: z. B. S. 142. beym Bierbrauer:

Den Ochsen giebt das Wasser Kraft;
Den Musen Bier und Rebensaft:
Drum Brüder trinket Bier und Wein,
Wer möchte wohl ein Rindvieh seyn. (!!)

Au.

Angenehme Beschäfftigungen zur vernünftigen Unterhaltung im Hause und in Gesellschaften, oder Etwas das die Sinne reizt, und auch das Herz rührt. Berlin und Stralsund, bey Lange. 1789. 134 Seiten in 8.

Wieder eine Compilation, wie wir sie schon in so zahlreicher Menge haben, und deren eigentlichen Zweck und Nutzen Rec. gar nicht einsieht, da sie ohne allen Geschmack und ohne alle Auswahl zusammengetragen ist. Soll sie für Erwachsene seyn, wie doch wohl der Titel vermuthen läßt, so ist unmöglich zu begreifen, wie diesen das 1 mal 1 und einige kleine Erzählungen aus Weißens und Salzmanns Kinderschriften, wie auch einige andere Aufsätze frommen sollen. Ist sie aber für Kinder bestimmt, so muß der Sammler gar keine Begriffe

von

von dem haben, was die Herzen der Kinder bilden und verbessern kann, denn wie kämen sonst so manche Zweydeutigkeiten und armselige Witzeleyen, wie z. B. im Räthsel oder Fragespiel 22. XXX. 38. 39. 45. 61. 64. 73. LXXX. 84. 88. 106: unter den Gesundheiten: 9. 10. 11. 12. 16. die Erzählung von Langbein: das Kleinod, das Gespräch zwischen einem versoffenen Schuhflicker und seiner Frau, u. a. dergl. hieher! Mit einem Worte, ein sonderbareres Gemisch von Aufsätzen, als diese Bogen enthalten, kann es fast nicht geben; Gutes und Schlechtes, Zweckmäßiges und Unzweckmäßiges ist bunt durch einander gemengt, und unter folgende drey Rubriken gebracht: Beschäfftigungen mit Gott; Unterhaltung in Gesellschaften; Beschäfftigungen mit lieben Kindern.

Aw.

Satyren eines Kapuziners über sein Zeitalter. Vor seinem Eintritt in den Orden niedergeschrieben. Wörtlich abgedruckt. Wien. 1789.

Man braucht wenig Divinationsvermögen, um nach diesem Titel wenig gutes zu vermuthen. In der That ist es auch ein elendes Gemisch von faden und plumpen Erzählungen und Schilderungen. Freylich scheint der Verf. die rühmliche Absicht zu haben, die in der katholischen Welt noch herrschenden Albernheiten im Denken und Handeln zu rügen. Aber dies ist auch alles, was sich zu seiner Entschuldigung sagen läßt. Desto weniger läßt es sich begreifen, wie er dies Geschwätz Satyren nennen konnte. Es fehlt ihnen nicht nur an Witz und Schönheit, sondern auch sogar an Ordnung und Verstande. Der Verf. besitzt weder die Kunst anziehende Geschichten zu wählen, noch zu erfinden, noch auch sie interessant zu erzählen. Dagegen wimmelt es überall von logischen und grammatischen Fehlern. Das gute Vorurtheil, welches manche ausgekramte Sprüche aus dem Horaz und sogar Persius erregen könnten, verschwindet sogleich wieder, wenn man Statt Clavides hier Olivates, oder auch des Tullus: o Zeiten, o Sitten! oder die einem podagrischen Geistlichen in einem Briefe zugesandte poetische Lehre liest:

Schinken, Sauerkraut, Bier und Wein,
Pensten Sausack schließ ich ein.
Will dir heute recipiren;
Weil dein Leib auf Krücken geht,
Dein Gebein gebrechlich steht,
Will dir ferner ordiniren:
Nimm sechs Quentchen Weisheit ein,
Dann wirst du gesünder seyn.

Man könnte fragen, ob der Verf. diese vorgeschriebene Medicin auch selbst mache, oder zu Hause habe, und dann wär es doch unverantwortlich, wenn er sie nicht zuerst selbst einnähme. Wir empfehlen ihm aus dem Horaz, welchen er doch zu kennen scheint, jenen Spruch, Statt eines öftern Stoßgebets zu gebrauchen: Pinguescant mihi omnia, praeter ingenium. Kurz, so wenig Müh das Werkchen dem Verf. gekostet haben mag, eben so wenig macht es seinem Rec. er darf nur erklären: es liegt außer dem Gebiete der Kritik.

F.l.

Sendschreiben an den Herrn Ritter von Zimmermann, seine Schrift über Friedrich den Großen betreffend. 1788. 2 Bog. 8.

Diese kleine Schrift, die, wie der Verf. sagt, in der That keine Schmeicheleyen, aber auch keine Unhöflichkeiten, sondern heilsame Ermahnungen und fruchtbare Wahrheiten enthält, ist ein neuer Beweis, daß die Schrift des Hrn. Ritters von Zimmermann über Friedrich den Großen bey denkenden deutschen Männern nicht vortheilhafte Sensation erregt habe. Der Verf. ist nicht ungerecht gegen die wirklichen Verdienste des Hrn. Ritters, er erkennt sie, und versichert am Ende, daß er ein aufrichtiger Verehrer derselben zu seyn, nie aufgehört habe, und nie aufhören werde; aber er rügt doch, ohne sich Unbescheidenheit schuldig zu machen, mit vieler Energie die Eitelkeit und die beleidigenden Ausfälle auf Andere, wovon man nicht nur in der Schrift über Friedrich den Großen, sondern auch in andern Schriften des Hrn. v. Z. so viele Beyspiele findet. Um dieses unser allgemeines Urtheil zu belegen, und eine Probe von dem Tone zu geben, welcher in dieser kleinen Schrift herrscht, wollen wir einiges abschrei-

abschreiben. S. 22. ff. heißt es: „Schön ist ihr Betragen „gegen Sellen; lobenswürdig der Muth und die Theilnehmung, „womit Sie den trotzigen Unwillen des Königs besänftigten; „edel und groß die Herzhaftigkeit, mit der Sie eine wohlthä„tige Revolution der Feldlazarethe zum Besten der preußischen „Armee zu bewirken suchten; rührend und edel die Dankes„ergüßung gegen Meckel. Aber Sie verderben eine gute „Sache sogleich wieder, wenn Sie alsbald an das Schreyen, „Bellen, Lügen, Schänden und Verläumden Ihrer ver„meintlichen Widersacher denken, und sich mit den „„recht „„amüsanten Momusgesichtern neidischer und boshafter Men„„schen““ abgeben mögen. Zwar belästigen Sie, wie Sie „sagen, mit dem, was Sie angehe, mündlich keinen Men„schen, Sie glauben aber, daß manche junge, sanfte, gute, „fromme, bildsame, auf den Wegen der bösen Welt noch un„erfahrne Seele, die auch nur die allergeringste Neigung zu „dem abscheulichen Laster des Neides habe, wenn sie dieses „lese, gewiß den Neid bis auf den letzten Keim in sich er„drücken werde. Wie durch diese Schrifft in jungen Seelen „der Neid ausgerottet werden könne, ist mir und vielen An„dern unbegreiflich, dagegen aber sehr begreiflich, daß durch „dieselbe eben in diese junge bildsame Seele der Saame des „Unmuths, der Eitelkeit und der Neigung, Andere zu belei„digen und zu verachten, gepflanzt werden könne, und bey„nahe müsse. Es wäre nicht übel, wenn Sie sich bey Schul„meistern (eine Anspielung auf die Benennung, die Hr. v. Z. den verdienstvollen Hottinger beygelegt hat) „erkundigten, „was dergleichen Aeußerungen der Selbstsucht und der Ge„ringschätzung Anderer für Wirkung auf die liebe Jugend zu „machen pflegen.“ Und S. 10. „Lassen Sie sich doch die „triviale Bemerkung ins Ohr und Herz gesagt seyn, daß „die Klage über viele Feinde, welche Sie so oft wieder„holen, das Zeichen einer kleinen Seele, oder eines gespann„ten Unterleibs und bösen Magens, oder eines gern beleidi„genden Gemüths ist.“ Der Rec. glaubt die gelindeste Vermuthung wählen zu müssen, indem er dafür hält, diese Klage die in des Hrn. Ritters Z. Schriften so sehr auffällt, sey blos ein Zeichen eines gespannten Unterleibes, und er könnte durch dienliche Resolventia und Evacuantia sich viel Unmuth, und seinen Lesern viel unnütze Zeilen, die er ihnen zu lesen giebt, sparen.

Bm.

Iohannis Henrici Heinrichs Commentatio de luxu, num et quatenus secundum religionis christianae praecepta licitus sit an illicitus. Goettingae, typis Dieterich. Fol. 8½ Bogen in 4.

Die Unschädlichkeit des Luxus unsers Zeitalters und dessen zweyseitiger Einfluß auf den Staat, die Handlung und die Sitten, von Christian Gottlob Grundler, Kaufmann in Berlin. Daselbst, bey Maurer. 1789. 6 Bög. 8.

Philosophisch-politischer Versuch über den Luxus. Aus dem Französischen des Abbee Pluquet. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1789. in 8v. Erster Theil. 20 Bogen. Zweyter Theil. 18½ Bogen.

Die große Verschiedenheit der Meynungen über den Luxus, liegt nicht bloß am Mangel gleichstimmender Begriffe, sondern rührt mit davon her, daß die Folgen des Luxus im gewöhnlichen Verstande des Worts, objektivisch und subjektivisch betrachtet, auf unzählbare Art unter sich abweichen. Allgemein die guten und bösen Wirkungen desselben anzugeben hält nicht schwer. Sobald man aber Anwendung auf einzelne Fälle macht, können beyde, ein Vertheidiger und Ankläger des Luxus, Recht haben, wenn sie nicht auf völlig gleiche Umstände ihr Augenmerk richten.

Ein ganz specieller Gesichtspunkt liegt in erstgedachter Abhandlung zum Grunde, den ihr Titel bezeichnet. Sie beantwortet eine Aufgabe der theologischen Facultät zu Göttingen, und ist von derselben am 4ten Jun. 1788. bey der an diesem Tage gewöhnlichen akademischen Preisaustheilung gekrönt worden.

Um zur Auflösung der vorgelegten Frage zu kommen, ob nach den Vorschriften der christlichen Religion, der Luxus erlaubt sey oder nicht? bestimmt der Verf. den Begriff davon, durch einen großen Aufwand auf solche Dinge, welche die

Sinne

Sinne vergnügen und nicht zum Nothwendigen gehören. Etwas Schwankendes hat zwar diese Definition noch, jedoch ohne Nachtheil, sobald man einen schädlichen und unschädlichen Luxus einräumt. Hierauf sind die Entstehungsgründe des Luxus, seine guten und bösen Folgen, in Rücksicht des Universums, einzelner Staaten und Menschen auseinander gesetzet, dann aber werden die Regeln der Zuläßigkeit und Unstatthaftigkeit des Luxus, nach den Grundsätzen der Religion, dem Exempel ihres Stifters und Aussprüchen der Bibel gezeigt. Den Beschluß machen Grundlinien zu einer pragmatischen Geschichte des Luxus.

Das Resultat der Untersuchung bringt den guten Gebrauch des Luxus mit der Religion in Uebereinstimmung, nicht aber den Misbrauch und dessen böse Folgen.

In der Ausführung hievon hat der Verf. eine wohlgewählte Ordnung beobachtet, eigenes Nachdenken, viele Belesenheit und selbst Kenntnisse solcher Schriftsteller bewiesen, welche die Materie in der hier ganz übergangenen Beziehung auf den Staat abhandlen.

Nach dem Zwecke der Schrift, hätte bey dem Exempel Christi noch wohl mit angeführet werden können, daß zufolge der Erzählung Joh. Cap. 19. v. 23. und 24. der Rock, den Christus getragen, von mehr als gewöhnlichem Werthe gewesen zu seyn scheine.

In der zweyten Abhandlung bemühet sich Hr. Gründler zu zeigen, daß der Luxus nie üble Folgen aus sich selbst hervorbringe, sondern wenn dergleichen entstehen, solche von Fehlern der Regierung herrühren. Für diese Absicht war es nun freylich eine sehr brauchbare, sonst aber doch wohl zu weit ausgedehnte Definition, wenn hier unter dem Luxus, die Anwendung der Reichthümer und der Gewerbe zum Vergnügen verstanden wird. Nach der Meynung des Verf. hätten die Staaten des Alterthums, deren Verfall man dem Luxus zuschreibt, auch ohne diesen, bey ihrer damaligen Verfassung untergehen müssen. Gesetzt aber, daß es hiermit seine Richtigkeit habe, war dann nicht die Verfassung selbst mit Folge des Luxus? Würde Habsucht, Despotie, und Unterdrückungsgeist, wohl in den Zeiten ihrer anfänglichen Frugalität, bis zu der nachherigen Verderblichkeit empor gekommen seyn? Wahr ist es indessen, daß die Regierung,

ohne unmittelbar den Luxus anzugreifen, vieles dazu beytragen kann, ihn nützlich und unschädlich zu machen, obgleich es ihr wohl unmöglich seyn möchte, alle Nachtheile desselben zu verhüten. Warum aber gerade der Luxus unsers Zeitalters für unschädlich gehalten werden könne, darüber giebt der V. dieser mit vieler historischer Kenntniß bearbeiteten Schrift keine bestimmte Auflösung, wie man doch aus dem Titel wohl hätte erwarten sollen.

Das dritte Werk bestreitet vom Anfange bis zu Ende den Luxus unter der Vorstellung:

> daß es der Gebrauch von Dingen sey, welche angenehme Rührungen, die der Mensch zu seinem Wohlseyn sich nöthig gemacht hat, hervorbringen, ungeachtet den Naturgesetzen zufolge, ein solcher Gebrauch und die daher entspringenden angenehmen Eindrücke weder nöthig, noch nützlich für Leben und Gesundheit, und es eben so wenig zur menschlichen Glückseligkeit sind.

Zur genaueren Bestimmung dieses Begriffs, setzt der V. noch hinzu, daß der Gebrauch jener Dinge nur dann erst Luxus werde, „wenn der Mensch davon seine Glückseligkeit abhängen läßt.“ Derjenige Mensch hat keinen Luxus, welcher von dem Ueberflusse seines Zeitalters Gebrauch macht, ohne darin seine Glückseligkeit zu suchen, wenn er diesen Dingen entsagen könnte, ohne seine Glückseligkeit dadurch zu verlieren, wenn er niemals etwas Uebels thut, um sich dergleichen Dinge zu verschaffen.

Dieser Begriff, der manches unbestimmte enthält, von der Seite des genießenden Subjekts zu weit, in Betracht des zum Genusse dienenden Objekts aber zu enge ist, erleichtert indessen mehr, als jeder andere, die Ausführung einer unbedingten Schädlichkeit des Luxus.

Zuerst betrachtet der Verf. den Luxus in dem einzelnen Menschen, dann in den bürgerlichen Gesellschaften, und beschließt endlich mit der Untersuchung, ob es möglich sey, ihn zu unterdrücken, und durch welche Mittel.

So viel übertriebenes der Verf. in Darstellung des Luxus, mit gründlichen gut durchdachten Wahrheiten vermischet: so ausschweifend ist auch seine Meynung von den Vortheilen der gänzlichen Vertilgung des Luxus, und von der Möglichkeit,

keit, solche zu bewerkstelligen. Er geht dabey von den Sätzen aus — „es giebt keinen Gegenstand des Luxus, dessen man „nicht bey öfteren Gebrauche überdrüßig werde, — ohnmög„lich kann man der Meynung seyn, daß die Eindrücke der „Gegenstände des Luxus, den Menschen unwiderstehlich fort„reißen." Und doch gehört es zu seinem Begriffe des Luxus, daß der Mensch seine Glückseligkeit davon abhängen lasse, doch findet man fast bey allen cultivirten Nationen der Welt, ja selbst bey den mehrsten wilden Völkern, eine gewisse nie ganz auszulöschende Neigung zum Luxus. In einem eben so falschen Lichte, als man hier wahrnimmt, beurtheilt der Verf. auch die Folgen des aufzuhebenden Luxus, wenn er meynt, die Arbeiten, welche sich mit Luxuswaaren beschäfftigten, könnten hernach besser bey dem Ackerbaue angesetzet werden. Würde nicht nothwendig die Cultur des Erdbodens weniger Hände, als vorher, erfordern, wenn die Millionen von Menschen, die gegenwärtig Luxuswaaren verfertigen, mit den Millionen, welche durch diese wieder unterhalten werden, ihren Erwerb verlieren, keine Früchte des Ackerbaues mehr bezahlen könnten? Eine Möglichkeit gäbe es indessen vielleicht doch, jene Idee dadurch auszuführen, daß man die vielen, wegen Mangel an Nachfrage der erzielten Produkte, unbestellt liegenbleibende Ländereyen an die brodlos gewordenen Manufakturisten, Fabrikanten und Künstler zum Unterhalte vertheilte. Aber wer sich nach dem traurigen Zustande sehnt, der unvermeidlich daraus entsteht, wenn der Mensch, gleich dem Thiere, weiter nichts verzehrt, als was auf dem Distrikte seiner Weide die freygebige Natur, und eigener Dünger hervorbringt, der wird nie fähig seyn, Menschenglück zu erhöhen.

So lange es indessen unwiderleglich gewiß bleibt, daß ein übertriebener Luxus sehr nachtheilige Folgen hat, und nach Beschaffenheit der Umstände, selbst ein mäßiger Luxus schädlich werden kann; so lange macht es auch eine völlig entschiedene Wahrheit aus, daß Unterricht, Erziehung und Beyspiel der Großen, welche der Verf. zur Vertilgung des Luxus empfiehlt, die fast einzig wirksamen Mittel sind, ihm Einhalt zu thun, und sehr wünschenswerth wäre es, daß überall, wo ein schädlicher Luxus herrscht, die Großen der Erde die Stelle aus dem Montagne fleißig lesen und beherzigen möchten, womit der Verf. sein Werk beschließt.

Die

Die Uebersetzung ist gut gerathen; ob sie ganz getreu sey, kann Rec., weil ihm das Original mangelt, nicht beurtheilen. Einige Weglassungen, die der Uebersetzer, seinem eigenen Anführen nach, sich erlaubt hat, sind, wie es scheint, völlig statthaft. Der hinzugefügten Anmerkungen kommen nur wenige vor, und sind solche von keiner erheblichen Bedeutung.

Gk.

Ueber die Freyheit den geprüften Gefühlen seines Herzens zu folgen. Eine Schutzschrift für die Jugend. Memmingen, bey Seyler. 1789. 9½ Bogen in 8.

So wichtig auch der Verf. seinen abgehandelten Gegenstand zu machen sucht, so viel Mühe er sich geben mag, witzig und anscheinend philosophisch zu schreiben, so muß Rec. doch gestehn, daß diese 9½ Bogen ihm viel Langeweile gemacht haben, und er sich vergeblich bemüht hat, der Sache das Interesse abzugewinnen, welches der Verf. ihr zu geben sucht. Es belohnt nicht die Mühe, und würde viel zu weitläuftig werden, unsre Leser mit dem ganzen Buche bekannt zu machen. Wir wollen sie also nur versichern, daß die unverheyrathete Jugend, für welche diese Schutzschrift bestimmt ist, das Büchelchen schwerlich bis zu Ende durchlesen, und es immer bey dem Alten bleiben wird. Das nicht einmal gerechnet, daß jeder Jüngling, und jedes Mädchen, wenn sie gegen den Willen ihrer Eltern und Vormünder heyrathen, immer vorgeben werden, ihre Herzensgefühle geprüft zu haben, daß folglich dieser Ausdruck (mit dem Verf. zu reden) sehr weitwendig ist: so wird es doch so bleiben, wie es war und ist, wenn unsre jetzige bürgerliche Verfassung nicht aufgehoben wird. So lange diese feststeht, würden die aufgestellten Grundsätze unsers Verf. wenn sie befolgt würden, viel Unordnung und Verwirrung verursachen. So geschroben die Philosophie ist, so geschroben ist auch die Sprache. Der Verf. schreibt beständig: Stritt, Hauptstritt, Strittfrage, statt Streit, Hauptstreit, Streitfrage, und S. 4. heißt es von Rousseau: Er habe die Befugnisse der armen Kindheit ins Freye durchgerettet. Solche possenhafte Affektationen

tionen gehören doch wohl unter die größten Armseligkeiten eines Büchermachers, der sich gern stark und witzig ausdrücken will, sich aber bey allen verständigen Lesern lächerlich macht.

K.

Der Tannenbauer, eine wahre Geschichte, von ihm selbst beschrieben. Mit einem Titelkupfer. Frankfurt und Leipzig, auf Kosten des Verfassers, 1789. 18 Bog. 8.

Der Verf. dieser Schrift liefert hier seine eigene Lebensgeschichte. Er hatte einige Scenen aus seiner Lebensgeschichte in der zu Stuttgart seit dem August 1788. herauskommenden Wochenschrift, der Beobachter, eingerückt, und diese wurden von einigen Lesern jener Wochenschrift so gut aufgenommen, daß sich der Verf. entschloß, seine ganze Lebensgeschichte drucken zu lassen. Ob nun gleich der Gang dieser Lebensgeschichte so ziemlich der gewöhnliche Lebensgang der meisten Menschen ist, so finden sich doch für den Menschenbeobachter viele Scenen darin, die ihm Stoff zum Nachdenken über die Schicksale der Menschen, und über die Entwickelung und Ausbildung ihrer Charaktere, darbieten. Da der Verf. in der Vorrede um gütige Nachsicht bittet, wenn etwa Darstellung und Schreibart in seiner Lebensgeschichte nicht ganz den ästhetischen Grundsätzen gemäß seyn sollten, weil er kein Schriftsteller von Profession sey, und diese Lebensgeschichte nur auf Veranlassung seiner Freunde habe drucken lassen: so wollen wir die so häufig vorkommende Provinzialismen nicht besonders rügen.

Anekdoten-Encyklopädie. Leipzig, bey Heinsius, 1789. 25 Bog. 8.

Es ist dies eine Sammlung von 463 Anekdoten, wobey dem Verf. kein anderes Verdienst, als das des Abschreibens zukömmt; und weil nicht einmal die Gewährsmänner, aus welchen diese verschiedenartige Dinge abgeschrieben wurden,

genennt

genennt sind, so hat diese Sammlung auch nicht den geringsten litterarischen Werth. Der Herausgeber, Fleischer, *A. M.* versichert zwar in dem kurzen Vorbericht, daß in dieser Sammlung „viele ganz neue und vortreffliche Gedanken und Bemerkungen vorkommen, die dem Hrn. Sammler ganz allein zugehören, und von seinen aufgeklärten Einsichten so sehr, als von seinem vortrefflichen Herzen zeugen.“ Da es aber weder ihm, noch dem Hrn. Sammler gefallen hat, einige Kennzeichen an die Hand zu geben, an welchen „jene ganz neue und vortreffliche Gedanken und Bemerkungen“ von den übrigen aus hundert Büchern abgeschriebenen Dingen unterschieden werden könnten: so müssen wir diese Versicherung des Herausg. dahin gestellt seyn lassen. Was der Sammler, oder der Abschreiber, oder der Herausgeber, oder wer nur immer den Titel zu diesem Mischmasch geschmiedet haben mag, für einen Begriff mit dem Worte Encyklopädie verbindet, können wir nicht errathen; so wie wir überhaupt nicht einzusehen vermögen, wie eine beyläufig beym Lesen verschiedener Bücher, ohne allen Zweck und ohne Ordnung gemachte Sammlung von verschiedenen Dingen, eine Anekdoten-Encyklopädie genennt werden mag.

Freymüthige Anmerkungen zu der Frage: Wer sind die Aufklärer? Von einem steifen Wahrheitsfreunde niedergeschrieben. Erster Band, von A bis G. Augsburg. 1789. 24½ Bogen in 8v. Zweyter Band, von P Meinrad Widmann, Benediktinermönch und Kapitularen des unmittelbaren freyen Reichsstiftes Elchingen. Von H bis O. Augsburg, bey Styx. 1789. 30 Bogen in 8v.

Der Verf. dieser freymüthigen Anmerkungen bekennt sich in der Vorrede zum zweyten Band auch als den Verf. zu dem erzdummen Buch: Wer sind die Aufklärer? beantwortet nach dem ganzen Alphabeth. Diese freymüthige Anmerkungen enthalten einen Nachtrag zu jenem dummen Buch, und sie sind auch ganz im Geiste (oder vielmehr ohne Geist) jenes finsteren Produkts geschrieben. Der Verf. schimpft

auch

auch hier wieder nach dem Alphabet. Wir hoffen, daß alle die Herren, über welche der Verf. hier seinen schändlichen Geifer ausspeyt, es nicht der Mühe werth halten werden, auch nur ein Iota zu antworten: denn mit einem solchen Mann, der nun einmal die gesunde Vernunft, und mit ihr auch die Sitten abgeschworen hat, ist weiter nichts anzufangen, als daß man ihn schimpfen, schänden und schmähen läßt, so lange es ihm seine Lunge erlaubt. Auch wir wollen ihn in diesem ehrlosen Geschäffte gar nicht stöhren, und benachrichtigen daher unsere Leser bloß, daß in diesen Anmerkungen vorzüglich die Verf. des Freymüthigen, Xaver Neupauer, Professor des geistlichen Rechtes zu Grätz, Propst Wittola, Prof. Wieser, Rautenstrauch, Ruth, Prof. Weber, P. Werkmeister, Hübner, P. Eulogius Schneider, und von protestantischen Gelehrten vorzüglich die Herren Nikolai, Schlözer, Schubart und Prof. Kern in Ulm geschmäht, und gelästert werden. Da der Verf. nach dem Alphabet schimpft, so nennt er diese Herren: Abscheuliche, Ausgeschamte, Ablaßstürmer, Affen, Aergernißstifter, Betrüger, Berufsstöhrer, Blinde, Christenthumsstöhrer, Cälibatsbestürmer, Ceremoniendiebe, längst censurirte Censurenverächter, Despoten, Deisten, Dummköpfe, Epicurer, Evangeliumsstöhrer, Exkommunizirte und Verfluchte, Freydenker, Friedensstöhrer, Febronianer, Falsarii, Freymaurer, Gewissenlose, Gotteslästerer, Geistlichkeitsverächter, Glaubensfeger, Großsprecher, Heuchler, Heillose, Heiligenstürmer, Herostrati, Irrlehrer, Jansenistische Judasbrüder, Intolerante Insekten, Kritiker, Kirchen- und Klösterräuber, Verkappte Ketzer, Lieblose Lästerer, Freche Lügner, Lettfeigen, Mönchs- und Prälatengeiseln, Vorgebliche Menschenfreunde, Mißbräuchedichter, Meßopferverächter, Materialisten, Naturalisten, Schlimme Neuerer, Nachhumser, Ohrenbeichtbestürmer, Offenbahrungsläugner, Ordensfeinde, Obrigkeitsschänder. — Die übrigen Schandrubriken werden im dritten Band nachfolgen. Auch macht uns der Verf. Hoffnung, nach Vollendung des dritten Bandes, in einem neuen Werke, allen, die sich unterstehen anders zu denken, als der Pater Meinrad Widmann zu Elchingen, folgendes alphabetisches Verzeichniß von Schimpfwörtern an den Kopf zu werfen: Albigenser, Abtrinnige, Abgötterer, Arianer, Armenväter raubgierige, Aufwiegler, Bibelleser nichtsverständige, Bilderstürmer, Bevölkerer unnatürliche, Centurienschreiber, Cynker,

ker, Druckfehlerhascher, Dulciner, Ehrlose, Elurs, Enthusiasten, Fasten- und Fegfeuerläugner, Fragesteller unnuͤtze, Gebethstimmler und Tilger, Glaubens- und Gottesläugner, Gnostiker, Grobianer, Habsüchtige und hungrige Schlufer, Husiten, Hurenadvocaten, Illuminaten, Immunitäts- und Inquisitionsstürmer, Indifferentisten, Kinder des Fluchs, Kirchenschänder, Kopronymen, Kreuzbrüder, Lärmenbläser, Lehrer der Gottlosigkeit, Libertiner, Lutherszabstämmlinge, Marienfeinde, Meutmacher, Morraliten, Nominalisten, Nullitätskrämer, Ohrenkützeler, Offenier, Palamiten, Päpste chänder, Quaker, Rechtsverdreher, Rosenkranzfeinde, Sakramentirer, Schismatiker, Schwärmer, Teufelsläugner, Traditionsstürmer, Verführer, Voltairianer, Weibeler, Wiederhaller, Wiclefiten, Windbeutel, Wölfe, Zeloten, Zänker, Zwinglianer. —

1) Wenn dieses Aufklärung ist, was ist Unsinn? Eine wichtige Frage, welche Herr Caspar Ruef, Lehrer der griechischen Sprache, und Bibliothekair auf der berühmten hohen Schule zu Freyburg im Breisgau aufzulösen geziemend ersucht wird, von einem Denker im Jahr 1790. Mit Erlaubniß der Obern. Philadelphia, bey Gradeni. 18 Bogen in 8.

2) Das Bild unserer Zeiten, oder: welches sind dermals die gefährlichsten Feinde großer Herren und Staaten? Beantwortet von Gottlieb Autonikor, einem Advokaten im Reiche. Mit Erlaubniß aller großen Herren und Staaten. Presburg, bey Wahrmunds seel. Wittwe. 1790. 2½ Bogen in 8v.

Nr. 1. ist eine schändliche Schmähschrift auf den würdigen Herausgeber der Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie. Vermuthlich wurde diese elende Scarteke zu Augsburg in

in jenem berüchtigten Klub von Exjesuiten und elenden Kritikern ausgeheckt, der sich schon lange der ganzen ehrbaren Welt zu seiner Schande, als der Antipode der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes, öffentlich dargestellt hat. — Diese Scarteke ist eigentlich nur gegen den ersten Aufsatz des ersten Stücks genannten Journals gerichtet; und doch findet der elende Verf. schon in dieser Einleitung zu jenem Journal, daß der Herausgeber, Hr. Prof. Ruef zu Freyburg, verdiente lebendig verbrannt zu werden. Der Verf. giebt den Inhalt seiner Schrift in folgenden Worten an; S. 62. „Nun meine Frage, wenn dieses Aufklärung ist, was „ist Unsinn? dem Publikum zu rechtfertigen, werde ich die „Beweise aus dem alleinigen ersten Absatze der Ruefischen „Beyträge ausheben, und sieben Absätze darauf gründen. „Der erste wird seine Widersprüche, der zweyte andere Ungereimtheiten, der dritte seine Betrüge und Falschheiten, der „vierte seine Intoleranz und wilden Ausfälle, der fünfte seine „ungezogenen Ausdrücke Jedermanns Augen vorlegen: die „zween letzten werden fragen, ob Ruef auch eine Religion, „ob er auch Anhänger und Lobredner habe.“ — Gar schön hat der Verf. sich und seine ganze Rotte auf der 57sten Seite gezeichnet. Hr. Prof. Ruef hatte in seiner Einleitung zu seinem Journal gesagt: „Aber auch das mag ich wohl leiden, „daß der Orthodoxe, wenns nun einmal nicht anders seyn „kann, fest und sicher bey seiner angebohrnen Orthodoxie „bleibt, und sich nicht ein Jota von seinem auswendig gelernten Katechismusglauben nehmen läßt; nur muß er „nicht thun, was er so gerne thut — verfolgen.“ In diesen Worten nun findet der Verf. zu seiner und seiner Rotte ewigen Schande einen Widerspruch, und brandmarkt sich und seine Denkungsart selbst auf folgende Weise: — „Herr! „merken Sie es denn nicht, daß Sie sich da wiederum erbärmlich widersprechen? Sie wollen dem Orthodoxen seine „ganze Orthodoxie erlauben, aber zugleich Verfolgung verbiethen: das ist, Sie erlauben dem Feuer, daß es Feuer sey, „aber brennen soll es nicht: das Wasser soll Wasser bleiben, „aber nicht netzen, die Speise nicht nähren, die Sonne nicht „leuchten. Sie wollen ein bleyernes Holz haben, wenn sie „den Orthodoxen ohne Verfolgungsgeist haben wollen. Der „Orthodoxe kann nicht seyn, was er ist, wenn er nicht seine „Religion für die einzige wahre, alle andere für falsch, für „eitel Aberglauben hält; und deswegen selbige bestreitet, und

„alle Anhänger ihnen wegzunehmen suchet; die Widersprecher von sich entfernet; solche mit verdienter Strafe beleget; „keine einzige aus den entschiedenen Offenbarungen auch nur „bezweifeln läßt; gegen die Irrthümer mit Munde und Feder immer Kriege führet, und endlich alle, die nicht glauben, den Worten des Heilandes gemäß, mit dem ewigen „Feuer bedrohet. Und dieses heißt ja bey Ihnen verfolgen?" Noch schändlicher aber ist es, daß der Verf. sich auch wirklich in dieser Schrift, diesen Gesinnungen gemäß, beträgt, und die weltliche und geistliche Obrigkeit auffordert, Hrn. Prof. Kuef in Bann zu thun, ihn wenigstens zum Schiffziehen nach Ungarn zu kondemniren, seine Schriften öffentlich zu verbrennen, und alle seine Mitgenossen und Anhänger Landes zu verweisen. Auch den Erzbischof von Salzburg ruft er auf, dem Professor Lorenz Hübner, der in seiner oberdeutschen Litteraturzeitung den Kuefischen Schriften Gerechtigkeit wiederfahren läßt, das Schreiben niederzulegen, und ihn selbst auf immer einzusperren. Sogar den Magistrat in Ulm fordert er auf, den Freyburger Beyträgen, die bisher in Ulm gedruckt wurden, für die Zukunft das Imprimatur zu versagen.

Nr. 2. ist der eben angezeigten Schmähschrift darin ähnlich, daß sie so wie diese, gegen alles, was dem römischen Joche des Aberglaubens zu entrinnen sucht, mit Schimpfen und Schmähen wüthet, und nach ächter Jesuitenart, die gekrönten Häupter gegen die gute Sache, und ihre Vertheidiger, aufzuwiegeln sucht. Diese Scartekenschmierer können den Wunsch ihres Herzens, wiederum einmal ein Auto-da-Fe feyerlichst zu celebriren, sogar nicht verbergen; und Wuth und Mordlust leuchtet aus allen Zügen ihrer elenden Schriften hervor. Und diese Leute, nach dem Ausspruch Christi, Söhne ihres ächten Vaters, des Teufels, der ein Menschenmörder vom Anfang an war — nennen sich — Vertheidiger der christlichen Religion! —

Benediktiner Museum. Den Herren Prälaten und ihren Mitbrüdern zum Neujahrsgeschenk gewidmet, von drey Mitgliedern des nämlichen Ordens. Erstes Heft. Augsburg und München, 1790. Auf Kosten des Publikums. 12 Bog. in 8.

Kaum

Kaum sollte man mehr an den Fortschritten unsers Jahrhunderts zweifeln, da nun auch die Ordensleute anfangen, nicht nur ihre Gebrechen zu fühlen, sondern auch sogar Versuche zu wagen, diese Gebrechen zu heilen. Ein Beweis hievon ist das vor uns liegende erste Heft des Benediktiner Museums. Drey Benediktiner der Baierschen Congregation treten hier auf, um ihre gemeinschaftliche Mutter, den heiligen Orden Benedikts, nicht lächerlich zu machen, sondern um seine Mängel und Blößen aufzudecken, und heilsame Vorschläge zu seiner Verbesserung zu geben. Je freymüthiger sie hiebey zu Werke gehen, je muthiger sie Auswüchse und Absurditäten rügen werden, um so mehr hoffen sie ihrem Orden Ehre zu machen. Und ihr Museum, soll nach ihrer Absicht, den auffallendsten und unzweydeutigsten Beweis liefern, daß Vernunft, Fleiß und Liebe zu den Wissenschaften von neuem nach und nach in den Klöstern erwachen. Das vor uns liegende erste Heft dieses Museums läßt uns allerdings wünschen, daß die Verf. nicht, wie wir fast fürchten, auf ihrer neu angetretenen Laufbahn möchten aufgefangen, und in ihre Cellen mit einem immerwährenden Silentio verwiesen werden. Wenigstens fürchten wir dies mehr, als daß wir hoffen, die Herren Prälaten dieses Ordens werden sich über das ihnen hier geweihte Neujahrsgeschenk freuen. Wenn aber auch dieses das erste und letzte Stück dieses Benediktiner Museums seyn, und damit auch für den heiligen Orden selbst nicht das Geringste Gute gewirkt werden sollte, so wird doch diese Arbeit für die Laien und Unheilige ersprießlich seyn, weil ihnen dadurch der heilige Vorhang ein wenig aufgezogen, und sie durch das, was sie hinter demselben erblicken, nicht wenig über ihren Laienstand und über ihre Unheiligkeit getröstet werden können. — Dieses erste Heft enthält folgende Stücke: Von der Reformationsfähigkeit des Benediktinerordens, und der Nothwendigkeit derselben. Von der Baierischen Benediktiner Congregation, den Generalkapiteln überhaupt, und von dem letzten insbesondere. Akten des Generalkapitels der Bayerischen Congregation, welches im Junius des Jahrs 1788. zu Wessobrunn gehalten wurde. Von den Novitiatschriften, und dem Geiste der in denselben herrschenden Parallelen zwischen der Moral Benedikts und den heutigen Asceten. Muster der sogenannten Mönchsmoral. Von den himmlischen Privilegien der Benediktiner. Von den golde-

nen Gedichten der Benediktiner. Der Benediktiner in seiner Celle und bey Besuchen. Der Benediktiner bey Tische, in Erhohlungsstunden, zur Zeit der vierzigtägigen Fasten. Von den Selbstpeinigungen. Von dem marianischen Eifer der Benediktiner, und den bösen Wirkungen, den derselbe in dem Jahr 1740 zu Salzburg hervorbrachte. Charakter Leopolds, des Fürsten Erzbischofs zu Salzburg. Ceremoniel so zwischen Ihro Kaiserl. Majestät, und dem Erzbischof zu Salzburg im Jahr 1732. vorbeygegangen. — Von dem Vielen was uns die Verfasser dieses Museums von der gegenwärtigen innern Verfassung ihres Ordens verrathen, wollen wir unsern Lesern nur ein paar Zeilen mittheilen. „Ein rechter Religios, „so heißt es in den Noviziatschriften der Benediktiner, soll „fünf Eigenschaften besitzen: 1) Er sey wie ein Aas das nicht „denkt, nicht spricht, und sich nicht bewegt. 2) Er sey wie „eine Statue, welche Lob, Tadel und Streiche aushält, und „nicht muchset. 3) Er sey wie ein Stock in der Hand des „Greises, der gleichgültig bleibt, man mag sich seiner bedie„nen, oder nicht; ihn wegwerfen, oder wohl gar verbren„nen. 4) Er sey wie ein Kind, das nur am Gängelbande „geht. 5) Er sey endlich aus Liebe Gottes ein vollkommener „Thor!“ —

Schöne Lebensgeschichte des guten und vernünftigen Bauersmanns Wendelinus. Ein Lesebuch für das Landvolk, von einem Landpfarrer. Augsburg, bey Riegers seel. Söhnen. 1790. 20½ Bogen in 8v.

Der Verf. dieses Lesebuchs für das Landvolk hat diese Arbeit, vermöge der Vorrede, schon vor der Erscheinung des Beckerischen Noth- und Hülfsbüchleins, des Volksbuchs, und der Legende für den gemeinen Mann, angefangen, und ist durch die Erscheinung dieser Bücher nicht abgeschreckt worden, seine Arbeit drucken zu lassen, weil er überzeugt war, theils, daß in seinem Lesebuch Manches vorkomme, das in jenen Büchern mangle, und doch für den Landmann nicht weniger Interesse habe; theils aber auch weil dergleichen Bücher lokal oder provinziell seyn müssen, wenn sie wirklich den gehofften Nutzen stiften sollen, und er sich bey seinem

Buch angelegen seyn ließ, diesen Gesichtspunkt nie zu verliehren, und vorzüglich für Baierische Landleute zu schreiben. Auch konnte der Verf. aus jenen Büchern Manches benutzen, und dadurch seine Arbeit noch zweckmäßiger einrichten. Daß der Verf. keine unnütze und überflüßige Arbeit übernommen habe, zeigt sein Lesebuch zur Genüge, und es verliehrt gewiß nichts von seinem Werthe, wenn es neben das Noth- und Hülfsbüchlein gestellt wird. — Wendelin der Held dieser Geschichte ist zugleich ein Muster von einem rechtschaffenen, klugen und verständigen Bauersmann, und der Verf. urtheilt ganz recht, wenn er sehr patriotisch, in der Vorrede, sagt: „Ich meyne so sollte der Baursmann beschaffen seyn, „wie Wendelin. Da würden wir wenige verschuldete, ver„dorbene und ausgepfändete Bauren sehen; die gute Kinder„zucht würde unser Land in dreyßig bis vierzig Jahren mit „Leuten versehen, daß Engel und Menschen ihre Freude daran „hätten, und unser vaterländischer Boden würde bald zu einem „so schönen Paradies werden, daß wenn Jemand vom Him„mel auf die Erde herunter müßte, derselbe sich keinen andern „Ort in der Welt, als unser Baiern, wünschen könnte." — In die Geschichte Wendelins ist zugleich die Geschichte des ganzen Dorfs geflochten, und der Verf. weiß immer mit einer angenehmen Unterhaltung, die für den Landmann nützlichste Lebens- und Klugheitsregeln, zu verbinden. Den Aberglauben sucht er überall nur durch die einzig schicklichen Mittel, durch Belehrung, und Darstellung seiner schädlichen Folgen in Beyspielen, zu zerstöhren. Die Gegenstände, über welche der Verf. in dieser Geschichte dem Landmann auf die angenehmste Art Belehrung ertheilt, oder vielmehr seine zweckmäßigen Lehren in Beyspielen darstellt, sind, die Baumzucht, die Viehzucht, der Ackerbau, und überhaupt alle Gegenstände, die sich auf die Landökonomie beziehen. Dabey zeigt er, was Ordnung, Fleiß und Nachdenken für gute, so wie Faulheit, Unordnung, Unüberlegtheit, und besonders auch der Aberglauben an Hexereyen, Gespenster, Teufeleyen und Zaubereyen, für nachtheilige Folgen für den Wohlstand des Landmanns nach sich ziehen. Besonders giebt er dem Landmann auch zur Erhaltung der Gesundheit, so wie zum Verhalten in Krankheiten, die besten Regeln. Am weitläufigsten verbreitet er sich über die Kinderzucht, und behandelt diesen so wichtigen Gegenstand von der Wiege an. In allem diesen zeigt der Verf. nicht nur die aufgeklärteste Denkungs-

art, sondern auch die Geschicklichkeit, zum Landmann so zu reden, daß es diesen interessiren muß. Dieses Urtheil mag ein Beyspiel aus einer Anrede des Pfarrers an seine Bauren, über die Feldgeschäffte am Sonntag, bestätigen S. 279. „Liebri Leute! Es scheint als wenn wir im heurigen Schnitt „(Erndte) wiederum eine Witterung zu befürchten hätten, „wie vorm Jahr. Aber da wollen wir heuer den Schaden „nicht mehr haben, den wir vorm Jahr hatten. Wir wollen „die beste Zeit nicht mehr ohne Arbeit vorbeygehen lassen, „wie wir im verflossenen Jahr gethan haben; sondern wollen „wacker darauf arbeiten, es mag Sonn- oder Feyertag seyn. — „Ihr glaubt, die Arbeit an Sonn- oder Feyertägen wäre „Sünde. Ich sage euch aber, was Jesus Christus gesagt hat: „der Sonntag ist wegen uns, und nicht wir wegen „dem Sonntag; eine nothwendige oder wichtige Arbeit ist „an keinem Tag Sünde, der Tag mag so heilig seyn, als er „will. Das hat Christus uns mit Beyspiel und Lehre gar „oft gezeigt. Er hat sehr viele Kranke am Sabbath geheilet, „obwohl er wußte, daß diese Verrichtung ihm von den „Schriftgelehrten zur Sünde gerechnet würde. Der Mensch „mit der schwindsüchtigen Hand, der acht und dreyßigjährige „Gichtbrüchige, und viele andere Kranke, die Jesus gerade „am Sabbath geheilet hatte, würden gewiß nicht haben sterben müssen, wenn die Hülfe um einen Tag später gefolgt „wäre. Aber es scheint, als wenn der Herr diese Arbeit mit „Fleiß auf den Sabbath verschoben hätte, nur damit er öffentlich, und vor der ganzen Welt zeigen, und beweisen „könnte, daß auch am größten Feyertag keine einzige Arbeit „Sünde ist, durch welche man dem Nächsten einen wichtigen „Nutzen bringen kann. Als daher einsmals die Juden ihn „fragten, ob er sich nicht Sünden fürchte, am Sabbath gesund zu machen, so antwortete er: Nein, das halte ich für „keine Sünde. Durch eine Arbeit, die dem Menschen wohl „thut, wird Gott nicht beleidiget, sondern verherrlichet: eine „solche Arbeit gefällt Gott besser, als das größte Opfer in der „Kirche. Ihr zieht ja selbst einen Ochsen oder ein Schaaf „mit großer Mühe und Arbeit aus dem Brunnen, auch am „Sabbath. Als aber die Juden ihm sagten, ob er denn „die Krankenheilung gerade am Sabbath verrichten müsse; „er hätte ja sechs Tage in der Woche; so antwortete ihnen „Jesus: Gott im Himmel arbeitet ohne Unterlaß, und ich „auch. Ich thue nur, was ich sehe, daß mein Vater im

Him-

„Himmel thut. Dieser thut alle Tage Gutes, nicht nur die „sechs Tage in der Woche, sondern auch am Sabbath: ihm „ist ein Tag wie der andere, und mir auch.“

„Geliebte! Christus sagt, daß der Sonntag wegen „uns, und nicht wir wegen dem Sonntag da seyn. Er sagt, „daß sogar die abergläubischen Juden um das, was ein Esel „oder ein Schaaf werth ist, auch an den höchsten Feyertägen „gearbeitet haben. Er sagt, daß eine Arbeit, die uns, und „andern Menschen grossen Nutzen bringt, Gott lieber ist, „als Opfer. Saget mir, wartet nicht ihr, warten nicht „eure Kinder, und eure Hausleute schon lang auf das Brod, „welches der liebe Gott uns heuer so reichlich hat wachsen „lassen? Sind ganze Felder von Getraide nicht weit mehr „wehrt, als ein Ochs oder Schaaf? Und ist es nicht Sünde, „wenn wir es im Brunnen, ich will sagen im Regen verder„ben lassen, oder es unnöthiger Weise in Gefahr setzen?“

„Wir bitten Gott alle Tage im Vater unser um das täg„liche Brod. Jetzt giebt ers uns. Ist es nicht Sünde, wenn „wir so eigensinnig sind, und es nicht nehmen wollen? „Nimmt denn der Bettler nicht auch am Sonntag das Stück„lein Brod an, das man ihm giebt? Geschieht uns nicht „recht, wenn der liebe Gott an einem andern Tag die Hand „von uns abzieht, und sagt: ihr hättet sollen das Brod an„nehmen, wanns mir, und nicht wanns euch gelegen ist. „Ihr seyd Bettler, und ich bin Herr.“

„Ja, Geliebte! Gott ist der Herr, und wir sind seine „Bettler. Wir müssen von ihm annehmen, wann und „was er uns giebt. Ist Gott so gut mit uns, und giebt „uns das Brod am Sonntag; so müssen wir's am Sonntag „von ihm annehmen. Ist Gott so gut mit uns, daß ihm „zum Geben ein Tag wie der andere ist; so soll uns auch zum „Annehmen ein Tag wie der andere seyn.“

Mit Baurenarbeit ist es nicht, wie mit andern Hand„thierungen. Fast jeder andere Handwerksmann kann seine „Arbeit verschieben, wie und wann er will. Das kann der „Bauer nicht. Gleichwie sein Getraide ohne gute Witterung „nicht zeitigen kann, so kann es auch ohne gute Witterung „nicht eingebracht werden. Der Bauer kann das Wetter „nicht anschaffen; er muß es nehmen, wie es kommt: die „Schnittzeit (Erndtezeit) ist des Jahrs nur einmal, und an

„dieser liegt sein Brod, das Brod seiner Kinder, und das „Brod aller derjenigen, die von Bauern leben müssen. Ist „also einmal die Zeit zur Erndte da, so kann er sie so wenig „verschieben, als er den Sonnenschein und die gute Witte„rung nicht verschieben kann. Er muß Hand anlegen, muß „die Gabe Gottes mit Dank annehmen, und muß dem himm„lischen Vater die Hand küssen, wenn er sie ihm reicht."

„Lasset uns also, liebe Brüder, heut das erstemal, und „auch künftighin alle Jahre die gute Witterung benutzen, die „Gott uns zur Erndtezeit schickt. Nicht der Sonntag allein, „sondern alle Tage sind des Herrn. Ich will heute der „erste seyn, der seine Dienstboten zur Arbeit schickt. Zuvor „aber wollen wir itzt unter dem heiligen Meßopfer mit kind„lichem Herzen Gott unserm Vater danken, daß er uns durch „Jesum Christum so viel Gutes schenkt. Hernach wollen wir „nach eingenommener Mahlzeit frisch über die Arbeit her, „und wollen bis am Abend hereinbringen, was nur die Wä„gen tragen, und die Pferde ziehen können."

Wer immer Gottes Seegen nicht verschmäht, und „Freude an Gottes Gabe hat, der folge mir nach."

Wir wünschen nichts, als daß dieses Lesebuch von den katholischen Landleuten, und besonders von den Baierischen Landleuten, recht häufig gelesen, beherziget, und befolgt werden möge.

Nb.

Annalen des Theaters. Viertes Heft. Berlin, bey Maurer. 1789. 6 Bog. in 8.

Den Anfang machen, wie gewöhnlich, ein paar unbedeutende Gedichte. Hierauf folgt eine gut geschriebene Eloge des verstorbenen Schauspielers Reinecke, in der uns indeß das Lob mit allzufreygebiger Hand zugetheilt dünkt. Reinecke erscheint in diesem Gemälde, als ein Künstler fast ohne alle Mängel, der es jedem gleich that, und den nur wenige erreichten. — Uebersicht des englischen Theaters vom Jahr 1788. Ein Aufsatz, den selbst der angesehendste, und am besten bezahlte deutsche Schauspieler mit dem Seufzer: wollte Gott, es wäre auch bey uns so! lesen wird. Die berühm-

rühmte Siddons bekömmt von den Unternehmern des Theaters in Drury Lane für jede Vorstellung 50 Pf. Sterl. und hat sich dabey ausbedungen, so viel oder so wenig zu spielen, als es ihr beliebt. Dem Schauspieler Smith brachte seine letzte Benefizcomödie, mit welcher er vom Theater Abschied nahm, 700 Pf. Sterl. ein. — Ueber das dänische Theater. Von Rahbeck. Seit das Koppenhagner Theater, heißt es hier, unter königliche Administration kam, ist es immer rückwärts gegangen: besonders wurde unter dem Eichstedtschen Ministerium das Theater als eine Hofangelegenheit betrieben. Die große Oper und die Buffa hat alle andere Schauspiele verschlungen. Holbergische Stücke werden noch sehr häufig gegeben. Der Figaro, versichert Hr. R. werde in Koppenhagen eben so meisterhaft gespielt, als in Paris. — Vom Schwedischen Theater in Stockholm. Seit Errichtung dieses Theaters (1773) sind 44 dramatische Arbeiten und pantomimische Ballette aufgeführt worden. Um gute Köpfe zu schwedischen Originalstücken aufzumuntern, ist ihnen bey größern Stücken von 3 bis 5 A. die Einnahme jeder 3, 9 und 19 Aufführung, bey kleinen Stücken die Hälfte derselben zugestanden. Ueberhaupt steht die Schauspielkunst jetzt hier sehr im Flor. — Schauspiel in China nach Grosier. Das Theater ist bey dieser Nation, so wie alle übrigen Künste und Wissenschaften, noch in der Kindheit. Die Komödianten sind junge Bursche von 12—15 Jahren, aus den Hefen des Pöbels. — Plan zu einer Pensionsanstalt bey stehenden Theatern. Nur ein kurzer und wahrlich sehr flüchtiger Entwurf, wobey sich auf den ersten Blick eine Menge Schwierigkeiten aufdrängen, an deren Hinwegräumung der Verf. nicht gedacht zu haben scheint. Alles, was man gegen die Einrichtung der gewöhnlichen Witbenkassen eingewendet hat, trifft auch diesen Plan, und fast in jedem Betrachte noch weit mehr. — Beschreibung des in diesem Jahre vom Hrn. Ramberg verfertigten neuen Vorhangs im Opernhause zu Hannover. Die Erfindung ist glücklich, und die Ausführung soll es nicht weniger seyn. — Ueber das königliche Nationaltheater in Berlin. Der Herausgeber will, was wir sehr billigen, seiner Verbindung mit diesem Theater wegen, in die Nachrichten von demselben keine Kritik mehr einfließen lassen, sondern bloß historisch zu Werke gehn. — Ueber das Hamburger, das Schwedische Hoftheater, das deutsche Theater in

Holland, die pariser Theater; vermischte Nachrichten; Anzeigen neuer Theaterprodukte.

Friedrichs des Zweyten Königs von Preußen hinterlassene Werke. Aus dem Französischen übersetzt. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, bey Voß und Sohn und Decker und Sohn. 1789. Funfzehn Bände. gr. 8.

Diese neue Ausgabe ist nicht nur dem Inhalt nach ansehnlich verbessert und vermehrt, sondern auch was die äußere Form betrifft, sehr verschönert. Das Papier ist ungleich besser, der Druck ungleich saubrer und korrekter, als bey der ersten Auflage. Das voranstehende Bildniß des großen Königs ist von D. Berger nach einem Pastelgemälde eines Hrn. v. Lingere vortrefflich gestochen, und jedem Bande sind niedliche Titelvignetten von Endner nach Meils Erfindungen, theils allegorische Vorstellungen, theils Brustbilder berühmter Personen, eines Jul. Cäsar, Marc Aurel, D'Alembert, v. Herzberg, D'Argens u. s. w. vorgesetzt. Die Vorrede giebt Rechenschaft von den neuen Verbesserungen und Zusätzen, und enthält auch außerdem einige interessante historische Nachrichten und Urtheile über die Werke Friedrichs, wovon wir den Lesern das Wesentliche mittheilen wollen.

Die Geschichte meiner Zeit war das erste historische Werk des Königs, und ward, wenigstens zum Theil, schon lange vor den Memoires de Brandenbourg geschrieben. Wahrscheinlich ward der erste Theil im Jahr 1743. vollendet, und dann unmittelbar nach dem zweyten Schlesischen Kriege der letzte nebst einer Vorrede hinzugefügt, die aber der König in der Folge zurück nahm, und mit einer andern vertauschte. Voltaire hat bey seinem Aufenthalte in Potsdam ohne Zweifel auch dieses königliche Werk gesehen, gewiß aber hat der K. bey demselben ihm noch weniger zu verdanken, als bey jedem andern. Eigenhändig von ihm geschriebene und noch vorhandene Proben seiner angeblichen Verbesserungen beweisen, daß es nur Kritiken einzelner Worte waren, die der König nicht einmal immer benutzte. Den Vorfall mit dem Verbrennen des ersten Manuscripts der Geschichte des siebenjährigen

Kriegs hat man auf eine sehr unwahrscheinliche Art erzählt, weshalb er auch von vielen bezweifelt worden. In einem Briefe des Hrn. v. Katt an den Verf. der Strasburger Vie de Frédéric (T. VI. p. 357.) findet sich der wahre Verlauf der Sache. Der König legte das fertige Mscpt. auf den Tisch, wo auch die Bücher lagen, die er las. Eines Abends gieng er zum Essen und ließ einen Bedienten im Zimmer, der auf die kleinen Hunde Acht geben sollte. Bey seiner Zurückkunft sah er den Tisch in Flammen. Er ruft; der Bediente, der eingeschlafen war, erwacht. Man löscht das Feuer, aber alle Hefte des vortrefflichen Werkes, ein einziges ausgenommen, waren schon ein Raub desselben. Der K. war über diesen Zufall traurig. Er mußte von neuem arbeiten. Hierzu schloß er sich in Sanssouci ein, und in vier Monaten war das Werk zum zweytenmal geschrieben. — Die Denkwürdigkeiten seit dem Hubertsburger Frieden, in denen so viel freymüthige Aeußerungen über Personen der neuesten Zeit stehen, so wie die sämmtlichen hinterlassenen Werke, hatte der K. schon mehrere Jahre vor seinem Tode seinem Kopisten Hrn. Villaume in Potsdam unversiegelt übergeben. So viel Vertrauen setzte er, der oft zu Mistrauen veranlaßt worden war, in geprüfte und bewährte Redlichkeit! — Die hinterlassenen Gedichte des K. im 6ten und 7ten Bande sind jetzt in verschiedenen Klassen geordnet. Die verkehrte Ordnung derselben in der französischen Ausgabe entstand durch einen Zufall. Die Handschrift der königl. Poesien besteht aus drey Bänden, die zugleich in die Druckerey gegeben wurden. Aus Versehen nahm man gerade den letzten Band zuerst, und ließ die beyden ersten folgen. Die Epistel sur le Hasard (T. VII. p. 185.) ist vom Jahr 1757. In der Handschrift stehen bey der Jahrzahl 1760. noch die Worte: *corrigée* à Pretschendorf etc.; so fällt der von Hrn. Nicolai bemerkte Widerspruch (Anekdoten II. H. S. 168.) hinweg. Die Epistel an den Markis D'Argens (T. VII. S. 293.) ist nicht vom 3ten Okt. 1761. sondern vom 13ten Aug. 1762. und eigentlich der Anfang eines Briefes an denselben, wo sie jetzt auch ihren Platz erhalten hat. Bey den Gedichten, bey denen der K. nicht selbst das Datum angegeben, hat man es dem Inhalt nach mit Gewißheit oder doch nach Wahrscheinlichkeit (doch mit einem besondern Zeichen) hinzugefügt. Eben dieses ist bey den undatirten Briefen an Jordan, Voltaire, D'Argens und Andre geschehn. In dieser neuen Auf-

lage

lage findet man sämmtliche Briefe des Königs an Voltaire; wovon 120 erst jetzt eingeschaltet sind. Schade ist es, daß die Handbillette des K. an V. größtentheils verloren gegangen sind; daß ihrer sehr viel gewesen seyn müssen, zeigen die noch vorhandenen von V., dessen Kopf der K. so hochschätzte, daß er fast jede Kleinigkeit von ihm aufhob. Die abwechselnden Gesinnungen des Ks. gegen den Dichter nebst ihren Veranlassungen hat der Vorredner gut entwickelt. Als im Jahr 1765. des Ks. Auszug aus Bayle erschien, nahm V. die Gelegenheit wahr, ihm auf diese Veranlassung zu schreiben, (nachdem der gewöhnliche Briefwechsel zwischen beyden, wie vorher schon öfter, eine lange Zeit in Stecken gerathen war), und sich davon und von den Poësies diverses ein Exemplar auszubitten. Der König macht ihm in einem Theile seiner Antwort bittere Vorwürfe, endigt sie aber doch mit angenehmen Komplimenten. V. erwiederte in einem noch ungedruckten Briefe vom 21sten Dec. 1765. auf jene Vorwürfe bloß: „Sie erwähnen meiner Schwachheiten. Vergessen Sie, daß ich ein Mensch bin?“ Diese wenigen Worte veranlaßten den K. zu einer gänzlichen Versöhnung. Seit der Zeit ward das gute Verhältniß zwischen Beyden eigentlich nicht wieder gestört. In den Händen der Verleger befindet sich eine zahlreiche Sammlung Voltairischer Briefe an den König, und darunter mehr als 200 noch gänzlich ungedruckte, die, sobald sie gehörig geordnet sind, dem Publikum mitgetheilt werden sollen. Auch zu Briefen des Lord Marschalls an Fr. wird uns angenehme Hoffnung gemacht. Der Briefwechsel mit D'Argens ist in bessere Ordnung gebracht. Im zwölften Bande sind, außer mehrern zuerst aus des Ks. hinterlassenen Papieren herausgegebenen Briefen, noch verschiedene andere zusammengetragen worden, die theils schon bey seinen Lebzeiten zerstreut gedruckt waren, theils erst nach seinem Tode von verschiedenen Gelehrten (den Hrn. Formey, Michelessi u. s. w.) bekannt gemacht wurden. Das Zusammenstellen der Briefe und Antworten mag, wie wir gerne glauben, bey dieser Ausgabe noch nicht möglich gewesen seyn, allein die Unbequemlichkeit für den Leser, der eine Correspondenz wenigstens so viel möglich im Zusammenhange lesen will, immer zwey Bände abwechselnd in die Hand zu nehmen, ist doch zu groß, als daß bey einer dritten Auflage nicht auch hierauf Rücksicht genommen zu werden verdiente. Die Schreibart ist in allen Theilen verbessert, und wirklich sagt der

der Vorredner nicht zu viel, wenn er behauptet, daß einige (z. B. der 10. 12.) völlig umgeschaffen sind. Verschiedene falsch geschriebene Namen in den ersten 4 B. hat Hr. O. L. W. Tempelhof berichtigt, und zugleich wie die Besorger der übrigen Theile, einige kurze Erläuterungen hinzugefügt. Die Gedichte sind ganz in Verse übersetzt: die ernsthaften Episteln in fünffüßige, die leichtern Poesien in vierfüßige Jamben. Der erhaltenen Verbesserungen ohnerachtet ist bey künftigen Auflagen die Feile nicht überflüßig worden. Durch alle diese Veränderungen, Verbesserungen und Vermehrungen ist denn nun die erste Ausgabe fast ganz unbrauchbar worden. Der Vorredner entschuldigt dieß gegen die Käufer derselben dadurch, „daß sie nur für die Neugierde bestimmt „gewesen, und es wäre nun einmal so, daß diese Leidenschaft „ihre Befriedigung nicht ohne größere Kosten erkaufen könne." Eine Bestätigung des Sprichworts: „wer den Schaden hat darf für den Spott nicht sorgen!"

Gf.

Friedrich II. als Schriftsteller im (in) Elysium. Ein dramatisches Gemälde. Constantinopel, (Wien) 1789. 7½ Bogen. 8. Mit einem Titelkupfer.

Der Verf. giebt vor, durch eine himmlische Stimme zur Bekanntmachung dieser Bogen aufgefordert worden zu seyn: weit wahrscheinlicher aber gehörte diese Stimme einem Engel der Finsterniß zu. Wenigstens ist uns noch kein Beyspiel bekannt, daß ein guter Geist eine gläubige, einfältige Seele verleitet hätte, sich durch ein abgeschmacktes, injurirendes Gewäsch bey vernünftigen Leuten lächerlich und verächtlich zu machen. Schon die Fiction ist so widersinnig, als möglich. Friedrich der Große, Voltaire, Lessing, Pabst Clemens XIV. Homer, Virgil, Maria Theresia u. s. w. erscheinen in buntem Gemisch in Elysium und vor dem Throne der Höllenrichter — eine Absurdität, die nur durch das übertroffen wird, was der Verf. diesen Personen in den Mund legt. Z. B. der König von Spanien liest eine Stelle eines Gedichts von Friedrich II. den Pabst betreffend vor (S. 7. B. S. 188. der deutschen Uebersetzung, kl. 8), der hierüber ausruft: „Gott„verlaßner, niedriger Verleumder! mein fürchterlichster

Bann

„Bannstrahl treffe Dein verfluchtes Haupt mitten in Elysium!
„Du bist nicht werth, in diesen Gefilden zu wohnen. In
„den Tartarus mit Dir! Ich thue hiermit Drucker und Ver-
„leger, und alle, die es ohne Specialerlaubniß lesen, in den
„größern Kirchenbann!" — Ist das nicht lustig? — —
Daß die vielen freymüthigen Aeußerungen in den nachgelasse-
nen Werken des Königs, den kaiserl. Hof und die österreichi-
sche Nation überhaupt betreffend, die Wiener Scribenten und
Scribler in Waffen setzen würden, war voraus zu sehen, nicht
aber, daß sie (die Wien für den Mittelpunkt des guten Ge-
schmacks und der Aufklärung ausgeben) statt im anständigen
Tone Gründe zur Widerlegung anzuführen (an denen es ih-
nen doch nicht immer ganz fehlen könnte), sich einzig und al-
lein mit Schimpfen und Schmähen behelfen würden. Fal-
scher Patriotismus verblendet sie so sehr, daß sie die sonnen-
klarsten historischen Wahrheiten mit frecher Stirn wegläugnen,
und dem Publiko Vorspieglungen zu machen suchen, die aber
meist so plump sind, daß sich kaum Kinder dadurch täuschen
lassen. Ueber die Worte des Königs: „Seit Ferdinand zweck-
„ten die Grundsätze des Hauses Oesterr. dahin ab, den Despo-
„tismus in Deutschland einzuführen," läßt der V. Marien
Theresien ausrufen: „Niederträchtiger Verläumder!" Kein
Mensch wußte besser, daß dies keine Verläumdung sey, als
M. Theresia; sie konnte so etwas nicht sagen, am wenigsten
in so plumpen Ausdrücken, aber wohl konnte ihrs ein unwis-
sender Scribler in den Mund legen, der selbst blind ist, oder
doch die Welt gern blind machen möchte. Doch es kömmt
noch besser. „Warum, läßt der V. die K. Königin fortfah-
„ren, warum hab ich meinen Sohn Joseph vermocht, mit
„ihm in der bairischen Erbstreitigkeit Friede zu machen? War-
„um hab ich den Preußen nicht durch österreichische Macht
„zermalmen lassen?" In solchen kindischen Prahlereyen
übertreffen die Wiener Blättleinschreiber alle ihre Collegen in
ganz Europa, und nur das tobende Beyfallklatschen und Jauch-
zen ihrer lieben Mitbürger hindert sie das Auszischen des gan-
zen übrigen Deutschlands zu vernehmen. — Die deutlich-
sten, unzweydeutigsten Gedanken des Königs versteht der V.
nicht, oder will sie nicht verstehen. Im ersten Fall verdient
er Mitleid, im zweyten aber, dem wahrscheinlicheren, die bit-
terste Verachtung. In den Worten Friedrichs: „Und der ge-
weihte Mann, der Frömmling dort, der funfzigmale wohl-
gezählt alljährlich seinen Gott verschlingt," soll Spott über

Gott

Gott liegen! Verdient das Widerlegung? Verdient es Widerlegung, wenn der V. die französische Nation eine der unwürdigsten nennt; wenn er aus der unorthographischen Schreibart des Königs seine seichte Kenntniß des Französischen zu beweisen sucht, (so war auch Voltaire, so sind auch fast alle großen Schriftsteller dieser Nation seichte Kenner ihrer Muttersprache.) wenn er behauptet, Friedrichs Politik sey elend und kleinlich gewesen, wenn er den großen König, einen Verläumder, Pasquillanten, einen Aufwiegler, Lästerer der Majestät, (welch ein Ausdruck von einem Könige!), einen Vertheidiger des Selbstmords u. s. w. schilt? — — Auf die geistreiche Fiction des V. zurückzukommen, müssen wir dem Leser melden, daß der König von M. Theresien, dem Pabst, dem Großinquisitor u. s. w. in pcto. Blasphemiae, calumniae atrocissimae, Heterodoxiae et similium angeklagt, und dieser Verbrechen wegen von den drey Höllenrichtern aus Elysium in den Tartarus verwiesen wird, v. N. W. — Sollte man glauben, daß solches hirnloses Zeug in Wien, und zwar, wie wir aus sicherer Hand wissen, nicht blos von dem Pöbel mit dem größten Beyfall gelesen wird? So sehr können National- und Religionsvorurtheile Geschmack, Gefühl und Verstand blenden und lähmen! Bey den angehängten Gesinnungen eines Theologen über den Schriftsteller Friedrich u. s. w. halten wir uns nicht auf, da wir den Geist unsers Verf. schon kenntlich genug gemacht zu haben glauben. Lustig ist der Zweifel des Theologen an der Aechtheit der Werke des Königs. Tausende, meynt er, glaubten sie mit ihm aus den wichtigsten Gründen nicht. Schade, daß wir auch nicht Einen dieser wichtigen Gründe zu hören bekommen, es müßte denn der seyn, der von einigen kleinen (oft auch nur scheinbaren) Widersprüchen hergenommen ist, die in den nachgelassenen Schriften des Königs vorkommen. Solche Widersprüche kann freylich ein Mönchskopf nicht fassen, der von Jugend auf angewiesen worden, zu glauben, was man ihm zu glauben befiehlt, der nie selbst gedacht, also auch nie die Erfahrung gemacht haben kann, daß just das schärfste Nachdenken und der freyeste Gebrauch der Vernunft, immer mehr Zweifel erregt, als auflößt, woraus indeß nicht das Geringste gegen den Werth und die Anwendung der Vernunft auf alle die Erkenntniß fähige Gegenstände gefolgert werden kann. Wir verschonen unsre einsichtsvollen Leser mit einem Beweise, der nicht hieher gehört, dessen sie nicht bedürfen,

und

und der nicht einmal unserm Verf. zu statten kommen würde, der, wie alles beweißt, auf eine Stelle in dem Seelenhospitale aux Incurables die ersten Ansprüche hat. Es folgen **Gesinnungen eines Rechtsgelehrten über Friedrichs Werke.** Ganz im Geiste des vorigen. Der Verf. behauptet, die Schriften des Königs „dieses Werk der Finsterniß „würde nie ein allerhöchst kaiserliches Privilegium Impressorium erhalten haben, wenn es nicht schon vor Ausgabe des „7ten Bandes erschlichen worden wäre." (NB. dieses Privilegium ist den **Nachdruckern** ertheilt worden. Desto schlimmer aber, daß solche Privil. erschlichen werden können, und daß man sogar den Nachdruckern Privilegien über Bücher giebt, über die der rechtmäßige Verleger bereits welche besitzt. Die Beyspiele sind bekannt.) Der gelehrte Rechtsgelehrte scheint in dem gelehrten Wahne zu stehen, es dürfe Rechtens nach in ganz Deutschland nichts ohne kaiserliche Erlaubniß gedruckt werden. Auch Er braucht die elende Wendung, daß er sich stellt, als zweifle er an der Aechtheit der Königl. Schriften, um desto ärger schimpfen zu können. Er treibt die Frechheit und Unverschämtheit so weit, von „Selbstmord, Knabenschänderey und viehische Wollust vertheidigenden Stellen" zu sprechen! Auf eine höchst ungereimte Art vergleicht er die päbstlichen Nuntien mit den kaiserlichen Kreisgesandten, und behauptet, der Pabst habe als souveraines Haupt gleiche Rechte mit dem Kaiser. Als ob die Gesandten des Kaisers eine eigene Gerichtsbarkeit prätendirten, und sich Eingriffe in die Souveränetätsrechte der Fürsten erlaubten! Doch genug von dieser Misgeburt eines entweder äußerst unwissenden, oder äußerst boshaften und verächtlichen Scribenten.

Dw.

Miszellen von Leopold Alois Hoffmann. Pest und Leipzig, bey Köpfs Witwe. 1788. 288 Seiten in kl. 8v.

Hr. Prof Hoffmann in Pest erscheint hier, wie er selbst sagt, auf einem neuen Wege, und kehrt, froheren Sinnes, zu den freundlichen Musen zurück, nachdem er über alles theologische Geschwätz ein großes Kreuz gemacht, und über-

zeuget

zeugt worden, man sey nicht weise, wenn man theologische Kriege führt. Rec., der des Hrn. Professors theologische Schriften, namentlich seine Predigerkritik fleißig gelesen, bedauert diesen Entschluß, und hätte ihm von demselben wohl abrathen mögen. Daß man ihn aus allen Tribunälen der Orthodoxie verdammt, verflucht und vermaledeyet, mag wahr seyn, aber, das sollte einen Mann, wie Er ist, nicht beugen, zumal er schon vorher, da er den Entschluß faßete, dem Aberglauben die Stirn zu biethen, leicht überrechnen konnte, daß dabey für Fleisch und Blut kein Gewinn seyn werde.

Aber — er hat seit einiger Zeit andere Begriffe von Aufklärung bekommen, als sie in dem großen Aufklärungssturm zu Wien in den Jahren 1782 — 1784. Mode waren. Sagte er das selbst nicht: so würden wirs nicht glauben, daß in der, sonst stürmischen Aufklärungsepoche ein Enthusiasmus aus falschen Begriffen auch ihn begeistert habe, wenigstens erhellet das aus seinen Schriften nicht. Der Himmel gebe, sagt er, daß ich der Wahrheit einige Dienste geleistet haben möge. Das hat er gewiß gethan, zunächst unter seinen verblendeten Glaubensgenossen, und auch selbst unter Protestanten, die das Gute nehmen, wo sie es finden. Oft hat Rec. die kündigen Urtheile in der Predigerkritik mit inniger Zufriedenheit gelesen, und den Mann in seinem Herzen gesegnet, der muthig genug war, mit der Fackel in der Hand die Greuel zu beleuchten, die Fanatismus und Hierarchie angerichtet hatten. Um so viel widerlicher ist der Eindruck, wenn Er, nach Art der Schwächlinge, sich gleichsam reuvoll hinter den Vorhang ziehen will. Es kann ihn doch nicht reuen, etwas sehr Gutes gethan zu haben.

Diese Miszellen sollen eine Schadloshaltung fürs Publikum seyn, indem sie ihm Freude, in schuldloser Zerstreuung schenken. Mit eben der Aufrichtigkeit, womit wir unser Urtheil über die kritischen Arbeiten des Verf. gesagt, bekennen wir, daß diese Freude nicht weit her seyn werde. Alles was hier gesagt wird, ist zwar moralisch richtig, zur Lebensweisheit gut und förderlich — aber, zugleich so wäßrig, langweilig, alltäglich, und oft so gesucht witzig, daß man bald siehet, der Mann ist nicht in seinem Fache, deshalb uns auch die Versicherung der Fortsetzung eben nicht willkommen seyn kann.

Genügsamkeit und Luxus. Eine schleppende, durch Nichts hervorstechende Geschichte. Eine Reisebeschreibung in Form eines Briefes von einem Fräulein, durch kahle Gemeinsprüche und Weisethun beynahe unerträglich. Ueber die schiefe Seitenblicke auf Nicolais Reisebeschreibung, welche von diesem Fräulein wohl nicht beurtheilt werden kann, muß man die Achseln zücken. Liebe macht nicht jeden Mann zum Narren; das Spiel ist nicht der Spiegel der Seele; Etwas von weiblichen Kapotröcken; Ueber das Verdienst des Schriftstellers; Anekdote aus diesem Jahrhundert. Lauter gemeine Speisen mit mancherley und zum Theil ungeschmackten Brühen.

Qs.

Nachrichten.

Schreiben an den Herausgeber. Ueber eine Weissagung Cardans; Von Aenderung der christlichen Religion.

Sie haben mich erinnert, daß Lessing Collectaneen I. B. 151 S. dergleichen Weissagung angeführt habe, die sich auf die praecessionem aequinoctiorum gründen solle. Ich will nach meiner Einsicht über Cardans Stelle schreiben, man kann allemal meine Gedanken mit Lessings seinen zusammenhalten.

Sie steht in dem Tractate de rerum varietate Lib. II. cap. XI. p. 52. der Ausgabe Basel 1557. Fol. und p. 97. der Ausgabe das. 1581. 8vo

Man findet bekanntermassen den Cardan nicht immer deutlich, zum Theil deswegen, weil Lehren, die er zu seiner Zeit als allgemein bekannt voraussetzen durfte, jetzo in Vergessenheit gerathen sind.

So verhält es sich gerade hier.

Warum die Längen der Sterne beständig zuzunehmen scheinen, und also der Durchschnitt des Aequators mit der Ekliptik gegen die Ordnung der Zeichen rückt, die Nachtgleichen, wie man es ausdruckt, zurückgehen, haben die

Astronomen, nach des Ptolemäus Zeiten, allerley Hypothesen erdacht. Sie verbanden mit dieser Erscheinung auch das: daß das Rückgehen bald mehr bald weniger betrage, auch die Schiefe der Ekliptik veränderlich sey. Ueber ihre Bemühungen solches durch Kugeln darzustellen, deren Pole sich nach gewissen Gesetzen um andre Puncte bewegen, will ich nur Caspar Peucers Urtheil hersetzen, aus seinem Buche: Hypotheses Astronomiae, seu Theoriae Planetarum. : : Viteb. 1571. .... quorum commenta quibus cognoscere libet, legant eorum Scripta: cum id non praestent quod promittunt, supervacaneum duco horum expositione lectorem onerare.

Die damaligen Astronomen wollten wissen, daß die Veränderung der Länge der Fixsterne nicht immer gleichviel betrüge. Cardan setzt vom Jahre 900 vor Christo für jedes Säculum 5⅓ Minute, darauf beziehen sich seine Zeilen, neben der Handschrift: Octavae Sphaerae motus; unter DCCCC steht etwas, das 17⅓ Minute bedeutet, und wenn man immer 5⅓ Min. addirt, bekömmt man die Zahlen, die unter DCCC, DCC.... stehen, erklärt sich auch so die jetzt ungewöhnlichen Zeichen, die er statt ⅓, ⅔ braucht, und entdeckt unter CC vor Christo einen Druckfehler in der Folio Ausgabe, dergleichen in der Octavausgabe noch mehr sind.

Gewiß, war Wissenschaft und Kunst der ältern Astronomen nicht im Stande, so was zu entdecken, und die Neuern haben diese Lehre nicht bestätigt. Eine Beobachtung Hipparchs mit einer Cassinischen verglichen, giebt das jährliche Rückgehn der Nachtgleichen etwa 50⅓ Secunde, und so groß, oder 50⅓ Secunden nehmen es die Astronomen immer an, ohne an Aenderungen in der Zwischenzeit zu denken. Nach dieser Voraussetzung sind in Hrn. Bodens Gestirnen, die Planisphäre für die Zeiten der Griechen und Römer 33, 34 Taf. gezeichnet, und wenn man nach ihr rechnet, findet man die poetischen Auf- und Untergänge der Sterne, wie sie von den Alten angegeben werden.

Also rechnet Cardan nach einem ganz falschen Satze; und darauf gründet sich seine Weissagung .... necesse est anno Christi MDCCC magnam mutationem facturam *) esse in Christi lege, quoniam capita motuum octavi orbis non solum in contrariis locis erunt, sed contrario modo move-

*) Ich hätte geschrieben: futuram.

movebunt; quod si celerior sit motus celerius, si tardior tardius.

Capita motuum, sind vermuthlich Pole der achten Sphäre, wie ich schon erwähnt habe. Daß ich die Sache nicht genauer untersuche, mag mich Peucer entschuldigen.

Cardan hatte bekanntermassen große Belesenheit, auch fehlte es ihm nicht an Scharfsinn und Nachdenken. Daß er dabey schwärmerisch war, viel auf Geistererscheinungen hielt, und Sterndeuterey so weit trieb, daß er Christo die Nativität stellte, heißt blos so viel: Er nahm Vorurtheile seiner Zeiten für ausgemacht an, und erhöhte derselben Thorheiten destomehr, je mehr Einsichten er dabey anbrachte. Die nur erwähnte Nativität verdiente meines Erachtens so harte Verdammungen nicht, als man über sie ausgesprochen hat. Seine Religion belehrt ihn, Christus sey wahrer Mensch gewesen; wofür er Ihn sonst derselben gemäß erkannte. Das verbot nicht, Sünde ausgenommen, Alles von ihm zu sagen, was sich von Menschen sagen läßt, und bey einer gewissen Stellung des Himmels geboren werden, kann keine Sünde seyn, wenn geboren werden keine ist.

Lessing hat den Cardan wegen einer andern Stelle gerettet (Lessings Schriften III. Th. 1754. 101 u. f. S.), wo Heide, Jude, Christ, Mohamedaner mit einander streiten, (Card. de Subtilit. L. XI.) wo besonders das Ende der Stelle anstößig gewesen ist, freylich Billigdenkenden nicht hätte anstößig seyn sollen, wie L. sehr wohl gezeigt hat.

Nachdem Cardan erzählt hat, was jeder der vier Religionsverwandten für sich sagen können, der Mohamedaner redet zuletzt; schließt er: utinam tam facile esset arma illorum superare quam haec obiecta diluere. Verum res ad arma traducta, quibus plerumque maior pars vincit meliorum.

Gleich darauf folgt: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus. Adeo refert varietas loci, ut sub utroque polo nox una sit perpetua sex mensium, diesque totidem ili succedens. —

Das arbitrio victoriae relictis hat man auf den Streit der Meynungen gezogen, da es offenbar auf die Waffen geht, selbst nach dem Ausspruche, daß da nicht der bessere Theil siße, sondern der mächtigere.

Lessing führt die Stelle aus der ersten Ausgabe: Norib. ap. Io. Petreium 1550 fol. an, und dann wie sie sich in einer geändert befindet, die 1664 zu Basel bey Emanuel

König

König gedruckt ist; ältere, wo etwa die Aenderung zuerst erschienen, hat er nicht zu sehen bekommen.

Ich besitze eine Ausgabe in Fol. Basileae per Sebastianum *Henric. Petri* CIↃIↃXXCII, wo sich die Stelle p. 368. so findet, wie Lessing sie anführt.

Und eine in Octav: Basileae per Sebastian. Henric. Petri CIↃIↃXXCII. Da endigt sich die Stelle, was die Mohamedaner für sich anführen, so: ita illud confectum, nasci pueros e mulieribus absque concubitu. Nun ein neuer Absatz: Sed haec parum philosophis attinent pro quibus institutus est sermo, ad provinciarum miracula transeamus.

Das nasci absque concubitu steht in der Folioausgabe noch weit vom Ende dessen, was die Mohamedaner für sich anführen, es folgen darauf einige moh. Heilige. In der Folioausgabe steht confictum, welches auch die richtige Lesart ist, wie der Zusammenhang zeigt; confectum ist folglich ein Druckfehler, der Cardan ganz was anders sagen läßt, als er wirklich sagt.

Lessing hätte gewünscht die Ausgabe zu sehen, in welcher Cardan zuerst die Aenderung gemacht hat. Und hier sind zwo Ausgaben in einem Jahre, bey einem Verleger, eine ungeändert, die andre geändert. Genug von Etwas, das sich hieher nur bringen ließ, weil auch Cardan und Lessing dabey vorkommen.

Cardans Weissagung, die den Hauptgegenstand gegenwärtigen Aufsatzes ausmacht, gehört, meines Erachtens, zu den Weissagungen aus großen Conjunctionen der Planeten, feurigen Triplicitäten, fürchterlichen Sonnenfinsternissen und dergl. Sie hat nicht so viel Aufsehens gemacht, als die nur genannten, weil die Zeit ihrer Erfüllung so weit hinausgesetzt war, daß Cardans gleichzeitige oder etwas spätere Leser, darin gar nichts fanden, das sie angieng.

Auch glaube ich, sie etwa von Aenderungen der christlichen Lehrbegriffe auslegen, wäre Cardans Sinne gar nicht gemäß. Daß lex Christi und Dogmatiken der christlichen Religionen nicht einerley sind, das ist doch wohl ausgemacht, und Cardan dachte bey den Aenderungen des Gesetzes Christi wohl nicht Aenderungen irgend eines Lehrbegriffs durch papierne Polemik, sondern Aenderung des ganzen Zustandes der christlichen Religion durch Waffen, denen er in der andern vorerwähnten Stelle das Schicksal der Religionen

überließ. Zu Cardans Zeiten war der Türke furchtbarer als jetzo, und man würde leicht in damaligen Schriften, selbst in Luthers seinen, Warnungen finden, die eine mögliche Unterdrückung der Christen nicht so weit hinaus setzten, als Cardan seinen, Astrologischen Rechnungen gemäß that. Aenderungen des Lehrbegriffs, mit großen Folgen auf den Zustand von Europa ... gewiß größere, als, gottlos! jetzo Varianten, arabisch, und Exegese bewirken können, .. waren ja damals schon vorgegangen. Also weissagte Cardan auf 1800 was ganz anders.

Bekanntermassen kömmt das Rückgehen der Nachtgleichen darauf an: Die Axe, um welche sich die Erde dreht, ändert nach und nach ihre Lage, trifft also verlängert am Himmel nach und nach unter andern Sternen ein. So ändert sich die Beziehung der Sterne auf unsre Erde, Länge, Rectascension, Declination, wenn sich in den Sternen selbst nichts ändert. Die Erde schreibt dem Himmel zu, was allein von ihr herrühret, wie moralisch auch die Bewohner der Erde oft thun.

In meiner dritten astronomischen Abhandlung 488 u. f. S. habe ich die Sache im Zusammenhange mit der Sphäre vorgetragen.

Der Weltpol .. eigentlich die Stelle des Erdpols am Himmel, rückt immer gegen die Ordnung der Zeichen. Setzt man die Schiefe der Ekliptik unveränderlich ... welches freylich nicht völlig wahr ist, aber in der Welt der Erscheinungen ist nichts völlig wahr, man nimmt für wahr an, wovon die Unwahrheit nicht allzu stark in die Sinne fällt ..... so beschreibt der Weltpol um den Pol der Ekliptik einen Kreis, und ändert so seine Lage gegen die Sterne, deren Lagen unter sich und gegen unsre Sonne, man ungeändert annimmt ... wiederum nur eine Wahrheit für die Welt der Erscheinungen ....

Für unsre Zeiten nähert sich der Weltpol dem Sterne, welchen wir den Polarstern nennen, wird ihm etwa nach 330 Jahren am nächsten seyn, alsdann entfernt sich der Pol von ihm nach und nach so weit, daß die künftigen Erdbewohner diesen Stern nicht mehr Polarstern nennen werden, weil er nach 1300 Jahren über 45 Gr. vom Pole, oder eigentlich der Pol von ihm, kömmt.

Wollte ich spielen, und das Himmlische, die Religion, mit dem menschlichen System, vergleichen, so würde ich

wenig-

wenigstens um 1800 ohngefähr noch eben das Verhalten zwischen beyden vermuthen, das jetzo angenommen wird.

Was etwa um das dritte Jahrtausend unsrer Zeitrechnung Polarstern seyn wird, kann mich nichts mehr angehn. Auf diese Zeit träfe auch ohngefähr Craigs Berechnung (Theologiae Christianae Principia mathematica Prop. XVIII.), wenn die Geschichte, auf welche die Christen ihre Religion gründen, die Glaubwürdigkeit sollte verlohren haben. Indessen scheint es mir, daß jetzo manche Schriftausleger eifrig daran arbeiten, diese Tage zu verkürzen.

Ich bin

Göttingen,
d. 21. Aug. 1790.

A. G. Kästner.

Mit Verwunderung erfahre ich, daß der mir ganz unbekannte Herausgeber oder Verleger einer Zeitschrift, welche unter dem Titel: Das Journal für Menschenrechte, Volksrechte und Volksglück, den Fürsten Deutschlands geweihet, herauskommen soll, in einer gedruckten Ankündigung desselben, ohne mich im geringsten zu fragen, öffentlich bekannt gemacht hat, auch ich würde, nebst andern von ihm genannten Buchhändlern, die Briefe und Packete derjenigen, welche in dieses Journal etwas wollen einrücken lassen, annehmen und weiter befördern. Meine viele Geschäfte verbieten mir überhaupt, ähnliche Kommissionen zu übernehmen, und ich ersuche daher jeden Herausgeber von Büchern und Zeitschriften mich mit Besorgungen und Korrespondenzen darüber zu verschonen. An mir ganz unbekannte Leute kann ich ohnedies natürlicherweise keine Briefe und Packete befördern. Und wenn mir auch die Herausgeber oder Verleger dieses Journals noch künftig bekannt würden; so ist doch der in der gedruckten Nachricht angegebene Inhalt, und selbst der Ton der Bekanntmachung so beschaffen, daß ich schon deswegen, wenn auch obige Ursachen nicht wären, nach meinen Grundsätzen und nach meiner Lage Bedenken tragen würde, mich zur Mittelsperson oder zum Beförderer solcher Nachrichten und Urtheile gebrauchen zu lassen. Ich ersuche also jedermann, weder Briefe noch Packete des gedachten Journals betreffend, an mich zu addressiren, indem ich dergleichen nicht anneh-

annehmen kann und werde. Ich bitte überhaupt verschiedene andere Schriftsteller zu bedenken, wie unbillig es ist, jemand als seinen Kommissionair öffentlich anzugeben, ohne daß man sich erkundigt hat, ob er auch die Besorgung, die man ihm aufträgt, übernehmen kann und will. Berlin, den 18ten September 1790.

Friedrich Nicolai.

Todesfall.

1790.

Zu Karolath in Schlesien starb den 5ten Sept. Herr Martin Crugot, Fürstl. Schönaichischer Hofprediger, im 66sten Jahre. Er war einer der aufgeklärtesten Theologen, welcher durch sein vortreffliches Buch: Der Christ in der Einsamkeit, wahre religiöse Gesinnungen, entfernt von Partheysucht und Aberglauben, in viele Herzen pflanzte.

Verbesserung.

Oben auf der 263sten Seite, Z. 6, ist durch einen Schreibfehler entweder des Recensenten, oder des Verfassers selbst, Ludwig XIII. gesetzt worden; da es doch Philipp der Schöne heißen muß, der das gedachte Schreiben an den Papst Bonifaz VIII. ergehen ließ; obgleich solches neuere Franzosen bezweifeln.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sechs und neunzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1790.

annehmen kann und werde. Ich bitte überhaupt verschiedene andere Schriftsteller zu bedenken, wie unbillig es ist, jemand als seinen Kommissionair öffentlich anzugeben, ohne daß man sich erkundigt hat, ob er auch die Besorgung, die man ihm aufträgt, übernehmen kann und will. Berlin, den 18ten September 1790.

Friedrich Nicolai.

Todesfall.

1790.

Zu Karolath in Schlesien starb den 5ten Sept. Herr Martin Crugot, Fürstl. Schöneichischer Hofprediger, im 66sten Jahre. Er war einer der aufgeklärtesten Theologen, welcher durch sein vortreffliches Buch: Der Christ in der Einsamkeit, wahre religiöse Gesinnungen, entfernt von Partheysucht und Aberglauben, in viele Herzen pflanzte.

Verbesserung.

Oben auf der 263sten Seite, Z. 6, ist durch einen Schreibfehler entweder des Recensenten, oder des Verfassers selbst, Ludwig XIII. gesetzt worden; da es doch Philipp der Schöne heißen muß, der das gedachte Schreiben an den Papst Bonifaz VIII. ergehen ließ; obgleich solches neuere Franzosen bezweifeln.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sechs und neunzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1790.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des sechs und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. a) Protest. Gottesgelahrheit.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sechs und neunzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Brandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 179[illegible].

Verzeichniß

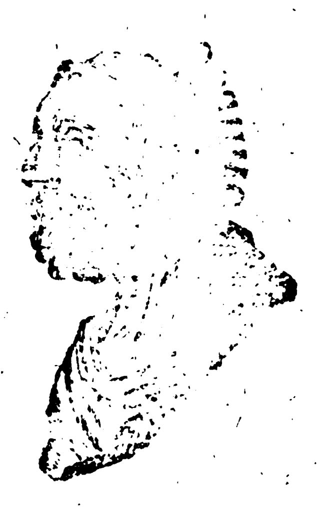
der im zweyten Stücke des sechs und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. a) Protest. Gottesgelahrheit.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Allgemeine
deutsche
Bibliothek.



Des sechs und neunzigsten Bandes
zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Brandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1790.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des sechs und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. a) Protest. Gottesgelahrheit.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

Gräflich-

4. Schöne Wissenschaften.

5. Theater.

6. Schöne Künste.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

Gräflich-

4. Schöne Wissenschaften.

5. Theater.

6. Schöne Künste.

7. Romane.

8. Weltweisheit.

9. Mathematik.

10. Chemie und Mineralogie.

11. Haushaltungswissenschaft.

12. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

13. Erdbeschreibung, Reisebeschreibungen und Statistik.

7. Romane.

8. Weltweisheit.

9. Mathematik.

10. Chemie und Mineralogie.

11. Haushaltungswissenschaft.

12. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

13. Erdbeschreibung, Reisebeschreibungen und Statistik.

14. Gelehrtengeschichte.

15. Biblische, hebräische und griechische, und überhaupt orientalische Philologie etc.

16. Klas-

16. Klassische, griechische und lateinische Philologie ꝛc.

17. Erziehungsschriften.

18. Kriegswissenschaft.

Handbuch

14. Gelehrtengeschichte.

15. Biblische, hebräische und griechische, und überhaupt orientalische Philologie ꝛc.

16. Klassische, griechische und lateinische Philologie ꝛc.

17. Erziehungsschriften.

18. Kriegswissenschaft.

19. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten. 518—519

III.

Johann Arnold Eberts Episteln und vermischte Gedichte. Hamburg, bey Bohn. 1789. 374 und LXIX. S. gr. 8.

Wie es einem Reisenden zu Muthe seyn mag, wenn er nach einer durchwanderten weiten, öden Sandwüste, wieder fruchtbaren Boden betritt, und in eine angebaute, lachende Landschaft kömmt — so ungefähr ist es einem Recensenten, wenn er ganze Stöße mittelmäßiger und schlechter Verse durchblättert, durchjähnt und durchseufzt hat, und dem dann endlich einmal eine Sammlung von dem Gehalte dieser Ebertschen in die Hände fällt. Wem es lächerlich scheint, eine Recension mit einem Gleichnisse anzufangen, der lache immerhin; genug, daß wir unsere Empfindung bey dem Lesen dieser trefflichen Gedichte, nach der von so vielen schlechten Produkten der letzten Messe, durch nichts besser auszudrücken wußten, als durch dieses Gleichniß.

Mit fast ununterbrochenem Vergnügen lasen wir auch die schon ehedem gedruckten und bekannten Stücke von neuem wieder, mit nicht viel geringerm die bis jetzt noch ungedruckten; und diesen Eindruck hoffen wir, werden sie auf jeden Leser machen, dessen Geschmack nicht einseitig und verwöhnt ist, sondern ohne Vorurtheile das wahre Schöne allenthalben an-

19. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

III.

Johann Arnold Eberts Episteln und vermischte Gedichte. Hamburg, bey Bohn. 1789. 374 und LXIX. S. gr. 8.

Wie es einem Reisenden zu Muthe seyn mag, wenn er nach einer durchwanderten weiten, öden Sandwüste, wieder fruchtbaren Boden betritt, und in eine angebaute, lachende Landschaft kömmt — so ohngefähr ist es einem Recensenten, wenn er ganze Stöße mittelmäßiger und schlechter Verse durchblättert, durchgähnt und durchseufzt hat, und dem dann endlich einmal eine Sammlung von dem Gehalte dieser Ebertschen in die Hände fällt. Wenn es lächerlich scheint, eine Recension mit einem Gleichnisse anzufangen, der lache immerhin; genug, daß wir unsere Empfindung bey der Lectüre dieser trefflichen Gedichte, nach der von so vielen schlechten Produkten der letzten Messe, durch nichts besser auszudrücken wußten, als durch dieses Gleichniß.

Mit fast ununterbrochenem Vergnügen lasen wir auch die schon ehedem gedruckten und bekannten Stücke von neuem wieder, mit nicht viel geringerm die bis jetzt noch ungedruckten; und diesen Eindruck hoffen wir, werden sie auf jeden Leser machen, dessen Geschmack nicht einseitig und verwöhnt ist, sondern ohne Vorurtheile das wahre Schöne [illegible]

19. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten. 518—519

III.

Johann Arnold Eberts Episteln und vermischte Gedichte. Hamburg, bey Bohn. 1789. 374 und LXIX S. gr. 8.

Wie es einem Reisenden zu Muthe seyn mag, wenn er nach einer durchwanderten weiten, öden Sandwüste, wieder fruchtbaren Boden betritt, und in eine angebaute, lachende Landschaft kömmt — so ohngefähr ist es einem Recensenten, wenn er ganze Stöße mittelmäßiger und schlechter Verse durchblättert, durchjähnt und durchseufzt hat, und dem dann endlich einmal eine Sammlung von dem Gehalte dieser Ebertschen in die Hände fällt. Wenn es lächerlich scheint, eine Recension mit einem Gleichnisse anzufangen, der lache immerhin; genug, daß wir unsere Empfindung bey der Lectüre dieser trefflichen Gedichte, nach der von so vielen schlechten Produkten der letzten Messe, durch nichts besser auszudrücken wußten, als durch dieses Gleichniß.

Mit fast ununterbrochenem Vergnügen lasen wir auch die schon ehedem gedruckten und bekannten Stücke von neuem wieder, mit nicht viel geringerm die bis jetzt noch ungedruckten; und diesen Eindruck hoffen wir, werden sie auf jeden Leser machen, dessen Geschmack nicht einseitig und verwöhnt ist, sondern ohne Vorurtheile das wahre Schöne allenthalben, wo es

es vorhanden ist, zu finden und zu genießen versucht. Hrn. Eberts Gedichte sind, wie alle ächte Gedichte, zugleich Nahrung für Geist und Herz. Die Wahl der Gegenstände zeigt eben so viel Beurtheilungskraft, als die Behandlung derselben Genie. Am liebsten verweilt er bey solchen, die allen fühlenden und denkenden Menschen gleich wichtig und interessant sind. Er schildert das Glück der Freundschaft, der Liebe, des edlen Umgangs mit den Musen, der ehelichen Zärtlichkeit. Er lehrt, durch sein Beyspiel, mit seinem Zustande vergnügt und zufrieden seyn: er zeigt nicht nur die Freuden, sondern auch die Pflichten der Menschen in ihrem angenehmsten Lichte; durch feinen Scherz, durch muntre, oft etwas schalkhafte Laune erheitert er selbst die Stirn des Trübsinns, und

von seinen Lippen fließt so süß die Weisheit nieder,
wie Honigseim aus einer Linde rinnt.

Zwar benutzt er nicht selten fremde Gedanken und Bilder; aber mit einer Kunst, die ihnen ganz das Ansehn der Neuheit giebt, und wodurch er sich auf gewisse Weise das Recht des Eigenthums an ihnen erwirbt. Hierzu kömmt bey Hrn. E. noch eine beneidenswürdige Leichtigkeit und Anmuth der Versification, die eine der am meisten charakteristischen Eigenschaften seiner Muse ist. Diese Leichtigkeit hat gewöhnlich viel Verführerisches für den Dichter, der sie besitzt, und wirklich hat sich auch Hr. E. nicht immer gegen die Lockungen dieser Sirene verwahrt. Ein Hauptfehler, und fast möchten wir sagen, der einzige Fehler seiner Gedichte, ist Weitläuftigkeit und eine gewisse Ueppigkeit des Ausdrucks, zu der ihn jene an sich so schätzbare Gabe sowohl, als der größtentheils gebrauchte Vers, der vierfüßige gereimte Jambe, verleitete. So gute

Wirkung diese Versart auf das Ohr thut, so mühsam ist sie im Deutschen, und verführt oft, gewiß auch den besten Versificateur, in vier und mehrern Zeilen zu sagen, was er sonst in Einer gesagt haben würde. Hrn. E. reicher Ideen- und Bildervorrath, und sein immer reger Witz wußten nun zwar diesen durch den Zwang des Verses erzeugten Zeilen in den meisten Fällen das Leere, Matte und das Ansehn blosser Füllzeilen zu benehmen, aber das konnte er nicht hindern, daß durch diese Ueberladung des Schmucks, diese zu häufig angebrachten, obgleich noch so fein gearbeiteten Franzen und Schnörkel, die Hauptzüge dem Auge bisweilen entrückt und verdeckt, und so der Totaleindruck des Ganzen gestört und geschwächt werden mußte. Soviel im Allgemeinen über die Muse unsers Dichters. Wir wenden uns nunmehr näher zu der ersten Abtheilung der Sammlung, die aus achtzehn Episteln, verfertigt zwischen den Jahren 1744 und 1789, besteht.

Sie haben ganz den mannichfaltigen, jeder eben darzustellenden Idee und Empfindung anpassenden, dabey immer simpeln, natürlichen Ton, die ungekünstelte Sprache, den freyen oft etwas hüpfenden Gang — und nebst diesen äußern, auch die innern, wesentlichen Eigenschaften, die der gute poetische Brief haben muß. Da wo Hr. E. philosophirt, da ist sein Räsonnement gründlich und zusammenhängend. Er hat sich nicht von dem Vorurtheile hinreißen lassen, das heut zu Tage nur zu viel Gehör findet, und immer weiter um sich greift — dem Vorurtheile, als vertrüge sich strenge Wahrheit, inniger Zusammenhang, und methodischer Fortschritt der Ideen nicht mit dem wahren Wesen der Poesie. Dieser Wahn

ist so irrig, daß selbst die kühnsten Flüge und Sprünge des poetischen Enthusiasmus, wenn sie dem Dichter nicht blos verziehen, sondern als wahre Schönheiten angerechnet werden sollen, mit kaltem Blut und scharfem Blick betrachtet, nicht im mindesten von dem regelmäßigen Gange der Empfindung und des Verstandes abweichen dürfen.

Das erste Stück ist gleichsam ein poetischer Reisepaß, den der Dichter den Kindern seiner Muse mit auf den Weg giebt. In der scherzhaften Einkleidung enthält es manche triftige Wahrheit. Der Dichter vergleicht sich mit einem Vater, der bey seinem herannahenden Ende, seine Kinder zusammenruft, ihre Tugenden und Mängel mustert, und ihnen noch einen letzten guten Rath giebt:

> O trachtet nicht nach hohen Dingen!
> Bleibt ja in eurem Element,
> Und seyd zufrieden mit der Ehre,
> Daß ihr, in einer niedern Sphäre,
> Der Lieb' und Freundschaft dienen könnt,
> Für dieses holde Paar Epistelchen zu schreiben,
> Durch Liederchen die Zeit ihm zu vertreiben,
> Nur dazu ward euch wohl noch einiges Talent
> Von der haushältigen Natur gegönnt.

Wir bekennen, daß diese Allegorie, so viel Anmuth sie übrigens hat, uns etwas fehlerhaft dünkt. Denn weiterhin sagt Herr E. selbst zu seinen Liedern: Diese ganze Szene

> Gilt eigentlich von euch. Ihr waret jene Brüder,
> Und jener Greis war Eures Vaters Bild.

Allein, wie kann Herr E. zu seinen Liedern sagen: schreibt Epistelchen für Liebe und Freundschaft — vertreibt ihnen durch Liederchen die Zeit? Richtig wäre

die

die Allegorie und passend Bild auf Gegenbild, wenn Hr. E. nicht zu seinen Gedichten, sondern zu seiner Muse spräche. Am allerbesten aber wäre es unsers Bedünkens gewesen, wenn der Dichter, statt die Allegorie selbst aufzulösen, sie bis an das Ende des Gedichts fortgesetzt hätte. — Hr. E. macht sich selbst im Scherz Vorwürfe über den Entschluß, seine Gedichte zu sammeln:

Schämst du dich nicht, du alter Thor,
Noch von Unsterblichkeit zu träumen?
Und hoffst du sie, dir zu er — reimen?
Und flistert dir dein Young nicht Warnungen ins Ohr?
Geht nicht der fünf und sechzig jähr'ge Thor
Noch weit dem vierzigjähr'gen vor?
Ist er nicht noch wahrhaftiger ein Thor?

Der Ausdruck: „der 65. j. Thor geht dem 40. j. vor," ist gewiß nicht der bequemste und deutlichste. Hr. E. fühlte das selbst, und setzte deshalb die letzte Zeile noch hinzu. Allein Rec. bekennt, daß er von solchem Nachhelfen kein Freund ist. Freylich ist es eine äusserst schwere Sache, immer das mot propre zu finden, und den Ausdruck dem Gedanken so anzupassen, wie ein wohlgemachtes Kleid dem Körper, nicht zu weit noch zu eng, daß keines Gliedes Form verunstaltet, keines Muskel freyes Spiel gehindert werde, und — was die Hauptsache ist — aus Einem Stück geschnitten, nicht aus mehrern zusammengeflickt. Das ist freylich schwer, aber auch verdienstlich, und wo ist Verdienst ohne Mühe? Boileau suchte oft Wochenlang nach einem halben Vers —! Unserer jungen Dichter wegen, die sich die Arbeit immer je leichter zu machen suchen, erinnern wir dies im Vorbeygehn. Nicht Hrn. Eberts wegen. Er läßt sich solche Nach-

läßigkeiten so selten zu Schulden kommen; sein Ausdruck ist im Ganzen so gewählt, so richtig und angemessen, daß er auch in dieser Rücksicht unter unsern klassischen Dichtern einen ehrenvollen Platz verdient. — Der Schluß der Epistel ist überraschend; nur allzubescheiden. Gewiß ein Tadel, zu dem man selten Veranlassung findet! Ueber das Schicksal seiner Geisteskinder darf Hr. E. ganz unbesorgt seyn. Zwar kann — und es fehlt nicht an Beyspielen — der Eigensinn der Zeit die herrlichsten Geisteswerke der Vergessenheit zum Raube überlassen, aber das Verdienst und den Anspruch auf Unsterblichkeit kann sie ihnen nicht rauben. Und das ist doch das Ziel der wahren Ruhmbegierde, Werke der Unsterblichkeit werth hervorzubringen, nicht — durch Mittelmäßigkeit und ein glückliches Ohngefähr sie erschleichen — oder man müßte lieber ein Avienus oder Musäus, als ein Menander oder Varius gewesen seyn wollen?

Wir übergehen die ältern bekannten Stücke, und verweilen uns bey den neuern vom Jahr 1781. an, die uns übrigens den ältern im Ganzen an Werth nicht beyzukommen scheinen. Sieben davon führen den 18. May an der Stirne, den Tag, den der Dichter im Jahr 1774. zum erstenmal in einer schönen Epistel besungen hatte, und an welchem ihm das größte Glück des Lebens, eine edle und zärtliche Gattinn zu Theil worden war. Die glückliche Variation eines und desselben, dem Schein nach an sich nicht sehr fruchtbaren Thema, beweißt das vorzügliche Talent, die reiche Phantasie, den hellen und scharfen Blick des Dichters.

Die erste von diesen sieben Episteln (S. 143) ist in Hexametern, die nicht ohne Wohlklang sind, ob

ob sie gleich Hrn. E. bey weitem nicht so gut gelingen als Reime. Wie schön ist die Anrede an den May?

Noch ist dein Kleid, wie damals vom feinsten Azur gewebet;
Und noch hauchet dein Mund, wie sonst, balsamische Düfte,
Welche der kühlende Flügel des säuselnden Westes uns herwehet.
Noch umseufzen dich der Nachtigall zärtliche Lieder,
Und auch findest du noch in unveränderter Liebe:
Zwar noch einsam, zwar noch ohne die Früchte der Liebe:
Aber bist du selbst nicht reizend auch ohne die Früchte,
Die dein blühender Garten verheißt, nicht immer gewähret?
Und sind jegliche Lust, von beyden gefühlt und erhöhet,
Jegliches Leid, von beyden empfunden, gelindert von beyden,
Jegliche Tugend, von beyden erwecket, geübet, belohnet,
Auch nicht (Nicht auch?) Kinder der Lieb? —

Schön, und wahr, und tröstend für Gatten, die ein gleiches Schicksal traf. Nur wünschten wir den dritten Vers, der ganz müßig ist, hinweg. Auch der Schluß der Epistel ist gegen das vorige etwas matt.

Zweytes Stück. (S. 146.) Hier preist der Dichter das Glück seiner Ehe, und dankt seiner Gattinn durch ein Lob, das nicht schmeichelhafter, aber auch nicht herzlicher und rührender seyn könnte. Das Lob seines Freundes Stollberg und die Schilderung des Glücks, das auch ihm in der Ehe ward, ist auf eine geschickte Art mit den Uebrigen verflochten. Zwar scheint es, als lasse sich der Dichter auch hier bisweilen durch den Reim, bisweilen durch einen Nebenumstand zu weit von dem geraden Wege abführen,

an einigen Orten ist der Ausdruck etwas dunkel, die Sprache etwas sorglos. „Amor, der der Flucht der Zeit seine Flügel leiht“ ist wohl über den Ton der Epistel — die Zeile (S. 148) „O Himmel mach' es allgemein!“ ist wohl etwas zu prosaisch — Verse, wie: „Auch weis' und sittsam froh seyn heißt“ sind wohl etwas zu hart; aber das vergißt man, und mehr, als das vergäße man über Versen, wie folgende:

Von dieser Flamme (der Fackel Amors) stets geleitet,
Und vom Vergnügen stets begleitet,
Gedenk' ich, o Geliebte, nun
Auf meiner Lebensbahn die Schritte,
Die mir, weit über ihre Mitte,
Noch übrig sind, mit dir zu thun.
Zwar ist die Bahn nicht mehr so eben;
Zwar kann so leicht und schnell nicht mehr
Mein sechzigjähriger Fuß sich heben;
Allein dies kränket mich nicht sehr.
Bin ich auch schon zu starr und schwer,
Um tanzend mit dir hinzuschweben,
So schleichest du mit mir einher,
Um liebreich mir die Hand zu geben,
So bald dein Blick, dem nichts entflieht,
Was mich bedroht, mich straucheln sieht.
Das kleinste Steinchen auf dem Wege
Wird schon, noch fern, von dir erblickt,
Und daß ich ja nicht gleiten möge,
Von dir behutsam weggerückt.
Doch lieber suchst du sanftre Wege,
Die, wenn sie kaum dein Fuß gedrückt,
Ein reicher Blumenteppich schmückt u. s. w.

Die dritte Epistel (1783) hat zwar einzelne vortrefliche Züge, aber das Ganze gefällt uns weniger. Die meisten Perioden sind zu lang und verwickelt. Auch abgerechnet, daß das Lob der deutschen und der Tadel der französischen und italienischen Sprache, so

wie

wie überhaupt der ganze kleine Streit mit Wieland hier nicht am schicklichsten Orte steht, ließe sich sowohl gegen die Wahrheit dieser Behauptungen als den Vortrag derselben manches einwenden. Wie verworren und dunkel sind folgende Verse:

— — um diese Lieb' in solchen Bildern
Dir, o Geliebte, warm zu schildern,
Bedürft' ich traun der Sprache nicht,
Die jene buhlerische Schöne,
Die Mutter Hüons winselnd spricht;
Noch auch der glatten, sanften Töne
Der lieblich lockenden Sirene,
Die Sidibaldo's Mutter war,
Die uns für die, die uns gebar,
Fast Ohr, Geschmack, und Herz sogar
Durch ihre Stimme weggekitzelt,
Wie jene sie uns weggewitzelt; —
Die (ist sie gleich dem Wiederhall,
Auch oft nur bloßer leerer Schall,
Uns doch durch ihres Wohlklangs Werke
(Wie jene durch des Witzes Werke)
So täuscht, daß man, was ihr an Stärke
Des Geistes fehlet, kaum vermißt; —
Die Wieland selbst (o Sünd' und Schande!)
Vor seinem ganzen Vaterlande,
Noch jüngst umarmet und geküßt,
Vom Reiz der Sängerinn betrogen
Der weisern Mutter vorgezogen,
Ihr, die ihm doch so sehr gewogen,
Vor Tausenden gewogen ist — —

Die Mutter Hüons soll die französische — die, die uns gebar, die deutsche Sprache seyn. Eine Kühnheit des Ausdrucks, die so übertrieben ist, daß man sie kaum einem epischen Dichter verzeihen würde — und wie dunkel und zweydeutig wird dadurch hier alles! Wie sonderbar ist die Redensart: Ohr, Geschmack und Herz für eine Sprache wegkitzeln und

wegwitzeln, und wie übertrieben zugleich! — Wie kann man einer Sprache Stärke des Geistes zuschreiben? Unter den Werken des Wohlklangs werden, einer Note zufolge, Opern, und unter Werken des Witzes alltägliche witzelnde Schriftchen verstanden — allein hier ist ja von dem verhältnißmäßigen poetischen Werthe der drey Sprachen, nicht von den Werken, die in ihnen geschrieben worden, die Rede. Und was die Vergleichung der poetischen Litteraturen selbst betrift, so dürften die Franzosen und Italiener sich wohl nicht zu fürchten Ursache haben. — Ferner: klingt es nicht just so, als nenne Hr. E. die deutsche Sprache die Mutter der italienischen? In der Note freylich — aber ist es erlaubt in Versen Dinge zu sagen, die man ohne Noten entweder gar nicht, oder doch nicht recht verstehen kann? — Und dann ist es auch weder Sünde noch Schande, sondern Wahrheit, unläugbare Wahrheit, daß das Ital. als poetische Sprache, große Vorzüge vor der deutschen hat. Diese hat dafür wieder andere, nicht geringere Vorzüge. Rechtfertigt der Patriotismus Ungerechtigkeiten? Gewiß so wenig, als es richtig und schicklich ist, einer Sprache, als Sprache, Weisheit zuzuschreiben. —

In der kurzen Epistel an Hrn. C. A. Schmid (S. 176), ist die Wendung ungemein glücklich, neu und witzig. — In der vierten E. auf den 18. May gefällt uns die treffende Charakterisirung dieser Dichtungsart, und die darauf folgende, nicht minder wohlgerathene der vornehmsten jetztlebenden deutschen Episteldichter. Der zweyte Theil des Gedichts, in welchem der Dichter in seiner Phantasie die reizenden Szenen erneuert, die er im verflossenen Jahre während

nach eines Aufenthalts in Dresden genossen hätte, hat freylich keinen innern Zusammenhang mit dem ersten; doch diese Unvollkommenheit kömmt gegen die Schönheiten, womit diese Gemälde ausgestattet sind, kaum in Betracht.

Die fünfte Epistel (S. 206.) finden wir weder auszeichnend schön noch fehlerhaft. — Die sechste (S. 216.) hebt sich mit einem schönen Gleichnisse an, indem sich der D. mit einer halberstorbnen Rebe vergleicht; allein wenn er fortfährt:

Der Feuergeist, der aus dem Himmel stammet,
Des Dichters Haupt und Herz entflammet,
Und jeden Keim des Schönen da durchdringt,
Entwickelt, und zur Reife bringt,
In tausend Trauben sich ergießet,
Und jedem, welcher sie genießet,
Bald wie Tokais und Hochheims Rebensaft
Mit Lebenswärm' und Lebenskraft,
(Ein edlerer und feinrer Nervensaft!)
Mit unsichtbarer Macht durch alle Nerven fließet;
Bald heiß und schnell u. s. w.

so dünkt uns das eine Vermischung des Bildlichen und eigentlichen Ausdrucks, die eine unangenehme Wirkung thut. Allerdings lassen sich die Früchte des poetischen Genies mit den Früchten des Weinstocks vergleichen; allein wenn diese Vergleichung zur Allegorie erweitert werden soll, so muß dem Leser der eigentliche Gegenstand vorher aus den Augen gerückt, und beym Ausmahlen des Gegenbildes darf kein Zug, kein Ausdruck gebraucht, oder aus der Vergleichung fortgesetzt werden, der sich zwar zum eigentlichen Gegenstande, aber nicht zum Bilde desselben schickt. Die poetischen Trauben müssen auf einem fruchtbaren Boden, nicht im Kopfe oder Herzen des Dichters wachsen. — Das Genie kann sich wohl in Lieder,

aber

aber nicht in Trauben ergießen. Das heißt Metapher in Metapher schieben, welches immer ein Fehler bleibt, trotz dem, daß die Grammatiker ihn zu einer eigenen Redefigur erhoben, und mit einem besondern Namen belegt haben. — Die siebente und letzte Epistel hat uns am wenigsten gefallen. Der Gedanke des Schlusses ist, wo nicht falsch, doch gewiß nicht richtig ausgedruckt. Daß meine Neigung zu dir, sagt der D. zu seiner Gattinn, noch jetzt Liebe, nicht blos Freundschaft ist, dafür bürgt

Die Liebeserklärung — ja, zwar eine sonderbare
Und doch vielleicht — ihr Mädchen merkt es wohl! —
Die einzig zuverlässige wahre —
Die Liebeserklärung — grauer Haare.

Wir kommen nunmehr zu den vermischten Gedichten. „Daß Hr. Ebert auch einer unserer guten Liederdichter ist, wissen alle Kenner der deutschen Poesie; manchen aber vorzüglich jüngern Liebhabern, die sich gewöhnlich nur um das Neueste bekümmern, oder auch über der Menge des Neuen nicht daran denken können, einen Blick auf die frühern — wahrlich darum nicht immer schlechtern Produkte des deutschen Parnasses zu werfen, dürfte es vielleicht doch eine Neuigkeit seyn. Manche von seinen Liedern haben sie wahrscheinlich mit Vergnügen in der Ramlerischen Sammlung gelesen, ohne zu wissen, wem sie dieses Vergnügen zu danken hätten. Die Veränderungen, die Hr. R. dort mit ihnen vorgenommen, und von denen Hr. E. selbst bekennt, daß sie wahre Verbesserungen und Verschönerungen sind, hat er dennoch nicht angenommen, aus Furcht — eine Unbescheidenheit zu begehen. „Die einzige Verbesserung, sagt er, die „ich selbst zu machen fähig war, und auch die einzige,

„die

„die solche Kleinigkeiten etwa noch verdienen könnten,
„war die, daß ich eine Menge matter Strophen weg-
„warf, und in den wenigen, vielleicht nicht viel er-
„träglichern, die ich beybehielt, einige unedle Aus-
„drücke änderte.“ Auch das verdient allen Dank,
so sehr wir übrigens wünschten, Hr. E. möchte die
Bescheidenheit nicht zu weit getrieben haben. Kann
man ohne Unbescheidenheit die Gedanken eines frem-
den Dichters benutzen, warum nicht auch Verbesse-
rungen von fremder Hand? Der Nutzen und das
Vergnügen des Publikums, dächten wir, wäre der
Hauptzweck jedes Dichters und Schriftstellers, dem
alle übrigen Rücksichten untergeordnet werden müßten:
Es liegt dem Publikum wenig daran, ob ein Kunst-
werk ganz von Einer Hand vollendet worden, aber
sehr viel, daß es wirklich vollendet, und so schön, als
möglich sey. Nimmt der Dichter oder Künstler einen
Vorschlag, den er wirklich als Verschönerung erkennt,
nicht an, so verräth er, daß die Vollkommenheit sei-
nes Werks und das Vergnügen des Publikums —
aber nein! wahrscheinlich irren wir, wahrscheinlich
haben wir zu überspannte Begriffe von den Pflichten
der Schriftsteller und Künstler, und den Forderun-
gen, zu welchen das Publikum berechtigt ist, und wo-
durch endlich hätte es das deutsche Publikum auch
um seine Dichter verdient, daß es verlangen dürfte,
sie sollten sich ihm ganz und ohne alle Einschränkung
aufopfern?

Viele von diesen vermischten Gedichten sind drey-
ßig bis vierzig, einige gar funfzig Jahr alt, und von
dem D. bereits in seinem 17. Jahre verfertigt wor-
den. Diese frühern Stücke sind meist der Liebe, dem
Wein, der Freundschaft gewidmet, und so viel und
oft diese Gegenstände seit der Zeit auch besungen wor-
den,

den, so haben sie doch ihren Werth noch nicht verlohren. Man wird sie noch jetzt mit Wohlgefallen lesen, und mehrerer Eigenschaften wegen schätzen, die man an den neuesten Gedichten dieser Art so selten findet. Einige Stücke, zumal von den neuern, würde man zwar nicht vermißt haben, doch ist keins schlecht oder der Aufnahme ganz unwerth. Unter den bisher ungedruckten — wenigstens halten wir sie dafür — stechen besonders die drey letzten, längern Gedichte, hervor. Das erste ward durch den Tod des sel. Kanzler Cramer veranlaßt, und ist voll treflicher Stellen. Man hört, daß das Lob, welches der verdiente Mann erhält, nicht blos von den Lippen, sondern aus dem Innern des Herzens strömt, daß es nicht blos gedacht, sondern auch gefühlt ist. Schön und — wahr ist die Schilderung des edlen Bundes jener vortreflichen Männer — worunter auch Hr. E. und der sel. Cramer gehören — denen die Bildung unserer Sprache, unsers Geschmacks, und unserer Poesie so unendlich viel zu danken hat.

Noch segn' ich jene sel'gen Stunden,
Da unsre Seelen sich gefunden;
Da meines Genius, da meines Gottes Hand
Mich durch ein unzertrennlich Band
Mit dir und jener Schaar verbunden,
Die von der Jugend Durst nach edlem Ruhm entbrannt,
Und doch freywillig unbekannt,
Voll Eifers, nur ihr Vaterland
Durch eignen Geist und ächten Witz zu ehren,
An des Geschmacks und der Kritik Altären
Sich feyerlich verschwur, der Barbarey —
Auch der gelehrten selbst — und aller Tyranney —
Auch der Mäcenen selbst — zu wehren;
Die Dichtkunst, nun einmal erlößt von jenem Joch,

Das sie — verdammt bey allen Hochzeitfeyern,
Bey allen Leichen, oft für Fremde gar, zu leyern —
Schon lange matt, sich selbst kaum ähnlich noch,
Schon sterbend schleppte — neues Leben
Und einen kühnern Schwung zu geben,
Und sie vom Staub, in dem sie kroch,
Zur feinern Welt, zum Himmel zu erheben.
— — — — — —

Kein Autorstolz, kein Autorneid
Zerreiß der Brüder Einigkeit.
Gemeinschaftlich Gefühl des Wahren, Guten, Schönen,
Bey diesem wohlgestimmten Chor,
Bracht' in Empfindungen, Gedanken, Ausdruck, Tönen
Des Liedes selbst, für Geist und Herz und Ohr
Die schönste Harmonie hervor.
Geneigt die Tugenden des Bruders auszuspähen,
War jeder auch den kleinsten Fehl zu sehen,
Aus Liebe zum Geschmack, aus Liebe für den Freund,
Scharfsichtig, wie ein bittrer Feind, u. s. w.

Der Raum verstattet uns nicht, bey den folgenden Stücken an Jerusalem, und auf den Tod der Gräfinn Agnes zu Stollberg eben so lange zu verweilen. Wir begnügen uns mit der Versicherung, daß sie Stellen haben, die nicht weniger schön sind, als die eben angeführte.

Ehe wir diese Anzeige schließen, müssen wir noch ein paar Worte über die Anmerkungen und die Vorrede sagen. Der erstern sind nicht wenige. Wenn sie aber so viel Vergnügen und Unterhaltung gewährt haben, als uns, der wird ihre Zahl eher zu klein, als zu groß finden. Es kann nicht fehlen, mehr als Eine Klasse von Lesern wird über manche Note die Nase rümpfen, vielleicht gar ein Wort von Geschwätzigkeit, Pedanterie fallen lassen — doch für diese sind sie auch nicht geschrieben. Einige betreffen allerdings nur

an einigen Orten ist der Ausdruck etwas dunkel, die Sprache etwas sorglos. „Amor, der der Flucht der Zeit seine Flügel leiht" ist wohl über den Ton der Epistel — die Zeile (S. 148) „O Himmel mach' es allgemein!" ist wohl etwas zu prosaisch — Verse, wie: „Auch weis' und sittsam froh seyn heißt" sind wohl etwas zu hart; aber das vergißt man, — und mehr, als das vergäße man über Versen, wie folgende:

Von dieser Flamme (der Fackel Amors) stets geleitet,
Und vom Vergnügen stets begleitet,
Gedenk' ich, o Geliebte, nun
Auf meiner Lebensbahn die Schritte,
Die mir, weit über ihre Mitte,
Noch übrig sind, mit dir zu thun.
Zwar ist die Bahn nicht mehr so eben;
Zwar kann so leicht und schnell nicht mehr
Mein sechzigjähriger Fuß sich heben,
Allein dies kränket mich nicht sehr.
Wird ich auch schon zu starr und schwer,
Um tanzend mit dir hinzuschweben,
So schleichest du mit mir einher,
Um liebreich mir die Hand zu geben,
So bald dein Blick, dem nichts entflieht,
Was mich bedroht, mich straucheln sieht.
Das kleinste Steinchen auf dem Wege
Wird schon, noch fern, von dir erblickt,
Und daß ich ja nicht gleiten möge,
Von dir behutsam weggerückt.
Doch lieber suchst du sanftre Wege,
Die, wenn sie kaum dein Fuß gedrückt,
Ein reicher Blumenteppich schmückt u.s.w.

Die dritte Epistel (1783) hat zwar einzelne vortrefliche Züge, aber das Ganze gefällt uns weniger. Die meisten Perioden sind zu lang und verwickelt. Auch abgerechnet, daß das Lob der deutschen und der Tadel der französischen und italienischen Sprache, so

wie

wie überhaupt der ganze kleine Streit mit Wieland hier nicht am schicklichsten Orte steht, ließe sich sowohl gegen die Wahrheit dieser Behauptungen als den Vortrag derselben manches einwenden. Wie verworren und dunkel sind folgende Verse:

— — um diese Lieb' in solchen Bildern
Dir, o Geliebte, warm zu schildern,
Bedürft' ich traun der Sprache nicht,
Die jene buhlerische Schöne,
Die Mutter Hüons winselnd spricht;
Noch auch der glatten, sanften Töne
Der lieblich lockenden Sirene,
Die Sinibaldo's Mutter war,
Die uns für die, die uns gebar,
Fast Ohr, Geschmack und Herz sogar
Durch ihre Stimme weggekitzelt,
Wie jene sie uns weggewitzelt; —
Die (ist sie gleich dem Wiederhall,
Auch oft nur blosser leerer Schall,
Uns doch durch ihres Wohlklangs Werke
(Wie jene durch des Witzes Werke)
So täuscht, daß man, was ihr an Stärke
Des Geistes fehlet, kaum vermißt; —
Die Wieland selbst (o Sünd' und Schande!)
Vor seinem ganzen Vaterlande
Noch jüngst umarmet und geküßt,
Vom Reiz der Sängerinn betrogen
Der weisern Mutter vorgezogen,
Ihr, die ihm doch so sehr gewogen,
Vor Tausenden gewogen ist — —

Die Mutter Hüons soll die französische — die, die uns gebar, die deutsche Sprache seyn. Eine Kühnheit des Ausdrucks, die so übertrieben ist, daß man sie kaum einem epischen Dichter verzeihen würde — und wie dunkel und zweydeutig wird dadurch hier alles! Wie sonderbar ist die Redensart: Ohr, Geschmack und Herz für eine Sprache wegkitzeln und weg-

hergewitzelt, und wie übertrieben zugleich? — Wie kann man einer Sprache Stärke des Geistes zuschreiben? Unter den Werken des Wohlklangs werden, einer Note zufolge, Opern, und unter Werken des Witzes alltägliche witzelnde Schriftchen verstanden — allein hier ist ja von dem verhältnißmäßigen poetischen Werthe der drey Sprachen, nicht von den Werken, die in ihnen geschrieben worden, die Rede. Und was die Vergleichung der poetischen Litteraturen selbst betrift, so dürften die Franzosen und Italiener sich wohl nicht zu fürchten Ursache haben. — Ferner: klingt es nicht just so, als nenne Hr. E. die deutsche Sprache die Mutter der italienischen? In der Note freylich — aber ist es erlaubt in Versen Dinge zu sagen, die man ohne Noten entweder gar nicht, oder doch nicht recht verstehen kann? — Und dann ist es auch weder Sünde noch Schande, sondern Wahrheit, unläugbare Wahrheit, daß das Ital. als poetische Sprache, große Vorzüge vor der deutschen hat. Diese hat dafür wieder andere, nicht geringere Vorzüge. Rechtfertigt der Patriotismus Ungerechtigkeiten? Gewiß so wenig, als es richtig und schicklich ist, einer Sprache, als Sprache, Weisheit zuzuschreiben. —

In der kurzen Epistel an Hrn. C. A. Schmid (S. 176), ist die Wendung ungemein glücklich, neu und witzig. — In der vierten E. auf den 18. May gefällt uns die treffende Charakterisirung dieser Dichtungsart, und die darauf folgende, nicht minder wohlgerathene der vornehmsten jetztlebenden deutschen Episteldichter. Der zweyte Theil des Gedichts, in welchem der Dichter in seiner Phantasie die reizenden Szenen erneuert, die er im verflossenen Jahre während

und eines Aufenthalts in Dresden genossen hätte, hat freylich keinen innern Zusammenhang mit dem ersten: doch diese Unvollkommenheit kömmt gegen die Schönheiten, womit diese Gemälde ausgestattet sind, kaum in Betracht.

Die fünfte Epistel (S. 206.) finden wir weder auszeichnend schön noch fehlerhaft. — Die sechste (S. 216.) hebt sich mit einem schönen Gleichnisse an, indem sich der D. mit einer halberstorbnen Rebe vergleicht; allein wenn er fortfährt:

— Der Feuergeist, der aus dem Himmel stammet,
Des Dichters Haupt und Herz entflammet,
Und jeden Keim des Schönen da durchdringt,
Entwickelt, und zur Reife bringt,
In tausend Trauben sich ergießet,
Und jedem, welcher sie genießet,
Bald wie Tokais und Hochheims Rebensaft
Mit Lebenswärm' und Lebenskraft,
(Ein edlerer und feinrer Nervensaft!)
Mit unsichtbarer Macht durch alle Nerven fließet;
Bald heiß und schnell u. s. w.

so dünkt uns das eine Vermischung des Bildlichen und eigentlichen Ausdrucks, die eine unangenehme Wirkung thut. Allerdings lassen sich die Früchte des poetischen Genies mit den Früchten des Weinstocks vergleichen; allein wenn diese Vergleichung zur Allegorie erweitert werden soll, so muß dem Leser der eigentliche Gegenstand vorher aus den Augen gerückt, und beym Ausmahlen des Gegenbildes darf kein Zug, kein Ausdruck gebraucht, oder aus der Vergleichung fortgesetzt werden, der sich zwar zum eigentlichen Gegenstande, aber nicht zum Bilde desselben schickt. Die poetischen Trauben müssen auf einem fruchtbaren Boden, nicht im Kopfe oder Herzen des Dichters wachsen. — Das Genie kann sich wohl in Lieder,

aber

aber nicht in Trauben ergießen. Das heißt Metapher in Metapher schieben, welches immer ein Fehler bleibt, trotz dem, daß die Grammatiker ihn zu einer eigenen Redefigur erhoben, und mit einem besondern Namen belegt haben. — Die siebente und letzte Epistel hat uns am wenigsten gefallen. Der Gedanke des Schlusses ist, wo nicht falsch, doch gewiß nicht richtig ausgedruckt. Daß meine Neigung zu dir, sagt der D. zu seiner Gattinn, noch jetzt Liebe, nicht blos Freundschaft ist, dafür bürgt

Die Liebeserklärung — ja, zwar eine sonderbare
Und doch vielleicht — ihr Mädchen merkt es wohl! —
Die einzig zuverläßige wahre —
Die Liebeserklärung — grauer Haare.

Wir kommen nunmehr zu den vermischten Gedichten. „Daß Hr. Ebert auch einer unserer guten Liederdichter ist, wissen alle Kenner der deutschen Poesie; manchen aber vorzüglich jüngern Liebhabern, die sich gewöhnlich nur um das Neueste bekümmern, oder auch über der Menge des Neuen nicht daran denken können, einen Blick auf die frühern — wahrlich darum nicht immer schlechtern Produkte des deutschen Parnasses zu werfen, dürfte es vielleicht doch eine Neuigkeit seyn. Manche von seinen Liedern haben sie wahrscheinlich mit Vergnügen in der Ramlerischen Sammlung gelesen, ohne zu wissen, wem sie dieses Vergnügen zu danken hätten. Die Veränderungen, die Hr. R. dort mit ihnen vorgenommen, und von denen Hr. E. selbst bekennt, daß sie wahre Verbesserungen und Verschönerungen sind, hat er dennoch nicht angenommen, aus Furcht — eine Unbescheidenheit zu begehen. „Die einzige Verbesserung, sagt er, die „ich selbst zu machen fähig war, und auch die einzige,

„die solche Kleinigkeiten etwa noch verdienen könnten,
„war die, daß ich eine Menge matter Strophen weg-
„warf, und in den wenigen, vielleicht nicht viel er-
„träglichern, die ich beybehielt, einige unedle Aus-
„drücke änderte.“ Auch das verdient allen Dank,
so sehr wir übrigens wünschten, Hr. E. möchte die
Bescheidenheit nicht zu weit getrieben haben. Kann
man ohne Unbescheidenheit die Gedanken eines frem-
den Dichters benützen, warum nicht auch Verbesse-
rungen von fremder Hand? Der Nutzen und das
Vergnügen des Publikums, dächten wir, wäre der
Hauptzweck jedes Dichters und Schriftstellers, dem
alle übrigen Rücksichten untergeordnet werden müßten:
Es liegt dem Publikum wenig daran, ob ein Kunst-
werk ganz von Einer Hand vollendet worden, aber
sehr viel, daß es wirklich vollendet, und so schön, als
möglich sey. Nimmt der Dichter oder Künstler einen
Vorschlag, den er wirklich als Verschönerung erkennt,
nicht an, so verräth er, daß die Vollkommenheit sei-
nes Werks und das Vergnügen des Publikums —
aber nein! wahrscheinlich irren wir, wahrscheinlich
haben wir zu überspannte Begriffe von den Pflichten
der Schriftsteller und Künstler, und den Forderun-
gen, zu welchen das Publikum berechtigt ist, und wo-
durch endlich hätte es das deutsche Publikum auch
um seine Dichter verdient, daß es verlangen dürfte,
sie sollten sich ihm ganz und ohne alle Einschränkung
aufopfern?

Viele von diesen vermischten Gedichten sind drey-
ßig bis vierzig, einige gar funfzig Jahr alt, und von
dem D. bereits in seinem 17. Jahre verfertigt wor-
den. Diese frühern Stücke sind meist der Liebe, dem
Wein, der Freundschaft gewidmet, und so viel und
oft diese Gegenstände seit der Zeit auch besungen wor-
den,

den, so haben sie doch ihren Werth noch nicht verloren. Man wird sie noch jetzt mit Wohlgefallen lesen, und mehrerer Eigenschaften wegen schätzen, die man an den neuesten Gedichten dieser Art so selten findet. Einige Stücke, zumal von den neuern, würde man zwar nicht vermißt haben, doch ist keins schlecht oder der Aufnahme ganz unwerth. Unter den bisher ungedruckten — wenigstens halten wir sie dafür — stechen besonders die drey letzten, längern Gedichte, hervor. Das erste ward durch den Tod des sel. Kanzler Cramer veranlaßt, und ist voll treflicher Stellen. Man hört, daß das Lob, welches der verdiente Mann erhält, nicht blos von den Lippen, sondern aus dem Innern des Herzens strömt, daß es nicht blos gedacht, sondern auch gefühlt ist. Schön und — wahr ist die Schilderung des edlen Bundes jener vortreflichen Männer — worunter auch Hr. E. und der sel. Cramer gehören — denen die Bildung unserer Sprache, unsers Geschmacks, und unserer Poesie so unendlich viel zu danken hat.

Noch segn' ich jene sel'gen Stunden,
Da unsre Seelen sich gefunden;
Da meines Genius, da meines Gottes Hand
Mich durch ein unzertrennlich Band
Mit dir und jener Schaar verbunden,
Die von der Jugend Durst nach edlem Ruhm entbrannt,
Und doch freywillig unbekannt,
Voll Eifers, nur ihr Vaterland
Durch eignen Geist und ächten Witz zu ehren,
An des Geschmacks und der Kritik Altären
Sich feyerlich verschwur, der Barbarey —
Auch der gelehrten selbst — und aller Tyranney —
Auch der Mäcenen selbst — zu wehren;
Die Dichtkunst, nun einmal erlöst von jenem Joch,

Das

Daß sie — verdammt bey allen Hochzeitfeyern,
Bey allen Leichen, oft für Fremde gar, zu leyern —
Schon lange matt, sich selbst kaum ähnlich noch,
Schon sterbend schleppte — neues Leben
Und einen kühnern Schwung zu geben,
Und sie vom Staub, in dem sie kroch,
Zur feinern Welt, zum Himmel zu erheben.
— — — — — —
Kein Autorstolz, kein Autorneid
Zerreißt der Brüder Einigkeit.
Gemeinschaftlich Gefühl des Wahren, Guten, Schönen,
Bey diesem wohlgestimmten Chor,
Bracht' in Empfindungen, Gedanken, Ausdruck, Tönen
Des Liedes selbst, für Geist und Herz und Ohr
Die schönste Harmonie hervor.
Geneigt die Tugenden des Bruders auszuspähen,
Hat jeder auch den kleinsten Fehl zu sehen,
Aus Liebe zum Geschmack, aus Liebe für den Freund,
Scharfsichtig, wie ein bittrer Feind, u. s. w.

Der Raum verstattet uns nicht, bey den folgenden Stücken an Jerusalem, und auf den Tod der Gräfinn Agnes zu Stollberg eben so lange zu verweilen. Wir begnügen uns mit der Versicherung, daß sie Stellen haben, die nicht weniger schön sind, als die eben angeführte.

Ehe wir diese Anzeige schließen, müssen wir noch ein paar Worte über die Anmerkungen und die Vorrede sagen. Der erstern sind nicht wenige. Wenn sie aber so viel Vergnügen und Unterhaltung gewährt haben, als uns, der wird ihre Zahl eher zu klein, als zu groß finden. Es kann nicht fehlen, mehr als Eine Klasse von Lesern wird über manche Note die Nase rümpfen, vielleicht gar ein Wort von Geschwätzigkeit, Pedanterie fallen lassen — doch für diese sind sie auch nicht geschrieben. Einige betreffen allerdings nur

Kleinig-

Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die es nur für uns sind, der Nachwelt wahrscheinlich nicht seyn werden. Und soll man etwa nur für den heutigen Tag, nur für seine Zeitgenossen schreiben? Die beste Vertheidigung dieser Art von Anmerkungen, die Anspielungen, Nachahmungen, Sprachanmerkungen, und andere ähnliche Erläuterungen enthalten, ist unstreitig der Wunsch, der jedem Leser der Alten bey unzähligen Stellen aufgestiegen seyn muß: o hätten wir doch hier eine Anmerkung von dem Autor selbst! —

Die Vorrede hebt sich an mit Betrachtungen über die Mißlichkeit eines Unternehmens, wie die Sammlung dieser Gedichte bey der gegenwärtigen Stimmung des Publikums sey, das eine so außerordentliche Kälte und Gleichgültigkeit gegen alles, was Poesie heißt, an den Tag lege. Diese Klage ist so oft und so ernstlich wiederholt worden, daß sie wohl nicht ohne Grund seyn kann. Allein die Frage, ob es bey der gegenwärtigen ganzen Lage der Sache anders seyn könne? ist, dünkt uns, noch nirgend befriedigend beantwortet worden. Sind an dieser anscheinenden Gleichgültigkeit des Publikum, die Dichter, oder nicht vielmehr die Umstände, in denen beyde sich befinden, Ursache? Führen nicht die Dichter der übrigen cultivirten Nationen gleiche Klage? Sind nicht die Meisterstücke unserer Poesie von der Beschaffenheit, daß sie bey einem Volke, auf der Stufe der Cultur und des Wohlstandes, mit der physischen und politischen Constitution, mit diesen beschränkten Quellen des Erwerbs und Luxus, und tausend ähnlichen Umständen, verhältnißmäßig nur wenig Leser finden können? War und ist es nicht größtentheils Nationalinteresse, und Nationalstolz, was den Lieblingsdichtern unserer Nach-

ihnen ein zahlreiches Publikum verschaffte und erhielt — und sind ihre Triebfedern auch in Deutschland wirksam? Haben sie nicht in den wenigen Fällen, wo sie wirken konnten, dieselben Erscheinungen hervorgebracht? Diese und mehrere ähnliche Fragen verdienten wohl eine ausführliche und gründliche Erörterung, aus welcher sich — oder wir müßten uns sehr irren — ergeben würde, daß an dieser Gleichgültigkeit gegen die besten Werke des deutschen poetischen Genies und die Poesie überhaupt, die Dichter nur wenig, das Publikum noch weniger, die Umstände aber den meisten Antheil, und die meiste Schuld haben. So lange unsere besten Köpfe so schreiben — und freylich fast so schreiben müssen — daß sie nur von dem allerkleinsten, beynahe unmerklichem Theile der Nation, wie sie jetzt ist, verstanden und mit Vergnügen und Interesse gelesen werden können, so lange dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie nur wenig Leser finden. Daß es dem deutschen Publikum nicht an gutem Willen und an Leselust fehlt, beweist der täglich wachsende Schwarm von Büchern und Büchermachern — daß aber der große Hause des Publikums sich nur langsam zu jener Höhe der Cultur und gelehrten Einsicht erhebt, die erfordert werden, den Produkten des Genies ächten Geschmack abzugewinnen, daran ist nichts, als die leidigen (in jeder andern Rücksicht aber höchst glücklichen) Umstände Schuld, die uns nicht zu Einer Nation, sondern zu hundert kleinen Nationen machen, die wenig mehr mit einander gemein haben, als die Sprache, und auch diese nur auf eine sehr unvollkommene Weise. Sollten wir demnach wohl gegründete Ursachen haben, es anders zu wünschen, als es ist? In diesem und dem und jenem Ländchen Deutschlands kann jeder,

der arbeiten will, so viel verdienen, daß er die nothwendigsten Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens befriedigen kann. So viel haben sie alle, aber viel mehr hat auch keiner. Wäre es nun besser, wenn einige wenige im Ueberflusse des Luxus schwelgten, und alle übrigen kaum Brod und Wasser hätten? Denn, Wein und Konfekt und Witz und Geschmack auf allen Tischen und in allen Köpfen findet man doch nur in — Utopien.

Herr Campe klagte in einem Stücke des Braunschweiger Journals (May 1788) über die ungeheure Menge junger Dichterlinge, und über die Wuth Verse zu machen, als eine von den epidemischen Seelenkrankheiten unsers Zeitalters, und fordert alle Erzieher und Menschenfreunde auf, diesem Uebel auf das kräftigste entgegen zu arbeiten. Hr. Ebert zeigt das Uebertriebene, das sich in diese Behauptungen eingeschlichen, und von der andern Seite durch die triftigsten und überzeugendsten Gründe, die mannichfaltigen reellen Vortheile, die mit einer frühen Cultur der Poesie verbunden sind, und es zur Pflicht machen, diese Cultur mehr zu befördern, als zu verhindern. Zwar hat Hr. Campe nachher öffentlich erklärt, daß er entweder seine wahre Meynung nicht ganz bestimmt ausgedrückt, oder sein Freund ihn nicht recht verstanden habe: demohngeachtet aber bleiben dennoch die Erinnerungen und Bemerkungen des Hrn. E. ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, da, wenn auch Hr. C. nicht so denken sollte, es doch immer noch eine große Menge Menschen, und darunter nicht wenig Erzieher, Schullehrer und Vorsteher giebt, die mit den hier bestrittenen Vorurtheilen in einem hohen Grade behaftet sind.

Em.

Kurze

Kurze Nachrichten.

a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Ueber die Hindernisse und Beförderungsmittel der moralischen Wirkung der Religion. Eine gekrönte Preißschrift aus dem lateinischen. Freyberg, in der Crazischen Buchh. 1789. 6 Bogen in 8.

Eine kleine Schrift, die aber der Wichtigkeit ihres Inhalts wegen eine umständlichere Anzeige verdient. Der Verf. derselben ist der Herr Hofrath und Professor Schwabe in Stuttgard, ein Mann, der sich schon in mehrern Schriften als einen denkenden Kopf gezeigt hat. Sie beantwortet die von den Administratoren des Stolpischen Legats zu Leiden aufgegebene Preisfrage über diese Materie und hat auch, 1783. den Preiß davon getragen. Der Uebersetzer nennt sich, unter der Dedication an den M. Schlegel zu Burgwerben, Heyner, des heil. (?) Predigtamts Kandidaten, und er hat sich, so unbedeutend die Arbeit an sich selbst ist, ein Verdienst dadurch erworben, daß er sie durch die Uebersetzung, die recht gut gerathen ist, mehr in Umlauf zu bringen gesucht hat. Er hat sie weiter ausgeführt und mit Zusätzen vermehrt. Ob diese Zusätze von Belang sind, können wir nicht entscheiden, weil wir Original und Uebersetzung nicht zusammen vergleichen können. Die ersten 7 §§. enthalten einige Vorbereitungssätze zum Thema der Abhandlung selbst. Der Endzweck der Religion ist eine beständige fortgehende Erhebung der menschlichen Natur zu immer grösserer Vollkommenheit; er ist also sie in die Gemeinschaft mit Gott, in Gottähnlichkeit zu setzen: und folglich ist die Religion selbst alles das, was Mittel für den Menschen ist, ihn in sein wahres Verhältniß gegen Gott wieder zu führen. Dieser Endzweck macht richtige und hinläng-

längliche Belehrungen von Gott und dem Verhältnisse des Menschen gegen ihn nothwendig. Diese Belehrungen betreffen das Daseyn eines höchst vollkommenen, unendlichen, weisen und heiligen Wesens, welches der Schöpfer des ganzen Weltalls und der Schöpfer des ganzen Menschengeschlechts ist; die Welt- und Menschenregierung durch Weisen und die Gewißheit eines andern Lebens nach dem Tode, in welchem der Zustand des Menschen von seinem gegenwärtigen sittlichen Verhalten abhängt. Diese Lehren, den Grund aller theoretischen und practischen Religion, aller Tugend und Rechtschaffenheit, von den Weisen der Vorwelt immer erkannt, hat Christus mit Zuverlässigkeit vorgetragen, und als wahre und göttliche Lehren durch Wunder, Leben und Tod bestätiget. Aber so viel Kraft zur Bildung der geistigen und moralischen Natur des Menschen, so großen Einfluß auf jede Art menschlicher Glückseligkeit diese Lehre haben könnte, so ist doch diese Kraft, dieser Einfluß in unsern Zeiten nur bey wenigen ihrer Verehrer sichtbar. Es müßen also Hindernisse da seyn, die ihre Kraft entweder ganz unwirksam machen, oder doch sehr schwächen. Diese Hindernisse sind theils allgemeine, oder sie erstrecken sich auf alle Menschen; theils besondere, oder sie sind nur gewissen Klassen eigen. §. 8. Unter die allgemeinen Hindernisse gehören die Unvollkommenheit der menschlichen Natur und die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft, wovon jene ein inneres, diese ein äußeres Hinderniß ist §. 9. 10. (Was der Verf. hierüber in zwey sehr kurzen §. §. sagt, ist nicht sehr tief geschöpft, und aus den Prämißen, die er hier aufstellt, könnte man zum Nachtheil dessen, was er kurz vorher von den Grundlehren der Religion gesagt hat, mehrere Folgen ziehen. Für Rec. ist es wenigstens entschieden gewiß, daß die beyden angeführten Puncte die moralische Wirkung der Religion, an und für sich selbst betrachtet, nicht hindern.) Mit diesen zwey allgemeinen Hindernissen sind noch viele andere, die besondern Klassen von Menschen eigen sind, verbunden. 1) Unwissenheit so vieler Christen in Absicht der Hauptwahrheiten der Religion §. 11. 2) Unglaube §. 12. dieser herrscht, wie der Verf. richtig bemerkt, vorzüglich in den höhern Ständen, und soll ganz besonders den Katholiken eigen seyn (diese letzte Bemerkung kommt uns zu gesucht und auch nicht ganz richtig vor. Ist von den höhern Ständen die Rede, so möchte wohl der Unglaube in der protestantischen und katholischen Kirche ziemlich

glei-

gleichen Schulen gehn. Ist aber der grosse Hause gemeint, und soll bey demselben der Unglaube aus der genauern und nähern Untersuchung der ihm aufgedrungenen Glaubenslehren entstehen, die ihm dann als menschliche Erdichtungen und Spitzfündigkeiten erscheinen: so kann man darauf antworten, daß der grosse Hause nicht prüfe, und das besonders der grosse Hause in katholischen Ländern von seinen Priestern in dummer blinder Anhänglichkeit an die positiven Lehrsätze seiner Religion erhalten wird. Hier ist also theoretischer Unglaube gar nicht zu besorgen.) 3) Mangel an Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion. Man gelangt auf drey verschiedenen Wegen zur Erkenntniß einer Wahrheit durch innere und äussere Erfahrung; durch die Vernunft; durch Beyfall. Weil nun die meisten Menschen bloß durch das Ansehen ihrer Eltern, Lehrer und Erzieher zur Erkenntniß der christlichen Religion kommen, und folglich Erfahrung und Vernunft dabey nicht zu Hülfe nehmen, ihre Erkenntniß also mehr symbolische als intuitive Erkenntniß ist, so fehlt ihnen die wirkliche Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion, ohngeachtet sie überzeugt zu seyn glauben. Der Widerspruch zwischen ihrer Moralität und ihrer Religion ist deshalb leicht zu erklären. Die Zeit in welcher die Lehren des Christenthums der Tugend vorgetragen werden, und die Art und Weise des Vortrags selbst, verstärkt dieses Hinderniß. Denn so bald die Kinder nur lallen, so bald sich nur ihre Gedächtnißkraft äussert, so müssen sie oft schwer zu verstehende Fragen, lange Gebete und Sprüche auswendig lernen, wodurch der Kopf mit sinnlosen Worten angefüllt wird. §. 13. 14. 15. 4) Grobe und feinere Irrthümer §. 16. 17. 18. 19. 20. (Was der Verf. hiervon sagt, ist sehr practisch und lesenswerth, auch sehr wahr; aber Rec. hätte auch eine Erklärung darüber gewünscht, woher diese Irrthümer entstehen? Es ist wahr, so lange man glaubt, Gott durch Geschenke, Fasten und Büßungen versöhnen, und für Geld Vergebung der Sünden erlangen zu können, so lange man sich einbildet, daß man durch Bereuung der Sünden und durch Ergreifung des Verdienstes Jesu Christi in der Todesstunde einen glücklichen Zustand in der Ewigkeit erwarten könne, wie lasterhaft auch das Leben gewesen seyn mag; daß der Mensch nur allein durch übernatürlichen Beystand des heil. Geistes Gutes thun, und nichts aus eigenem Vermögen dazu beytragen könne; daß der bloße Glaube ohne gute Werke schon hinlänglich zur Se-

tigkeit sey; daß endlich die natürliche Tugend von der christlichen zu sehr absteche, als daß jene einigen Werth haben könne: so lange kann freylich die Wirkung der Religion nicht recht sichtbar werden. Aber woran liegt die Schuld, daß diese Irrthümer sich noch immer erhalten? gewiß nicht an der Religion selbst, weil sie schlechterdings dieselben nicht begünstiget.) 5) Mangel an wahrer ächter Liebe zur Tugend §. 21—24. 6) Der überaus große Leichtsinn vieler Menschen, welcher vorzüglich durch unsere gegenwärtige Erziehungsmethode und durch den herrschenden Geschmack unsers Zeitalters entsteht, und Unwissenheit, Irrtümer und alles das, was der Religion nachtheilig ist, zur Folge hat §. 25. 26. — Von diesen Hindernissen bey der Religion vereinigen sich oft mehrere bey einem Menschen, woher es nun leicht zu erklären ist, daß die Wirkung der christlichen Religion auf die moralische Besserung bey so wenigen ihrer Verehrer sichtbar ist. Es frägt sich nun, durch welche zwanglose Mittel man diesem Uebel entgegen arbeite? und wie man der Religion größere Kraft und Wirkung auf die moralische Besserung des Menschen verschaffe? Der V. gesteht es sogleich ein, daß man diese Mittel weit leichter angeben, als sie in unsrer gegenwärtigen Staats-, Kirchen-, und Schulverfassung anwenden könne. Es giebt theils allgemeine theils besondere Mittel: Das allgemeine Mittel ist die bessere Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft und bessere Gesetze. §. 27. Es müsse durch die Gesetze mehr Gleichheit unter den Ständen bewirkt werden; das gemeine Beste müsse nicht einzig und allein von dem Character, Gesinnung und willkührlichen Handlungsart der Fürsten und Obrigkeiten abhangen; auch müssen die Gesetze nicht allein zur Abwehrung des Bösen, sondern auch zur Ermunterung und Beförderung des Guten, zur Aufrechthaltung der Religion und guter Sitten dienen. (Recht schön gesagt und gut gemeint, aber der Verf. hätte auch angeben sollen, wie das alles möglich zu machen sey?) Das zweyte allgemeine Mittel, der Religion größere Wirkung zu verschaffen, ist: die öffentliche Erziehung. §. 28. 29. 30. Das dritte: daß Fürsten, geistliche und weltliche Obrigkeit, und alle diejenigen, welche öffentliche Lehrer der Religion anordnen, es sich zur Pflicht machten, nur vorzüglich rechtschaffene, vernünftige, kluge, von dem Wesen und Endzweck des Christenthums ganz durchdrungene Männer dazu zu wählen,

deren

deren Beurtheilungskraft durch Erfahrung und Umgang geschärft ist. §. 31. (Was über diese beyden Puncte gesagt ist, kann nicht ernstlich genung erwogen werden. Ohngeachtet die Materie über die öffentliche Erziehung und zweckmäßige Besetzung der Predigerstellen in 4 §§. nicht erschöpft werden konnte, so ist doch hierüber sehr viel Gutes gesagt worden. Auch sind diese beyden Mittel weit leichter ausführbar, als das erste, welches mit ganz unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.) Unter den besondern Mitteln (§. 33.) durch welche die Wirkung der Religion bey ihrem Verehrern sichtbarer gemacht werden kann, ist das Vorzüglichste: daß **Erzieher, Eltern, Lehrer und alle, welche sich mit dem Unterricht und der moralischen Bildung der Jugend beschäftigen, alle mögliche Sorgfalt anwenden, bey ihren Kindern, Schülern und Zuhörern eine wahre und lebendige Ueberzeugung von den Religionswahrheiten zu bewirken:** §. 33 u. f. Der Unterricht der Jugend muß nicht allein ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechen, sondern auch nach der Art und Weise, wie sie denkt und urtheilt. Kinder müssen nicht durchs Denken zum Handeln, sondern durch Handeln zum Denken geführt werden, weil sie, wenn ihnen eine Handlung noch so vortreflich geschildert wird, doch den eigentlichen Werth derselben nicht empfinden können. Man muß bey ihnen mit dem einfachen und zwar moralischen Unterricht den Anfang machen, sie durch sinnliche Beyspiele die wichtigsten und erhabensten Tugenden kennen lehren, so viel als möglich dabey Erfahrung und Religion mit einander verbinden, und sie dann zur practischen Anwendung dieser Lehren führen. Dann lehre man sie Jesum näher kennen, der vor vielen Jahrhunderten alle diese theoretischen und practischen Lehren den Menschen mit so vieler Gewißheit und Deutlichkeit vorgetragen hat, und verbinde mit der Geschichte Jesu die Geschichte seiner Lehre, so wird man dadurch (wenn es nach den Vorschlägen des Verf. geschieht) dem Stifter der Religion Ehrfurcht und Vertrauen, und seiner Lehre Ansehen und Beyfall erwerben. Auf die Weise wird feste und lebhafte Ueberzeugung von der Wahrheit der Religionslehre bewirkt, weil die drey Wege, auf welchen man zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt, Empfindung, Gründe der Vernunft und Auktorität mit einander verbunden werden. Es wird dadurch der Unwissenheit, dem Unglauben, der bloß symbolischen Erkenntniß, den Irrthü-

mern, folglich den meisten Hindernissen der wirkenden Kraft der Religion entgegen gearbeitet. — Im 40. §. zeigt der Verf. daß der Nutzen und Endzweck der symbolischen Schriften sey, das Volk bey seinem Glauben und Seelenruhe zu erhalten, und öffentlichen Spaltungen vorzubauen, und eine allgemeine mit dem Wohl des Staats harmonirende Lehrform fest zu setzen; daß jeder Lehrer diese gute Absicht des Staats befördern und deshalb in seinen öffentlichen Vorträgen das kirchliche System respectiren müße, daß er aber deswegen bessere Einsichten nicht ungenutzt lassen dürfe; daß die Einrichtung der öffentlichen Religion dem Regenten oder der Obrigkeit allein zustehe §. 41. daß aber einzelne verständige Christen privatim weder an öffentliche Lehrform noch Kirchensprache gebunden sind, von jener abweichen und diese mit besserer nach eigner Einsicht vertauschen können. Im 42 u. 43. §. werden noch einige Vorschläge zur Verbesserung der Land- und Gemeinenschulen und der Canzelvorträge gethan. Besonders müßen Lehrer und Prediger nach der Forderung des V. §. 44. dem Irrthum entgegen arbeiten, als ob mit Religion und Tugend kein Vortheil verbunden sey. Vor solchen Schriften, die den Unglauben begünstigen, und bey vielen die Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion schwächen, muß die Jugend freylich gewarnt werden, aber mit dieser Warnung ist noch nichts ausgerichtet, wenn sie nicht vorher in den Stand gesetzt ist, solche Schriften zu ertragen, welches den Verf. durch seine vorgeschlagene Lehrmethode zu erreichen glaubt. §. 45. Zum Beschluß apostrophirt der Verf. die von Tugend und Menschenliebe entflammten Schriftsteller, durch ihre Schriften die Gründe derer zu zernichten, die gegen die Religion auftreten, um durch ihren Beystand den Sieg der Religion zu erleichtern. — Unsre Leser werden aus diesem Auszuge auf das Interesse dieser Schrift schließen können. Zugegeben, daß nicht alles, was darin gesagt ist, den Stempel der Neuheit führt, daß man auch hin und wieder verschieden vom Verf. denken möchte; so müßen wir doch gestehen, daß sehr viel Gutes und Brauchbares darinn gesagt ist. Dabey herrscht durchaus so viel Wärme, schimmert überall die eigene Ueberzeugung des Verf. so sehr durch, daß nicht sowohl und einzig die Hoffnung des Preises, als vielmehr die Wichtigkeit des Gegenstandes seine Feder geführt zu haben scheint. Und das hat unsre Hochachtung für den Verf. vermehrt.

Ik.

Unter-

Unterricht für Kinder nach [illegible] Lehrart. — Stendal, bey Franzen und Grosse. 1789. 20 Bogen in 8.

Der bescheidene Verf. hat sich seines Werks keinesweges zu schämen. Man merkt es ihm sehr gut an, daß er sich durch die Schriften der bessern Lehrer gebildet hat. Bey der Richtigkeit der Begriffe und der Deutlichkeit seines Vortrags können wir es denen, die mit Kindern zu thun haben, anempfehlen. Hin und wieder hätte er zur Vollständigkeit des Begriffs noch etwas mehr thun können, als bey Allgegenwart, Liebe Gottes, Zufriedenheit. Bey der Erzählung von dem Traum Pharaos, den Joseph auslegte, hätte er etwas von dem Wahne auf Träume zu achten, sagen müssen, weil sonst die Kinder leicht darauf geführt werden ihre Träume für bedeutend zu halten. Die fürchterlichen Naturbegebenheiten bey dem Tode Jesu hätten wir auch weggewünscht. Die Verbindlichkeit zum Gehorsam, S. 160. weil man unter dem stehe, der Macht über uns hat, und uns schaden kann, stimmet nicht zu den übrigen Begriffen, die er von Gott vorträgt.

Aeltere und neuere biblische Geschichte, ein Lesebuch. — Giesen, bey Krieger dem ältern. 1789. 248 Seiten in 8.

Ohne Auswahl getroffen zu haben, erzählt der Verf. den Inhalt des ersten B. Mosis, bis an die Geburt desselben, womit er sechzehn Bogen anfüllt. Vieles davon ist für Kinder ganz überflüßig, und Vieles kann ihnen schädlich werden. Wozu soll die Erzählung von der Sara, die vom Pharao begehrt wurde, von der Hagar, Lotts Blutschande, Isaaks Opferung u. s. w. Dabey läßt er sich in historische Entwickelungen ein, in Darlegung unfruchtbarer Geschlechtsregister, die den Vortrag ermüdend weitschweifig machen. Auch die Sprache ist einem Lesebuche nicht angemessen; denn welcher gemeine Christ versteht die Ausdrücke, Schüler der Natur, ausschweifende Versinnlichungen der Gotteserkenntniße, nicht Noah, sondern Gott sey Steuermann der Arche gewesen u. s. w. Es ist zu wünschen, daß der Verf. nach dieser Probe nicht weiter erzählen möge.

Kr.

Versuch einer vollständigern Anweisung zu dem catechetischen Unterricht in der christlichen Religion von Carl Gottl. Klein, Pfarrer zu Dothslau. Breslau, bey Meyer, 1789. 256 S. in 8.

Das Catechisiren ist offenbar eins der schwersten Geschäfte eines Volkslehrers, denn es werden, wenn es gut, und mit wahrem Nutzen geschehen soll, so mancherley Eigenschaften erfordert, die sich nur selten in einem Subject beysammen finden. Ein Catechet muß selbst genaue deutliche Religionskenntnisse besitzen, denn sonst wird er mehr verwirren, als aufhelfen; dann: Gegenwart des Geistes um bey unvorhergesehenen Antworten nicht zu stutzen, oder abzuschrecken; Sanftmuth des Geistes, um sich liebevoll herabzulassen, und nicht durch Poltern die Jugend mürrisch zu machen. Lust und Neigung zu diesem Geschäfte, um nicht selbst zu ermüden und dadurch auch die Jugend; und vor allen Dingen, viel Welt- und Menschenkenntniß, um in der Sphäre der Menschen bleiben, und alles aufs practische Leben desto sicherer anwenden zu können. Es ist daher unbegreiflich, wie man ein Geschäft, das so ehrwürdig seyn müßte, so erniedrigen, ein so schweres und wichtiges Amt für so leicht und unbedeutend halten konnte, es Leuten anzuvertrauen, die nicht einmal Fähigkeit genug haben, ein Handwerk gut zu treiben. Selbst da, wo man noch etwas vorsichtiger ist, scheint man doch an die Wichtigkeit dieses Geschäftes sehr wenig zu denken, da es fast durchgehends der sogenannten niedern Geistlichkeit überlassen ist, die im Durchschnitt gewiß nur wenige Männer von den erforderlichen Eigenschaften in ihrer Mitte zählt, und man hierauf beym Examen künftiger Prediger nur an sehr wenigen Orten Rücksicht nimmt, wenigstens ungleich mehr, ob der künftige Volkslehrer die Namen der Ketzer und Päbste wohl wisse und die tres moras zählen könne. So laut diese Klage schon oft ertönt ist, so sieht man doch noch oft genug Bediente, die mit dem Luxus oder gar Lastern ihrer Herren vertraut sind, und verdorbene Handwerksleute zu den Schulämtern befördern, und man glaubt Wunder was gethan zu haben, wenn man solche Leute etwa 1 Jahr in ein sogenanntes Seminarium hat gehn lassen. Was kann aber da heraus kommen, da mit der nöthigen, gewiß aber seltenen Ausnahme diese Leute gar nicht zum Geschäft eines Lehrers müßten zugelassen werden! —

Wir

Wir wollen und können diese Materie nicht weiter ausführen; aber gewiß ists doch, daß so lange nicht sorgfältiger gewählt, nicht genauer vorbereitet wird, man auch keinen großen Nutzen vom Unterricht der Jugend erwarten dürfe, und daß der Staat die Verkrüppelten nicht ihrer Gebrechen wegen strafen sollte, an deren Verkrüppelung er durch die Wahl ungeschickter und untauglicher Wörter selbst Schuld ist. — So lange der Staat — und wenige nehmen gleich dem Preußischen das Erziehungsgeschäfte zum besondern Augenmerk — nicht seine Pflicht erfüllt; sind alle Wünsche unerfüllbar, und alle Anweisungen zu einer guten Lehrart so gut, wie in den Wind geredet.

Damit wollen wir aber den Werth vorliegender Schrift keinesweges herabsetzen, sondern halten sie vielmehr für sehr nützlich, und gestehen, daß wir sie mit Vergnügen und Nutzen gelesen haben, und sehr empfehlen können. Zwar möchten wohl nicht alle mit allen Aeußerungen des Verf. einig seyn können, aber es würde ungerecht seyn, dies als Tadel hier vorwerfen zu wollen, da der Verf. selbst nur einen Versuch zu machen verspricht, und dieser Versuch so gut gelungen ist. — Wenn auch, wie wir vorher äußerten, nur einige Catecheten sie benutzen könnten, aus Mangel an Geschicklichkeit, oder benutzen wollten, aus Mangel an Lust und Neigungen, so kann sie doch vielleicht dazu dienen, Patronen bey der Wahl eines Catecheten vorsichtiger zu machen, Ungeschickte durch die Betrachtung der vielen nothwendigen Eigenschaften von einem solchen Amte abzuschrecken, und endlich wird sie dem guten Catecheten gewiß manchen Wink und Rath zur Befolgung geben, in welcher Hinsicht man noch mehr Ausführung und mehrere Beyspiele wünschen mögte, da es dem Verf. nur gefallen hat, Regeln und Winke fast ohne alle Beyspiele zu geben. Er theilt diese seine Schrift in 2 Theile. Im ersten giebt er allgemeine Regeln a) in Rücksicht der Beschaffenheit der Wahrheiten; b) der Personen, welche der Catechet vor sich hat; c) der Absicht des catechetischen Unterrichts und d) der Zeit, des Orts und anderer Umstände; im zweyten aber speciellere Regeln 1) wenn einer oder etliche wenige ziemlich gleiche Lehrlinge da sind; 2) wenn es ein großer gemischter Haufe ist, und zwar a) wenn der Catechet alle seine Lehrlinge genau kennt b) wenn das nicht ist und c) wenn ein großer Haufe Kinder und Erwachsener zugleich unterrichtet werden soll. Im

lezt

letzt redet er noch von der catechetischen Erklärung eines gewissen Pensum aus dem Catechismus und der catechetischen Wiederholung einer Predigt. — Der häufigste Fall ist nun wohl — wenigstens für den Prediger — der, daß Erwachsene und Kinder zugleich sollen unterrichtet werden, und daß dabey der Lehrer seine Zuhörer nicht alle kennt. Da es uns zu weit führen würde, wenn wir hier die ganze Schrift genau prüfen wollten, so wollen wir uns mit diesem Stück begnügen, zumal wir gerade hier am meisten von des Verf. Meinung abgehen. Dieser verlangt nämlich (S. 242. u. f.) daß der Catechet sich unter diesen Umständen mit seinen Fragen nicht bloß an die Kinder, sondern auch an die Erwachsenen wenden, und wenns nicht gleich angienge, doch seine Maaßregeln so nehmen müße, daß es nach und nach eingeführt werde. Allein diese Regel bedarf, dünkt uns, eine genauere Bestimmung wenn sie anders ausführbar ist, woran wir fast zweifeln. Wir haben z. E. das Glück, daß unsre Catechisationen fleißig besucht werden, und daß öfters einige alte Personen laut antworten, wenn die Kinder mit der Antwort zögern; allein demohngeachtet möchten wir es nicht wagen, absichtlich unsre Fragen an die Erwachsenen zu richten, wenn wir sie nicht zur Kirche hinausweisen wollen. Denn so lange sie es freywillig thun, steht es in ihrer Macht, nur dann zu antworten, wenn sie von der Wahrheit ihrer Meinung innigst überzeugt sind; aber, wenn sie geradezu gefragt würden, würden sie sich gewiß sehr oft in großer Verlegenheit befinden und der Gedanke, die Gemeine sieht itzt auf dich, das Bewußtseyn, du kannst irren, würde doppelt stark auf einen solchen Menschen wirken, und eben dadurch eine Fehlantwort erzeugen, da hingegen das Kind sich leichter über solche Bedenklichkeiten hinweg setzt — hinwegsetzen kann. Diese Wahrheit finden wir jederzeit bestätigt, so oft wir Erwachsene — und alle Unverheyrathete müßten nach der Reihe zur Catechisation erscheinen — vor uns haben. Selbst die, die in jüngern Jahren dreist und mit Besonnenheit antworteten, sind schüchterner, sobald sie älter geworden sind. Zu dieser Verlegenheit, und daß wir so sagen, Furcht, gesellet sich aber auch noch ein gewisses Gefühl von Schaam, oder fast möchten wir sagen, von Schande, und dieser Begriff ist so innig mit der Denkart der meisten Menschen verwebt, und wird gleichsam mit jedem Tag von neuem befestigt, daß es schwer halten wird, ihn je zu vertilgen. Man sagt zwar: in verbis simus faciles, aber man glaubt nicht, wie

viel

viel oft auf ein Wort ankömmt. Daß man Catechisationen Kinderlehren genannt hat, und noch nennt, und wahrscheinlich noch immer nennen wird, ist ein Hauptgrund zur Schaam. Denn, mein Gott! Erwachsene sollen noch in die Kinderlehren gehn d. i. wie Kinder behandelt werden! Nein! das geht nicht. Zu diesem Grunde kömmt noch, daß diejenigen Lehrer die vorzüglich die Catechisationen zu besorgen haben, weniger besoldet, weniger geehret sind, und das führt natürlich zu dem Glauben, daß das Geschäft derselben also geringfügiger seyn müße, und so schätzen es auch die Menschen geringer. Gesetzt aber auch, man könnte alle diese Hindernisse heben, wie das wohl nicht unmöglich ist, so würde diese Regel doch nicht so unbestimmt gelten können. Denn was soll der Catechet anfangen, wenn er — wie dieß der Fall bey uns ist — mehrere Hundert vor sich hätte, die er nicht alle übersehn kann, und denen allen er doch das Recht zu antworten einräumen müßte. Es würde also nur bey kleinen Landgemeinden möglich seyn. Aber auch dann, dünkt uns, müßten für jeden Stand besondre Catechisationen angesetzt werden; es müßten z. E. nicht Kinder bey den Catechisationen der Eltern mehrerer Ursachen wegen, gegenwärtig seyn, was aber wiederum neue fast unübersteigliche Hindernisse haben würde. — Ferner (S. 249.) „Hierbey würde ich dann noch dem Catecheten den „Rath geben, sich jedesmal zu der Materie, — die er — abhandeln will, eine passende biblische Historie auszuwählen" u. s. w. — Diese Regel scheint uns nicht die richtigste. Zwar sagt der Verf. „so wie Historien Kinder mehr zur Aufmerksamkeit reizen, so thun sie es auch bey Erwachsenen;" und darin hat er Recht, aber er sollte bedenken, daß Erwachsene wenigstens darin den Kindern nicht gleich sind, daß sie ein und eben dieselbe Geschichte zehnmal und drüber ohne Verminderung des Intresses, anhören können. Man bedenke nur, wie oft ein Erwachsener, nach der gewöhnlichen Erziehung, die biblischen Geschichten gehört, gelesen und hergebetet hat, und man wird sich leicht denken können, daß die Aufmerksamkeit durch wiederhohlte Erzählung nicht sehr möchte gereizt werden. Wir sehen indeß gar nicht ein, warum, wie der Verf. mehrmal dringend zu verstehen giebt, nur biblische, warum nicht auch Profangeschichten und andere Vorfälle des Lebens sollten benutzt werden können, die sicherlich wegen ihrer Neuheit ungleich mehr die Aufmerksamkeit spannen würden. Sollte man indeß zu ängstlich hierbey seyn, und durchaus nicht

von

von den biblischen Historien abgehen wollen, so mag man das unsertwegen immerhin thun, nur nicht wie der Verf. will, sie gleich zu Anfange gebrauchen. Denn fängt man mit ihrer Erzählung an, so wiegen sie sanft in Schlummer ein, werden sie aber in der Mitte angebracht, so können sie dazu dienen die Schlummernden wieder zu wecken. Denn durch wiederholte Erzählung werden die durch die frühere Erzählung gestimmten Fibern von neuem in Vibration gesetzt; der angeschlagene Ton hallt also wieder, und macht eben dadurch die übrigen Sinne wieder lebendiger. Aus gleichen Gründen läßt sichs erklären, warum die gemeinen Leute eine Predigt schön und erbaulich finden können, die oft ohne Zusammenhang von Sprüchen der Bibel und des Gesangbuchs strozt; — nämlich, sie sind eben dadurch in beständiger Thätigkeit erhalten, da, so wie ein Spruch angestimmt wurde, sie, die die Gabe der Abstraction nicht besitzen, nothwendig einstimmen mußten. In dieser Rücksicht sind, jedoch sparsam angebrachte, allgemein bekannte Sprüche der Bibel und des Gesangbuchs nicht gerade zu bey einer Predigt verwerflich, sondern oft nothwendig, als eben so viele Stöße, die stockende Maschine in Bewegung zu erhalten, oder wieder darein zu setzen. —

Doch genug! — Einige nicht ganz gute Beyspiele z. E. vom Geist, wird jeder aufmerksame Leser leicht verbessern können, und es dem Verf. wohl nicht verargen, daß er etwa auf einige Lehrbestimmung einen größern Werth zu legen scheint. Wir wollen wenigstens ihn nicht darum tadeln, aber bitten wollen und müßen wir ihn, daß er künftig etwas mehr auf den Vortrag sehe. So ist z. E. zweymal Luft eine todte Kraft genannt worden, z. B. daß Luft kein Geist sey. Zwar sucht sich der Verf mit Mangel an Zeit zu entschuldigen, aber dieser Grund möchte sicherlich für den, der freywillig vors Publicum auftritt, keine Entschuldigung seyn.

Wd.

Lorenz Friedrich Leutweins, Prof. und Conrect. zu Hall in Schwaben, apostolische Briefe, erklärt aus den Religionsmeynungen des ersten Jahrhunderts. Vierter und letzter Band. Leipzig, bey Hertel, 1789. 660 S.

Ueber

Ueber die Selbstzufriedenheit, mit welcher der Verf. sein for-malentes, aber geistloses Buch beschließt, können wir uns nicht genug wundern. Er thut, als wenn er ein mühsames, wichtiges Werk vollendet, wirklich viel Aufklärung über die apostolischen Briefe gegeben, und großen Beyfall gefunden habe. Uns ist von dem allen das Gegentheil nicht schwer zu beweisen; nicht Verstand und Wissenschaft, nicht Untersuchung und weitläufige Lectüre, sondern allein gesunde Finger waren erforderlich, um aus sechs bis zehn ganz gemein bekannten Büchern ein neues zusammenzuschreiben, und es war höchstens ein glücklicher Einfall dieser elenden Compilation durch das ausgehängte Schild: erklärt aus den Religionsmeynungen u. s. w. etwas bessern Markt zu verschaffen zu wissen; keine einzige Stelle N. T. (das getrauen wir uns mit voller Ueberzeugung zu behaupten) hat durch diese Arbeit neues Licht erhalten, und, wie oft und wie ernstlich die Kritik dem Verf. schon seine unnütze Schreiberey zu Gemüthe geführt habe, mag er selbst wohl nur nicht wissen wollen. — Uebrigens enthält dieser Band die Briefe an die Thessalonicher, nebst den übrigen Paulinischen und Katholischen.

Kr.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Katechismus von Neapel, oder katechetischer Unterricht im Christenthum. Aus dem Französischen übersetzt. Wien, bey Hörling 1788. Erster Band, 449 Seiten. Zweyter und letzter Band, 472 Seiten in gr. 8.

Die Vorrede zeigt an, daß dieser katechetische Unterricht zuerst unter dem Schutze der Königin von Neapel erschienen, und so begierig aufgekauft worden, daß eine zweyte Auflage, bey kaum geendigtem Drucke der Erstern, nothwendig worden ist. In Paris fand er, ins Französische übersetzt, eben die günstige Aufnahme. Daher gab man den Rath, auch die deutsche Kirche mit einer Uebersetzung zu beglücken, wozu sich unser Herausgeber um so eher entschloß, da er meint, das Werk habe wirklich seines Gleichen nicht. Wir, dem Re-

pensenten aber, der ich es fleißig studirt habe, gehen die Augen dabey über, wenn ich den Schluß von diesem elenden Buche auf dessen Liebhaber mache. O, der armseligen Aufklärung, wovon die katholische Kirche so viel eiteln Rühmens macht, wenn ein Buch, wie dies, in Neapel und Paris für vortreflich konnte geachtet werden!!

Da wir hier ein Lehrbuch, und zwar ein allgemein angenommenes, ein verbessert seynsollendes Lehrbuch der katholischen Kirche vor uns haben: so müssen wir doch wohl die Leser mit dem Inhalte desselben näher bekannt machen, weil hieraus auf den Fortschritt der katholischen Kenntnisse mit Grunde geschlossen werden kann. Der erste Theil handelt vom apostolischen Glaubensbekenntnisse. „Kann „man ohne diese Wissenschaft seelig werden? Wenn „man die vornehmsten Geheimnisse der Religion nicht weiß „und glaubt: so kann man nicht selig werden.“ Als wenn es in der Macht aller Menschen stünde, sich Kenntnisse von christlichen Geheimnissen zu erwerben; oder ihrem Verstande zu gebiethen, was er davon für wahr halten und glauben soll!) Was ist ein Geist? „Ein selbstständiges Wesen, „welches erkennet, denket, liebet und will. Ist die Drey„faltigkeit Gott? Ja wohl ist die Dreyfaltigkeit Gott. „Was muß man Sonntags thun, um die Ruhe Got„tes zu ehren? Man muß in Gott ruhen, wie Gott in „sich selbst geruhet hat. Konnten die Engel im Himmel „in Sünde fallen? Die Engel sind in einer hohen Gegend „erschaffen worden, aber nicht im Himmel. Sind alle bö„sen Geister in der Hölle? Böse Geister leiden die hölli„schen Strafen, dies hindert sie aber nicht, daß nicht auch „viele aus ihnen in der Luft zerstreuet sind. Werden die „Kinder nicht seelig, die ohne durch die Taufe in Chri„sto wiedergebohren zu werden, sterben? Nein, Chri„stus selbst betheuert es, Joh. 3, 5. Es ist gewiß, daß sie „verdammt werden, und ewig unter der Gewalt des „bösen Geistes bleiben. Was haben denn diese Kinder „böses gethan? Sie haben die Erbsünde auf sich.“ (Haben also die böse Erbsünde gethan!! Gut!) „Werden die „Kinder eben so viel leiden, als Andere? Der heili„ge Augustin sagt: Sie werden in der gelindesten Verdamm„niß seyn.“ (O der heilige Augustin ist sehr gütig! Wenn er, der mit Verdammen so freygebig war, selbst die gelin-

desste

diese Verdammniß einige Zeit hätte an sich selbst erproben wollen, in die er die unschuldigen Kinder so hartherzig schickt!) „Ist Jesus überall gegenwärtig? Als Mensch ist er „nicht überall, sondern nur im Himmel, und im Sakrament „des Altars. Sind mehrere Personen in Jesu? Nein, „es ist nur eine einzige Person in Jesu; nämlich die Person „des menschgewordenen Gottes. Was geschah, als die „Jungfrau Maria ihre Einwilligung gab? In dem „Augenblicke ward das Geheimniß der Menschwerdung in ih„rem Schoos gewirkt. Sind die Kinder zu beklagen, „die Herodes grausam umgebracht hat? Keinesweges, „weil sie den Tod wegen Jesu gelitten. Konnten die Kin„der Märtyrer seyn, da sie das nicht wußten, daß „sie wegen Jesu starben? Sie wußten es freylich nicht, „aber Gott hat sie in ihrem eigenen Blute aus Barmherzig„keit gewaschen. Giebt es mehrere Höllen? Ja, vor „der Himmelfahrt waren ihrer drey. Eine, wo die bösen „Geister der Verdammten leiden. Die zweyte: das Feg„feuer, wo die armen Seelen abbüssen. Die dritte enthält „die Seelen der Patriarchen und Heiligen, die ohne abzubüs„sen gestorben. Was thaten die Seelen der Patriarchen „und Heiligen in der Hölle? Sie lobten und priesen „Gott. Wie verwaltet Christus im Himmel das Amt „unsers Priesters? Er opfert ihm unablässig den Tod, den „er am Kreuze für uns gelitten hat. Christus ist ja Gott, „wie kann er denn bitten? Er betet als Mensch, und als „Gott erhöret er selbst alle Gebete, die an ihn abgeschickt wer„den.“ (Wo hat das Christus jemals von sich selbst gesagt?) „Was ist ein Schlachtopfer? Das ist was Lebendiges, „welches aufgeopfert, getödtet, und Gott zur Versöhnung der „Sünden gebracht wird. Von wem ist Christus geopfert? „Von sich selbst. Welches ist die wahre Kirche? Die „katholische. Beweise mir, daß die katholische Kirche „heilig sey. Weil in ihrer Gesellschaft Heilige sind. Be„weise, daß sie katholisch sey. Weil ihr die Ketzer selbst „auch diesen Namen geben.“ (Bravo!) „Was ist ein „Kirchenrath? Eine Versammlung aus Bischöfen, die aus „allen Theilen der Welt zusammen berufen werden, und den „Glauben ihrer Kirchen mitbringen.“ (Auch ihren eigenen oftmals sehr wüsten Kopf, mit allem Aberglauben und Eigensinn.) „Ist es gewiß, daß ein Fegfeuer ist? Ja, es „ist eine entschiedene Glaubenswahrheit. Welche Strafen

„leiden die Seelen im Fegfeuer? Sie empfinden bittere „Reue über ihre Sünden.“ (Also durch den Ablaß, wodurch die Strafen im Fegefeuer sollen vermindert werden, würde die Reue über die Sünden vermindert? Welche Tollheit!) „Womit können wir den Seelen im Fegfeuer „Hülfe leisten? Besonders durch das Meßopfer. Hilft „das Gebet auch den Seelen im Himmel? Nein. „Aber Gott läßt es andern Seelen zu Gute kommen. Ist „es auch gerecht, daß Gott die Sünder mit ewigen „Höllenstrafen belegt? Wenn es nicht gerecht wäre: so „würde es Gott nicht gethan haben.“ (So ists freylich kurz und gut geantwortet. Allenfalls hätte auch die Frage wegbleiben können.)

Der zweyte Theil. Von den Sakramenten. „Was verstehest du unter dem Merkmal der Sakramente? Ein geistliches unauslöschliches Zeichen, welches „der Seele eingedrückt wird.“ (Die Seele muß sehr materiell seyn, in die sich ein Zeichen eindrücken läßt.) „Wozu dient „ein solches Merkmal? Um die es empfangen haben von „Andern zu unterscheiden.“ (Nichts weiter? Wäre also im Geistlichen das, was im Leiblichen ein Brennmahl ist.) „Was „für Wasser braucht man bey der Taufe? Das am „Charsamstage und am Samstage vor Pfingsten eigens dazu „geweihet wird. Wenn man mit künstlichem Wasser, das „durch menschliche Kunst hervorgebracht wird,“ (was wäre das für Wasser, das die Kunst hervorbrächte?) taufen „wollte: so wäre die Taufe ungültig. Wäre eine Taufe „gültig, darin man nicht alle drey Personen der heil. „Dreyfaltigkeit nennete? Sie wäre schlechtweg ungültig.“ (O weh! So stehts mit der Taufe in den ersten christlichen Jahrhunderten übel aus!) „Welche Wirkung hat die „Taufe? Sie löschet die Erbsünde; gebähret uns wieder in „Christo; drückt der Seele ein Merkmal ein. Warum em„pfangen einige Kinder die Taufe, andere nicht? Ei„nige empfangen sie aus Barmherzigkeit Gottes. Andere „empfangen sie nicht, zur Bestrafung der Erbsünde.“ (Das ist doch arg!) „Was lehrt uns dieser schreckliche „Unterschied, den Gott zwischen den Kindern macht? „Daß Gott der Herr ist, der, wenn er will, Barmherzig„keit oder Verdammniß überlassen kann.“ (Abscheulich! Dies von Gott zu sagen!) „Was geschiehet den Kin-

„dern,

„dern, die ohne Taufe sterben? Sie werden ewig ver„dammt. Ist diese Lehre nicht zu hart? Wir müssen „die gerechten Gerichte Gottes anbeten, denn unsre menschli„che Gesinnung kann doch das Schicksal dieser Kinder nicht „ändern. Kann der Mangel der Taufe durch Nichts „ersetzt werden? Bey Kindern und Erwachsenen durch „den Märtertod. Wie können Kinder den Tod für „Christum leiden? Sie können, ohne es zu wissen „wegen Christo umgebracht werden." (Bravo! Das laßt mir ein Seligmachen seyn!) „Was ist das Sakrament „der Busse? Es fordert drey Stücke: 1) Die Pflicht, ei„nem Priester seine Sünde zu beichten. 2) Die Lossprechung im Namen Christi. 3) Die Pflicht, die auferlegten „Bußwerke zu thun." (Die Pflicht, sein Leben zu bessern — in der That auch eine große Kleinigkeit — rechnet die kathol. Kirche nicht dazu.) „Kann Jemand die Lossprechung erhalten, der dem Priester eine Todsünde verschweigt? Nein, er kann keine Vergebung und Lossprechung erhalten. —

Der zweyte Band ist eben so wie der erste. In der Lehre vom heil. Abendmahl werden noch, wie vordem, Menschen seine Sinne abgestritten: „Man muß mit der ganzen „Kirche glauben, daß weder Brod noch Wein mehr übrig, „sondern nur Jesus Christus im Abendmahle sey. Man em„pfängt nicht mehr und nicht weniger, man mag unter einer „größern oder kleinern Gestalt kommunizieren, sondern allezeit „Christum ganz, so klein auch die Gestalt seyn mag, unter „welcher man kommuniziret."

Zuweilen findet sich der allergrößte Widerspruch. „Ver„binden die Worte Christi, wenn er zu allen Gläu„bigen sagt: Wenn ihr nicht das Fleisch des Men„schensohnes esset, und sein Blut trinket, so habt ihr „das Leben nicht in euch, zur Kommunion unter bey„den Gestalten? Antw. Mit diesen Worten befiehlt Chri„stus zwar sich mit seinem Fleische und Blute zu nähren, aber „er befiehlt nicht, unter beyden Gestalten zu kommuniziren." — Aerger kann doch wohl keine Beantwortung wider den „gesunden Menschenverstand anstoßen. —

Auch laufen Widersinnigkeiten und wahre Absurditäten mit unter. Z. B. „Ist allen Leuten zu rathen, daß sie oft „kommuniziren? Keinesweges. Welche den Eifer der ersten „Christen

„Christen hätten, könnten täglich kommuniziren; deren Ge„rechtigkeit aber matt ist, die müßten selten kommuniziren. „Wem soll das Abendmahl versagt werden? Den „Weibsbildern, die die Brust entblößt tragen, und unehrbar „gekleidet sind." (Sonst niemand?) Wie verhärtet „Gott? Dadurch, daß er die Gnade, welche allein das „Herz erweichen kann, nicht verleihet. (Kann man etwas abscheulicheres von Gott dem Vater der Liebe sagen?) „Hat dem Opfer Christi am Kreuze was gemangelt? „Auf Seite des Menschen haben folgende Stücke gemangelt: „1) Es war kein Priester da" (Der große kathol. Reformator Eybel sagte: ja, Christus wäre Bischof gewesen, so müßte er ja auch Priester gewesen seyn). „2) Das Volk „nahm keinen Antheil am Opfer. 3) Niemand hat das „Schlachtopfer am Kreuze genossen."

Auch die gehörige Subordination ist sinnreich im Gebet beobachtet, im Meßkanon heißt es: „Gütiger Vater, wir „bitten dich, du wollest dies reine und unbefleckte Opfer gün„stig aufnehmen, welches wir opfern, vorzüglich für deine „heilige katholische Kirche, für unsern Pabst N., unsern Bi„schof N., unsern König N., und alle Rechtgläubige, die „den katholischen Glauben bekennen." — Desgleichen wird der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes große Ehre angethan: „Welchen Nutzen bringt das Meßopfer den „Verstorbenen? Es erwirbt ihnen eine nachsichtigere „Behandlung von Gott, als ihre Sünden verdienten. Giebt „die letzte Oehlung den Kranken bisweilen die Ge„sundheit wieder? Dies geschieht oft genug, besonders „wenn sie es mit großen Glauben empfangen." —

Noch Exempel groben Widerspruchs. S. 84. „Die Un„bußfertigen wohnen der Messe fruchtlos bey, und machen „sich nur noch sträflicher, indem sie Gottes Gebot übertreten. „Sollen also solche Sünder der Messe gar nicht bey„wohnen? Dies folgt keinesweges. Die Kirche gebiethet „ihnen Sonn- und Feyertags die Messe zu hören, und sie „würden sich versündigen, wenn sie dies Gebot überträten."

Unbestimmt und schwankend heißt es: „Die letzte Oeh„lung vergiebt die läßlichen Sünden, auch bisweilen" (nachdem es fällt) „auch wohl Todsünden. Was verstehest du „darunter, daß die Weihe ein Merkmal eindrücke? „Hierunter verstehe ich, daß jene, welche sie empfangen, auf „immer Gott geweihet, und von übrigen Gläubigen unter„schieden

„schieden werden. Ist dies Merkmal in allen, die die Wei-„hen empfangen haben? Es ist in allen, und wird zu ih-„rer Ehre oder Schande ewig in ihnen bleiben. Ist der Ehe-„stand rechtmäßig? Es ist gut, wenn man sich verehlichet, „aber es ist besser, wenn man sich nicht verehlichet.“ (So? Wie wenn die Mutter des Verf. dieses Katechismus sich nicht verehlicht hätte!) „Wann hat Christus die Ehe zum „Sakrament erhoben? Man glaubt, daß er es angekün-„diget, als er auf der Hochzeit zu Kana war. Welche Wir-„kung hat die Todsünde? Sie unterwirft uns dem Hasse „Gottes, und macht uns zu Knechten des bösen Geistes.“ „Wird unsre Freyheit nicht zerstöret, wenn Gott un-„sern Willen durch die siegende Stärke der Gnade „zum Guten bestimmt? Man fürchtet nicht, daß ein ge-„schickter Handwerker sein Werk zerstöre, wenn er es unter „seinen Händen hat, und dessen Springfedern er alle kennet, „und er mehr, als wir selbst, in seiner Gewalt hat. Wie „hat Christus beten können, da er Gott war? Er hat „durch seine heilige Menschheit gebetet, und als Gott sich „erhöret.“ (Bravo! Sich selbst erhören; dies ist ein Be-griff, der diesem kathol. Katechismus vorbehalten war.) „Auf „wie vielerley Weise wird das Zeichen des heil. Kreu-„zes gemacht? Auf dreyerley Art.“ — Doch die Geduld der Leser hat gewiß ein Ende. Wir haben diesen Auszug nur gemacht, um unsere Leser zu überzeugen, wie gar elend es in der katholischen Kirche aussieht; da dieser ganz elende Katechismus, voll der größten Abgeschmacktheiten, ein verbesserter Katechismus heißen soll.

Qs.

Thomas Lechleitners, lateranensischen Chorherrn zu Beuron und Lehrer der höheren Wissenschaften, theologische Moral oder die Beweggründe, Pflichten und Mittel des Christen. Aus der heil. Schrift und Vernunft. Ein Lesebuch für alle Stände, das auch theologischen Vorlesungen, Seelsorgern, Predigern ꝛc. dienen kann. Cum licentia et adprobatione reverendiss. Ordinariatus Constantiensis, et Superiorum. Augsburg, 1789. 44½ Bog. 8.

Der Verf. dieser theologischen Moral hat schon vor einigen Jahren eine theologische und eine philosophische Moral in lateinischer Sprache drucken lassen, und beschenkt uns nun auch mit einer theologischen Moral in deutscher Sprache. Dieses Buch hat zwar noch besondere Zwecke; es soll zugleich ein Lesebuch für alle Stände seyn, das nebenbey auch als Grundriß zu theologischen Vorlesungen, und als Hülfsmittel für Prediger und Pfarrer, ja auch zugleich als Anweisung zur Geisteserneurung für den Unstudirten oder gemeinen Mann dienen soll. Hieraus erhellet zugleich, wie gar verwirrte Begriffe der Verf. noch habe, da er auf Einem Weg mehrere, und zwar so sehr weit aus einander liegende Zwecke, zu erreichen vermeint. Zwar müssen wir es gestehen, daß wir es diesem Buch nicht angemerkt hätten, daß sich sein Nutzen auf so vielerley Gegenstände verbreite, wenn uns der Verf. nicht selbst, theils schon auf dem Titelblatt, theils aber, und zwar sehr ausführlich, in der Vorrede davon belehret hätte. Ohne diese vorangeschickte Belehrung würden wir dieses Buch für eine nach dem gewöhnlichen Schlendrian, ohne Sorgfalt in der Anordnung der Materien und ohne Auswahl in den Beweisen, zubereitete ganz gemeine mehr schlechte als gute katholische theologische Moral, angesehen haben. Da aber der Verf. wohl am besten weiß, zwar nicht, was er wirklich geliefert hat, aber doch was er zum wenigsten hat liefern wollen; so mag es seyn, daß er diese seine theologische Moral zugleich als ein Erbauungsbuch für alle Stände, als eine Sciagraphie zu theologischen Vorlesungen, als ein moralisches Magazin, woraus Prediger und Seelsorger sich Raths erholen, und endlich als eine Anleitung zur Geisteserneurung für den gemeinen Mann, wenigstens nach des Verf. Ideen über diese sämmtlichen Gegenstände, dienen lassen will. Ja, damit wir nichts vergessen, was diesem Buch zur Empfehlung dienen, und unsern Lesern den weiten Wirkungskreis des Verf. in seinem ganzen Lichte darstellen kann; so müssen wir noch bemerken, daß diese theologische Moral besonders auch zur Bekehrung der Juden eingerichtet ist, und daß der Verf. in einem drey Bogen starken Anhang zu dieser christlichen Moral sich besonders mit der Bekehrung der Juden beschäftiget, und den Unglauben des blinden Judenthums, in einem Versuch von der Bekehrung der Juden, zur Warnung aller Christen, mit sehr lebhaften Farben schildert. Wir bedauern nur, daß der Verf. nicht in den

den päpstl. Ländern lebt, wo, wie uns der V. S. 647. versichert, alle Juden zu gewissen Zeiten mit Gewalt angehalten werden, die Predigt eines Katholiken anzuhören, um ihnen löblicher Weise ihren Unglauben mit Gewalt vor Augen zu rücken, und ihnen den wahren Messias zu offenbaren: denn wir sind gänzlich der Meynung daß durch des Verf. Predigten längst alle Juden zur Annehmung des Christenthums genöthigt worden wären. Damit wir aber über dem Anhang zu dieser theologischen Moral, nicht die Sache selbst aus dem Gesichte verlieren; so bemerken wir, daß der Verf. seiner Moral eine Einleitung von der wahren Religion, vorangesetzt hat, worinn er die Sätze: es ist ein Gott; es giebt eine natürliche Religion; eine Offenbarung ist möglich, erwünschlich, nothwendig und auch wirklich; nur die katholische ist die wahre christliche Religion, nach seiner Manier beweißt. Auf diese Sätze baut der Verf. sodann seine theologische Moral, die in folgenden Hauptsätzen besteht: Erkenne Gott: Meide das Böse: Halt die Gebote Gottes: Halt die Gebote der heiligen Kirche: Wirke Gutes: Brauche die Heilsmittel; Bereite dich zum Tode: Hilf den Verstorbenen. Da der Verf. wie wir aus seinem Buche merken, neben den schon oben angegebenen Zwecken, nicht nur die Bekehrung der Juden, sondern auch die Bekehrung der Irrgläubigen und Ketzer, ob er es gleich nicht ausdrücklich bemerkt, zum Augenmerk hat; so schreiben wir hier noch eine Stelle aus der Einleitung S. 6. ab, wo der Verf. vorzüglich den Irrgläubigen und Ketzern zu Leibe geht, weil wir besorgen, daß wohl nur wenige Irrgläubige diese theologische Moral lesen, und also sonst wohl den Meisten ein Mittel, zur Erkenntniß ihres Wahns zu gelangen, verborgen bleiben dürfte. — „Wenn man die „ganze Kirchengeschichte durchgeht, so wird man finden, daß „Unwissenheit, Stolz und Hoffarth, Unzucht und Wollust „die Ursache, und der Anfang sich von der katholischen Religion zu trennen, und eine neue zu schmieden, gewesen sey. „Wir wollen nun sehen, wie sicher und gewiß der katholische „Glauben sey. Wer Vernunft hat und solche brauchen will, „muß vollkommen überwiesen werden. Nicht wahr, alle bekennen, daß jener Glauben, den Christus der Herr gestiftet, „der wahre Glauben sey. So lehren alle Irrgläubige mit „uns. Also ist nur jener Gottesdienst, jene Lehre, jener Glauben der rechte der von Christo angefangen, und bis auf unsre Zeiten ist fortgeführet worden. Ohne Zweifel, denn die

„Lehre Christi muß bis zum Ende der Welt dauren, und kann „niemals aufhören, so lange Menschen leben, die Christus er„lößt; und Gott durch Christus seelig machen will. Jetzt sa„ge mir ein Irrgläubiger, wie lange schon ist deine Lehre, „dein Glauben? welche haben diesen zuerst aufgebracht? wann „haben diese gelebt? Waren sie schon vor 300 Jahren? Nun „dann, wie können diese, jene Lehre, jenen Gottesdienst, je„nen Glauben haben, der von Christus gestiftet, und allein „in der katholischen Religion bis daher ist fortgeführt worden? „Rede, gieb Antwort? Sind nicht diese neue Prediger? „Haben nicht diese ein neues Evangelium gepredigет? „Warum sind sie von uns abgefallen? Warum haben sie „sich getrennt? Wo sind die Wunderwerke so sie ge„than? Sind sie neue und wahre Apostel, so zeigen sie „uns Wunderwerke, daß man ihnen glauben kann. Aber „vergebens. Warum haben sie sich denn getrennt? Der „wahre Glauben kann ja niemal erlöschen, und eine Kirche, „die von Christus gestiftet worden, wird niemals fehlen, oder „betrügen, die ein Pfeiler und Grundveste ist, und auf einen „Felsen von Christus erbauet worden; wenn die wahre Kirche „Christi fehlen könnte, so hätte Christus seine Kirche auf so vie„le schwache Moosröhre gebaut, so viele Köpfe der Menschen „sind, er hätte seinen Glauben, seine göttliche Schrift, al„len Knechten und Mägden, Bauren und Handlangern zur „Auslegung überlassen, und also in der Welt nur Händel, „Unfrieden und Irrthümer gestiftet, welches nur zu denken „erschrecklich ist. Wie ungeschickt aber kömmts heraus, wenn „ihr saget, die Kirche Christi sey unsichtbar. Nicht wahr, „Gott liebt alle Menschen, Christus hat alle erlößt, es ist bey „Gott kein Unterschied der Personen, ob einer adelich sey, „oder ein Bauer, gelehrt oder ungelehrt, Gott hat den Klei„nen wie den Großen gemacht, er sorget für Alle? Nun „dann, Christus will, daß Alle seine wahre Kirche erkennen, „alle, der Gelehrte, wie der Ungelehrte; so hat er allen Mit„tel gegeben, diese Kirche zu erkennen. So muß also die Kir„che Christi sichtbar seyn, man muß diese sehen und erkennen, „und zwar durch folgende Kennzeichen. Wer kann läugnen, „die wahre Kirche Christi müsse einig seyn; man muß in ei„nem Ort lehren, was man in dem andern, jetzt eben, was „man vor 1000 Jahren gelehret. Wie können die Irrgläu„bigen einig seyn, da sie sich so sehr widersprechen? Wie kön„nen sie jenes lehren, was vor 1000 Jahren gelehret worden,

„da

„da sie doch noch lange nicht so alt sind? Die wahre Kirche „muß heilig, apostolisch und allgemein seyn, sie muß mit Wun„derwerken prangen, sie muß Heilige zählen. Wie heilig ist „nicht die Kirche der Irrgläubigen? Was lehren solche nicht? „Wie heilig haben nicht die Stifter neuer Religionen gelebt? „Wie können solche apostolisch und katholisch oder allgemein „seyn, da sie noch so jung sind, und die katholische Religion „allein schon vor 1000 Jahren in der ganzen Welt ist geprediget worden? Wo haben sie alle zusammen nur ein einzi„ges Wunder, durch welches Gott ihre Kirche bekräftiget hät„te; wo haben sie die Anzahl der Heiligen, da die katholische „Religion so viele Tausende zeiget, die Gott auch nach dem „Tode mit Wunderwerken verherrlichet; wie viele Blutzeu„gen und heilige Märtyrer hat nicht die katholische Religion; „wie viele gelehrte und heilige Väter durch alle Jahrhunder„te weiset sie nicht auf? Es bleibt also unstreitig wahr, daß „allein die katholische Kirche eine heilige, apostolische, allge„meine, oder katholische, und nur Eine, und eben darum die „wahre christliche Religion sey. Diese allein ist unfehlbar, „und so sichtbar, daß solche sogar die Einfältigen und Unstu„dirten genug erkennen können. Diese allein zählet so viele „gelehrteste Männer durch alle Jahrhunderte, durch deren „Schriften wider alle Irrgläubigen sie beschützt worden, und „so viele tausend Menschen haben Gut und Blut für diese „Kirche aller Gefahr ausgesetzt, und herzhaft verlieren wol„len. Welchen Grund also haben unsere Glaubensgegner auf „welchen sie bauen? Ich will es sagen, die heilige Schrift, „mit dieser wollen sie sich verthätigen. Aber ich frage sie, „woher, und wie lange schon haben sie solche? Nicht wahr, „alle Irrgläubige haben die Bibel von der katholischen Kir„che, die solche schon gegen achtzehn hundert Jahr bewahret. „Nun glaubt ihr dieser Kirche nicht, warum glaubt ihr denn „eurer Bibel, die ihr von dieser Kirche erhalten? Kann diese „fehlen, ist diese in Glaubensirrthümern, wie ihr saget, ge„fallen, wie könnet ihr wissen, daß sie nicht auch die Bibel „verfälschet? Was folget? Entweder müsset ihr dieser Kirche „und der Bibel zugleich Glauben beymessen, oder auch eurer „Bibel nicht glauben, die ihr von der Kirche empfangen. Und „was soll euch die Bibel ohne Kirche nutzen? Nicht wahr, „die Bibel ist dunkel, nicht alles kann bestimmt, kann deut„lich verstanden werden? Wer wird also dieses uns sicher er„klären, wer wird alle Glaubenszweifel ausmachen? Wir

„müssen einen unfehlbaren Dollmetscher haben, sonst wissten „wir niemals, was Gott geoffenbaret habe; Gott giebt auch „keine dunkle, zweifelhafte Offenbarung, ohne zugleich ein „Mittel zu geben, solche zu verstehen. Wo ist nun dieses „Mittel? Ach so viele, dem hundert nach entstandene Glau„ben und Religionen geben an Tag, daß sie dieses Mittel „nicht haben. Gott will uns durch sich selbst nicht lehren, „oder die Bibel erklären, wir können es auch nicht, sonst „wäre nur ein einziger Glauben, die katholische Kirche also „ist allein diejenige, die Gott uns gegeben, um solche zu hö„ren. Diese hat die Bibel unverfälscht erhalten, diese lehret „uns, was die Bibel sey, und wie solche allezeit sey verstan„den worden, diese machet alle Glaubensstreitigkeiten aus, „diese allein hat eine Folge der Bischöfe von den Aposteln her, „bis zu uns, diese zeiget uns, wie ein Pabst von Petrus „an, bis auf den heutigen Tag gefolgt, diese hat alle Jahr„hundert Päbste und Bischöfe gehabt, die die Kirche mit „Mund und Feder beschützet, und wir können aus ihren äch„ten Schriften annoch sehen, was man durch achtzehn hun„dert Jahre geglaubet; diese Kirche müssen wir hören, denn „wer die Kirche nicht höret, sagt Christus, soll als wie ein „Heid, wie ein Ungläubiger gehalten werden. Dieser Kir„che ist der heilige Geist versprochen. So sagt Christus zu „den Aposteln und deren Nachfolger, zu den Bischöffen: Se„het ich bin bey euch alle Tage, bis zu Ende der Welt. Ich will „den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster, „oder den heiligen Geist geben, damit er ewig bey euch blei„be. Der Tröster, der heil. Geist. — — Zu diesem wer„den wir versichert, daß die Kirche ein Grundpfeiler und ei„ne Säule der Wahrheit sey. Wiederum hat Christus seine „Kirche fest gebauet, nämlich auf einen Felsen, und versichert „uns, daß die Höllenpforten solche niemals werde überwälti„gen können. Weiters lesen wir, daß Gott der heilige Geist „die Bischöfe gesetzt habe, auf daß sie die Kirche Gottes re„gieren sollen. Es giebt also eine lehrende Kirche, die wir „anhören müssen, es giebt Hirten und Schaafe. Unter der „lehrenden Kirche werden die Päbste und alle Bischöfe verstan„den, welchen der heil. Geist versprochen, wenn die meisten „aus ihnen in einer Glaubenssache übereinkommen. Nicht „einem Jeden, sondern allen, wenn sie versammelt, oder sonst „überein kommen, ist der heilige Geist versprochen; ein Jeder „also kann fehlen, alle aber, oder die meisten können niemals

„fehlen,

„fehlen, weil Gott seine Kirche niemals verlassen kann. Ein „wahres und offenbares Kennzeichen der wahren Kirche Chri„sti kann also allen Menschen die Bibel seyn, weil nur die ka„tholische Kirche allein die Bibel erhalten, so lange schon be„wahret, dieselbe untrüglich, ohne Fehler ausleget; keine an„dere Kirche kann dieses sagen; sie haben zwar auch die Bibel, „aber ohne Auslegung; ja sie setzen der Bibel hinzu, und neh„men hinweg, nach ihrem Gutgedünken. Es kann also ohne „Bibel keine Kirche Christi seyn; allen Irrgläubigen nutzet „die Bibel wenig, oder nichts, weil sie diese ohne die katho„lische Kirche weder genug erproben, weder verstehen können: „die katholische Kirche allein hat die Bibel sammt der Ausle„gung; also ist die katholische Kirche allein die wahre und ein„zige Kirche Christi, und die Bibel, so wie sie die katholische „Kirche hat, ist ein wahres und offenbares Kennzeichen der „wahren Kirche Christi. Jetzt rufe ich alle Menschen, die „eine gesunde Vernunft besitzen, zu Zeugen auf, ob nicht au„genscheinlich die katholische, als die einzige wahre Kirche Chri„sti sey bewiesen worden. Lasset uns also Gott aus ganzem „Herzen danken, daß er uns unverdienter Weise in der wah„ren Kirche Christi hat gebohren und erzogen werden lassen. „Der Glauben ist eine Gnade, eine grosse Gabe Gottes, und „ohne Glauben ists unmöglich Gott zu gefallen, wie der heil. „Paulus lehret; Christus aber versichert uns, daß wer nicht „glaubt, ewig verdammt werde." — —

1) Der Triumph der christl. Religion zur vollen Beschämung aller ihrer Feinde, herausgegeben von einem Freunde der Wahrheit. Erster Theil. Die natürliche Religion. Deutschland, 1790. in 8. 23 Bogen.

2) Der Triumph der Religion wider die heutigen Ungläubigen und Neuphilosophen. Ein sehr nützliches Werkchen den Grund und Geist der Religion zu erkennen. Aus dem Französischen des Herrn Lancelin. Augsburg, bey Doll. 1790. 8. 16 Bogen.

No. 1.

No. 1. Der Verf. entdeckt seinen Lesern sein Vorhaben, eine Schutzschrift für die christliche Religion zu schreiben, S. 33. in folgenden Worten: „Man erwäge den Ursprung, Fortgang, die Schicksale, Streite und Siege der Religion; so zeigt sie sich jederzeit als ein unläugbares Werk Gottes: forsche man aber auch die Feinde derselben, ihre Verschiedenheit der Systeme, ihre bey jeder Gelegenheit angebrachten Spottreden und Schmähsprüche, ihre schandvollen Urtheile, Meynungen und Scheinbeweise, womit sie Unvorsichtigen gefährlich werden, so erscheinen sie in Wahrheit als bloße Delitanten, als Leute denen die zaumlose Freyheit die Waffen in die Hände giebt. Nichts destoweniger will ich in dem gegenwärtigen Werke die zween Sätze: als die Stärke der Religion, und die Schwäche unsrer heutigen Reformatoren nicht mit einem eitlen Wortgepränge, sondern gründlich, nach allen Regeln der Beweisführung erproben. Ich theile zu solchem Ende das ganze Werk in drey Theile. In dem Ersten werde ich die vorzüglichsten Wahrheiten der natürlichen Religion behandeln, und die Einwürfe der Atheisten und Deisten beantworten; in dem Zweyten wird die Rede von der geoffenbarten Religion seyn, wo allen Einwendungen der Naturalisten genug gethan werden soll; in dem Dritten endlich will ich die Quellen dieser Gottlosigkeit, dieser Schwärmerey untersuchen, wo es an Gelegenheit die Systeme, Betrüge und Verdienste unserer nach Gesetzlosigkeit athmender Neuerer aus ihren eigenen Werken, ohne Partheygeist, ohne Gallsucht, sondern einzig aus Liebe zur Wahrheit zu untersuchen, gewiß nicht mangeln soll." Schon aus dieser Probe erhellt ja wohl, daß der Verf. ohne Gallsucht, wie er sagt, schreibe. Was soll denn wohl schimpfen und schmähen heißen, wenn in der eben angeführten Stelle nicht geschimpft und geschmähet wird? — In dem vor uns liegenden ersten Theile handelt der Verf. nach einer vorangeschickten kurzen Religionsgeschichte, als Einleitung zu seinem ganzen Werk, von dem Daseyn Gottes; von der Geistigkeit, Unsterblichkeit und Freyheit der menschlichen Seele; von der Sittlichkeit menschlicher Handlungen; von dem allgemeinen Bekenntniß aller Völker zur Religion, und von dem Beweis der daraus für die Wahrheit der Religion entstehen soll. Bey jedem dieser Artikel führt er die Gründe der Gegner nicht ohne Gallsucht an, und sucht sie zu widerlegen. Nicht selten wird auch den

den

den Gegnern mehr aufgebürdet, als billig ist; vermuthlich um sie alsdenn mit einem bessern Schein verdammen zu können. So ist es doch wohl unredlich, wenn der Verf. alle diejenigen in die Klasse der Gottesläugner verweiset, die die Ewigkeit der Welt behaupten. Auch kleidet es einem Vertheidiger der christlichen Religion sehr übel, wenn er seine Gegner Roß und Mäuler, Betrüger und eine Rotte Bösewichter nennt. Durch Schimpfen und Schmähen wird doch wohl gewiß auch die beste Sache am schlechtesten vertheidiget. Wir wünschen daher, daß der Verfasser ehe er die Ausarbeitung der noch rückständigen zwey Theile anfängt, sich vorher in der Schrift der christlichen Religion den Geist der Liebe, der Sanftmuth und der Duldung zu eigen machen möchte, damit er nicht, indem er für die christliche Religion mit Eifer zu schreiben glaubt, eben diese Religion durch sein Betragen schände. Noch müssen wir bemerken, daß der Verfasser hin und wieder zu verstehen giebt, daß er keine andere christliche Religion als die katholische kenne.

No. 2. Ist eine Uebersetzung aus dem Französischen, die der guten Sache der Religion unbeschadet, gar wohl hätte unterbleiben können, da wir schon genug originaldeutsche schlechte Apologien der christlichen Religion haben. Der Verf. theilt seine Apologie in vier Theile. Im ersten Theil beschäftiget er sich mit der Widerlegung der neuphilosophischen Systeme. Hierunter rechnet er den Materialismus, den Deismus, den Naturalismus und das System der allgemeinen Duldung. Auch dieser Verfasser verfähret sehr unredlich in Darstellung der Systeme, die er sich zu widerlegen vorgenommen hat. Was soll man dazu sagen, wenn der Verf. S. 33. behauptet, daß aus dem System des Materialismus folge? — „Daß
„die Kinder ihre Väter und Mütter erwürgen; die Weiber ihre
„Männer vergiften; die Männer hingegen die Weiber ihrer
„Wuth und Treulosigkeit aufopfern; Freunde das Zutrauen ih-
„rer Freunde misbrauchen werden, um sich ihrer Schätze zu be-
„mächtigen; oder in ihre Erbschaften sich einzuschleichen; daß
„Richter die Gerechtigkeit verkaufen; Notarien die Verträge
„verfälschen; die Handelsleute durch betrügliche Bankerotte
„sich bereichern; die Hausbedienten ihre Herren in ihren
„Häusern heimlich ermorden werden, ohne daß weder diesen,
„noch jenen ihre Thaten zum Laster angerechnet würden; ja
„sogar

Der Verf. dieser theologischen Moral hat schon vor einigen Jahren eine theologische und eine philosophische Moral in lateinischer Sprache drucken lassen, und beschenkt uns nun auch mit einer theologischen Moral in deutscher Sprache. Dieses Buch hat zwar noch besondere Zwecke; es soll zugleich ein Lesebuch für alle Stände seyn, das nebenbey auch als Grundriß zu theologischen Vorlesungen, und als Hülfsmittel für Prediger und Pfarrer, ja auch zugleich als Anweisung zur Geisteserneurung für den Unstudirten oder gemeinen Mann dienen soll. Hieraus erhellet zugleich, wie gar verwirrte Begriffe der Verf. noch habe, da er auf Einem Weg mehrere, und zwar so sehr weit aus einander liegende Zwecke, zu erreichen vermeint. Zwar müssen wir es gestehen, daß wir es diesem Buch nicht angemerkt hätten, daß sich sein Nutzen auf so vielerley Gegenstände verbreite, wenn uns der Verf. nicht selbst, theils schon auf dem Titelblatt, theils aber, und zwar sehr ausführlich, in der Vorrede davon belehret hätte. Ohne diese vorangeschickte Belehrung würden wir dieses Buch für eine nach dem gewöhnlichen Schlendrian, ohne Sorgfalt in der Anordnung der Materien und ohne Auswahl in den Beweisen, zubereitete ganz gemeine mehr schlechte als gute katholische theologische Moral, angesehen haben. Da aber der Verf. wohl am besten weiß, zwar nicht, was er wirklich geliefert hat, aber doch was er zum wenigsten hat liefern wollen; so mag es seyn, daß er diese seine theologische Moral zugleich als ein Erbauungsbuch für alle Stände, als eine Sciagraphie zu theologischen Vorlesungen, als ein moralisches Magazin, woraus Prediger und Seelsorger sich Raths erholen, und endlich als eine Anleitung zur Geisteserneurung für den gemeinen Mann, wenigstens nach des Verf. Ideen über diese sämmtlichen Gegenstände, dienen lassen will. Ja, damit wir nichts vergessen, was diesem Buch zur Empfehlung dienen, und unsern Lesern den weiten Wirkungskreis des Verf. in seinem ganzen Lichte darstellen kann; so müssen wir noch bemerken, daß diese theologische Moral besonders auch zur Bekehrung der Juden eingerichtet ist, und daß der Verf. in einem drey Bogen starken Anhang zu dieser christlichen Moral sich besonders mit der Bekehrung der Juden beschäftiget, und den Unglauben des blinden Judenthums, in einem Versuch von der Bekehrung der Juden, zur Warnung aller Christen, mit sehr lebhaften Farben schildert. Wir bedauern nur, daß der Verf. nicht in den

den päpstl. Ländern lebt, wo, wie uns der V. S. 647. versichert, alle Juden zu gewissen Zeiten mit Gewalt angehalten werden, die Predigt eines Katholiken anzuhören, um ihnen löblicher Weise ihren Unglauben mit Gewalt vor Augen zu rücken, und ihnen den wahren Messias zu offenbaren: denn wir sind gänzlich der Meynung daß durch des Verf. Predigten längst alle Juden zur Annehmung des Christenthums genöthigt worden wären. Damit wir aber über dem Anhang zu dieser theologischen Moral, nicht die Sache selbst aus dem Gesichte verlieren; so bemerken wir, daß der Verf. seiner Moral eine Einleitung von der wahren Religion, vorangesetzt hat, worinn er die Sätze: es ist ein Gott; es giebt eine natürliche Religion; eine Offenbarung ist möglich, erwünschlich, nothwendig und auch wirklich; nur die katholische ist die wahre christliche Religion, nach seiner Manier beweißt. Auf diese Sätze baut der Verf. sodann seine theologische Moral, die in folgenden Hauptsätzen besteht: Erkenne Gott: Meide das Böse: Halt die Gebote Gottes: Halt die Gebote der heiligen Kirche: Wirke Gutes: Brauche die Heilsmittel; Bereite dich zum Tode: Hilf den Verstorbenen. Da der Verf. wie wir aus seinem Buche merken, neben den schon oben angegebenen Zwecken, nicht nur die Bekehrung der Juden, sondern auch die Bekehrung der Irrgläubigen und Ketzer, ob er es gleich nicht ausdrücklich bemerkt, zum Augenmerk hat; so schreiben wir hier noch eine Stelle aus der Einleitung S. 6. ab, wo der Verf. vorzüglich den Irrgläubigen und Ketzern zu Leibe geht, weil wir besorgen, daß wohl nur wenige Irrgläubige diese theologische Moral lesen, und also sonst wohl den Meisten ein Mittel, zur Erkenntniß ihres Wahns zu gelangen, verborgen bleiben dürfte. — „Wenn man die „ganze Kirchengeschichte durchgeht, so wird man finden, daß „Unwissenheit, Stolz und Hoffarth, Unzucht und Wollust „die Ursache, und der Anfang sich von der katholischen Reli„gion zu trennen, und eine neue zu schmieden, gewesen sey. „Wir wollen nun sehen, wie sicher und gewiß der katholische „Glauben sey. Wer Vernunft hat und solche brauchen will, „muß vollkommen überwiesen werden. Nicht wahr, alle be„kennen, daß jener Glauben, den Christus der Herr gestiftet, „der wahre Glauben sey. So lehren alle Irrgläubige mit „uns. Also ist nur jener Gottesdienst, jene Lehre, jener Glau„ben der rechte der von Christo angefangen, und bis auf un„sre Zeiten ist fortgeführet worden. Ohne Zweifel, denn die

„Lehre Christi muß bis zum Ende der Welt dauren, und kann „niemals aufhören, so lange Menschen leben, die Christus er- „löst; und Gott durch Christus seelig machen will. Jetzt sa- „ge mir ein Irrgläubiger, wie lange schon ist deine Lehre, „dein Glauben? welche haben diesen zuerst aufgebracht? wann „haben die e gelebt? Waren sie schon vor 300 Jahren? Nun „dann wie können diese, jene Lehre, jenen Gottesdienst, je- „nen Glauben haben, der von Christus gestiftet, und allein „in der katholischen Religion bis daher ist fortgeführt worden? „Rede, gieb Antwort? Sind nicht diese neue Prediger? „Haben nicht diese ein neues Evangelium geprediget? „Warum sind sie von uns abgefallen? Warum haben sie „sich getrennt? Wo sind die Wunderwerke so sie ge- „than? Sind sie neue und wahre Apostel, so zeigen sie „uns Wunderwerke, daß man ihnen glauben kann. Aber „vergebens. Warum haben sie sich denn getrennt? Der „wahre Glauben kann ja niemal erlöschen, und eine Kirche, „die von Christus gestiftet worden, wird niemals fehlen, oder „betrügen, die ein Pfeiler und Grundveste ist, und auf einen „Felsen von Christus erbauet worden; wenn die wahre Kirche „Christi fehlen könnte, so hätte Christus seine Kirche auf so vie- „le schwache Moosröhre gebaut, so viele Köpfe der Menschen „sind, er hätte seinen Glauben, seine göttliche Schrift, al- „len Knechten und Mägden, Bauren und Handlangern zur „Auslegung überlassen, und also in der Welt nur Händel, „Unfrieden und Irrthümer gestiftet, welches nur zu denken „erschrecklich ist. Wie ungeschickt aber kömmts heraus, wenn „ihr saget, die Kirche Christi sey unsichtbar. Nicht wahr, „Gott liebt alle Menschen, Christus hat alle erlößt, es ist bey „Gott kein Unterschied der Personen, ob einer adelich sey, „oder ein Bauer, gelehrt oder ungelehrt, Gott hat den Klei- „nen wie den Großen gemacht, er sorget für Alle? Nun „dann, Christus will, daß Alle seine wahre Kirche erkennen, „alle, der Gelehrte, wie der Ungelehrte; so hat er allen Mit- „tel gegeben, diese Kirche zu erkennen. So muß also die Kir- „che Christi sichtbar seyn, man muß diese sehen und erkennen, „und zwar durch folgende Kennzeichen. Wer kann läugnen, „die wahre Kirche Christi müsse einig seyn; man muß in ei- „nem Ort lehren, was man in dem andern, jetzt eben, was „man vor 1000 Jahren gelehret. Wie können die Irrgläu- „bigen einig seyn, da sie sich so sehr widersprechen? Wie kön- „nen sie jenes lehren, was vor 1000 Jahren gelehret worden,

„da

„da sie doch noch lange nicht so alt sind? Die wahre Kirche „muß heilig, apostolisch und allgemein seyn, sie muß mit Wun„derwerken prangen, sie muß Heilige zählen. Wie heilig ist „nicht die Kirche der Irrgläubigen? Was lehren solche nicht? „Wie heilig haben nicht die Stifter neuer Religionen gelebt? „Wie können solche apostolisch und katholisch oder allgemein „seyn, da sie noch so jung sind, und die katholische Religion „allein schon vor 1000 Jahren in der ganzen Welt ist gepre„diget worden? Wo haben sie alle zusammen nur ein einzi„ges Wunder, durch welches Gott ihre Kirche bekräftiget hät„te; wo haben sie die Anzahl der Heiligen, da die katholische „Religion so viele Tausende zeiget, die Gott auch nach dem „Tode mit Wunderwerken verherrlichet; wie viele Blutzeu„gen und heilige Märtyrer hat nicht die katholische Religion; „wie viele gelehrte und heilige Väter durch alle Jahrhunder„te weiset sie nicht auf? Es bleibt also unstreitig wahr, daß „allein die katholische Kirche eine heilige, apostolische, allge„meine, oder katholische, und nur Eine, und eben darum die „wahre christliche Religion sey. Diese allein ist unfehlbar, „und so sichtbar, daß solche sogar die Einfältigen und Unstu„dirten genug erkennen können. Diese allein zählet so viele „gelehrteste Männer durch alle Jahrhunderte, durch deren „Schriften wider alle Irrgläubigen sie beschützt worden, und „so viele tausend Menschen haben Gut und Blut für diese „Kirche aller Gefahr ausgesetzt, und herzhaft verlieren wol„len. Welchen Grund also haben unsere Glaubensgegner auf „welchen sie bauen? Ich will es sagen, die heilige Schrift, „mit dieser wollen sie sich vertheidigen. Aber ich frage sie, „woher, und wie lange schon haben sie solche? Nicht wahr, „alle Irrgläubige haben die Bibel von der katholischen Kir„che, die solche schon gegen achtzehn hundert Jahr bewahret. „Nun glaubt ihr dieser Kirche nicht, warum glaubt ihr denn „eurer Bibel, die ihr von dieser Kirche erhalten? Kann diese „fehlen, ist diese in Glaubensirrthümern, wie ihr saget, ge„fallen, wie könnet ihr wissen, daß sie nicht auch die Bibel „verfälschet? Was folget? Entweder müsset ihr dieser Kirche „und der Bibel zugleich Glauben beymessen, oder auch eurer „Bibel nicht glauben, die ihr von der Kirche empfangen. Und „was soll euch die Bibel ohne Kirche nutzen? Nicht wahr, „die Bibel ist dunkel, nicht alles kann bestimmt, kann deut„lich verstanden werden? Wer wird also dieses uns sicher er„klären, wer wird alle Glaubenszweifel ausmachen? Wir

„müssen einen unfehlbaren Dollmetscher haben, sonst wissen „wir niemals, was Gott geoffenbaret habe; Gott giebt auch „keine dunkle, zweifelhafte Offenbarung, ohne zugleich ein „Mittel zu geben, solche zu verstehen. Wo ist nun dieses „Mittel? Ach so viele, dem hundert nach entstandene Glau„ben und Religionen geben an Tag, daß sie dieses Mittel „nicht haben. Gott will uns durch sich selbst nicht lehren, „oder die Bibel erklären, wir können es auch nicht, sonst „wäre nur ein einziger Glauben, die katholische Kirche also „ist allein diejenige, die Gott uns gegeben, um solche zu hö„ren. Diese hat die Bibel unverfälscht erhalten, diese lehret „uns, was die Bibel sey, und wie solche allezeit sey verstan„den worden, diese machet alle Glaubensstreitigkeiten aus; „diese allein hat eine Folge der Bischöfe von den Aposteln her, „bis zu uns, diese zeiget uns, wie ein Pabst von Petrus „an, bis auf den heutigen Tag gefolgt, diese hat alle Jahr„hundert Päbste und Bischöfe gehabt, die die Kirche mit „Mund und Feder beschützet, und wir können aus ihren äch„ten Schriften annoch sehen, was man durch achtzehn hun„dert Jahre geglaubet; diese Kirche müssen wir hören, denn „wer die Kirche nicht höret, sagt Christus, soll als wie ein „Heid, wie ein Ungläubiger gehalten werden. Dieser Kir„che ist der heilige Geist versprochen. So sagt Christus zu „den Aposteln und deren Nachfolger, zu den Bischöffen: Se„het ich bin bey euch alle Tage, bis zu Ende der Welt. Ich will „den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster, „oder den heiligen Geist geben, damit er ewig bey euch blei„be. Der Tröster, der heil. Geist. — — Zu diesem wer„den wir versichert, daß die Kirche ein Grundpfeiler und ei„ne Säule der Wahrheit sey. Wiederum hat Christus seine „Kirche fest gebauet, nämlich auf einen Felsen, und versichert „uns, daß die Höllenpforten solche niemals werde überwälti„gen können. Weiters lesen wir, daß Gott der heilige Geist „die Bischöfe gesetzt habe, auf daß sie die Kirche Gottes re„gieren sollen. Es giebt also eine lehrende Kirche, die wir „anhören müssen, es giebt Hirten und Schaafe. Unter der „lehrenden Kirche werden die Päbste und alle Bischöfe verstan„den, welchen der heil. Geist versprochen, wenn die meisten „aus ihnen in einer Glaubenssache übereinkommen. Nicht „einem Jeden, sondern allen, wenn sie versammelt, oder sonst „überein kommen, ist der heilige Geist versprochen; ein Jeder „also kann fehlen, alle aber, oder die meisten können niemals

„fehlen,

„fehlen, weil Gott seine Kirche niemals verlassen kann. Ein „wahres und offenbares Kennzeichen der wahren Kirche Christi kann also allen Menschen die Bibel seyn, weil nur die katholische Kirche allein die Bibel erhalten, so lange schon bewahret, dieselbe untrüglich, ohne Fehler ausleget; keine andere Kirche kann dieses sagen; sie haben zwar auch die Bibel, „aber ohne Auslegung; ja sie setzen der Bibel hinzu, und nehmen hinweg, nach ihrem Gutgedünken. Es kann also ohne „Bibel keine Kirche Christi seyn; allen Irrgläubigen nutzet „die Bibel wenig, oder nichts, weil sie diese ohne die katholische Kirche weder genug erproben, weder verstehen können: „die katholische Kirche allein hat die Bibel sammt der Auslegung; also ist die katholische Kirche allein die wahre und einzige Kirche Christi, und die Bibel, so wie sie die katholische „Kirche hat, ist ein wahres und offenbares Kennzeichen der „wahren Kirche Christi. Jetzt rufe ich alle Menschen, die „eine gesunde Vernunft besitzen, zu Zeugen auf, ob nicht augenscheinlich die katholische, als die einzige wahre Kirche Christi sey bewiesen worden. Lasset uns also Gott aus ganzem „Herzen danken, daß er uns unverdienter Weise in der wahren Kirche Christi hat gebohren und erzogen werden lassen. „Der Glauben ist eine Gnade, eine große Gabe Gottes, und „ohne Glauben ists unmöglich Gott zu gefallen, wie der heil. „Paulus lehret; Christus aber versichert uns, daß wer nicht „glaubt, ewig verdammt werde.“ — —

1) Der Triumph der christl. Religion zur vollen Beschämung aller ihrer Feinde, herausgegeben von einem Freunde der Wahrheit. Erster Theil. Die natürliche Religion. Deutschland, 1790. in 8. 23 Bogen.

2) Der Triumph der Religion wider die heutigen Ungläubigen und Neuphilosophen. Ein sehr nützliches Werkchen den Grund und Geist der Religion zu erkennen. Aus dem Französischen des Herrn Lancelin. Augsburg, bey Doll. 1790. 8. 16 Bogen.

No. 1.

No. 1. Der Verf. entdeckt seinen Lesern sein Vorhaben, eine Schutzschrift für die christliche Religion zu schreiben, S. 33. in folgenden Worten: „Man erwäge den Ursprung, Fort„gang, die Schicksale, Streite und Siege der Religion; so „zeigt sie sich jederzeit als ein unläugbares Werk Gottes: for„sche man aber auch die Feinde derselben, ihre Verschiedenheit „der Systeme, ihre bey jeder Gelegenheit angebrachten Spott„reden und Schmähsprüche, ihre schandvollen Urtheile, Mey„nungen und Scheinbeweise, womit sie Unvorsichtigen gefähr„lich werden, so erscheinen sie in Wahrheit als bloße Delikan„ten, als Leute denen die zaumlose Freyheit die Waffen in die „Hände giebt. Nichts destoweniger will ich in dem gegen„wärtigen Werke die zween Sätze: als die Stärke der Reli„gion, und die Schwäche unsrer heutigen Reformatoren nicht „mit einem eitlen Wortgepränge, sondern gründlich, nach al„len Regeln der Beweisführung erproben. Ich theile zu sol„chem Ende das ganze Werk in drey Theile. In dem Ersten „werde ich die vorzüglichsten Wahrheiten der natürlichen Re„ligion behandeln, und die Einwürfe der Atheisten und Dei„sten beantworten; in dem Zweyten wird die Rede von der „geoffenbarten Religion seyn, wo allen Einwendungen der „Naturalisten genug gethan werden soll; in dem Dritten end„lich will ich die Quellen dieser Gottlosigkeit, dieser Schwär„merey untersuchen, wo es an Gelegenheit die Systeme, Be„trüge und Verdienste unserer nach Gesetzlosigkeit athmender „Neuerer aus ihren eigenen Werken, ohne Partheygeist, oh„ne Gallsucht, sondern einzig aus Liebe zur Wahrheit zu un„tersuchen, gewiß nicht mangeln soll." Schon aus dieser Probe erhellt ja wohl, daß der Verf. ohne Gallsucht, wie er sagt, schreibe. Was soll denn wohl schimpfen und schmähen heißen, wenn in der eben angeführten Stelle nicht geschimpft und geschmähet wird? — In dem vor uns liegenden ersten Theile handelt der Verf. nach einer vorangeschickten kurzen Religionsgeschichte, als Einleitung zu seinem ganzen Werk, von dem Daseyn Gottes; von der Geistigkeit, Unsterblichkeit und Freyheit der menschlichen Seele; von der Sittlichkeit menschlicher Handlungen; von dem allgemeinen Bekenntniß aller Völker zur Religion, und von dem Beweis der daraus für die Wahrheit der Religion entstehen soll. Bey jedem dieser Artikel führt er die Gründe der Gegner nicht ohne Gallsucht an, und sucht sie zu widerlegen. Nicht selten wird auch

der Gegnern mehr aufgebürdet, als billig ist; vermuthlich um sie alsdann mit einem bessern Schein verdammen zu können. So ist es doch wohl unredlich, wenn der Verf. alle diejenigen in die Klasse der Gottesläugner verweißt, die die Ewigkeit der Welt behaupten. Auch kleidet es einem Vertheidiger der christlichen Religion sehr übel, wenn er seine Gegner Roß und Mäuler, Betrüger und eine Rotte Bösewichter nennt. Durch Schimpfen und Schmähen wird doch wohl gewiß auch die beste Sache am schlechtesten vertheidiget. Wir wünschen daher, daß der Verfasser ehe er die Ausarbeitung der noch rückständigen zwey Theile anfängt, sich vorher in der Schule der christlichen Religion den Geist der Liebe, der Sanftmuth und der Duldung zu eigen machen möchte. Denkt er nicht, indem er für die christliche Religion mit Eifer zu schreiben glaubt, eben diese Religion durch sein Betragen schände. Noch müssen wir bemerken, daß der Verfasser hin und wieder zu verstehen giebt, daß er keine andere christliche Religion, als die katholische kenne.

No. 2. Ist eine Uebersetzung aus dem Französischen, die der guten Sache der Religion unbeschadet, gar wohl hätte unterbleiben können; da wir schon genug originaldeutsche schlechte Apologien der christlichen Religion haben. Der Verf. theilt seine Apologie in vier Theile. Im ersten Theil beschäftigt er sich mit der Widerlegung der neuphilosophischen Systeme. Hierunter rechnet er den Materialismus, den Deismus, den Naturalismus und das System der allgemeinen Duldung. Auch dieser Verfasser verfähret sehr unredlich in Darstellung der Systeme, die er sich zu widerlegen vorgenommen hat. Was soll man dazu sagen, wenn der Verf. S. 33. behauptet, daß aus dem System des Materialismus folge? — „Daß „die Kinder ihre Väter und Mütter erwürgen; die Weiber ihre „Männer vergiften; die Männer hingegen die Weiber ihrer „Wuth und Treulosigkeit aufopfern; Freunde das Zutrauen ih„rer Freunde misbrauchen werden, um sich ihrer Schätze zu be„mächtigen; oder in ihre Erbschaften sich einzuschleichen; daß „Richter die Gerechtigkeit verkaufen; Notairs die Verträge „verfälschen; die Handelsleute durch betrügliche Bankerotte „sich bereichern; die Hausbedienten ihre Herren in ihren „Häusern heimlich ermorden werden, ohne daß weder diesen, „noch jenen ihre Thaten zum Laster angerechnet würden; ja

„sogar

„sogar ohne daß sie eine Strafe zu befürchten hätten, wie sie
„ihre Schelmenstücke verbergen, und den Blicken der Obrig-
„keiten, die für die Handhabung der Gesetze bestellet und ver-
„bunden sind, dieselben entziehen können. Verdammliche
„Grundsätze, die sowohl jene, welche sie befolgen, zur endli-
„chen Unbußfertigkeit und zum ewigen Verderben leiten, als
„auch auf die Zerstörung der Gesellschaft zielen, indem sie die
„Bürger gegen einander mit Dolchen bewaffnen, um sich wech-
„selsweise zu ermorden." Auch dieser Verf. kennt keine ande-
re christliche Religion, als die römisch-katholische, und
wer nicht römisch-katholisch glaubt, ist nach seiner Mey-
nung nicht nur ein Ketzer, sondern sogar ein Ungläubiger.
Er setzt deswegen auch Atheisten, Deisten, Naturalisten,
Spinozisten, Wiedertäufer, Hussiten, Sozinianer, Arme-
nier, Quäker, Puritaner, Kalvinisten, Lutheraner, die vor-
geblichen Philosophen unserer Zeiten, und alle diejenigen die
sich von der Lehre des heiligen apostolischen Stuhls
entfernen, in eine Klasse. Im zweyten Theil dieser Apolo-
gie wird von der Nothwendigkeit einer Offenbarung gehan-
delt. Der dritte Theil beschäftiget sich mit dem Beweis des
Daseyns einer Offenbarung. Der vierte Theil endlich handelt
von der Bestätigung der Offenbarung. Hier muß es einem
wohl sonderbar auffallen, wenn man unter den Bestäti-
gungsgründen der christlichen Religion auch den Primat der
römischen Bischöffe, die heilige allein seligmachende
römische Kirche, ja sogar den heiligen Bettler, Jo-
seph Labre, der zu Rom durch die Stimme Gottes und
des Volks als heilig anerkannt wurde, findet. Noch lächer-
licher aber ist es, wenn der Augsburgische Uebersetzer dieser
französischen Apologie, aus Gelegenheit des elenden Bettlers
Labre, die sehr pathetische Note macht: „Gott, der höchste
„Richter, bestätigte die Heiligkeit des armen Bettlers Labre
„mit Wunderzeichen: Man muß sich also auch als Bettler hei-
„ligen können. Nicht — umgekehrt, wie unbefugte Reli-
„gionsfeger schreiben: Labre war nur ein Bettler, dem Staa-
„te unnütz: Er kann also nicht heilig seyn. — Ameisen!
„die den Staat reformiren!!!" — Vermuthlich ist der Ueber-
setzer ein Bettelmönch. — An dem Beyspiel des heiligen
Bettlers Labre zeigt der Verf. zugleich die Mittel, durch
die man zur Ehre eines Heiligen gelangen kann. S. 211.
sagt er: „Doch wie ist dieser ehrwürdige Bettler heilig gewor-
„den? vielleicht dadurch, daß er sich wider den Statthalter
„Jesu

„Jesu Christi geschworen; daß er, wie Luther und Calvin, „den Glauben der katholischen Kirche, ihre Wahrheiten, ihre „Lehre, ihre Glaubenssätze, ihre Geheimnisse, und ihre „rechtmäßige Hirten, von denen sie unter der Aufsicht des „heiligen Stuhls, dieses Mittelpunkts der Einigkeit regiert „wird, verschrien und gelästert hat? — Nein, das war der „Weg nicht, den unser Seelige gieng: er würde ihn gewiß- „lich zu dem glückseeligen Endzwecke, wornach er trachtete, „nicht geleitet haben. — Was that er denn? Er hat sie „nicht beurtheilt, nicht bestritten, ihr nicht widersprochen, „sondern er hat sie geehret, die Kirche, als die Braut Jesu „Christi, und als die gemeine Mutter der Gläubigen: keinen „Augenblick hat er die Gewalt bezweifelt, mit welcher „sie Gott ausgerüstet: mit festem und aufrichtigem Glau- „ben gab er allen Wahrheiten Beyfall, die ihr derselbe „geoffenbaret hat: niemals suchte er Vorwürfe, oder Ent- „schuldigungen um ihren Anordnungen auszuweichen.“ Auch wir geben dem Verf. Beyfall, und glauben, daß dies der si- cherste Weg sey, zur römischen Kalenderheiligkeit zu gelangen. — Den Primat des Pabstes, als einen Bestätigungsgrund der christlichen Religion, wollen wir gänzlich übergehen, weil es uns wirklich zu beschwerlich fällt, von dergleichen Albern- heiten auch nur zu reden: wir bemerken daher nur, daß der Verf. in diesem Artikel mit Luther und Calvin sehr unfreund- lich verfährt. „Der Pabst, sagt er, S. 199. übte seine ihm „von Gott ertheilte Gewalt immer ganz ungestört aus, mit der „Uebereinstimmung und Rechtseingeständniß der ganzen christ- „lichen Welt; (ist denn der Verf. so unwissend in der Kir- „chengeschichte, daß er sich nicht schämt so etwas niederzuschrei- „ben?) bis das in Deutschland ein Luther aufstand, der „unbesonnen genug war, ihm diese Gewalt streitig zu machen, „ja sogar zu versuchen, ihm dieselbe zu entreißen. (Nicht nur „hat es Luther versucht, sondern er hat ihm diese Gewalt „wirklich über einen großen Theil von Deutschland entrissen.) „Verständige und kluge Leute aber (also dürfen die Protestan- „ten wohl nicht hoffen, unter die verständigen und klugen Leu- „te gezählt zu werden?) haben es bald eingesehen, daß die- „ser Erzväter einer neuen Sekte nur durch einen Geist des Un- „gehorsams, und der Empörung, nicht aber durch einen ver- „nünftigen und standhaften Grund zu dergleichen Verwegen- „heit ist verleitet worden. — S. 204. Was nützen den Pro- „testanten die Lästerungen, die sie auf einander häufen, und

„die Lügen die sie [illegible]? Werden sie auf diese Art ver-
„hindern, daß man ihren Luther und Calvin für keine „Meuter, für keine verdächtigen Apostel halte, die man vor „dem sechzehnten Jahrhundert nicht kannte? Woher sind sie „denn gekommen? kann man sie fragen: Wo sind die Beweise „ihrer Sendung? Sie zeigen uns keinen einzigen vor. So „sind sie denn Betrüger: und der unwidersprechlichste Be- „weis davon ist dieser; daß Jesus Christus niemals gesagt „hat, und nicht hat sagen können, daß er mit Verlauf der „Zeit neue Apostel senden wolle, ein neues Evangelium zu „predigen; und daß er sich zu dieser schönen Ausführung eines „Luthers und Calvins bedienen werde". — Und dieß [illegible] nun eine Apologie der christlichen Religion heißen? Der Westphälische Frieden, der den Protestanten gleiches Recht mit den Katholiken giebt, ist wider solches Schimpfen unter dem Vorwande einer Apologie.

1) Bemerkungen über die Evangelien an den Festtagen des Herrn, für Prediger, Katecheten und Lehrer. Von Sebastian Mutschelle, Hochfürstl. Freisingischen geistl. Rath und Kanonikus bey St. Veit. München, bey Lentner, 1789. in 8. 27 Bogen.

2) Predigt auf den Portiunkula-Tag, über die Meinung mit welcher man das Ablaßgebeth verrichten soll. 1790. 8. 3½ Bogen.

No. 1. Diese Bemerkungen sind zunächst für Prediger, Katecheten und Lehrer bestimmt, um ihnen Materialien an die Hand zu geben, ihre Vorträge an das Volk, über die Evangelien an den Festtagen des Herrn, erbaulich und dem Zweck eines christlichen Unterrichtes gemäß, einzurichten. Der Verf. leitet aus dem Inhalt der Evangelien mehrere Hauptsätze her, zergliedert sie ganz kurz, und giebt dadurch dem nachdenkenden Prediger immer sehr reichhaltigen und gemeinnützigen Stoff zu seinen Vorträgen an das Volk. Aber auch nur nachdenkende Prediger können diese Bemerkungen benutzen, da der V. immer nur die Hauptsätze, die er aus dem Inhalt

der

der Evangelien gezogen, ganz kurz entwickelt, und also, wie billig, dem Prediger überläßt, einen solchen Hauptsatz nach allen seinen Rücksichten, und nach den besondern Bedürfnissen seiner Gemeinde, zu entwicklen und auszuführen. Diejenigen Prediger, die entweder aus Trägheit, oder aus Mangel an innerer Kraft, gewohnt sind, blos das nachzusagen, was ihnen von Andern vorgesagt worden ist, finden also in diesen Bemerkungen das gar nicht, was sie sich wohl wünschen, und sie sind für sie gänzlich unbrauchbar. — Was aber den inneren Werth dieser Bemerkungen selbst betrift, so haben wir sie durchgängig so gefunden, wie wir glauben, daß sie zu Religionsvorträgen an das Volk, und zwar an verschiedene Klassen des Volks," am gemeinnützigsten, und dem Zweck aller Kanzelvorträge, Belehrung und Ermunterung zur christlichen Tugend, am angemessensten sind. Der V. hat in seinen Bemerkungen Alles dasjenige, was blos zur Theologie und nicht zur Religion gehört, sorgfältig vermieden; er ist bemühet das Wesentliche von dem Zufälligen, Aberglauben von Religion, Ceremonienwerk von ächter christlicher Tugend, sorgfältig zu scheiden, und den Prediger immer auf das hinzuweisen, was wahrhaft nützlich ist, und in dem Zuhörer christliche Gesinnungen und Thätigkeit zum Guten erwecken kann. Da der Verf. sich bemühet hat, über ein Evangelium dem Prediger Stoff zu mehreren, ja wohl zu zehn bis zwanzig Predigten, an die Hand zu geben; so kann es wohl nicht fehlen, daß nicht Manches vorkommen sollte, das öfters mit dem nächsten Inhalt des Evangeliums nur in einer sehr entfernten Verbindung steht, und zugleich füglicher und ungezwungener aus einem andern biblischen Texte hergeleitet werden könnte. So lange aber der Prediger bey seinen Vorträgen an die gewöhnlichen Evangelien gebunden ist; so bleibt ihm ja kein anderer Ausweg, als dieser, übrig, wenn er anders nicht alle Jahre wieder die nehmliche Materie vorbringen will. — Wenn der Verf. am Erscheinungsfest des Herrn, auch auf die Träume zu sprechen kömmt, und Seite 197 sagt: „Konnten die Weisen einem Traume glauben, ohne „darum leichtgläubig zu seyn? Oder dürfen wir auch jedem „Traume seine gewisse Bedeutung und Warnung zutrauen? „— Ein Traum von Gott rechtfertiget sich durch seinen „Eindruck und ordentlichen Gang:" so scheinen uns diese Kennzeichen lange nicht zureichend, einen göttlichen Traum von einem gewöhnlichen zu unterscheiden. Ja wir glauben

überhaupt, daß uns die Kennzeichen, worauf dieser Unterschied beruhen soll, noch mangeln; und daß es sich deswegen für einen vernünftigen Christen schicke, auf keinen seiner Träume, in dieser Rücksicht, zu achten. Unsern ganzen Beyfall haben daher die gleich folgende Bemerkungen: „Da wir aber „Gott keine Verschwendung mit unnöthigen Wundern zu„schreiben dürfen: so können wir auch unsere, zumalen meist „unordentliche, schwärmende Träume, nicht als so viele Aus„sprüche Gottes ansehen. Aengstiget und gebt euch nicht aber„gläubisch mit der Auslegung jedes eurer Träume ab. Nicht „künftige Dinge, wohl aber den gegenwärtigen Zustand eu„res Körpers und Geistes, Gesundheit der Seele und des „Leibes deuten sie an. Bald weisen sie auf die Wallung eu„res Geblüts, auf den unordentlichen Gang eurer Lebensgei„ster, auf den zerrütteten Zustand eures Körpers, und war„nen euch vor aller Unmäßigkeit und Ausschweifung die ihn „verursachen. Bald offenbaren sie die Schwachheit eures „Geistes, wenn er sich schmutzigen bösen Traumbildern ohne „Widerstand dahin giebt. Wie oft könntet ihr die herrschen„de Neigung, und das aus euren Träumen erkennen, was „den Schatz eures Herzens ausmacht?"

„Quält, betrügt euch nicht mit abergläubischen Traum„deutungen über künftige Dinge."

„Nützt eure Träume durch vernünftige Ueberlegung zur „Selbsterkenntniß und Verbesserung eures gegenwärtigen Zu„standes."

Auch die Bemerkung auf den Festtag des Namens Jesu, über die den Aposteln verliehene Macht, in diesem Namen Wunder zu wirken, hat uns sehr wohl gefallen. Der Verf. sagt S. 135: „Wir haben zwar keine ähnliche Macht, im „Namen Jesu Wunder zu thun; durch blosse Befehle, Gicht, „Lahm, und Blindheit zu heben. Aber können wir darum „gar kein Uebel durch Befehle im Namen Jesu, von uns „entfernen? Gewiß, wir können dies. Eben über die wah„ren, schädlichsten Uebel können wir im Namen Jesu befeh„len. Wir können uns befehlen, das Böse nicht zu achten, „und zu lieben; wir können dies im Namen Jesu befehlen. „Um aber Befehle eigentlich im Namen eines Andern, und „an seiner Statt zu ertheilen, dazu ist nöthig"

„Die Vollmacht von ihm haben zu Befehlen — diese „haben wir von Jesu;

„Den

„Den Willen haben, so ernstlich und nachdrücklich, als „er, zu befehlen — diesen Willen können wir haben. — Je„sus gab uns die Macht, über das Böse zu herrschen; und „kraft dieser Macht in seinem Namen wollen wir darüber „herrschen!“

„Christ! kannst du nicht über die Kräfte der Natur herr„schen, wie die Apostel; so kannst du doch im Namen Jesu „über dich herrschen. Waffne dich mit der Stärke, die er „dir vom Himmel brachte;“

„Befiehl dir, beherrsche dich, wie sich Jesus beherrschte;“

„Gehorche dir, wie sich Jesus gehorchte — dann ver„treibst du im Namen Jesu einen sehr bösen Geist; tödtest „Ungeheuer, die dir schädlicher als Gift und Schlangen sind; „heilest Krankheiten, die dich mehr als Lahm- und Blindheit „drückten.“

Auch die sogenannten Geheimnisse der christlichen Religion behandelt der Verf. immer auf der practischen Seite, von der sie auch, wenigstens in öffentlichen Religionsvorträgen, behandelt werden müssen, wenn man sich anders nicht in unfruchtbare metaphysische Speculationen verlieren will. S. 407. am heil. Dreyfaltigkeitsfeste macht der Verf. folgende Bemerkungen: „vielleicht möchte Jemand noch eine nähere „Erklärung, was Vater, Sohn und heiliger Geist ist; in „welchem Verhältnisse sie gegen einander stehen; was göttliche „Person, was Wesenheit, was Dreyfaltigkeit in den Perso„nen sey, und wie sie mit der Einheit in der Wesenheit zu„sammen stimme. Aber wer kann euch hier alles deutlich und „verständlich entwickeln? Und was würde eine noch so lange „undeutliche, dunkle Rede euch nützen? Wie das Unbegreifli„che euch zur Erbauung und Ermunterung im Guten dienen? „Ists euch, um gut und gerecht zu leben, nöthig, ists euch „nur möglich, das recht zu begreifen, was Gott an sich, was „der Vater, Sohn und heilige Geist in ihrem wechselseitigen „Verhältniß gegen einander seyn? Ist es nicht genug zu wis„sen, was sie in Beziehung auf euch, und für euch sind. „Und das wißt ihr ja:

„Der Vater ist derjenige, der Alles liebevoll schuf, er„hält und regieret:

„Der Sohn, der zu eurem Heile auf der Erde wandelte, „lehrte, that, litt, und nun alle Gewalt im Himmel und „auf Erden hat;

„Der heilige Geist, der Geist Gottes, der die Apostel „Jesu erfüllte, in jedem Guten lebt, und dessen Beystand „jedem nach Besserung bestrebsamen Arbeiter und Beter zu „Theil wird."

„Soll ich nun noch weiter fragen, und grübeln: Was „ist Wesenheit, Substanz? Was Person? Wie ist das mög„lich? Wie kann, wie soll man dies erklären? Und wie der„gleichen Fragen noch weiter heißen. Ich bescheide mich hier„über kurz so: Ich glaube, was Jesus gesagt:

„Ich verehre jedes dunkle Wort, in dem Sinne, in dem „er's sagt; (Aber wenn ich nicht weiß, in welchem Sinne „er dieß oder jenes gesagt hat?) —

„Und strebe nur zu vollbringen jedes klare Wort, wo„durch er mir etwas zu thun befiehlt."

„Uebrigens weiß ich wohl zum voraus, daß ich bey mei„nem Forschen über Gott, und über das Geheimniß des heu„tigen Festes auf Unbegreiflichkeiten, und mit meinem be„schränkten Vernunftvermögen bald an die Grenzsteine kom„men, und sagen muß; hier weiß ich nichts mehr. Gott ist, „und muß über meine Begreiflichkeit erhaben seyn.

„Mein Glaube an ihn soll darum nichts an seiner Festig„keit verlieren:

„Meine Anbetung und Verehrung soll an Innigkeit und „Eifer zunehmen."

Hr. Mutschelle ist von einem andern Recensenten in die- ser Bibl. (im Vten Anhange 1ste Abtheil. S. 302 — 305.) überwiesen worden, daß er in einem seiner Bücher mit sichtba- rem und in der gelehrten Welt unverzeihlichen Plagium pro- testantische Schriftsteller ausschreibt. Wir befürchten, es ist hier wieder so; denn es kam uns Verschiedenes sehr bekannt vor.

No. 2. Ist eine sehr elende Jeremiade über Philipper VI, 6. der Verf. zeigt seinen Zuhörern, daß sie sehr Ursache haben, 1) für die Erhöhung der katholischen Kirche, 2) um Ausrottung der Ketzereyen, und 3) um Friede und Ei- nigkeit der Regenten zu beten. Diese Punkte geben dem Verf. Gelegenheit weidlich über jeden Fortschritt der Vernunft zu schimpfen, die heilige Kirche bis an Himmel zu erheben, jeden der sich's einfallen läßt an der Untrüglichkeit der heili- gen Mutter zu zweifeln, hübsch ordentlich zu verdammen; denn „Niemand kann Gott zum Vater haben, der nicht die

„heilige

„heilige Kirche zur Mutter hat; und endlich alle jene Ehrver„gessene zu verfluchen, die statt die katholische Kirche zu erhö„hen, sie nur zu erniedrigen trachten, sie ihrer Vorzü„ge berauben, ihre Rechte kränken, ihre Gerichtsbarkeit „hemmen, ja sie zur Sclavin des Weltstaats zu machen „sich erfrechen, als wenn mehr am Reiche dieser Welt „als am Reiche Gottes gelegen wäre.“ Noch bemerken wir die bissige Definition, die der Verfasser S. 7. von der katholischen Kirche giebt: „Die katholische Kirche ist „kein Klupp abergläubischer Fantasten, kein Nimbus „frömmlender Betbrüder, keine Rotte geschorner und unge„schorner Heuchler, keine Bande illuminirter Poltronen, „keine Zunft schwärmerischer Anbeter ohne Geist und ohne „Wahrheit, kein schismatischer Sprengel wo man einen „Altar wider den andern bauet, noch eine geheimnißvolle „Gesellschaft geldsüchtiger Mitarbeiter des babilonischen „Thurms; sondern sie ist, damit ich alles und deutlich sage, „jene sichtbare Gemeinde, die durch das nämliche „Glaubensbekenntniß, durch den Gebrauch der näm„lichen Sacramente mit ihren rechtmäßigen Hirten, „vorzüglich mit dem Nachfolger des heiligen Petrus, „als Statthalter Christi vereiniget ist.“

Nh.

Hauslegende oder Feyerstunden eines Christen. Zweyter Band, von Rittershausen. Augsburg, in der Wolffischen Buchhandlung. 1789. 487 S. in 8. Mit einer Landcharte.

Wir können die Anzeige des zweyten Theils unmöglich glimpflicher abfassen, als die des ersten, obgleich der Verf. sich im hohen edeln Style, in welchem die Wörter Nasenstüber und Jodel paradiren, gegen die Jen. Allg. Lit. Zeit. erhebt, die dem lieben Herrn ungeheuchelt den lächerlichen Unsinn seiner Schreibart vorhielt. Der Leser urtheile selbst aus folgender Probe, die wir abzuschreiben, uns die saure Mühe nehmen wollen: „Aber auch Maria erhob sich von ihrer süßen Ruhe, legte noch weicher auf Moos und untergebreitete Wolle das göttliche Kind; aus kurzen Gesträuchen bereitete Joseph zum Feuer einen Haufen zusammen, darunter setzend die

 Flam-

Flamme, welche bald das Gesträuchwerk ergriff und braschelte; ein kleiner Kessel von Metall, mit Wasser gefüllt, drückte nieder den vielfachen Flammenarm, in den Kessel aber warfen sie den Reis, daß ihn die Hitze des siedenden Wassers erweiche: indessen lösten sie aus den Datteln die Körner, nachdem sie selbe in einem besondern Geschirr hatten schwellen lassen, dem eingekochten Reis Süße zu geben, auch von der Zimmetrinde guten Geruch. Das kleine Gericht war zubereitet, und die Mutter gab dem Sohne des ewigen Vaters diese geringe menschliche Nahrung." In diesem Bande geht die Geschichte bis zu Jesu Flucht nach Aegypten. Nun fängt, wie der Verf. sagt, die Grundlage des Gebäudes erst an. Im ersten Theil waren die Betrachtungen über die Gottheit des Messias, Jakobs Weissagung, die Wunderwerke u. s. w. nur Bruchstücke; in dem zweyten wird das Fundament ausgebreitet, und nach dem Leitfaden der Geschichte gehandelt von der Religion im Allgemeinen, von dem natürlichen Gottesdienste, und von den Religionssystemen der menschlichen Vernunft. Für welche Classe von Lesern der Verf. wohl nützlich zu seyn glaubt?

Sm.

Des heil. Johannes Chrysostomus — Reden über das Evangelium des heil. Johannes, aus dem Griechischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Eulogius Schneider, Professor der schönen Wissenschaften zu Bonn. Dritter Theil. Augsburg, 1789. bey Kletts sel. Wittwe und Franck. 9½ und 22 Bogen in 8.

Mit diesem Bande, der die 60ste bis 88. Rede enthält, sind die Homilien des Chrysostomus über den Johannes geschlossen: er ist der siebente Band der Uebersetzung der bisher gelieferten Reden. Es sind nun noch hauptsächlich die Homilien über die Briefe Pauli zu übersetzen übrig, die man für die besten hält. Die Verlagshandlung aber will, wegen des schlechten Abgangs der vorhergehenden Bände ihre Uebersetzung, anders nicht, als für wenigstens 300 Prämumeranten veranstalten. Die Uebersetzung läßt sich sehr gut lesen,

so

so daß uns, so weit wir diesen Band durchgelesen haben, auch nicht eine anstößige Stelle vorgekommen ist, die uns veranlaßt hätte, den griechischen Text nachzuschlagen. Auch zeigt sich der Uebersetzer (eigentlich zwar sind es deren zwey, und die 7 ersten Reden hat Hr. Prof. Feder zu Würzburg übersetzt) in den Anmerkungen sowohl als in der Vorrede, als einen aufgeklärten Schrifterklärer und uneingenommenen Beurtheiler seines Originals. Aber freylich sind übersetzte Homilien der Kirchenväter nicht Jedermanns Sache. Selbst Chrysostomus, von dem wir überdem schon seit 40 Jahren eine Uebersetzung durch den sel. Cramer haben, so sehr er auch vor allen übrigen Kirchenvätern den Ruhm der Beredsamkeit voraus hat, wenn man anders überhaupt Beredsamkeit, ohne Entweihung des Wortes, von einer Homilie eines Kirchenvaters sagen kann, selbst Chrysostomus wird christlichen deutschen Lesern, die eine Sammlung heiliger Reden zum Unterricht und zur Erbauung in die Hand nehmen, wenig Befriedigung geben. Seine Homilien sind doch im Grunde weiter nichts, als ermüdend weitläuftige, mit Nutzanwendungen begleitete, Exegesen aller einzelnen Worte des evangelischen Geschichtschreibers, die, eben weil sie nichts unerklärt lassen, viel Unnöthiges sagen, oder den Worten des Evangelisten Absichten und Geheimnisse unterlegen, an die er nicht gedacht hat, mit Erläuterungen, Schriftbeweisen und Folgerungen, die der Uebersetzer oft selbst nicht billigen kann. Trockene Schrifterklärungen aber, ohne eigne Ausführung einer praktischen Religionswahrheit, liest man nicht gerne zur Erbauung. Doch kann es seyn, daß im katholischen Deutschland, wo man überhaupt mehr Vorliebe mit zu den Schriften der Kirchenväter bringt, und wo der Reichthum an guten, und von den Schlacken der spätern Jahrhunderte reinen Predigtsammlungen, noch nicht so gar groß ist, Predigtübersetzungen der christlichen Lehrer aus den vier ersten Jahrhunderten, allerdings auch ihren guten Nutzen haben können; und aus diesem Grunde wollen wir ihre Fortsetzung herzlich wünschen. Das müssen wir noch an derselben rühmen, daß die biblischen Worte in derselben meistens richtiger und verständlicher angeführt werden, als sie nach der Lutherschen Uebersetzung lauten. Nur eine Probe wollen wir noch anführen, wie ungezwungen Chrysostomus seine praktischen Lehren aus dem erklärten Texte zu ziehen weiß. In der 61sten Rede über Joh. X, 22—42. bemerkt er bey den Worten

 V. 40.

V. 40. Er begab sich wieder in die Gegend jenseits des Jordans — da kamen viele zu ihm — und viele glaubten an ihn; wie vortheilhaft es diesen Leuten gewesen sey, sich an den Jordan zu begeben, und sich folglich von der Gesellschaft der Bösen zurückzuziehen. Dies führt ihn auf den Nutzen der Einsamkeit. Und weil nun diese von einer Frau, ihrer Bestimmung nach, besser genossen werden kann, als von dem Mann; so giebt ihm dieses Veranlassung, Vieles zum Lobe, und von den Pflichten einer guten Hausfrau zu sagen, womit er diese Rede beschließt. „Nichts in der Welt,“ heißt „es unter andern, ist so vermögend, einen Mann zu bessern, „und seine Seele, wohin man will, zu lenken, als ein tu„gendhaftes und vernünftiges Weib. Ihm mögen Freunde, „Gelehrte, und selbst Freunde was sagen, so nimmt er es „nicht so gut auf, als wenn es ihm seine Gattin sagt.“

Kb.

Predigten über alle Sonntage des Jahres. Von Ambrosius Kolleneh, Mitglied des Königl. Schullen-Instituts, und Prediger in Neyß. Erster Theil. Breslau, 1788. bey Korn. 482 Seiten, gr. 8. Zweyter Theil, 438 Seiten.

Am ersten Sonntage im Advent. Tunc videbunt filium hominis venientem in nube cum potestate magna. „Schon „vor der Ankunft des Richters wird die Sonne, die himmli„sche Quelle der Segnungen Gottes den Schmuck ihres Glan„zes vermissen, und die sinkende Erde mit keiner Fruchtbar„keit mehr beleben. Der goldene Schimmer wird von den „Sternen, das sanfte Licht von den Monden entweichen, und „alle Lichter des Firmaments werden aufhören zu seyn, was „sie waren. Alle Meere werden mit einem wilden Getöse „sich weit über ihre Ufer ergießen, Berge und Städte werden „über einander stürzen, und die Kräfte des Himmels sich er„schüttern. Welch Ereignisse! Die Gebeinhäuser rasseln, „die Verwesung weicht, die morschen Gebeine mit der mo„dernden Asche fügen sich wieder in einander. Da stehen gan„ze Meere von Menschen. Zu Gerichte, zu Gerichte, wie„derholet die Posaune. Alles wandelt, wohin sie die Stim„me

„me der Posaune zu wandeln befehligt, nämlich ins Thal Jo„saphat. Endlich läßt sich der Richter in den Wolken sehen, „nicht in der Gestalt eines Sanftmuthlächelnden Kindes, son„dern von Strengheit und allen ihren Donnern begleitet. „Als ein Löwe aus Juda, um seine Feinde zu vernichten." (Ueber den unnützen, und unsern jetzigen Einsichten und Erbauungen höchst überlästigen Prunk!) Unsere Ankläger wer„den an dem allgemeinen Gerichtstage seyn: erstens, unser „Gewissen;" (Alles Uebrige könnte wegbleiben.) zweytens; „alle Engel des Lichts und der Finsternisse;" (die von uns so viel wissen, wie wir von ihnen!) drittens: „alle Heiden und „Barbaren" (die von unsrer Existenz nie was gehört haben). „Weichet ihr Vermaledeyte, fort ins ewige ewige Feuer! „Wo ist nun Hülfe für euch Verfluchte? Wendet ihr euer „Flehen zur Barmherzigkeit? Fruchtlos. Rufet ihr die „Mutter des Herrn um Beystand an? Fruchtlos. Flehet „ihr die heiligen Engel an? Vergebens. Die brennenden „Abgründe öffnen sich, tausend Donner und Blitze rollen, „und schmettern euch in die Tiefe hinab. Da, schmecket das „Loos der Thorheit. Saget mir, meine Christen, falls ihr „kluge Denker seyd" — (O Weh! Kluge Denker sagen zu diesem Geschwätz gewiß nichts Gutes!) „Salbe mein Gott „meine Lenden, daß ich alle Versuchungen überwinde."

Am Sonntage Quinquagesimä. „In welchen Ge„stalten zeigt sich die Fasching unter den Christen. Das Hei„denthum könnte nicht schändlichere und ausgebreitetere Aer„gernisse aufweisen, als unter den christlichen Faschingsnar„ren. Ach mein Jesu, wie sehr müßtest du dich doch schä„men, falls sich noch eben diese Faschingslustige unter deine „Diener zählen wollten? Wie nothwendig wäre es, alle „Karnevalslustbarkeiten als unanständige, unrühmliche und „häßliche Feierlichkeiten zu vermeiden. Die Fasching schätzt „und ehrt Jeder, um Jesum und seine Gerechtsame zu krän„ken. In so einem Babel kann sich noch ein Geist niederlas„sen! Wie viele, die sich nur einmal in die höllischnärri„sche Zusammenkünfte wagten, traten an Leib und Seele „gebrandmarket zurück!" (Welche Mönchsmoral!!)

Am vierten Sonntage in der Fasten. Accepit Jesus panes, et cum gratias egisset, distribuit. „Dies Wun„der geschah um die österliche Zeit, und ist ein Urbild desjeni„gen Wunders, das in der Hand des Priesters täglich bey

„dem heiligen Opfer der Messe vorgehet. Die ehemaligen „Völker wurden durch dies Wunderbrodt gestärket, demohn„geachtet starben sie. Allein die Christen, die das Himmel„brodt der heiligen Messe essen, werden ewig leben.“ (Soll das vom zeitlichen Leben zu verstehen seyn: so ist es der Erfahrung entgegen, daß die Leute, welche das Himmelbrodt der christkatholischen Messe essen, nicht sterben. Soll es aber vom ewigen Leben im Himmel gedeutet werden: so werden Abraham und Moses, Paulus und Petrus verdammt: denn von der Messe wußten sie nichts.) „Welche wohlthätti„ge Ausflüsse strömen auf uns durch die heilige Messe? Sie „ist zugleich ein Versönopfer um die Nachlassung der Sün„den sowohl für die Lebendigen, als Verstorbenen. Es lö„schet die Strafe unmittelbar aus, weil es zum Ersatz die „Verdienste Christi opfert, die jedem Rest der abzubüssenden „Strafen zu bezahlen unendlich erklecklich sind. Ach würden „wir nicht grausam gegen unsere verblichene Eltern, Kinder, „Brüder, Schwestern und Anverwandten seyn, wenn wir „solches zur Linderung ihrer Schmerzen unterließen? Ja meine „Christen, ich höre, ich höre die wehmüthigsten Stimmen, „die aus den Gefängnissen des Fegfeuers hinausschallen: „Grausames Kind, grausamer Gemahl“ rc. (Wer sollte da nicht gern den halben Gulden anwenden!)

Am fünften Sonntage nach Ostern. Vom Gebet. „Das Fett der Segnungen Gottes läßt er über die Menschen „von den Wolken herabträufeln durch die Kanäle des Gebets. „Er will uns seine Schatzkammer eröffnen durch keinen an„dern Schlüssel, als durch das Gebet. Ackert, egget, säet, „pflanzet; rufet ihr nicht durch öfteres Gebet den Segen „Gottes an: so bleibt der Himmel Erz, die Wolken hart, „und die Sonne verhüllt.“ (Die ganze Gemeinde kann dem Verf. kühn widersprechen. Gott ist gnädig auch über die Undankbaren und Bösen.)

Wir haben aus dem Grunde dieses Exjesuiten Predigten weitläuftiger angezeigt, als wir sonst gewohnt sind, weil sie bey den Katholiken in großem Ruf stehen. Unsere Leser mögen nun selbst urtheilen, ob sie das verdienen. Manche Abhandlungen sind ein klein wenig besser gerathen, wohin wir folgende rechnen: Vom sündlichen Müssiggange. Vom Schaden der Verläumdung. Von den wechselseitigen Pflichten der Eltern und Kinder. Von den betrübten

Folgen

Folgen der Aergernisse. Von den Pflichten eines christlichen Bürgers.

Die siebente Predigt nach Pfingsten, im zweyten Theil: Von der dreyfachen Gattung falscher Propheten: der Welt, dem Fleische, und dem Teufel, müßte dagegen vom Anfang bis zu Ende durchstrichen werden. Sie ist ganz elend.

Predigten auf alle Festtage, die noch allgemein in der christkatholischen Kirche gefeyert werden. Nebst einem Anhang von Fasching- Frohnleichnams- Primiz- Skapulier- Portiunkula- Rosenkranz- und Jahrschlußpredigten von Ambrosius Kollenetz, Mitglied des Königl. Schulinstituts, und Prediger in Neyß. Zweyter Jahrgang. Breslau und Hirschberg. 1789. bey Korn dem Aeltern. 370 Seiten gr. 8.

Unsern Lesern wird wohl eben so, wie uns, zu Muthe werden, wenn sie von Skapulier-, Portiunkula- und Rosenkranzpredigten hören! Der gesunde Menschenverstand empört sich gegen des P. Kollenetz Religionsvorträge. Der Widersprüche, der unschicklichen Ausdrücke von Gott, der Lobhudeleyen über Maria und alle liebe Heiligen, der schwärmerischen Moral, der falschen Beruhigung verwundeter Gewissen ist so viel, daß man das Buch nur aufschlagen darf, um sich davon zu überzeugen.

Seite 9 läßt sich der erzürnte Gott, auf die Bitten eines Moses, gegen sein sündhaftes Volk besänftigen. „Durch „die Hände seiner für uns seufzenden Mutter, theilet er „seine Erbarmungen aus.“ — (Ein gottentehrender Unsinn, so hartnäckig auch P. Kollenetz und alle Jesuiten ihn vertheidigen.) „Schweig, o kühner Lästermund, der du dich erdreistest die Auserwählten Gottes ihrer Ehre zu berauben, und „die Andacht der Gläubigen gegen selbige als einen Misbrauch „und Aberglauben mit alberner Bosheit auszuhöhnen. — „Maria war ein lebendiges Tabernakel, die wesentliche Heiligkeit aufzunehmen. Sie ist ein Bild der Gottheit, ein „Wunder

„Wunder der Allmacht, eine Königin der Natur, und alle Züge der himmlischen Schönheit glänzen in ihr. Wo ist unter der Sonne, das mit ihrer Schönheit in Vergleich kommt? Die Natur hat nichts ähnliches, die Morgenröthe wirft einen dunkeln Glanz von sich; der Mond weichet ihr mit seinem weißen Schimmer; die Stralen der Sonne geben ihr an Klarheit nach, ja das Paradies mit allen seinen Schönheiten kann nicht dem Schatten nach mit ihrer unvergleichlichen Schönheit verglichen werden.“ — Träget aber dieser elende Wahn zur Menschenbesserung das allergeringste bey? Wie leicht kann die Phantasie gemeiner Christen mit schädlichen, jesuitisch-mönchischen Schwärmereyen erfüllet werden, als wenn es heißt: „Die Jungfrauschaft sowohl, als die eheliche Fruchtbarkeit sind zwey überaus kostbare Vollkommenheiten, sie stehn isch aber direkt entgegen. Die Fruchtbarkeit erfüllt die Welt mit Menschen, giebt dem Staate Bürger, dem Kriegsheere Soldaten. Die Jungfrauschaft ist ein Abdruck der Engel, ein mit himmlischen Gnaden erfülltes Gefäß, eine Wohnung des heil. Geistes, ein Bild der himmlischen Schönheit, ein Abglanz der stralenden Gottheit.“ —

Noch eine Probe: „Der Sünder in der Ewigkeit. Die Seele empfindet die hitzigste Begierde glückselig zu werden. Bey aller aufbrausenden Heftigkeit der Begierden, da sie Gott verlanget, verliert sie ihn. Gehet weg Vermaledeyte! Die Seele verdoppelt ihre Seufzer, bittet, schreyet, heulet, ihre Wirksamkeit vermehret sich; die Begierden werden heftiger. Vergebens. Weg, Vermaledeyte! Die Seele wird sich umsehen, ob sie sich nicht durch den Genuß eines andern Guts schadlos halten könne. Vergebens. Wer nicht ein Mitgenoß Gottes ist, muß ein Gesellschafter des Teufels werden. Verzweifelung wird die Seele durchheben. Ich will euch ein schwaches Gleichniß geben: Stellt euch einen unsinnigen Liebhaber vor Augen, oder einen rasenden Spieler rc. wie viele stießen sich den mordenden Dolch ins Herz.“ —

Nun noch eine Erklärung vom Ablaß, S. 321. „Es ist seiner Abtheilung nach zweyfach: die Eine Gattung nennet man einen vollkommenen Ablaß, der eine Nachlassung aller Strafen ohne Ausnahme ist. Der Zweyte wird oft nur auf gewisse Zeiten, Tage, Wochen, Jahre in einem ge-

„wissen

„wissen beschränkten Maaße mitgetheilet. Solchergestalt sa-
„get man, ein büssender Christ gewinnet auf sieben Jahre
„Ablässe, das ist, es werden ihm, vermöge des gewonnenen
„Ablasses, eben so viel der zeitlichen Strafen nachgelassen,
„als viel er durch sieben Jahre entweder hier, oder in jener
„Welt hätte dulden müssen." —

O! P. Kollenetz! die Schrift weiß nichts vom Ablaß. Sie sagt: Was der Mensch säet, das wird er erndten!

Qs.

Rechtsgelahrheit.

Der Rechtsgelehrte als Mensch, für Rechtsbeflissene ausübende Rechtsgelehrte und Publicum, von Friedrich August Fritzsche. Vier Theile. Dresden, gedruckt bey Meinhold. 1789. 836 S. 8.

Der Verfasser (nach der Vorrede, Advocat in Dresden) will zeigen, wie ein Rechtsgelehrter vom Knabenalter an, in Ansehung des Kopfes und Herzens gebildet werden müsse, und thut mit unter Vorschläge zur Verbesserung der niedern und höhern Schulen. Was er von der körperlichen Erziehung und vom Schulunterrichte sagt, paßt dann wie ganz begreiflich ist, eben so gut auf jeden andern künftigen Gelehrten, als auf den Juristen. Alsdann geht er zur Bildung auf Academien. Den mündlichen Unterricht verwirft er ganz, und will, daß sich ein Jurist bloß aus Schriften bilden soll. Um den Geist dieses Buches darzustellen, wollen wir eine Tabelle und einige andere Stellen hersetzen.

Die Tabelle lautet so:

Eigenschaften und Kenntnisse des Rechtsgelehrten:

A. Eigenschaften (des Rechtsgelehrten,) sind:
I. Wesentlich nothwendige
a) innere, als: (Er sei)
1) Mittelkopf; (wenigstens.) Er habe ein

2) sanguinisch-cholerisches Temperament;
3) feine Empfindung, ohne Empfindeley, verbunden mit
4) Kaltblütigkeit und Gelassenheit im hohen Grad;
5) eigne, freie Neigung zu der Rechtsgelehrsamkeit, und
6) Unbekanntschaft mit (oder Befreiung von) anhaltendheftigen Leidenschaften
7) ächter Philosoph; Er habe ferner
8) reiche, für das gemeine Leben brauchbare, rechtliche Kenntnisse;
9) Härte und Strenge, ohne Gefühllosigkeit;
10) innern Drang (Enthusiasm,) für Religion, und
11) Genauigkeit und Hang zur Ordnung in allen seinen Arbeiten und Handlungen ohne überspannte Aengstlichkeit.

b) Aeußere Eigenschaften des Rechtsgelehrten sind

α) überhaupt, d. i. sowohl vor als nach der Akademie folgende: Er habe einen
1) gesunden, dauerhaften, (nicht immer grossen,) Körper; er besitze
2) guten, empfehlenden Anstand. (nicht immer schöne Gestalt.) Er sei
3) gewohnt: Alle mögliche, äußere, Lebensbeschwerden zu tragen. Er besitze
4) Fertigkeit im Sprechen, oder: sogenanntes Mundwerk;
5) Muth und Dreustigkeit;
6) Höflichkeit; (ohne sich wegzuwerfen und niedrig zu kriechen,)
7) Ernst, ohne Kopfhängerey und Menschenfeindlichkeit;
8) Galantism. (der nicht in's Lächerliche oder Auffallende übergehe.)

β) Besondere Eigenschaften des Rechtsgelehrten sind:
1) Fähigkeit, (mit Rücksicht auf Kenntnisse,)
2) Gönner, (so viele als nur möglich,)
3) eignes, (oder zu hoffen habendes,) hinreichendes Vermögen,

4) viel-

4) vielsagende Bekanntschaften und Aussichten,
5) Kenntnisse verschiedener Nebenwissenschaften.

II. Zufällige, als: grosse Reichthümer, auszeichnende Geburt, geerbte Büchersammlungen rc. sind keine hinreichenden Veranlassungen zu rechtlichem Studium.

S. 540. heißt es. „Hieraus sieht man was man auch von der sogenannten Iurisprudentia elegantiori zu glauben habe. Ich will hier um Zeit und Raum zu sparen, den vielseitigen Begriff dieses Wortes nicht ganz entwickeln, sondern nur das erinnern; daß sie durchaus nicht für Studirende, sondern für Geschäftsmänner, welche in ihren Kenntnissen guten Grund gelegt haben, und nun bey Muße etwas zu ihrem Vergnügen ausarbeiten, da sey. Wer dies nicht glaubt, der lasse sich endlich, wenn er Lücken in seinen Hauptkenntnissen fühlt, als grosser Humanist, auslachen!!“

S. 705. „Vorzüge dieses Standes sind, ungefähr folgende. Der bloße (geschickte,) Advokat wird von jedermann, (wenn dieser Jedermann nämlich eines Advokaten bedarf,) vom König bis zum Bauer herab, gesucht. Der Mann ist dann wirklich so unentbehrlich, wie das tägliche Brod. Ist er mit seinen empfangenen Aufträgen glücklich: (denn man kann bey aller Geschicklichkeit oft sehr unglücklich seyn,) dann bekömmt der Mann, nach Beschaffenheit seines Clienten, 500 oder 5000 Thlr., wenn er nur etwa 50 oder (resp.) 500 Thlr. verdient hat. Aber diese Fälle sind selten, meine Herren, so selten wie die Erhebung des Musketierers zum General. Oft hat auch der Mann die Ehre an herrschaftlichen Tafeln zu speisen. Er darf sich, (wenn er Geld dazu hat,) in Sammt und Seide, in Gold und Silber kleiden. Er kann einen Bedienten, und, (wenn er Geld, Familien und Arbeit genug hat,) so viele Schreiber, Köchinnen, u. s. f. halten, als er für sich und seine Frau und Kinder bedarf. Er kann sich, (wenn sein Beutel es verträgt,) das schönste Quartier, Weinberge, Gärten, kaufen oder miethen, er kann sich Wagen und Pferde halten; er kann (wenn er bey nun schon längst bekannten, zu einem Sachwalter gehörigen Eigenschaften auch vom Glücke angelächelt wird,) 1000, 1500, auch wohl 2000 Thaler und noch mehr,

jährliche

jährliche Einnahme bekommen. Er kann ferner, — (und dies ist wirklich ein sehr beträchtlicher Vorzug vor allen andern Ständen, worinnen ihm nur der Soldatenstand beynahe ganz gleich steht,) — fast zu den meisten bürgerlichen Staatsbedienungen gebraucht werden. Er kann also nicht nur Hofrath, Appellationsrath, Finanzrath, geheimder Finanzrath, Amtmann, Sekretär fast bey allen Kollegien, Bürgermeister, Rathsherr u. s. f. werden; sondern er kann auch bis zum Ministerstellen, wovon in der Geschichte älterer und neuerer Zeiten Beyspiele genug vorhanden sind. Als Anfänger besonders, (nicht aber wenn er schon viele Geschäfte zu bearbeiten hat,) kann er oft ganze Tage aussetzen, wenn andere Geschäftsmänner bestimmte Stunden halten müssen. Er genießt ferner eines ganz vorzüglichen Grads von Freyheit und Unabhängigkeit. Er kann auch durch Hilfe der Gesetze die angesehensten Familien demüthigen und sonst zur Rechenschaft ziehen."

In der Literatur hat der V. seine Stärke nicht. Im allgemeinen Staatsrecht wird nicht Schrodt sondern Scheidemantel, im Lehnrechte nicht Böhmer sondern Schilter, im Canonischen nicht das Lehrbuch des jüngeren sondern des ältern Böhmers empfohlen u. s. w.

Uebrigens sind auch manche Dialogen, kleine Romane, oder Charactergemälde, wie man es nennen will, eingeschaltet, um das Buch zu einer unterhaltenden Lectüre zu machen.

Am-

Franz Ludwig von Cancrin — Abhandlungen von dem Wasserrechte, sowohl dem natürlichen als positiven, vornehmlich aber dem Deutschen. Mit Kupfern. Halle, 1789. 224 Seiten, 4.

Mit Recht kann man von dem V. bey seinen Erfahrungen auch über diesen Gegenstand etwas Vorzügliches erwarten, und diese Erwartung wird bey diesen Abhandlungen auch erfüllt. Voran geht eine allgemeine Einleitung in das Wasserrecht, von welcher wir, weil sie das ganze System des V. vor Augen stellt, das Wichtigste bemerken wollen. Das allgemeine

Wasser-

Wasserrecht ist, im Innbegriff aller der Rechte und Verbindlichkeiten, welche sowohl dem Staat als den Unterthanen an dem Wasser auf unserer Erde zustehen; betrift es Rechte des Staats und der Unterthanen an Flüssen und kleinen stehenden Wassern, so heißt es das besondere Wasserrecht; betrift es Rechte an offenbaren Seen, und dem Meere, so heißt es das Seerecht; es gehört zum Staatsrecht, wenn es Rechte und Verbindlichkeiten zwischen den Regenten und Unterthanen betrift; betrift es Rechte und Verbindlichkeiten der Unterthanen unter sich, so heißt es Privatwasserrecht; ist dabey von Rechten und Verbindlichkeiten ganzer Völkerschaften gegen einander die Rede, so heißt es Seevölkerrecht; findet es nur in einem besondern Staate Platz, so wird es das besondere oder statutarische Seerecht genannt. Das Seevölkerrecht ist entweder das allgemeine oder natürliche, welches aus der Natur der Sache erkannt wird, oder das positive oder Vertragsseevölkerrecht, so fern es aus Verträgen der Völker entsteht. Das statutarische Seerecht kann entweder Staatsseerecht oder Privatseerecht seyn, je nachdem es entweder Rechte zwischen dem Regenten und seinen Unterthanen, oder Rechte der letztern unter sich bestimmt. Der Verf. will aber nicht nach dem aus diesen Eintheilungen folgenden Plan das Wasserrecht bearbeiten, sondern nur einzelne Abhandlungen liefern, und giebt in der Einleitung allein noch die Quellen der mancherley Gattungen des Wasserrechts an; so groß auch der Vorrath an auswärtigen und deutschen Wassergesetzen, z. B. Teichordnungen, Fischordnungen und dergl. und an Schriftstellern über alle hieher gehörigen Gegenstände ist, welche der V. angiebt, so lassen sich doch noch manche Beyträge machen. Dem Römischen Recht gestattet der Verf. nur in dem Privatseerecht seine Anwendung. Die erste Abhandlung ist: **Von dem Begriff der Meere, Seen, Flüsse, Quellen und Brunnen, deren Eigenthum und den daraus fliessenden Eigenthumsrechten, dann aber dem Wasserregal, und der daraus folgenden Wasserpolicey.** Sehr genau werden im 1sten Kap. die Begriffe jeder Art von Gewässern bestimmt, im 2ten aber wird von dem Eigenthum derselben und den daraus fließenden Rechten sehr gründlich gehandelt; sehr gut wird z. B. im §. 57 und ff. die berühmte Streitfrage von der Herrschaft über das Meer untersucht, und nach mancherley Bestimmungen entschieden; sodann von den Rechten, welche aus der Herrschaft über ein Meer folgen; z. B. vom Seezoll;

zoll, Seegerichten, vom Schiffsgruß, Segelstreichen u. s. f. gehandelt; wobey besonders Mosers Völkerrecht sehr benutzt worden ist. Innere Meere oder Landseen können unstreitig in dem Eigenthum eines Volks seyn, so daß es darüber Gesetze vorschreiben, jedem andern den Gebrauch davon verbieten, und alle Nutzungen beziehen kann; eben so die öffentlichen Ströme und Flüsse. In monarchischen Staaten stehen die Nutzungen und Gerechtigkeiten derselben nach dem Verf. immer dem Landesherrn zu, und eben dieses wird auch von den deutschen Reichsständen behauptet; ob dieses aber bey allen Flüssen und Bächen, wie der V. in §. 101 behauptet, im Zweifelsfall Statt habe, möchte noch manchen Zweifel haben; das Eigenthum der Quellen aber schreibt der V. dem Eigenthümer des Bodens, jedoch im Zweifelsfall auch dem Landesherrn zu. Einem jeden ist auch nach §. 111 erlaubt, auf seinem Boden nach Quellen zu graben, insofern er damit keinem Dritten Schaden thut; auch von den Mineralquellen schreibt der V. §. 113 das Eigenthum nach dem Naturrecht dem Eigenthümer des Bodens zu, behauptet aber, daß sie die Fürsten, besonders die deutschen Reichsstände, als Regalien an sich gezogen; auch die Salzquellen gehören nach §. 116. zu den Regalien. Das 3te Kapitel handelt kürzlich von dem Wasserregal und der daraus folgenden Wasserpolicey, und Wassergerichtsbarkeit; er nennt das Wasserregal den Inbegriff aller Rechte und Befugnisse, welche einem Volk, oder dem Fürsten, in dessen Namen mit Ausschluß aller einzelnen Staatsbürger wegen der Wasser zustehen; daraus fließen die Rechte, Gesetze und Verordnungen über die Gewässer und deren Gebrauch zu machen, Einkünfte zu erheben, Flüsse schiffbar zu machen u. s. f. Die zwote Abhandlung ist von dem Recht der Ufer, Dämme und Flußbetten, an den Meeren, Seen und Flüssen. In derselben wird erstlich von dem Begriff und den Eigenthumsrechten der Ufer, Dämme und Flußbetten, sodann von den Rechten, welche bey der Unterhaltung dieser Dinge vorkommen, und von dem dabey vorkommenden Recht der Oberaufsicht, der Policey und Gerichtsbarkeit gehandelt; diese Abhandlung geht von S. 101 — 166, und enthält zugleich im 2ten Kap. eine kurze, mit Kupfern erläuterte Anleitung zum Wasserbau; die Abhandlung erstreckt sich wieder über das Meer, die Landseen, Ströme und Flüsse. Die Ufer selbst, so wie die Flußbette schreibt der V. in monarchischen Staaten wiederum dem Landesherrn

als Regal zu, welcher das vom Fluß verlassene Bett als Kammergut benutzen kann, jedoch die gewesenen Eigenthümer des neuen Betts und Ufers entschädigen muß; haben sie aber keine Entschädigung erhalten, so bekommen sie, wenn der Fluß nach einiger Zeit wieder in sein altes Bett tritt, ihr voriges Eigenthum wieder; von Privatflüssen und Bächen wird das Eigenthum des Betts den Privateigenthümern zugeschrieben, doch soll es in Deutschland im Zweifelsfall dem Landesfürsten zustehen. Endlich die dritte, auch durch Kupfer erläuterte Abhandlung hat die Aufschrift: von dem Rechte der Inseln, Halbinseln und Anwächse in den Meeren, Seeen und Flüssen. Es wird wiederum zuerst von dem Begriff dieser Dinge, besonders ausführlich von der unterschiedenen Entstehungsart dieser Inseln gehandelt, welches allerdings auf die bey den Inseln vorkommenden Rechte ein großes Licht wirft, sodann von den Rechten derselben; auch hier schreibt der V. besonders nach deutschen Rechten das Eigenthum der Inseln und Halbinseln den Fürsten als Regal zu, doch macht er hievon die Ausnahme, wenn durch die Entstehung der Insel die benachbarten Gutsbesitzer Schaden erlitten haben sollten; allein dieser Schade trift oft nicht die nächstgelegenen Besitzer, welchen doch die Insel nach dem gemeinen Römischen Recht gehört; wie ist alsdann zu entscheiden? Besser bleibt man bey dem Römischen Recht, und wird das Privateigenthum den benachbarten Gutsbesitzern, und nur das Obereigenthum dem Landesherrn zugeschrieben, da kein gemeines deutsches Recht dem Fürsten das Privateigenthum der Inseln zuschreibt; und die Halbinsel gehört kraft Anwuchsrechts den Eigenthümern der daran stoßenden Güter. Die Berechnung wie in unterschiedenen Fällen nach den Grundsätzen des Römischen Rechts die Insel, und wie die Halbinsel nach des V. Grundsätzen zu vertheilen sey, wird sehr gut und deutlich gezeigt. Auch selbst den Anwuchs scheint der Verf wenigstens nach deutschen Rechten § 65. zu den Regalien zählen zu wollen, doch läßt er, wo Landesgesetze, Herkommen und Verträge nicht entscheiden, dem Römischen Recht seinen Lauf, und eben so läßt er ihm auch bey Ueberschwemmungen, und in Fällen, wo der Fluß einem etwas abreißt und dem andern zuwirft, seine Anwendung. Gewundert hat sich Rec., daß der V. bey seiner sonst so ausgebreiteten Litteratur niemalen ein Römisches Gesetz angeführt hat, unerachtet er immer das Wesentliche der Römischen Verordnungen beybringt; wahrscheinlich

scheinlich würde der V. den über diese Gegenstände sehr guten Gesetzen des Römischen Rechts, wenn er sie nachgesehen und im Zusammenhang übersehen hätte, mehr Beyfall geschenkt und sie nicht so sehr, als es geschehen ist, den deutschen Gesetzen, deren Existenz nicht erweislich ist, aufgeopfert haben.

Versuch einer Anweisung für Richter beym Verfahren in Criminal- und Strafsachen, wider solche, welche die Wahrheit nicht gestehen wollen, in Ländern, wo die Tortur abgeschaft(schafft) worden; von Johann Christian Quistorp. Leipzig, 1789. 216 Seiten, 8.

So sehr auch die meisten Gelehrten und Gesetzgeber dahin übereinstimmen, daß die peinliche Frage als Mittel, die Wahrheit zu erforschen, abzuschaffen seye, so wenig ist es doch bisher geglückt, Statt der peinlichen Frage andere zweckmäßige Mittel zu erfinden, welche nicht den gleichen, oder vielleicht noch größeren Mißbräuchen ausgesetzt wären, als die peinliche Frage, wenn sie besonders nach den durch die neuere Praxis festgestellten Grundsätzen erkannt wird, und doch ist es gewiß, was der V. sagt, daß die im Allgemeinen geschehene Abschaffung der Tortur, besonders mit öffentlicher Bekanntmachung, ohne andere zuverläßige Erforschungsmittel an ihre Stelle zu setzen, ohne das Verfahren wider Halsstarrige genau zu bestimmen, weit schädlicher als vernünftiger Gebrauch der Tortur werden; und zu einem weit gefährlichern, und unregelmäßigen Verfahren verleiten könne, wobey der Inquisit sowohl, als die Sicherheit des Staats der richterlichen Willkühr Preis gegeben wird. Der V. hatte daher schon im J. 1774 in einer besondern Schrift, nachher in seinem Entwurf eines Gesetzbuchs diesen Gegenstand abgehandelt, und nun bey Gelegenheit einer besondern Aufforderung von neuem bearbeitet.

Der erste Abschnitt handelt von den Mitteln, um bey den Verhören der Angeschuldigten und Zeugen alles halsstarrige Läugnen zu entfernen, und hingegen das Bekenntniß der Wahrheit nach Möglichkeit zu befördern.

fördern. Nach seinen Kenntnissen und Erfahrungen hat sicherlich der V. beinahe alle hieher gehörige Mittel erschöpft, aber unter gewissen Umständen eben doch auch Verschlimmerung des Gefängnisses und der Behandlung in demselben, Schläge und Züchtigungen mit der Ruthe als Mittel zu Erforschung der Wahrheit zulassen müssen, welche, wenn sie ohne die genauste Vorschrift dem Richter überlassen werden, so leicht Misbräuchen unterworfen sind; und ob viele Richter im Stande seyn werden, die mancherley vom Verf. aufgestellten Fälle gehörig zu unterscheiden, die in jedem Falle gegebenen mancherley Vorschriften, die Erfordernisse jedes Verfahrens gehörig zu beobachten, möchte nicht ohne Grund bezweifelt werden; die häkliche Frage, in wie weit dem Richter, um die Wahrheit zu erfahren, ein sogenannter dolus bonus erlaubt seye, ist vom V. kaum in §. 3. berührt, hätte aber eine genauere Untersuchung verdient; sehr bedenklich ist auch der Vorschlag in §. 9. dem Inquisiten, wenn er seine Mitschuldige richtig angiebt, die Hälfte oder ein Viertheil der Strafe zu erlassen.

Der zweite Abschnitt handelt von dem Verfahren wider diejenigen, die bey den Verhören entweder das ihnen bezüchtigte Verbrechen völlig, oder doch zum Theil in Abrede gestellt, oder die Spuren desselben verheimlichet, oder ihre aufs Verbrechen gerichtet gewesene Absicht und Theilnehmung abgeläugnet, oder auch ihr Bekenntniß widerrufen haben, inzwischen der bezüchtigten That gleichwohlen verdächtig geblieben, oder derselben wohl gar überwiesen sind. Mit der größten Genauigkeit hat der Verf. die vielen unterschiedenen Fälle aufgestellt, welche hiebey vorkommen können, an welchen diejenigen lernen mögen, welche mit Abschaffung der Tortur und einer neuen Gesetzgebung so geschwinde fertig sind; in wichtigern Fällen von Verbrechen wird der Tortur lebenslängliches oder zeitiges Gefängniß im Zuchthaus oder auf der Vestung substituirt; ob aber damit nicht, wie mit der Tortur, einem Inquisiten Unrecht geschehen, zum Nachtheil des Staats oder des Inquisiten Misbrauch getrieben werden könne, ob durch diese Mittel die Wahrheit erforscht werde u.s.w. sind immer noch unentschiedene Fragen, und so viele Mühe und Verdienst sich der V. mit dieser Abhandlung gemacht, möchte eben doch das Hauptproblem noch nicht aufgelöst seyn.

Fd.

Themis und Comus, oder Juristen- und Advokatenhandbuch. Für das Jahr 1790. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 240 S. in 8.

Das Titelkupfer: Arlekin sitzt auf dem Richterstuhl (anzudeuten die bundschäckige juristische Schreibart) wird aber von Themis, in Gesellschaft des guten Geschmacks und einiger älteren Rechtsgelehrten, durch einen jungen Satyr herunter gejagt. — Der Gedanke ist sehr kahl, und dieß Titelblatt auf alle Weise unanständig. Inhalt: D. Nicasii Vorrede. In nicht übel nachgeahmtem Canzleystil, meistens eine ironische Vertheidigung desselben. — Nativitäten und juristisch ökonomische Verrichtungen für das Jahr 1790. Größtentheils abgedroschene Satyre und fader Witz. — Kurfürstl. Sächsische Tribunale, Justizcollegien und Instanzen. Dieser ernsthafte, aber freylich auch sehr trockne, Kalenderartikel sticht mit dem nächstvorhergehenden sonderbar ab. — Asträa, Themis, Nemesis und Comus: ein Dialog. Hat die Gebrechen der Justiz zum Gegenstande. Um ihm abzuhelfen, schlägt Comus vor, den Juristen fröhlige Laune zu machen, und die Götter beschließen einen Advokatenalmanach, unter dem Titel: Themis und Comus in Gang zu bringen. Anzeiger dieses besorgt sehr, daß die guten Göttinnen der Gerechtigkeit, welche übrigens in ihren Klagen mehr guten Willen als, in ihren Urtheilen über die Quellen und Ursachen des Uebels, Verstand und Scharfsinn verrathen, sich an einen falschen Comus gewandt haben: wenigstens könnte er dem faden Witz und den abgenutzten ungesalznen Scherzen desselben keinen Geschmack abgewinnen. Schon selbst die Art, wie diese kleine Dichtung ausgeführt ist, stellt die Absicht desselben, die Unternehmung eines solchen Büchleins zu rechtfertigen, als eine lächerliche Anmaßung dar. — Welches sind die ausführbarsten Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun? Eine gutgeschriebene Abhandlung. Viel Neues läßt sich in dieser Materie, freylich nicht mehr erwarten. Der hauptsächliche Vorschlag des Verf. ist, größere Strenge gegen die Mannspersonen, als Verführer, wofür sie im Zweifel immer angesehen werden müssen. — Anekdoten und Einfälle. Größtentheils so mager, platt und unerheblich, daß manche nicht einmal für gute Cathederspäße gelten können. — Leben, Thaten und Meynungen Advokat Grapignans des Großen; aus

aus dem Französischen. Eine denmarische, im höchsten Grad übertriebne Schilderung eines raubsüchtigen Advokaten. Auch in der comischen Gattung wird Wahrscheinlichkeit erfordert, wenigstens alsdann, wenn man eine moralische Wirkung zur Absicht hat, wenn man nicht sowol Lachen erregen, als, durch Spott bessern will.

Zur Ehre des guten Geschmacks ist zu wünschen, daß diese neue Jahrsschrift entweder in den Hauptartikeln, sich bessern, oder das letzte Jahrzehend unsers Jahrhunderts nicht erreichen möge.

Gm.

Joh. Christian Rebmann, — Reichsritterschaftl. Orts Steigerwaldisch. Kassirer, — von dem gerichtlichen und außergerichtlichen Verfahren in Rechnungsangelegenheiten. Erlangen, bey Palm. 1789.

Schon vor zwey Jahren hatte sich der Verf. entschlossen, ein vollständiges Werk über das Rechnungswesen herauszugeben, und darinn alles, was zur richtigen Führung und Beurtheilung der Rechnungen erforderlich ist, wie auch die gegenseitigen Rechte, sowol des Rechnungsführers, als des Principals abzuhandeln. Da aber andere Arbeiten die gänzliche Ausführung dieses Plans behindert haben: so liefert der Verf. vor der Hand einen Theil der gedachten Arbeit, worin das gerichtliche und außergerichtliche Verfahren bey Ablegung und Revision der Rechnungen, wie auch bey den in Rechnungssachen entstehenden Streitigkeiten theoretisch und practisch entwickelt wird. Die nähere Anleitung, welche der Verf. giebt, wie eine Rechnung gehörig aufgenommen, beurtheilt, und gerechtfertigt werden müsse, verdient allen Beyfall; und man siehet sehr bald, daß der Verf. keine vergebliche Erwartung erregt, wenn er in der Vorrede sein Buch als das Resultat einer vieljährigen Erfahrung und dadurch gesammleter Kenntnisse ankündigt. Von dieser Seite können wir seine Arbeit vorzüglich empfehlen, weniger aber in Rücksicht dessen, was eigentlich in das Gebiet der Rechtswissenschaft gehört. Denn hier sind wir auf manche Sätze gestoßen, die nicht so richtig und ausgemacht sind, als sie der Verf. behauptet hat, z. B. wenn

er als Regel annimmt, daß die Erben eines Rechnungsführers nur dolum und latam culpam desselben zu vertreten hätten, — ferner, daß die Erben des Rechnungsführers die von diesem verwirkte Geldstrafe bezahlen müßten, sobald nur bey Lebzeiten des Verstorbenen lis contestirt worden, und daß also in diesem Falle die Untersuchung auch gegen die Erben fortzusetzen sey — u. d. m.

Hieronymus Christoph Meckbachs — Commentar über den Sachsenspiegel. Zweite Ausgabe. Weimar, 1789.

Aufgelegt ist hier zum zweiten Male — der Titelbogen — nicht das Buch selbst; am Ende sind auch noch die Worte: Jena, gedruckt bey Marggrafs Wittwe, 1764. stehen geblieben.

Kf.

Soldaten haben auch in Friedenszeiten die innere Testamentsform zu beobachten nicht nöthig. Von Ludwig Gottfried Madihn. Frankfurt, 1789. 3½ Bogen in 4to.

Der gelehrte Verf. hat in diesen Bogen die Vertheidigung eines Satzes übernommen, der bekanntlich unter die sehr streitigen gehört, und dem die gemeine Meynung entgegen ist. Zwar ist er nicht neu, und schon mehrere vor ihm, z. B. Cujaz, Costa, Enenkel, Berger, Struv, haben ihn behauptet, indeß hat unser Verf. das Verdienst, ihn am weitläuftigsten, und wir können sagen, am gründlichsten erörtert zu haben.

Ein neuerer Rechtsfall, wovon der Verf. im Anfange dieser Schrift die Geschichtserzählung liefert, hat die Veranlassung dazu gegeben. Der Major v. K. hatte 1739 in der Garnison den Regimentsgerichten sein Testament übergeben, in welchem er seine Kinder wenigstens in der directen Erbeinsetzung übergangen, auch ihnen den Pflichttheil nicht ausgesetzt hatte. Ueberdem wurden ihm nach dem Testament noch zwey Kinder geboren, die folglich nicht namentlich instituirt worden.

werden. Wegen dieser offenbaren innerlichen Mängel wollte das vormundschaftliche Gericht dies Testament nicht für gültig anerkennen. Der Verf. behauptet indes die Gültigkeit desselben aus dem Grunde, weil die Soldaten auch in Friedenszeiten die innern Testamentsfeyerlichkeiten zu beobachten nicht nöthig haben.

Um diesen Satz zu erweisen, geht er zuerst die Geschichte der Soldatentestamente, und die Beschaffenheit der römischen Miliz nach den verschiedenen Epochen des römischen Reichs zwar kurz, aber vortreflich durch, und seine Belesenheit, und genaue Bekanntschaft mit dem römischen Gesetzbuche ist dabey nicht zu verkennen. Besonders zeigt er, daß unter den Kaisern ein miles perpetuus, oder Soldaten in Friedenszeiten so gut, wie bey uns gewesen, und daß diese gleichfalls ihre Standquartiere gehabt, die überhaupt castra, hiberna oder aestiva, stativa, sedes, sedeta hießen. Hierauf giebt er nun die Gründe für seine Meynung an, die in folgenden dreyen Gründen bestehen. I. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wenigstens vor dem Justinian alle und jede Soldaten die Testamentsprivilegien genossen, sie mögen nun wirklich vor dem Feinde, oder in Standquartiren gewesen seyn, da in dem Gesetze der ff. und des C. beständig unbestimmt miles gesagt wird. II. Durch Justinian ist hierinne nichts verändert worden, und die Meynung, daß derselbe diese Testamentsprivilegien den Soldaten nur alsdann nachgelassen, wenn sie vor dem Feinde wären, und folglich die Soldaten numehr in Friedenszeiten nicht mehr militariter, sondern nur iure communi testiren könnten, ist irrig, und beruhet auf unrichtiger Worterklärung der L. 17. C. de testam. mil. und des pr. I. de mil. test. das Wort expeditio wird hier für jeden militärischen Dienst genommen, und folglich geht das in expeditione occupati nicht bloß auf die vor dem Feind stehenden Soldaten, sondern auch auf die, welche in Friedenszeiten im wirklichen militärischen Dienste sind, und der miles in expeditione, in castris ist blos dem militi misso, veterano, und qui ad tempus dimissus est, qui commeatum, vacationem temporariam accepit, qui in propriis aedibus degit, entgegengesetzt. Dies sucht der Verf. durch 8 Gründe zu bestätigen. III. Wenn man nun aber auch darunter bloß den Soldaten in Kriegeszeiten verstehen wollte; so ist doch wenigstens aus allem so viel ersichtlich, daß Justinian in

zoll, Seegerichten, vom Schiffsgruß, Segelstreichen u. s. f. gehandelt; wobey besonders Mosers Völkerrecht sehr benutzt worden ist. Innere Meere oder Landseen können unstreitig in dem Eigenthum eines Volks seyn, so daß es darüber Gesetze vorschreiben, jedem andern den Gebrauch davon verbieten, und alle Nutzungen beziehen kann; eben so die öffentlichen Ströme und Flüsse. In monarchischen Staaten stehen die Nutzungen und Gerechtigkeiten derselben nach dem Verf. immer dem Landesherrn zu, und eben dieses wird auch von den deutschen Reichsständen behauptet; ob dieses aber bey allen Flüssen und Bächen, wie der V. in §. 101 behauptet, im Zweifelsfall Statt habe, möchte noch manchen Zweifel haben; das Eigenthum der Quellen aber schreibt der V. dem Eigenthümer des Bodens, jedoch im Zweifelsfall auch dem Landesherrn zu. Einem jeden ist auch nach §. 111 erlaubt, auf seinem Boden nach Quellen zu graben, insofern er damit keinem Dritten Schaden thut; auch von den Mineralquellen schreibt der V. §. 113 das Eigenthum nach dem Naturrecht dem Eigenthümer des Bodens zu, behauptet aber, daß sie die Fürsten, besonders die deutschen Reichsstände, als Regalien an sich gezogen; auch die Salzquellen gehören nach §. 116. zu den Regalien. Das 3te Kapitel handelt kürzlich von dem Wasserregal und der daraus folgenden Wasserpolicey, und Wassergerichtsbarkeit; er nennt das Wasserregal den Inbegriff aller Rechte und Befugnisse, welche einem Volk, oder dem Fürsten, in dessen Namen mit Ausschluß aller einzelnen Staatsbürger wegen der Wasser zustehen; daraus fließen die Rechte, Gesetze und Verordnungen über die Gewässer und deren Gebrauch zu machen, Einkünfte zu erheben, Flüsse schiffbar zu machen u. s. f. Die zwote Abhandlung ist von *dem Recht der Ufer, Dämme und Flußbetten, an den Meeren, Seen und Flüssen.* In derselben wird erstlich von dem Begriff und den Eigenthumsrechten der Ufer, Dämme und Flußbetten, sodann von den Rechten, welche bey der Unterhaltung dieser Dinge vorkommen, und von dem dabey vorkommenden Recht der Oberaufsicht, der Policey und Gerichtsbarkeit gehandelt; diese Abhandlung geht von S. 101 — 166, und enthält zugleich im 2ten Kap. eine kurze, mit Kupfern erläuterte Anleitung zum Wasserbau; die Abhandlung erstreckt sich wieder über das Meer, die Landseen, Ströme und Flüsse. Die Ufer selbst, so wie die Flußbette schreibt der V. in monarchischen Staaten wiederum dem Landesherrn

als Regal zu, welcher das vom Fluß verlassene Bett als Kammergut benutzen kann, jedoch die gewesenen Eigenthümer des neuen Betts und Ufers entschädigen muß; haben sie aber keine Entschädigung erhalten, so bekommen sie, wenn der Fluß nach einiger Zeit wieder in sein altes Bett tritt, ihr voriges Eigenthum wieder; von Privatflüssen und Bächen wird das Eigenthum des Betts den Privateigenthümern zugeschrieben, doch soll es in Deutschland im Zweifelsfall dem Landesfürsten zustehen. Endlich die dritte, auch durch Kupfer erläuterte Abhandlung hat die Aufschrift: von dem Rechte der Inseln, Halbinseln und Anwüchse in den Meeren, Seen und Flüssen. Es wird wiederum zuerst von dem Begriff dieser Dinge, besonders ausführlich von der unterschiedenen Entstehungsart dieser Inseln gehandelt, welches allerdings auf die bey den Inseln vorkommenden Rechte ein grosses Licht wirft, sodann von den Rechten derselben; auch hier schreibt der V. besonders nach deutschen Rechten, das Eigenthum der Inseln und Halbinseln den Fürsten als Regal zu, doch macht er hievon die Ausnahme, wenn durch die Entstehung der Insel die benachbarten Gutsbesitzer Schaden erlitten haben sollten; allein dieser Schade trift oft nicht die nächstgelegenen Besitzer, welchen doch die Insel nach dem gemeinen Römischen Recht gehört; wie ist alsdann zu entscheiden? Besser bleibt man bey dem Römischen Recht, und wird das Privateigenthum den benachbarten Gutsbesitzern, und nur das Obereigenthum dem Landesherrn zugeschrieben, da kein gemeines deutsches Recht dem Fürsten das Privateigenthum der Inseln zuschreibt; und die Halbinsel gehört kraft Anwuchsrechts den Eigenthümern der daran stoßenden Güter. Die Berechnung, wie in unterschiedenen Fällen nach den Grundsätzen des Römischen Rechts die Insel, und wie die Halbinsel nach des V. Grundsätzen zu vertheilen sey, wird sehr gut und deutlich gezeigt. Auch selbst den Anwuchs scheint der Verf wenigstens nach deutschen Rechten § 65. zu den Regalien zählen zu wollen, doch läßt er, wo Landesgesetze, Herkommen und Verträge nicht entscheiden, dem Römischen Recht seinen Lauf, und eben so läßt er ihm auch bey Ueberschwemmungen, und in Fällen, wo der Fluß einem etwas abreißt und dem andern zuwirft, seine Anwendung. Gewundert hat sich Rec., daß der V. bey seiner sonst so ausgebreiteten Litteratur niemalen ein Römisches Gesetz angeführt hat, unerachtet er immer das Wesentliche der Römischen Verordnungen beybringt; wahrscheinlich

schwerlich würde der V. den über diese Gegenstände sehr guten Gesetzen des Römischen Rechts, wenn er sie nachgesehen und ihren Zusammenhang übersehen hätte, mehr Beyfall geschenkt, und sie nicht so sehr, als es geschehen ist, den deutschen Gesetzen, deren Existenz nicht erweislich ist, aufgeopfert haben.

Versuch einer Anweisung für Richter beym Verfahren in Criminal- und Strafsachen, wider solche, welche die Wahrheit nicht gestehen wollen, in Ländern, wo die Tortur abgeschaft(schafft) worden; von Johann Christian Quistorp. Leipzig, 1789. 216 Seiten, 8.

So sehr auch die meisten Gelehrten und Gesetzgeber dahin übereinstimmen, daß die peinliche Frage als Mittel, die Wahrheit zu erforschen, abzuschaffen seye, so wenig ist es doch bisher geglückt, Statt der peinlichen Frage andere zweckmäßige Mittel zu erfinden, welche nicht den gleichen, oder vielleicht noch größeren Mißbräuchen ausgesetzt wären, als die peinliche Frage, wenn sie besonders nach den durch die neuere Praxis festgestellten Grundsätzen erkannt wird, und doch ist es gewiß, was der V. sagt, daß die im Allgemeinen geschehene Abschaffung der Tortur, besonders mit öffentlicher Bekanntmachung, ohne andere zuverläßige Erforschungsmittel an ihre Stelle zu setzen, ohne das Verfahren wider Halsstarrige genau zu bestimmen, weit schädlicher als vernünftiger Gebrauch der Tortur werden; und zu einem weit gefährlichern, und unregelmäßigen Verfahren verleiten könne, wobey der Inquisit sowohl, als die Sicherheit des Staats der richterlichen Willkühr Preis gegeben wird. Der V. hatte daher schon im J. 1774 in einer besondern Schrift, nachher in seinem Entwurf eines Gesetzbuchs diesen Gegenstand abgehandelt, und nun bey Gelegenheit einer besondern Aufforderung von neuem bearbeitet.

Der erste Abschnitt handelt von den Mitteln, um bey den Verhören der Angeschuldigten und Zeugen alles halsstarrige Läugnen zu entfernen, und hingegen das Bekenntniß der Wahrheit nach Möglichkeit zu befördern.

können. Nach seinen Kenntnissen und Erfahrungen hat sicherlich der V. beinahe alle hieher gehörige Mittel erschöpft, aber unter gewissen Umständen eben doch auch Verschlimmerung des Gefängnisses und der Behandlung in demselben, Schläge und Züchtigungen mit der Ruthe als Mittel zu Erforschung der Wahrheit zulassen müssen, welche, wenn sie ohne die genaueste Vorschrift dem Richter überlassen werden, so leicht Misbräuchen unterworfen sind; und ob viele Richter im Stande seyn werden, die mancherley vom Verf. aufgestellten Fälle gehörig zu unterscheiden, die in jedem Falle gegebenen mancherley Vorschriften, die Erfordernisse jedes Verfahrens gehörig zu beobachten, möchte nicht ohne Grund bezweifelt werden; die häckliche Frage, in wie weit dem Richter, um die Wahrheit zu erfahren, ein sogenannter dolus bonus erlaubt seye, ist vom V. kaum in §. 3. berührt, hätte aber eine genauere Untersuchung verdient; sehr bedenklich ist auch der Vorschlag in §. 9. dem Inquisiten, wenn er seine Mitschuldige richtig angiebt, die Hälfte oder ein Viertheil der Strafe zu erlassen.

Der zweite Abschnitt handelt von dem Verfahren wider diejenigen, die bey den Verhören entweder das ihnen bezüchtigte Verbrechen völlig, oder doch zum Theil in Abrede gestellt, oder die Spuren desselben verheimlichet, oder ihre aufs Verbrechen gerichtet gewesene Absicht und Theilnehmung abgeläugnet, oder auch ihr Bekenntniß widerrufen haben, inzwischen der bezüchtigten That gleichwohlen verdächtig geblieben, oder derselben wohl gar überwiesen sind. Mit der größten Genauigkeit hat der Verf. die vielen unterschiedenen Fälle aufgestellt, welche hiebey vorkommen können, an welchen diejenigen lernen mögen, welche mit Abschaffung der Tortur und einer neuen Gesetzgebung so geschwinde fertig sind; in wichtigern Fällen von Verbrechen wird der Tortur lebenslängliches oder zeitiges Gefängniß im Zuchthaus oder auf der Vestung substituirt; ob aber damit nicht, wie mit der Tortur, einem Inquisiten Unrecht geschehen, zum Nachtheil des Staats oder des Inquisiten Misbrauch getrieben werden könne, ob durch diese Mittel die Wahrheit erforscht werde u.s.w. sind immer noch unentschiedene Fragen, und so viele Mühe und Verdienst sich der V. mit dieser Abhandlung gemacht, möchte eben doch das Hauptproblem noch nicht aufgelöst seyn.

Fb.

Themis und Comus, oder Juristen- und Advokatenhandbuch. Für das Jahr 1790. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 249 S. in 8.

Das Titelkupfer: Arlekin sitzt auf dem Richterstuhl (anzudeuten die bundschäckige juristische Schreibart) wird aber von Themis, in Gesellschaft des guten Geschmacks und einiger älteren Rechtsgelehrten, durch einen jungen Satyr herunter gejagt. — Der Gedanke ist sehr kahl, und dieß Titelblatt auf alle Weise unanständig. Inhalt: D. Nicasii Vorrede. In, nicht übel nachgeahmtem Canzleystil, meistens eine ironische Vertheidigung desselben. — Nativitäten und juristisch ökonomische Verrichtungen für das Jahr 1790. Größtentheils abgedroschene Satyre und fader Witz. — Kurfürstl. Sächsische Tribunale, Justizcollegien und Instanzen. Dieser ernsthafte, aber freylich auch sehr trockne, Kalenderartikel sticht mit dem nächstvorhergehenden sonderbar ab. — Asträa, Themis, Nemesis und Comus: ein Dialog. Hat die Gebrechen der Justiz zum Gegenstande. Um ihm abzuhelfen, schlägt Comus vor, den Juristen fröhlige Laune zu machen, und die Götter beschließen einen Advokatenalmanach, unter dem Titel: Themis und Comus in Gang zu bringen. Anzeiger dieses besorgt sehr, daß die guten Göttinnen der Gerechtigkeit, welche übrigens in ihren Klagen mehr guten Willen als, in ihren Urtheilen über die Quellen und Ursachen des Uebels, Verstand und Scharfsinn verrathen, sich an einen falschen Comus gewandt haben: wenigstens könnte er dem faden Witz und den abgenutzten ungesalznen Scherzen desselben keinen Geschmack abgewinnen. Schon selbst die Art, wie diese kleine Dichtung ausgeführt ist, stellt die Absicht desselben, die Unternehmung eines solchen Büchleins zu rechtfertigen, als eine lächerliche Anmaßung dar. — Welches sind die ausführbarsten Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun? Eine gutgeschriebene Abhandlung. Viel Neues läßt sich in dieser Materie, freylich nicht mehr erwarten. Der hauptsächliche Vorschlag des Verf. ist, größere Strenge gegen die Mannspersonen, als Verführer, wofür sie im Zweifel immer angesehen werden müssen. —, Anekdoten und Einfälle. Größtentheils so mager, platt und unerheblich, daß manche nicht einmal für gute Cathederspäße gelten können. — Leben, Thaten und Meynungen Advokat Grapignans des Großen; aus

aus dem Französischen. Eine dramatische, im höchsten Grad übertriebne Schilderung eines raubsüchtigen Advokaten. Auch in der comischen Gattung wird Wahrscheinlichkeit erfordert, wenigstens alsdann, wenn man eine moralische Wirkung zur Absicht hat, wenn man nicht sowol Lachen erregen, als, durch Spott bessern will.

Zur Ehre des guten Geschmacks ist zu wünschen, daß diese neue Jahrsschrift entweder in den Hauptartikeln, sich bessern, oder das letzte Jahrzehend unsers Jahrhunderts nicht erreichen möge.

Gm.

Joh. Christian Rebmann, — Reichsritterschaftl. Orts Steigerwaldisch. Kassirer, — von dem gerichtlichen und außergerichtlichen Verfahren in Rechnungsangelegenheiten. Erlangen, bey Palm. 1789.

Schon vor zwey Jahren hatte sich der Verf. entschlossen, ein vollständiges Werk über das Rechnungswesen herauszugeben, und darinn alles, was zur richtigen Führung und Beurtheilung der Rechnungen erforderlich ist, wie auch die gegenseitigen Rechte, sowol des Rechnungsführers, als des Prinzipals abzuhandeln. Da aber andere Arbeiten die gänzliche Ausführung dieses Plans behindert haben: so liefert der Verf. vor der Hand einen Theil der gedachten Arbeit, worin das gerichtliche und außergerichtliche Verfahren bey Ablegung und Revision der Rechnungen, wie auch bey den in Rechnungssachen entstehenden Streitigkeiten theoretisch und practisch entwickelt wird. Die nähere Anleitung, welche der Verf. giebt, wie eine Rechnung gehörig aufgenommen, beurtheilt, und gerechtfertigt werden müsse, verdient allen Beyfall; und man siehet sehr bald, daß der Verf. keine vergebliche Erwartung erregt, wenn er in der Vorrede sein Buch als das Resultat einer vieljährigen Erfahrung und dadurch gesammleter Kenntnisse ankündigt. Von dieser Seite können wir seine Arbeit vorzüglich empfehlen, weniger aber in Rücksicht dessen, was eigentlich in das Gebiet der Rechtswissenschaft gehört. Denn hier sind wir auf manche Sätze gestoßen, die nicht so richtig und ausgemacht sind, als sie der Verf. behauptet hat, z. B. wenn er

er als Regel annimmt, daß die Erben eines Rechnungsführers nur dolum und latam culpam desselben zu vertreten hätten, — ferner, daß die Erben des Rechnungsführers die von diesem verwirkte Geldstrafe bezahlen müßten, sobald nur bey Lebzeiten des Verstorbenen lis contestirt worden, und daß also in diesem Falle die Untersuchung auch gegen die Erben fortzusetzen sey — u. d. m.

Hieronymus Christoph Meckbachs — Commentar über den Sachsenspiegel. Zweite Ausgabe. Weimar, 1789.

Aufgelegt ist hier zum zweiten Male — der Titelbogen — nicht das Buch selbst; am Ende sind auch noch die Worte: Jena, gedruckt bey Marggrafs Wittwe, 1764. stehen geblieben.

Kf.

Soldaten haben auch in Friedenszeiten die innere Testamentsform zu beobachten nicht nöthig. Von Ludwig Gottfried Madihn. Frankfurt, 1789. 3½ Bogen in 4to.

Der gelehrte Verf. hat in diesen Bogen die Vertheidigung eines Satzes übernommen, der bekanntlich unter die sehr streitigen gehört, und dem die gemeine Meynung entgegen ist. Zwar ist er nicht neu, und schon mehrere vor ihm, z. B. Cujaz, Costa, Frenkel, Berger, Struv, haben ihn behauptet, indeß hat unser Verf. das Verdienst, ihn am weitläufigsten, und wir können sagen, am gründlichsten erörtert zu haben.

Ein neuerer Rechtsfall, wovon der Verf. im Anfange dieser Schrift die Geschichtserzählung liefert, hat die Veranlassung dazu gegeben. Der Major v. K. hatte 1739 in der Garnison den Regimentsgerichten sein Testament übergeben, in welchem er seine Kinder wenigstens in der directen Erbeinsetzung übergangen, auch ihnen den Pflichttheil nicht ausgesetzt hatte. Ueberdem wurden ihm nach dem Testament noch zwey Kinder geboren, die folglich nicht namentlich instituirt worden.

werden. Wegen dieser offenbaren innerlichen Mängel wollte das vormundschaftliche Gericht dies Testament nicht für gültig anerkennen. Der Verf. behauptet indes die Gültigkeit desselben aus dem Grunde, weil die Soldaten auch in Friedenszeiten die innern Testamentsfeyerlichkeiten zu beobachten nicht nöthig haben.

Um diesen Satz zu erweisen, geht er zuerst die Geschichte der Soldatentestamente, und die Beschaffenheit der römischen Miliz nach den verschiedenen Epochen des römischen Reichs zwar kurz, aber vortreflich durch, und seine Belesenheit, und genaue Bekanntschaft mit dem römischen Gesetzbuche ist dabey nicht zu verkennen. Besonders zeigt er, daß unter den Kaisern ein miles perpetuus, oder Soldaten in Friedenszeiten so gut, wie bey uns gewesen, und daß diese gleichfalls ihre Standquartiere gehabt, die überhaupt castra, hiberna oder aestiva, stativa, sedes, sedeta hießen. Hierauf giebt er nun die Gründe für seine Meynung an, die in folgenden dreyen Gründen bestehen. I. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wenigstens vor dem Justinian alle und jede Soldaten die Testamentsprivilegien genossen, sie mögen nun wirklich vor dem Feinde, oder in Standquartiren gewesen seyn, da in dem Gesetze der ff. und des C. beständig unbestimmt miles gesagt wird. II. Durch Justinian ist hierinne nichts verändert worden, und die Meynung, daß derselbe diese Testamentsprivilegien den Soldaten nur alsdann nachgelassen, wenn sie vor dem Feinde wären, und folglich die Soldaten nunmehr in Friedenszeiten nicht mehr militariter, sondern nur iure communi testiren könnten, ist irrig, und beruhet auf unrichtiger Worterklärung der L. 17. C. de testam. mil. und des pr. I. de mil. test. Das Wort expeditio wird hier für jeden militärischen Dienst genommen, und folglich geht das in expeditione occupati nicht bloß auf die vor dem Feind stehenden Soldaten, sondern auch auf die, welche in Friedenszeiten im wirklichen militärischen Dienste sind, und der miles in expeditione, in castris ist blos dem militi misso, veterano, und qui ad tempus dimissus est, qui commeatum, vacationem temporariam accepit, qui in propriis aedibus degit, entgegengesetzt. Dies sucht der Verf. durch 8 Gründe zu bestätigen. III. Wenn man nun aber auch darunter bloß den Soldaten in Kriegeszeiten verstehen wollte; so ist doch wenigstens aus allem so viel ersichtlich, daß Justinian in

den angeführten Gesetzen nicht alle Testamentsprivilegien der Soldaten auf das tempus expeditionis hat einschränken wollen, sondern daß vielmehr diese Restriction bloß auf die formam externam geht: so wie auch die Maximilianische Constitution offenbar nur von der äußern Testamentsform redet. Der Verf. unterstützt dies durch 6 Gründe, die wir aber aus Mangel des Raums nicht ausheben können, und ohnedem voraussetzen, daß jeder diese kleine Schrift selbst lesen wird. Wir wollen jedoch den Leser aufmerksam darauf machen, und können im Allgemeinen so viel darüber sagen, daß der Verf. das, was sich zur Begründung dieser Meynung anführen läßt, mit vielem Scharfsinne vorgebracht hat.

Die Meynung der Gegner zu widerlegen findet übrigens der Verf. nicht nöthig, und glaubt sie mit ein paar Worten abfertigen zu können. Bloß gegen Höpfner erinnert er einiges. Wir können hierinnen mit ihm nicht eins seyn, und halten vielmehr dafür, daß der Beweis einer Sache nur erst halb geführt sey, so lange der Gegenbeweis noch nicht völlig entkräftet worden. Ob aber die Gründe der entgegenstehenden gemeinen Meynung so leicht sind, daß sie keine weitere Widerlegung verdienen, oder ob die Gründe des Verf., für seine Meynung, so ausgemacht und evident sind, daß sie keinen Widerspruch leiden, und jene von selbst widerlegen? wollen wir jedem Unbefangenen zu entscheiden überlassen.

Wen übrigens diese kleine Schrift auch nicht zur Ueberzeugung bringen sollte, der wird sie doch nicht ohne Achtung gegen den Scharfsinn und die kritische Gelehrsamkeit des Verf. aus der Hand legen. Zr.

Arzneygelahrheit.

Reglement für die Kaiserl. Königl. Feldchirurgen in Friedenszeiten. Auf Befehl Sr. Kaiserl. Königl. Apostol. Maj. Joseph des Zweyten von J. A. von Brambilla. Erster Theil. Wien, 1789. 4. 130 Seiten ohne die Formulare zu verschiedenen Documenten, Quitungen ꝛc.

Enthält

enthält eine genaue Vorschrift des innern Haushalts, der ökonomischen Verfassung, der Subordination, des Verhältnisses der Handärzte unter einander, und des Chirurgicalwesens. Wir können nur das Hervorstechende auszeichnen, ohne uns auf Uniform, Gehalt, oder kleinere chirurgische Polizey ꝛc. einzulassen. Die Chirurgen dürfen auch bey dem bürgerlichen Stande innerliche Krankheiten mit eben dem Rechte, wie jeder Medicus, nach einem eigentlichen kaiserlichen Decrete, behandeln, S. 27. Wenn ein Feldchirurg eine Schrift bekannt zu machen Willens ist, so ist er verpflichtet, sie vorher dem Protochirurgus vorzulegen, und von diesem die Bewilligung und das Admittitur einzuholen. S. 39. (Welche Toleranz! welche Preßfreyheit!) Der Protochirurgus wird, wenn beträchtliche epidemische Krankheiten einreißen, sämmtliche Mitglieder der medizinischchirurgischen Akademie von Wien deswegen zusammenberufen, S. 37. (Sehr lobenswürdig.) Jeder Regimentschirurgus ist bey den Truppen als erster Arzt (medico-chirurgus primarius) anzusehen, S. 63. Ein Regimentschirurgus hat in Friedenszeiten bey der Infanterie 2 Bataillonschirurgen und 8 Unterchirurgen unter seiner Aufsicht; in Kriegszeiten mehr. Nun folgen unerwartet Vorschriften, den Ertrunkenen ꝛc. beyzuspringen S. 91, weil die Wenigsten sich die davon handelnden einzelnen Schriften anschaffen können. (Aber warum nicht eben sowohl Vorschriften bey vielen andern Zufällen die eine eilige Hülfe erfodern?) Der Verf. zweifelt, ob man solche, die 5—6 Stunden ertrunken gewesen, wieder ins Leben zurückberufen habe, und es sey dies nur möglich, wenn der Mensch von Wellen auf und abgeworfen wird, und zuweilen zu Athem kömmt!! (Der Grund zu diesem Zweifel, weil der Mensch ohne Luft zu schöpfen, nicht eine viertel oder halbe Stunde leben könne S. 92, ist in der That so schwach, wie jene Möglichkeit, wir wissen auch die Lividität eines Ertrunkenen nicht zu erklären, bey der eine Ader soll geöffnet werden.) Die Vorschrift den in mephitischen Dünsten Erstickten beyzuspringen S. 94, verräth keine große Erfahrung des V., auch keine Belesenheit; innerlich und äußerlich saure Mittel, Essig — vielleicht hat hier der V. doch an den Janin sich erinnert; aber die in Dünsten aus einem Abtritte, und die vom Kohlendampfe Erstickten siehet man hier auf gleiche Weise behandelt, und dabey von Portals simpler Me-

thode kein Wort! Wenn der Erstickte, heißt es, von einem Lethargus opprimiret ist, so soll eine Ader geöffnet werden; (welcher Chirurgus soll dies mit aller seiner Kunst herausbringen?) daher rühmt der V., daß er sich dieser Methode mit dem besten Erfolge bedient habe. Daß eben diese Methode nun auch bey dem durch Strang Erstickten oder Erdrosselten anwendbar sey, ist noch stärker, und zeigt, daß der Verfasser die verschiedenen Todesarten für einerley halte.

Vorschrift den wüthigen Hundesbiß und die Wasserscheu betreffend, haben wir in einem Reglement dieser Art eben so wenig erwartet. Der V. empfiehlet tiefe Einschnitte — Quecksilber; und auf diese Art hat er 2 Kinder geheilet. Ein mayländischer Arzt habe sich eben so von der Wasserscheu wirklich gerettet, da er Merkurialfrictionen gebraucht, doch so, daß keine Salivation entstanden, S. 105. Das sogleich hierauf folgende Kap. von Invaliden enthält gute Reflexionen für einen Regimentschirurgen; der Verfasser unterscheidet unter wirklichen und halben Invaliden, diese können allenfalls in Garnisonen ꝛc. angesetzt werden; — wegen des Bruchs sey der Soldat nicht ganz außer Stande zu dienen, und es befänden sich einige tausend Infanteristen und Cavalleristen damit bey der Armee. Bey der Visitirung der Rekruten hat der Verf. die Bemerkung, daß bey Kröpfen der präparirte Meerschwamm kräftiger helfe, und als ein topisches Mittel wirke, wenn der Kranke das Pulver nicht auf einmal verschlinget, sondern auf der Zunge so lange liegen lässet, bis es nach und nach vergehet, S. 113. Zum gewöhnlichen Getränke soll in den Spitälern überhaupt Gerstendecoct dienen. Zuletzt folgt ein Catalog der in der Feldapotheke befindlichen Arzneystücke, nach welchem sich alle Feldchirurgen zu richten haben, darunter uns das mit aufgeführte Extractum Aconiti, Pulsatillae nigr. Cicutae, und Oxymel Colchic. hoffen läßt, daß sich ihr Nutzen in jener Gegend mehr bestätigen müsse, als in unsrer.

Der zweyte Theil dieses Reglements für die Kaiserl. Königl. Feldchirurgen in Kriegszeiten, ist schon 1788 erschienen, also eher als der erste, vielleicht weil das Bedürfniß dringender schien. Wirklich enthält auch dieser Theil, ohngeachtet einiger Wiederholungen aus dem ersten, weniger Locales, was nicht allgemein auch für Auswärtige brauch-

brauchbar wäre, und ist außer den vielen beygefügten Formularen zu Rapporten ꝛc. 175 Seiten stark. Auf 400 Kranke wird ein Staabschirurgus bestellt, der die Externissen und Internissen besorgt; für 100 innerliche und äußerliche Kranke ein Oberchirurgus mit 4 Unterchirurgen. Die Medicamentenkasten sind so eingerichtet, daß sie auf Pferde und Maulthiere können gepackt werden. Wegen der Soldaten auf dem Marsche gute Erinnerungen, S. 35. Junge graduirte Mediker, heißt es S. 44 sollen auch zugelassen werden; sie müssen aber doch die mindern chirurgischen Operationen verrichten können. Bey dem Verschreiben der Arzneyen müssen sich die Chirurgen an die für das Militär festgesetzte Arzneyformula halten, S. 47. 75. doch können sie in besondern verwickelten Fällen magistraliter verschreiben. (Allerdings zur Erleichterung der Arbeit sehr rathsam, aber für den denkenden Arzt sehr demüthigend, wenn er hierin einem Zwange ausgesetzet ist.) Die Arzneyen und Menge derselben soll nicht mit chemischen Zeichen, sondern mit Worten leserlich geschrieben werden, S. 73. Bey den Aderlässen werden die Lanzetten den Schnäppern vorgezogen. Von der Ventilation und Reinlichkeit der Hospitäler; eins der vollständigsten Kapitel. Aber bey dem Absterben eines Kranken, den man sogleich in die weit von den Krankensälen entfernte Todtenkammer tragen soll, S. 109, hätten wir doch eine kleine Warnung wegen genauer Untersuchung des wahren Todes gewünschet, da in großen Hospitälern, bey größerm Gewühle von Menschen ꝛc. eine Eilfertigkeit dieser Art nicht nur gewöhnlich und gefährlich, sondern auch grade da die Verwechselung der Todten mit den Scheintodten so leicht ist. Wenn der Kranke die Lungensucht gehabt hat, soll das Bettgeräth ꝛc. verbrannt werden, S. 109. Von der verdorbenen Luft unterscheidet der V. drey Arten, davon er die schwerste in der untersten Schichte fortzutreiben, die Ventilatoren an den Fußboden der Krankensäle anzubringen räth und S. 111. beschreibt. (Ein Vorschlag, den, wo wir nicht irren, auch schon Fauken in seinem Hospitale und andre schon gethan.) Jeder Kranker hat seine eigne Bettstätte, und es liegen nie 2 zusammen. Frische äußere Luft sey besser als Räuchern. Vorschriften für die Chirurgen während und nach einer Bataille. Sie sollen leichte geschnittene Wunden nicht mit Charpie ausfüllen, sondern mit Heftpflaster allein und mit Kompressen und Binden die Ver-

einigung

einigung bewirken, und daher mit englischem Pflaster versehen werden, S. 137. (Ein nachahmungswürdiger Rath, da durch jene Behandlung eine unnöthige und langwierige Eiterung entstehet! Das englische Pflaster ist hoffentlich das black ladies sticking Pl.?) Eins der größten Kapitel ist das, welches die Vorschriften, die Pest betreffend, enthält S. 139, und die Krankheit scheint nach der Natur, nicht aus Büchern, beschrieben zu seyn; wie sehr wünschten wir, unsern Lesern sagen zu können, daß wir auch die praktische Behandlung derselben eben so lehrreich gefunden! Diese Krankheit pflanze sich allein durch Ansteckung fort. Genaue Beschreibung der Zeichen der Pest S. 140. Die Zufälle seyn oft nach der Beschaffenheit des Körpers u.s.w. unterschieden. Bey schwachen Subjecten soll die Kur mit Clystiren! anfangen, Purganzen seyn ihnen nicht dienlich, weil sie noch mehr entkräften, und Anlaß zu einer gefährlichen Diarrhoe geben können — kommen solche Diarrhoen gleich im Anfange, so seyn sie eben so gefährlich als Nasenbluten. Doch werden unter gewissen Umständen Brechmittel erlaubt. Schweißtreibende Mittel, auch, nachdem es die Umstände erfodern, den 5ten oder 7ten Tag die Fieberrinde. (Aber wie viele leben am 7ten Tage noch wohl an der wahren Pest?) Vom Liquore C. C. succinat. hält der Verf., so wie bey andern Krankheiten, hier viel, läßt ihn unter die Nase halten, und einige Tropfen (ja, einige Tropfen davon) unter das Getränke geben. Bey Schlafsüchtigen Blasenpflaster. Kein unmäßiger Schweiß. Vollblütige können Aderlassen ertragen, und müssen antiphlogistische Mittel haben, und zwar dies auf die Autorität des Riverius (als wenn man einen Mertens, einen Chenot und unzählige andre aus den neuern Zeiten gar nicht kennete!) Von Mineralsäuren, die viele hier vielleicht suchen möchten, Kein Wörtchen. Die Carbunkeln sollen geschröpft oder gebrannt werden. Die Bubonen extirpirte in der letzten Pestepidemie in Siebenbürgen ein Chirurgus mit glücklichem Erfolge, wenn sie nicht gleich die ersten Tage das Ansehen der Eiterung gaben, und zwang die Natur zur Eiterung. Was wider die Blutungen bey der Pest gerathen wird, werden viele Leser, die den Begriff von der Pest, wie der Rec. haben, am Ende des 18ten Jahrhunderts nicht erwarten oder glauben, und doch steht es ausdrücklich S. 148, nämlich balsamische zusammenziehende Clystire mit Andromachs Theriak, Diascordium, armenischen

süßen Bolus in kleiner Gabe, gedörrten Rhebarbara, zum gewöhnlichen Getränke das Oxicrat, oder Wasser mit einigem Vitriolgeist. Das Wörtlein vielleicht, welches der V. bald darauf hinzusetzet, daß rother Wein oder Fieberrinde abgekocht, zuträglich seyn könne, läßt vermuthen, daß er weder eigne Erfahrung in dieser Krankheit besitze, noch die von andern erfahrnen Aerzten genutzet habe, und den Chirurgen dürfte die Unterlassungssünde sehr zu verzeihen seyn, wenn sie hier den Vorschriften nicht so genau nach dem Buchstaben Gehorsam leisten. Wir wollen jedoch aus der Behandlung dieser Krankheit nicht auf die von andern einen Schluß machen, die den Chirurgen mag empfohlen worden seyn. Ueberhaupt hat dieses Kapitel unsre Erwartung, die natürlich deswegen groß seyn mußte, weil der Verf. den Gegenden, wo die Pest gleichsam zu Hause ist, so nahe war, am wenigsten befriediget, oder haben die Aerzte in dem nördlichen Deutschlande, die glücklicher Weise die Pest nicht aus Erfahrung kennen, auch nicht den rechten Begriff davon? Gut scheinet uns jedoch immer, was von den Mitteln, der Ansteckung zu entgehen, von der Furcht davor rc. S. 152 gesagt wird, wenn wir das ausnehmen, daß man bey solchen Kranken oft ausspeyen, und doch auch Gewürznägel in den Mund nehmen soll, wodurch eben das Hinunterschlucken oft veranlasset wird.

Zuletzt folgen Formulae medicinales von innerlichen und äußerlichen Mitteln, welche in dem Wiener Militairhospitale gebräuchlich sind, und in allen Feldspitälern eingeführet werden sollen; sie dienen allerdings die Arbeit zu erleichtern und abzukürzen, und wir finden unter den 62 Compositionen auch die Jasersche Salbe wider die Krätze beschrieben, dabey jedoch ein pulvis ad scabies, worunter Krebssteine kommen, 44, sonderbar absticht.

Das ganze Werk verdienet wegen der sehr genau detaillirten Beschreibung des innern Haushalts in den dortigen Spitälern, und wegen einiger nützlichen, auch auf andre Orte passenden Reflexionen, Aufmerksamkeit, und kann mit Nutzen mit dem Königl. preußischen Feldlazarethreglement. 1788. 8. von Aerzten verglichen werden, die vielleicht solchen Spitälern könnten vorgesetzt werden; sie werden sogleich den auffallenden Unterschied bemerken, daß die ganze preußische Armee (S. 9. daselbst), wenn sie zu Felde gehet, mit vier

Stadts- und 10 Feldmedicis versehen ist, hier hingegen der Protochirurgus die erste Rolle spielet, und von Chirurgen allein die Rede ist; vieler andrer Dinge nicht zu gedenken.

Rc.

Ueber den Unterricht junger Aerzte vor dem Krankenbette, von Carl August Wilhelm Berends, d. W. und A. D. der klinischen Medicin öffentl. Professor auf der Universität zu Frankfurt ꝛc. Berlin, bey Maurer. 1789. 45 S. in 8.

Der Verf. ist vor kurzem Professor der klinischen Medicin geworden, hat ein kleines Krankenhaus unter sich, das er für den Unterricht am vortheilhaftesten hält, und giebt hier die vornehmsten Regeln zur Ausübung der Kunst. Er fordert bey demselben Theorie mit Erfahrung verbunden, practische Analogie, Warnung für Receptkrämerey, von Seiten des Lehrers aber Kenntniß der gegenwärtigen Krankheit, passendes Befragen des Kranken, Studium der herrschenden Constitution, gereifte Vorhersagungskunde, in Gesellschaft des alten Hippokrates, Aretäus u. d. vernünftiger Pyrrhonismus, richtige Wahl der Heilanzeige, Experimentiren bey gewissen chronischen Krankheiten, die sich nicht entziffern lassen; Empfehlung der einfachsten Arzneymittel, der Heilmethoden der Väter der Kunst (!!!) der zierlichen Receptirkunst, und der Leichenöffnung — alles, wie ich glaube, von Rechts und Amts wegen. Nun noch die ächte wahre Ausübung der Regeln unter einem solchen Lehrer, und so ist für die Zukunft noch manches Gute zu hoffen.

Medicinisch-gerichtliche Beobachtungen, nebst ihrer Beurtheilung, gesammelt von D. Christian Ludwig Schwinckhard, Hochfürstl. Marggr. Bad. Hofr. und Stadtphys. in Carlsruh. Erster Theil. Strasburg, bey König. 1789. 329 Seiten in 8. Zweyter Theil, 440 Seiten. Dritter Theil, 309 Seiten.

gerichtliche Aerzte fühlen, wie wichtig solche Beyträge zur näheren und gewissenhaftern Bestimmung der rechtlichen Fälle sind. Fast nie ist eine Verletzung der andern ganz ähnlich, und folglich kann der Physikus oder die Fakultät gar leicht einen Unglücklichen noch unglücklicher machen, wenn man in der Beurtheilung beym Allgemeinen stehen bleibt. Ganz anders der Verf. Er liefert im ersten Theile 41, im zweyten 44 Fälle von verschiedenem Werth, aber doch immer instructiv, besonders in dem Kap. vom Kindermord und Kopfwunden. Das Hauptverdienst des Herausgebers ist ohnstreitig die untergesetzte Beurtheilung. Dadurch lernt der Arzt erst einsehen, warum man in der gerichtlichen Medicin so, und nicht anders urtheilt, ob der Physikus die Sache verstanden und gehörig beurtheilt habe oder nicht u. s. w. Dieß ist der einzige Weg, wie dergleichen Sammlungen nützlich werden können. Außerdem gehören sie unter das Mach- und Schreibwerk, wozu man wenig Kopf, und nur gute Finger nöthig hat.

Auch im dritten Theil wechseln eigentliche Visa reperta, nebst der Beurtheilung, mit übersetzten, in dieses Fach gehöriger akademischer Schriften ab. Wir billigen dieses um so mehr, da einige derselben einzelne intricate Materien aufs sorgfältigste erörtern, andere die theoretischen Erklärungen zu den practischen Stücken liefern. Dadurch muß diese Sammlung höchst gemeinnützig und brauchbar werden. Die Vorrede ist eine gesetzte Vertheidigung gegen Hrn. HR. Metzger's Kritik.

Rede von den Vortheilen, welche der Staat durch öffentliche anatomische Lehranstalten gewinnet. Bey der feyerlichen Einweyhung des neuen anatomischen Theaters im Juliusspital zu Wirzburg den 9. Julius 1788. gehalten von Karl Caspar Siebold, der W. u. A. D. des Fürstbischofs zu Wirzburg und Bamberg Hofrath und Leibarzt u. s. w. Nürnberg, in der Grattenauerschen Buchhandlung. 1788. 4. 24 S. (nebst einem Frontispice und 3 Kupf. das anatomische Theater vorstellend.)

Der hochwürdigste Fürstbischof hat in dem Juliusspital das anatomische Theater erweitern, besser einrichten, und am oben angeführten Tage einweihen lassen. Die Länge des Gebäudes ist 130 Schuh Nürnberger Maaß, und die ganze Breite im Durchschnitte 63 Schuhe. Das Theatrum anatomicum bestehet aus dreyen Etagen über einander, ist zum Stehen und Sitzen eingerichtet, wovon jede 40 Personen fassen kann, ist 30 Schuhe lang, und 16 Schuhe breit. Durch eine Kuppel fällt das Licht ein. Neben an sind die nöthigen Zimmer angebracht. Außerdem ist ein Gebäude vorhanden, wo die Leichname maceriret, Skelete und Knochen gebleicht werden. Das ist eine löbliche Anstalt, die in einer kurzen Beschreibung würde mehr gewonnen haben, als durch die vorliegende Rede des Verf. die den besten Beweis abgiebt, daß derselbe zwar ein guter Zergliederer und practischer Wundarzt seyn mag, aber wohl nicht zum Redner erschaffen ist.

Um die Wichtigkeit, Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit der Anatomie zu zeigen, behauptet er, daß auf derselben das ganze Gebäude der Arzneykunde beruhe, leitet alle Kenntniß der Krankheiten davon ab, und sucht den guten Arzt und Wundarzt, die geschickte Hebamme, nebst dem Geburtshelfer, den gerichtlichen Arzt, den Naturforscher, den Meßkünstler und Weltweisen, den Baumeister, und der Himmel weiß, wen noch sonst — einzig und allein in der Anatomie. Nun sagen läßt sich darüber viel, wie man es nimmt, aber der statthafte Beweis fehlt auch hier. Angehängt sind Empfindungen des Dankes von Theodor Damian Siebold — matt ausgedrückt und ohne Dichtertalent, — und Oden an den Fürsten und Lehrer — sehr mittelmäßig und ohne Gefühl des Schönen.

Hf.

Das Buch für die Wundärzte in den österreichischen Staaten, von B. J. Hildenbrand, der Arzneygelahrheit Doctor, Sr. Königl. Polnischen Majestät wirkl. Hofrath. Leipzig und Warschau, bey Gröll. 1789. 4½ Bogen in 8vo.

Die Veranlassung zu dieser Schrift gab dem Verf., — welcher dieß Unwesen in der Nähe zu beobachten oft Gelegenheit hatte, — der thörichte Stolz, nach welchem die österreichischen Wundärzte nicht nur gleiche, sondern Vorrechte vor den Aerzten sich anmaßen zu dürfen sich einbilden, und durch diese ihre unverschämte und begünstigte Unwissenheit Unheil mancherley Art anrichten.

Bekanntlich wurde jene Aufgeblasenheit der österreichischen Wundärzte (deren größter Theil, wie man es leicht denken kann und der Verf. es hier beweißt, Feldscheerer von gemeinem Schlage ist,) erregt, bestärkt, und öffentlich begünstigt durch Hrn. v. **Brambilla** und durch seine Rede, in welcher dieser erste Wundarzt auf eine, seinem philosophischen Geist nicht viel Ehre bringende Art, das graue Alter, die **Nothwendigkeit, Vollkommenheit,** und **Vorzüglichkeit der Chirurgie vor der Arzneywissenschaft** darzuthun sich bemüht hat. — Mit vieler Mäßigung nun, wiederlegt unser Verf. in diesen wenigen Bogen die vornehmsten Gründe jener eingebildeten Vorzüge, und beweißt dann eben so wahr als nachdrücklich, daß, wenn auch die Chirurgie diese vorzügliche, göttliche Kunst sey, der große Haufe der österreichischen Chirurgen, doch gewiß nicht dieser großen Vorzüge sich zu rühmen berechtigt wäre. **Denn, wenn sie die Größe dieser wohlthätigen Kunst zu fühlen, wirklich im Stande wären: so würden sie,** (behauptet er unter andern sehr treffend) **anstatt Aufgeblasenheit und Stolz, Bescheidenheit und Demuth mit der Wundarzneykunst, und durch sie sicherlich gelernt haben.** — Der Verf. räth also den österreichischen Wundärzten, bey vorkommenden wichtigen chirurgischen Fällen, den Rath und die Hülfe eines guten Arztes ja nicht zu vernachläßigen, sondern sie zu suchen, ihm zu folgen; und, da das Feld der äußerlichen Medicin schon weitläuftig genug sey, dieses mit allem Fleiß und Kräften zu bearbeiten; mit dem viel schwereren und wichtigeren Theil derselben aber, mit der inneren Heilungskunst sich gar nicht, oder nur unter der Mitwirkung eines geschickten Arztes, zu befassen.

Neben den Wahrheiten, welche diese Schrift enthält, hätte Recens. gerne noch mehr gedrungene Kürze im Vortrage zu finden gewünscht.

Die Sterblichkeit in dem Kranken- und Waisenhaus (hause) zu Bruchsal; und (Beschreibung der ꝛc.) die öffentlichen Verpflegungsanstalten der armen Kranken und Nothleidenden in dem Fürstenthum Speier. Eine practisch erläuterte tabellarische Nachricht, dem Hrn. E. G. Baldinger D. Hofrath, Professor u. s. w. überschrieben, von F. H. Birnstiel, D. Hochfürstl. Speierischen Hofrath, Stadtarzt in Bruchsal. Gedruckt mit Dornerischen Schriften. 1789. 12½ Bogen in 8.

Wenn der Verf. in diesem seinem Sendschreiben sich eines mehr bestimmten, bündigeren Vortrags beflissen, die vielen Provincialausdrücke und einige nicht zur Sache gehörige, zu viel Eigenlob verrathende Anmerkungen weggelassen hätte; so würde er, neben einer nützlichen, auch mit einer angenehmen Schrift die lesenden Aerzte beschenkt haben.

Der Hauptinhalt und die Absicht dieser Bogen ist; 1) die innere Einrichtung der verschiedenen wohlthätigen Stiftungen des Fürstbischofs v. Speier, zur Verpflegung armer kranker Unterthanen näher kennen zu lehren, — Verpflegungsanstalten welche von Reinlichkeit, guter Ordnung und der weisen Milde ihres Stifters so deutlich zeugen. — 2) Die geringe Sterblichkeit zu beweisen, welche in dem Spital der barmherzigen Brüder, und dem Waisenhause zu Bruchsal herrschet, welchen beyden Stiftungen der Verf. als Arzt vorgesetzt ist.

In das Hospital der Barmherzigen wurden, vom Dec. 1776 bis Dec. 1788. 3958 Kranke aufgenommen, von diesen starben 116. folglich im Durchschnitt nur 1:34. — Der treuen Sorgfalt, mit welcher die barmherzigen Brüder bey Tag und Nacht die Kranken dieses ihres gut eingerichteten Spitals verpflegen, ihrer warten, schreibt der Verf. mit Recht, großen Antheil an diese wirklich geringe Sterblichkeit zu. — Unter den Namen jener Gestorbnen finden wir auch den berüchtigten Beck, welcher mit seinem künstlichen Gaumen und Nase fast ganz Europa durchzog und an der Lungensucht in diesem Spital 1782. sein Leben endigte. Bey dieser Gelegenheit muß Recens. Hr. Mederer an sein, bis jetzt

unerfülltes Versprechen erinnern, und ihn bitten uns die Abbildung der Knochen dieses verstümmelten Kopfes doch bald zu liefern.

Nach der gegebenen Todtenliste, theilt der Verf. uns noch einige Bemerkungen mit, über die Erkenntniß und Heilung einzelner Krankheiten, wie er in seiner 23jährigen Praxis sie zu machen Gelegenheit hatte, deren vorzüglichsten einige wir hier ausheben. — Um die Gegenwart eines Steins in der Blase, auch ohne Catheter zu erkennen, läßt der Verf. den Patienten, nachdem er den Urin abgelassen, auf das dünnere Ende eines 8—10 Schuh langen Stück Bauholzes stellen, welches zum dritten Theil in einem solchen Lager befestigt ist, wie es die Zimmerleute, um es mit einer großen Säge zu zerschneiden, zu legen und zu befestigen pflegen; hierauf fangen zwey Männer an das Holz zu sägen, während dem, daß die Züge der Säge im steten Fortgange geschehn, wird der mit dem Blasenstein Behaftete durch diese Erschütterungen ein sanftes, zitterndes, manchmal auch schmerzhaftes Hin- und Herbewegen in der Harnblase verspüren, welches sich dem Mittelfleisch und der Wurzel der Harnröhre deutlich und unter gelinden Prellungen dergestalt mittheilt, daß von der wirklichen Gegenwart eines fremden Körpers in der Blase, dem Kranken selbst kein Zweifel mehr übrig bleiben kann. — Als ein sicheres Merkmal der, oft so schwer zu erkennenden Entzündung des Magens und der dünnen Gedärme, giebt der Verf. folgendes an, welches ihn, in der Erkennung und Vorhersagung dieses gefährlichen Zufalls nie betrog. Die Kranken verzerren unwillkührlich und unwissentlich den Mund, so als wenn ihnen vor etwas eckelte, dabey sind die Lefzen des Mundes zuweilen dünne, und die rothen Ränder derselben aufgeworfen und strahlenförmig zusammengezogen. Dieses Bild des Eckels, sagt er, spreche zuverläßig für eine gegenwärtige innere Entzündung, und jene Beschaffenheit der Lippen bedeute bloß einen heftigeren Grad der Krankheit, welche, je auffallender diese Ekel verrathende Gestalt des Mundes wird, auch desto gefährlicher werde, und im Gegentheil weniger Gefahr drohe wie jene Zeichen abnehmen und verschwinden. — Wenn der Kranke bey Kopfverletzungen auf dem Rücken liegen kann und ruhig liegen bleibt, so ist der Verfasser durch vielfältige Erfahrungen belehrt worden, daß er gewiß (?) genesen werde. — Jede Lungenentzündung, behauptet der Verfasser, welche sich mit einem tie-

sen, lang anhaltenden und ermüdenden Schlaf anfängt, endige sich gemeiniglich und fast unvermeidlich mit dem Tode. — In Flußfiebern, bey welchen die Kranken gehörigen Appetit zum Essen behalten, muß man die erwünschte Krisis durch den Schweis zu erhalten, ja oft durch hitzige Mittel zu erzwingen suchen! — Durch Wein, Zimmtwasser, Chinaextract, Campher, Hirschhorngeist, erhält und stärkt auch der Verf. die sinkenden Kräfte in Faulfiebern!

Systematische Lehre von den einfachen und gebräuchlichsten zusammengesetzten Arzneymitteln. Zum Gebrauch seiner Vorlesungen, entworfen von Conrad Moench, Hess. Cassels. Hofrath, der A. G. D. und ordentl. öffentl. Lehrer der Botanik zu Marburg. Marburg, in der neuen akadem. Buchhandlung. 1789. 412 Seiten, gr. 8.

Ordnung, glückliche Auswahl, gedrungene Kürze und Bestimmtheit zeichnen diese Arzneymittellehre vortheilhaft aus, und verschaffen ihr billig einen Platz unter den besten Handbüchern in diesem Fache. Die Ordnung, in welcher der V. die Arzneymittel abhandelt, ist fast dieselbe, welche Spielmann in seiner Mater. med. befolgte; er macht aber (ohne Noth) mehrere Abtheilungen als jener, und theilt sie nämlich 1) in nährende Mittel, welche sind a) milchichte, b) schleimigte, c) mehlichtschleimigte, d) rein mehlichte, e) süße und f) öhligte M. — 2) stärkende M.; als a) bittere, b) zusammenziehend bittere, c) bittere, erhitzende, d) erhitzend bittere nicht zusammenziehende, e) zusammenziehende M. — 3) erschlaffende M. — 4) ausführende M.; als a) Brechmittel, b) laxirende, c) purgirende (d. i. heroisch wirkende;), d) einsaugende, e) urintreibende, f) der Fäulniß widerstehende, g) Wurmmittel, h) Speichelfluß erregende, i) verdünnende, und k) reinigende M. — 5) krampfstillende M. — 6) betäubende M. — 7) auflösende M. — 8) reitzende M. — 9) niesenverursachende M. — 10) rothmachende und blasenziehende M. — 11) ätzende und endlich austrocknende M.

Bey

Bey den vegetabilischen und animalischen Substanzen giebt der Verf. zuerst den generischen und specifischen Namen des Linné, die deutsche und die officinelle Benennung, hierauf den Wohnort, den gebräuchlichen Theil, die Eigenschaften, den Nutzen, die Gabe, Mischungen, und zuletzt bey den mehrsten auch kurz noch die vornehmsten pharmaceutischen Präparate des beschriebnen Mittels an. Zur Probe der Behandlungsart des Verf. wollen wir unsren Lesern ein Paar Artikel dieses Buchs abschreiben. — Seite 515 u. f. handelt er unter den reizenden M. den Fenchel z. B. folgendermassen ab.

„Anethum foenic. Lin. der Fenchel. — Eine zweyjährige Pflanze, durch Kultur im Freyen, besonders in Thüringen vermehrt. — gebräuchl. die Saamen: Sem. foenic. — Wirkung, gelind reizend. — Benutzung. Mit Milch gekocht zur Vermehrung der Milch bey Säugenden, nach Rosenstein. In der Windkolik, Blähungen bey Kindern. — Gabe 10—20 Gran. Mischungen. Mit der Bittersalzerde. Zucker. Man benutzt sie auch als gelind reizendes Brustmittel um den Auswurf zu befördern (und zu stärken) — Pharmaceutische Präparate — Aqua destillat. foenic. Benutzung. Unter Mixturen zu Brustmitteln. — Oleum destillat. foenic. — Benutzung. Als ein Karminativ, und unter Laxirmitteln den Reiz zu befördern. Gabe, 1—5 Tropfen mit Zucker abgerieben. Sechs Pfund Saamen gaben Beaume 4 Loth Oehl.“

„Sambucus nigra Lin. der Hollunderstrauch. — Gebräuchl. die getrockneten Blumen Flores Sambuci — Wirkung: gelindreizend, schweißtreibend. — Benutzung. Innerlich bey hysterischen Anfällen. Rheumatismen, stockenden Katarrhen, Gicht, zurückgetretenen Blattern. Aeußerl. zum Zertheilen beym Rothlauf, bey Entzündungen von Wunden und Verrenkungen. In der Bräune zum Gurgeln; bey wässerichten Geschwulsten. — Gabe. Zum Trank 2 Quint — 1 Loth mit Wasser gekocht. — Mischungen. Chamillenblumen, Baldrian, Kampfer, Essig, Honig. Pharmaceutisch. Präparat. Aqua Sambuci. Als Zusatz zu Mixturen sowohl antiphlogistischen, als krampfstillenden. Sie sind zwar riechend die Blumen, geben aber in der Destillation kein Oehl. Ein gutes wirksames Mittel, welches den Beyfall praktischer Aerzte verdient.“ — Unter den urintreibenden Arzneyen hatte der Verf. S. 176 diese Pflanze

 schon

schon einmal so beschrieben. „Samb. nigra L. — Ein be„kannter Strauch, von dem das Muß Roob Sambuci eben „die Wirkung, wiewohl schwächer, als voriges (Roob Ebuli) „leistet. — Da diese meistens in kupfernen Gefäßen gekocht „werden, so sind sie nicht selten, wie Gelle richtig bemerket, „mit Kupfer verunreiniget. Sie müssen, mit Wasser ver„dünnt, in einem eisernen Kessel wieder erwärmt, und unter „beständigen Umrühren mit einem eisernen Spatel, wieder „zur gehörigen Dicke eingekocht werden. Mehr wie einen „Spatel benutze man. Wenn dieser nicht mehr kupfrigt aus„sieht, nachdem man ihn blos mit reinem Wasser, ohne ab„zuwischen, abgewaschen hat, so ist man von einem kupfer„freien Muß versichert."

Die letzte Substanz, welcher in dieser Arzneymittellehre gedacht wird, ist das Caoutchouc. „Ein blattloses Gewächs „den Euphorbien ähnlich, das auf Cayenne wächst, und nach „dem Linneischen Sexualsystem in die 21ste Classe gehört, „von dem Richard zuerst eine wichtige botanische Beschrei„bung geliefert hat. — Man bekömmt von diesem Baum „das sogenannte Federharz (resina elastica), welches der aus„fließende erhärtete Saft dieses Gewächses ist. — Man „nützt dieses Harz zu Catheteren, Sonden- und Mutterzäpf„gen. Gut ist es noch in kleine Stücke geschnitten, bey Fon„tanellen anzuwenden. Wohl die beste Benutzung, welche „davon zu machen ist." (Zu diesem letzten Zweck würde Rec. doch billig die Erbsen, Bohnen, oder kleine, unreife Pomeranzen vorziehn, und den Gebrauch dieses Harzes zu Sprützen, elastischen Bruchbändern, und in der Zeichenkunst zum Auswischen des Bleystifts, bey weitem für den wichtigsten ansehn; Benutzungen, welche der Verf. aber ganz übersehn hat.) — „Es löst sich in dem Vitriolähter, und den wesent„lichen Oehlen auf. Aber nie kann man ihm die trockne und „elastische Substanz wieder geben. Sobald es aufgelöst wor„den, taugt es nicht mehr zu dem Endzweck, zu welchem man „in der Chirurgie es benutzen will. Von der Eichenmistel hat „man Versuche angestellt, ein eben so elastisches Harz zu ma„chen, welches ihm aber nicht gleich kömmt." —

Daß der Verf. nur, wie unsre Leser sehn, das Wichtigste eines jeden Mittels kurz angeführt hat, finden wir dem Zweck, für welchen er dieses Buch schrieb, sehr angemessen, und loben ihn auch, daß er bey der Auswahl der abzuhandelnden

den Gegenstände; mit Sorgfalt verfahren sey, und der vielen unnützen Arzneymittel gar nicht erwähnt habe; nur haben wir unter der Zahl der übergangenen Mittel manche gefunden, welche bey ihrem ausgebreiteten Nutzen billig eine Erwähnung verdienten, welche wir also ungerne vermissen. Einige der vornehmsten unter diesen sind z. B. Benzoes, Colombowurzel, Krähenaugen (strychnos nux vomica), Sassaparilla, Semen lycopodii, die Schwämme, sowohl spongia marina, als Boletus igniarius u. a. m. welche der Verf. bey einer zweyten Auflage gewiß nachholen, und alsdann auch einige kleine Unrichtigkeiten verbessern wird, welche in diese erste sich mit eingeschlichen haben. So giebt der Verf. z. B. bey einigen stärkenden Mitteln, namentlich den bitteren Extracten, den rohen Honig als ein schickliches Vehiculum derselben an, welcher doch in den wenigsten Fällen passen würde, in welchen jene Arzneyen angezeigt sind. — Von dem weissen Vitriol glaubt der Verf., daß es, wenn es kein Kupfer enthalte, auch kein Erbrechen verursache. — Recensent, welcher dieses Mittel, um sicher zu gehn, durch die Kunst hat bereiten lassen, und es vielfältig als Brechmittel, mit dem verlangten, oft heftigen Erfolg angewandt hat, kann das Gegentheil bezeugen. —

Zwey angehängte, vollständige Register vermehren noch die Brauchbarkeit dieses nützlichen Handbuchs zum Nachschlagen; und die lateinischen Lettern, mit welchen es gedruckt ist, tragen zur Schönheit des Ganzen gleichfalls bey, indem es — wäre es mit deutschen Buchstaben gedruckt, — bey den so oft anzuführenden lateinischen Kunstwörtern und Namen, ein sehr buntschäckiges Ansehen würde erhalten haben.

Gräflich-Lippische Medizinal-Ordnung (Medicinal) vom 23 Febr. 1789. Lemgo, gedruckt mit Meyerschen Schriften, 1789. 152. u. 16 S. in 4to.

Obgleich es zu wünschen wäre, daß jeder Arzt Gewissenhaftigkeit und Einsicht genug besäße, um seine freye Kunst ohne weitere Vormundschaft und Einschränkung, zum Heil seiner Mitbrüder gehörig auszuüben, und auch jeder Kranke, in unserem aufgeklärten Zeitalter, verständig genug seyn möchte den guten, rechtschaffenen Arzt von dem schlechten selber un-

terscheiden, und ihn vorziehn zu können: so bleibt es doch, bey der übergroßen Menge von mittelmäßigen und schlechten Aerzten, ein pium desiderium; und weise Gesetze, welche der, von mancher Seite oft schädlichen Freyheit jener, mehr nach Galenus Schätzen, als nach Hippocrates Weisheit ringenden Aesculape gehörige Schranken setzen, zugleich auch die Wundärzte, Apotheker und Hebammen, bey der täglich grössern Vervollkommnung dieser Wissenschaften, zum Fleiß und Treue anhalten, nur den rechtschaffenen unter ihnen freye Ausübung gewähren, solche, mit Weisheit abgefaßte Gesetze, sage ich, gehören zu den Bedürfnissen unseres Zeitalters und zur Zierde eines gut eingerichteten Staats. — Diese vor uns liegende M. O. scheint jenem Zweck völlig Genüge zu leisten, und verdient mit Recht zu den gutgerathenen gezählt zu werden, indem sie mit Ordnung, Bestimmtheit, Vollständigkeit und weiser Sachkenntniß abgefaßt ist. Daß einige in derselben gegebne Vorschriften nur auf das Locale des Landes, für welches sie geschrieben sind, passen, und für andere Gegenden Erweiterung oder Einschränkung fordern, wird ein jeder leicht einsehen.

In dem ersten Abschnitt wird von der allgemeinen Aufsicht und der Verwaltung der Medicinalgeschäfte, in 5 Capiteln, und im zweyten Abschnitt von der besonderen Verwaltung der Gesundheitspflege und der med. Policey gehandelt; nämlich in 22 besonderen Capiteln die Prüfung, Pflichten u. s. w. der Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Geburtshelfer, Hebammen genau angegeben, und endlich auch, in einer angehängten Taxe, sowohl die Gebühren und Sporteln, welche die Medicinalpersonen bey ihrer Anstellung in die Medicinalcasse zu entrichten haben, als auch der Lohn bestimmt, welchen jede dieser Medicinalpersonen, (die Apotheker ausgenommen) für ihre verschiednen Bemühungen und Geschäfte fordern dürfen. — Dieser Lohn nun, hauptsächlich aber der, welchen die Geburtshelfer und Wundärzte für ihre, oft wichtige, Kräfte, Zeit und Instrumente erfordernde Dienstleistungen zu erwarten haben, scheint Rec. verhältnißweise sehr geringe angesetzt zu seyn; doch diese Einnahmen sind hauptsächlich nach der mehr oder minder theuren Lebensart, und nach dem Aufwande zu beurtheilen, welchen jene Personen zu machen genöthiget sind. Dieß aber hätten wir recht sehr gewünscht, und auch von dem Grafen zur Lippe erwartet, daß er den

hinter-

hinterlassenen Witwen der, in seinem Lande angestellt gewesenen Medicinalpersonen eine verhältnißmäßige Pension ausgesetzt hätte, so wie bey einigen Sanitätscollegien, mit weiser Billigkeit es geschehen ist.

Es sey uns nun noch erlaubt, über einige wenige Puncte dieser Ordnung uns etwas näher zu erklären. — Daß nur einer gewissen Anzahl von Aerzten, Wundärzten, Apothekern u. s. w. in einem Lande und den bestimmten Districten und Ortschaften desselben die freye Ausübung ihrer Kunst erlaubt sey; ist ein sehr weises Gesetz, welches in jedem wohl eingerichteten Staat, selbst auch für jedes Geschäfte, dessen Umfang sich berechnen läßt, billig statt finden sollte. — Eben so sehr hat es uns gefallen, daß hier die Aerzte gehalten sind, ihre Consultationen, nicht in Gegenwart der Kranken, sondern in einem besonderen Zimmer zu halten; — daß aber die Physici bey jeder Section, gute anatomische Tafeln mitbringen sollen, scheint zu viel Mißtrauen gegen ihre anatomischen Kenntnisse zu verrathen. — Das Gesetz, vermöge welchem jedem Wundarzte verboten wird, keiner, auch nicht einmal einer schwangern Person auf ihr Verlangen, ohne Verordnung eines Arztes, Ader zu lassen, ist doch wohl der individuellen Freyheit jedes einzelnen Bürgers zu sehr zuwider, als daß man pünctliche Beobachtung desselben verlangen könnte, so weise und wohlgemeint es auch gegeben ist. — Die Verordnung jede, über den 5ten Monat Schwangere gleich nach ihrem Tode, entweder durch den Kaiserschnitt, oder wenn die Zeichen des Todes nicht offenbar genug sind, durch den natürlichen Weg, wo möglich, zu entbinden, könnte, unserer Meinung nach, wohl ohne Nachtheil für die Menschheit, bis auf den 7ten Monat der Schwangerschaft eingeschränkt werden; indem die Lebensfähigkeit der Frucht vor dieser Periode vielfältigen Erfahrungen widerstreitet. — Die Apothekerordnung hat uns fast durchgängig sehr gefallen; manche Zumuthungen scheinen indessen übertrieben zu seyn; z. B. daß das Beschreiben der Tecturen der Gefäße, das Anbinden beschriebener Zettel an denselben völlig untersagt wird; daß die Mischung der Pillen in messingnen oder eisernen Handmörseln verboten wird, da doch zur Bereitung derselben oft ein heißes Pistill, oder das Zerdrücken fester Substanzen nothwendig wird, welches, wenn es in Serpentinstein, gläsernen oder dergl. zerbrechlichen Mörseln geschehen sollte, dem Apotheker oft

schon einmal so beschrieben. „Samb. nigra L. — Ein bekannter Strauch, von dem das Muß Roob Sambuci eben „die Wirkung, wiewohl schwächer, als voriges (Roob Ebuli) „leistet. — Da diese meistens in kupfernen Gefässen gekocht „werden, so sind sie nicht selten, wie Selle richtig bemerket, „mit Kupfer verunreiniget. Sie müssen, mit Wasser verdünnt, in einem eisernen Kessel wieder erwärmt, und unter „beständigen Umrühren mit einem eisernen Spatel, wieder „zur gehörigen Dicke eingekocht werden. Mehr wie einen „Spatel benutze man. Wenn dieser nicht mehr kupfrigt aussieht, nachdem man ihn blos mit reinem Wasser, ohne abzuwischen, abgewaschen hat, so ist man von einem kupferfreien Muß versichert."

Die letzte Substanz, welcher in dieser Arzneymittellehre gedacht wird, ist das Caoutchouc. „Ein blutloses Gewächs „den Euphorbien ähnlich, das auf Cayenne wächst, und nach „dem Linneischen Sexualsystem in die 21ste Classe gehört, „von dem Richard zuerst eine wichtige botanische Beschreibung geliefert hat. — Man bekömmt von diesem Baum „das sogenannte Federharz (resina elastica), welches der ausfließende erhärtete Saft dieses Gewächses ist. — Man „nützt dieses Harz zu Katheteren, Sonden- und Mutterzäpfgen. Gut ist es noch in kleine Stücke geschnitten, bey Fontanellen anzuwenden. Wohl die beste Benutzung, welche „davon zu machen ist." (Zu diesem letzten Zweck würde Rec. doch billig die Erbsen, Bohnen, oder kleine, unreife Pomeranzen vorziehn, und den Gebrauch dieses Harzes zu Sprützen, elastischen Bruchbändern, und in der Zeichenkunst zum Ausweiben des Bleystifts, bey weitem für den wichtigsten ansehn; Benutzungen, welche der Verf. aber ganz übersehn hat.) — „Es löst sich in dem Vitriolähter, und den wesentlichen Oehlen auf. Aber nie kann man ihm die trockne und „elastische Substanz wieder geben. Sobald es aufgelöst worden, taugt es nicht mehr zu dem Endzweck, zu welchem man „in der Chirurgie es benutzen will. Von der Eichenmistel hat „man Versuche angestellt, ein eben so elastisches Harz zu machen, welches ihm aber nicht gleich kömmt." —

Daß der Verf. nur, wie unsre Leser sehn, das Wichtigste eines jeden Mittels kurz angeführt hat, finden wir dem Zweck, für welchen er dieses Buch schrieb, sehr angemessen, und loben ihn auch, daß er bey der Auswahl der abzuhandelnden

den Gegenständen; mit Sorgfalt verfahren sey, und bey vielen unnützen Arzneymitteln gar nicht erwähnt habe; nur haben wir unter der Zahl der übergangnen Mittel manche gefunden, welche bey ihrem ausgebreiteten Nutzen billig eine Erwähnung verdienten, welche wir also ungerne vermissen. Einige der vornehmsten unter diesen sind z. B. Benzoes, Colombowurzel, Krähenaugen (strychnos nux vomica), Sassaparilla, Semen lycopodii, die Schwämme, sowohl spongia marina, als Boletus igniarius u. a. m. welche der Verf. bey einer zweyten Auflage gewiß nachholen, und alsdann auch einige kleine Unrichtigkeiten verbessern wird, welche in diese erste sich mit eingeschlichen haben. So giebt der Verf. z. B. bey einigen stärkenden Mitteln, namentlich den bitteren Extracten, den rohen Honig als ein schickliches Vehiculum derselben an, welcher doch in den wenigsten Fällen passen würde, in welchen jene Arzneyen angezeigt sind. — Von dem weissen Vitriol glaubt der Verf., daß es, wenn es kein Kupfer enthalte, auch kein Erbrechen verursache. — Recensent, welcher dieses Mittel, um sicher zu gehn, durch die Kunst hat bereiten lassen, und es vielfältig als Brechmittel, mit dem verlangten, oft heftigen Erfolg angewandt hat, kann das Gegentheil bezeugen. —

Zwey angehängte, vollständige Register vermehren noch die Brauchbarkeit dieses nützlichen Handbuchs zum Nachschlagen; und die lateinischen Lettern, mit welchen es gedruckt ist, tragen zur Schönheit des Ganzen gleichfalls bey, indem es — wäre es mit deutschen Buchstaben gedruckt, — bey den so oft anzuführenden lateinischen Kunstwörtern und Namen, ein sehr buntschäckiges Ansehen würde erhalten haben.

Gräflich-Lippische Medizinal-Ordnung (Medicinal-) vom 23 Febr. 1789. Lemgo, gedruckt mit Meyerschen Schrifften, 1789. 152. u. 16 S. in 4to.

Obgleich es zu wünschen wäre, daß jeder Arzt Gewissenhaftigkeit und Einsicht genug besäße, um seine freye Kunst ohne weitere Vormundschaft und Einschränkung, zum Heil seiner Mitbrüder, gehörig auszuüben, und auch jeder Kranke, in unserem aufgeklärten Zeitalter, verständig genug seyn möchte den guten, rechtschaffenen Arzt von dem schlechten selber un-

terscheiden, und ihn vorziehn zu können: so bleibt es doch, bey der übergroßen Menge von mittelmäßigen und schlechten Aerzten, ein pium desiderium; und weise Gesetze, welche den, von mancher Seite oft schädlichen Freyheit jener, mehr nach Galenus Schätzen, als nach Hippocrates Weisheit ringenden Aesculape gehörige Schranken setzen, zugleich auch die Wundärzte, Apotheker und Hebammen, bey der täglich grössern Vervollkommnung dieser Wissenschaften, zum Fleiß und Treue anhalten, nur den rechtschaffenen unter ihnen freye Ausübung gewähren, solche, mit Weisheit abgefaßte Gesetze, sage ich, gehören zu den Bedürfnissen unseres Zeitalters und zur Zierde eines gut eingerichteten Staats. — Diese vor uns liegende M. O. scheint jenem Zweck völlig Genüge zu leisten, und verdient mit Recht zu den gutgerathenen gezählt zu werden, indem sie mit Ordnung, Bestimmtheit, Vollständigkeit und weiser Sachkenntniß abgefaßt ist. Daß einige in denselben gegebne Vorschriften nur auf das Locale des Landes, für welches sie geschrieben sind, passen, und für andere Gegenden Erweiterung oder Einschränkung fodern, wird ein jeder leicht einsehen.

In dem ersten Abschnitt wird von der allgemeinen Aufsicht und der Verwaltung der Medicinalgeschäfte, in 5 Capiteln, und im zweyten Abschnitt von der besonderen Verwaltung der Gesundheitspflege und der med. Policey gehandelt; nämlich in 22 besonderen Capiteln die Prüfung, Pflichten u. s. w. der Aerzte, Wundärzte, Apotheker, Geburtshelfer, Hebammen genau angegeben, und endlich auch, in einer angehängten Taxe, sowohl die Gebühren und Sporteln, welche die Medicinalpersonen bey ihrer Anstellung in die Medicinalcasse zu entrichten haben, als auch der Lohn bestimmt, welchen jede dieser Medicinalpersonen, (die Apotheker ausgenommen) für ihre verschiednen Bemühungen und Geschäfte fordern dürfen. — Dieser Lohn nun, hauptsächlich aber der, welchen die Geburtshelfer und Wundärzte für ihre, oft wichtige, Kräfte, Zeit und Instrumente erfordernde Dienstleistungen zu erwarten haben, scheint Rec. verhältnißweise sehr geringe angesetzt zu seyn; doch diese Einnahmen sind hauptsächlich nach der mehr oder minder theuren Lebensart, und nach dem Aufwande zu beurtheilen, welchen jene Personen zu machen genöthiget sind. Dieß aber hätten wir recht sehr gewünscht, und auch von dem Grafen zur Lippe erwartet, daß er den

hinter-

hinterlassenen Witwen der, in seinem Lande angestellt gewesenen Medicinalpersonen eine verhältnißmäßige Pension ausgesetzt hätte, so wie bey einigen Sanitätscollegien, mit weiser Billigkeit es geschehen ist.

Es sey uns nun noch erlaubt, über einige wenige Puncte dieser Ordnung uns etwas näher zu erklären. — Daß nur einer gewissen Anzahl von Aerzten, Wundärzten, Apothekern u. s. w. in einem Lande und den bestimmten Districten und Ortschaften desselben die freye Ausübung ihrer Kunst erlaubt sey: ist ein sehr weises Gesetz, welches in jedem wohl eingerichteten Staat, selbst auch für jedes Geschäfte, dessen Umfang sich berechnen läßt, billig statt finden sollte. — Eben so sehr hat es uns gefallen, daß hier die Aerzte gehalten sind, ihre Consultationen, nicht in Gegenwart der Kranken, sondern in einem besonderen Zimmer zu halten; — daß aber die Physici bey jeder Section, gute anatomische Tafeln mitbringen sollen, scheint zu viel Mißtrauen gegen ihre anatomischen Kenntnisse zu verrathen. — Das Gesetz, vermöge welchem jedem Wundarzte verboten wird, keiner, auch nicht einmal einer schwangern Person auf ihr Verlangen, ohne Verordnung eines Arztes, Ader zu lassen, ist doch wohl der individuellen Freyheit jedes einzelnen Bürgers zu sehr zuwider, als daß man pünctliche Beobachtung desselben verlangen könnte, so weise und wohlgemeint es auch gegeben ist. — Die Verordnung jede, über den 5ten Monat Schwangere gleich nach ihrem Tode, entweder durch den Kaiserschnitt, oder wenn die Zeichen des Todes nicht offenbar genug sind, durch den natürlichen Weg, wo möglich, zu entbinden, könnte, unsrer Meinung nach, wohl ohne Nachtheil für die Menschheit, bis auf den 7ten Monat der Schwangerschaft eingeschränkt werden; indem die Lebensfähigkeit der Frucht vor dieser Periode vielfältigen Erfahrungen widerstreitet. — Die Apothekerordnung hat uns fast durchgängig sehr gefallen; manche Zumuthungen scheinen indessen übertrieben zu seyn; z. B. daß das Beschreiben der Tecturen der Gefäße, das Anbinden beschriebener Zettel an denselben völlig untersagt wird; daß die Mischung der Pillen in messingnen oder eisernen Handmörseln verboten wird, da doch zur Bereitung derselben oft ein heißes Pistill, oder das Zerdrücken fester Substanzen nothwendig wird, welches, wenn es in Serpentinstein, gläsernen oder dergl. zerbrechlichen Mörseln geschehen sollte, dem Apotheker

oft

oft zerbrochene Geschirre und viele Unkosten verursachen würde, indem, bey jenen so kurz nur daurenden Zubereitungen, die metallenen Mörsel ohnmöglich irgend einen Schaden anzurichten, vermögen wenn sie nur beständig rein und trocken gehalten werden. — Auch die Instruction für die Hebammen ist zweckmäßig abgefaßt, bey welchen Matronen indessen auf den gehörigen Unterricht hauptsächliche Sorgfalt und Rücksicht müssen genommen werden. — Die Vorschrift, daß sie den Leib der Neuentbundenen erst nach etlichen Stunden binden dürfen, ist nicht auf jeden Fall paßlich, also zu allgemein und unbestimmt.

Wir beschließen die Anzeige dieses Buchs mit dem herzlichen Wunsche, daß die vielen darin gegebnen guten Vorschriften mit Treue und Nutzen von allen, die sie angehn mögen befolgt werden, und daß keine von ihnen Veranlassung zu Neckereyen gebe, welche für das Zutrauen des Publicums und den wohlthätigen Zweck des Ganzen nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben können. —

J. A. von Brambilla Geschichte der von den berühmtesten Männern Italiens gemachten Entdeckungen in der Physik, Medicin, Anatomie und Chirurgie. Aus dem Lateinischen übersetzt. Erster Band. Wien, bey Gräffer. 1789. 314 Seiten. 4.

Italiens berühmte Gelehrte in der Physik, Anatomie und Chirurgie versuchte Herr von Brambilla in einem 1777 zu Mailand italienisch verfaßten Werk bekannter zu machen. Wozu als Hauptquellen die Geschichte der Heilkunde von Bartholomäus Corte, der bolognesischen Zergliederer von Joseph Ferd. Guglielmi, der Aerzte im Collegio zu Verona, von Chiocci, die Denkschriften von Panelli dacquaviva, die medicinischen Bibliotheken von Mangetti, Portal, Haller benutzt worden, denn auch eigene Bemerkungen und die Bildnisse der berühmten Männer, hat der Verf. beigesetzt. So daß das Ganze aus 4 Bänden bestehet, davon der erste von Celsus anfängt, und sich mit dem Anfang des 15ten Jahrhunderts endigt; der zweite die Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts, die dritte die des 17ten, der vierte endlich die

des 18ten Jahrhunderts in sich faßt. Die Auszüge sind zwar nicht immer fruchtbar genug, um ihre Werke entbehrlich zu machen, und öfters ist eine Digression z. E. über Jul. Cäsar ganz unerwartet, so wie auch manche heterogene Dinge vorkommen, Epigrammen u. dergl. — und besser wäre es manchmal gewesen anzuführen, wie viel die Medicin und Chirurgie einem jeden insbesondere schuldig seye, was ihre Cultur beförderte oder hinderte u. s. f. — Doch müssen wir dem Verf. für das was er einstweilen hier geleistet hat, den schuldigen Dank sagen. Der Uebersetzer, Hr. Bataillonschirurgus W. Helfenstein, wünschte auch seinen deutschen Landsleuten dieses Werk in die Hände zu bringen, und bearbeitete solches nach den eigenen Zusätzen, und unter den Augen des Verfassers. Er wird solches in drey Bänden, so weit das Werk nehmlich bisher erschienen ist, zusammenfassen. Auf Reinheit des Ausdrucks wünschten wir in der Folge eine schärfere Rücksicht zu nehmen. Gegenwärtiger Band enthält in der Einleitung eine Uebersicht der Italiänischen Aerzte und Wundärzte, und die Namen folgender Gelehrten: Celsus, Cassius, Scrib. Largus, Castore, Marinus, Marzian Satirus, Feccian, H. Carclian, Theophilus, Albano, Silvaticus, Saliceto, Erote, Lanfranchi, Rogero, Rollando, Bruno, Teodorico, Bertapaglia, Mondini, Dondo, Vinario, Falcucci, Maggenta, Mainero, Griffo, Argillata, Montagna, Guainerio, Concorezzo, Vermiglione, Nicolo, Montagnana, Capellari, Leone, Baverio, Gradi, Varese, Marliano, Marliani, Arculano, Niffo, Zerbo, Benivieni, Liceti, Achillino, Bolognini, Aquila, Malti, Montagnana, Cermisoni, Caballi, Benedetti, Filologo, Manardi, Boccaditerro, Scaligero, Magnini.

Bb.

Schöne Wissenschaften.

Jacob Thomson's Jahreszeiten. Neu übersetzt. Mit fünf Kupfern. Berlin, bey Himburg. 1789. 336 S. in 8.

Seinem

Seinem hohen poetischen Werthe nach ist dieß herrliche malerische Gedicht zu bekannt, als daß wir darüber ein Wort verlieren dürften. Freylich aber wird dieser Werth nur von demjenigen Leser ganz erkannt und empfunden, der es in der Originalsprache lieset, und die mannigfaltigen Schönheiten, die zum Theil nicht sogleich ins Auge fallen, sorgfältig und wiederholt studirt. In jeder Uebersetzung muß dieser Dichter mehr, als mancher andre, verlieren; denn ein großer Theil seiner Schönheiten ist mit seiner Sprache, seinem Periodenbau, selbst mit seiner Versifikation, so innig verwebt, daß sie, davon abgesondert, zwar nicht allen Reitz, aber doch immer viel Eigenthümliches verlieren.

Und doch ist der Wunsch sehr verzeihlich, auch der Menge von Lesern, die mit Thomson's Sprache nicht bekannt sind, den Genuß seines trefflichen Gedichts, den Anblick seiner meisterhaften Schilderungen, verschaffen zu wollen. Es fiel daher schon einer unsrer frühern, und jetzt fast vergessenen Dichter unsers Jahrhunderts, **Brockes**, auf den Gedanken, ihn zu übersetzen, und noch dazu in Verse. Ein gewisser von Palthen machte später den nämlichen Versuch. Aber beyde Uebersetzungen gehören unter die elendesten, die wir von englischen Dichtern haben. Hr. Tobler in Zürich lieferte in der Folge eine prosaische Uebersetzung von Thomson's sämmtlichen Werken, die nicht ohne Verdienst, treu und sorgfältig genung, aber immer doch nur eine sehr entfernte Nachbildung des Originals war, und eine neue Uebersetzung nicht überflüssig machte.

Diese wird uns nun hier von dem jüngern Hrn. Schubart, einem Sohne des bekannten Würtembergischen Schriftstellers, geliefert; und Recens. übernimmt ihre Anzeige mit desto größerm Vergnügen, je mehr Befriedigung ihm diese mit eben so viel Talent und Dichtergefühl, als Fleiß und Sorgfalt, ausgeführte Arbeit gewährt hat. Die vorausgeschickte Einleitung enthält eine kurze Biographie und Charakteristik des Dichters; und schon diese letztere verräth des Uebersetzers Fähigkeit und Beruf zu seiner Unternehmung; Beweise, daß er sein Original zu würdigen und zu empfinden verstand. Auch das, was er über die Schwierigkeiten seiner Uebersetzung, über die dabey eintretenden Erfordernisse mancher kleinen Abweichungen von dem Urbilde, und über die ganze Wahl seiner Verfahrungsart sagt, gereicht seinem Geschmack

und seinem richtigen kritischen Gefühl zur Ehre. Er stand, wie er sagt, lange bey sich an, ob er seine Uebersetzung durchgehends im Sylbenmaße des Originals, oder in einem gemischten, oder in metrischer Prose liefern sollte. Er wählte das Letztere, und suchte die Vortheile der beyden andern Behandlungsarten zu vereinigen, indem er in seiner Prosa verschiedene Sylbenmaße wechseln ließ, und den Jambus, wo er ihn brauchte, mit Dactylen und Molossen aufzufrischen suchte.

Der oben erwähnten schweizerischen Uebersetzung gesteht Hr. S. das Verdienst einer wörtlichen Treue zu; erklärt sie aber eben aus diesem Grunde für unpoetisch, rauh und ermüdend. Indeß hat er seine Arbeit an verschiednen Orten mit dieser Uebersetzung verglichen, und manchen Ausdruck, manches ihm entwischte Kunstwort besonders im landwirthschaftlichen Fache, dankbar herübergenommen. Wie sehr aber diese neue Uebersetzung jener frühern vorzuziehen sey, wird sich schon aus der Vergleichung folgender Stelle im Frühling ergeben:

Züricher Uebers.
Ausg. v. 1781. S. 63.

„Vom Geiste des paarenden Jahres gefärbet, schießt itzo von des Mädchens Wange eine frischere Blüthe, sich sanft verlierend, die lebhafte Fleischfarb umher. Tiefers Süßigkeiten röthen ihre Lippen; sie athmet Jugend. Das glänzende Naß schwellt in hellerer Fluth ihre Augen. Ihr wünschender Busen hebt sich mit wildem Klopfen. Sanfte Empörungen bemächtigen sich ihrer Adern, und ihre ganze zerschmelzende Seele ist Liebe. Von ihrem scharfen Anblick wendet sich ihr Liebhaber weg, der theuren berauschenden Gewalt voll, und krank vom seufzenden

Berliner Uebers.

„Beseelt vom milden Geiste des schöpferischen Jahres, athmet jetzt frischere Blüthe auf den Wangen der Jungfrau, die mählig rundum sich in die Purpurfarbe des Lebens verflößt. Tiefere Röthe schwellt ihre Lippen; sie duftet von Jugend, und hellerer Lebensgeist funkelt in ihrem Auge. Wildpochend hebt sich ihr Busen von vermessenen Wünschen; ein sanfter Aufruhr zuckt durch ihre Adern; und ihre ganze unterliegende Seele ist — Liebe. Von ihrem berückenden Anblick trunken, wendet sich der theure Jüngling hinweg, voll von der Liebe begeisternder

Zürcher Uebers.

Schmachten. Ach dann, ihr Schönen, seyd äußerst für eure schlüpfrigen Herzen besorgt. Waget dem ansteckenden Seufzer euch nicht zu kühn entgegen; nach dem redreichen Blick, der untergeschlagen und demüthig, in zahmes Unterwürfniß eingekleidet, doch voll Verschuldung ist. Laßt nicht die hitzige Zunge, zum Betrügen fertig, mit Schmeicheley geglättet, eurem entschlossenen Willen ansiegen. Und in der Laube, wo Geißblatt sich gattet, und Rosen zum Lager sich gießen, wenn der Abend seinen purpurnen Vorhang umherzieht, dann vertraut eure süße Minuten nicht der auf euch laurenden Mannsperson."

„Auch hüte der Jüngling von höhern Gefühlen sich wohl vor der Liebe, sich wohl vorm schmachtenden Seitenblicke. Zu spät ist es dann, wann der süßliche Weichmuth ans Herz wie ein Strom tritt. Dann liegt die Weisheit am Boden, und den welkenden Ruhm verwehen die Lüfte. Indeß daß die verliebte Seele, in lustige Gesichte untauglicher Seeligkeit verzücket, die berückende Gestalt ihm immer vormahlt, die entzückende Anmuth, das eindringende

Berlinger Uebersetzung

der Nacht, und krank vom schmachtenden Verlangen. — O! jetzt, ihr Schönen, seyd sorgsam euer leicht bethörtes Herz! Traut dem ansteckenden Seufzer nicht, — und beredten niedergeschlagnen Blick, der, in schmeichelnder Unterwürfigkeit gehüllt, doch voll von Trug ist. Laßt nie die glühende, betrügliche Zunge, in die Zauber der Schmeicheley getaucht, euren entschlossenen Willen besiegen. Vertraut die Minuten der Trunkenheit nicht dem verrätherischen Mann' in der Laube, wo Geisblatt duftet, und Rosen euch ein Lager bereiten, indeß der Abend seinen Safranschleier vor euch aufzieht."

„Auch der verlangende Jüngling hüte sich vor den Zauberblicken der Liebe; denn, ach! zu spät ist es, wenn über sein Herz sich schon der Strom ihrer Wonne ergoß. Im Staube liegt dann seine Weisheit, und der welkende Ruhm zerfließt in leichte Luft. Im Lustgesichte eiteln Glücks entzückt, mahlt seine trunkne Seele sich immer die verführerische Gestalt; jene begeisternde Anmuth; das lockende Lächeln; jenes sinkende Aug', unter dessen lieblichen Strahlen, — die einen Him-

mel

Schwicker. Uebers.	Berliner Uebers.
Lächeln, das bescheiden schmachtende Auge, unter dessen schönen Strahlen, die einen Himmel lügen, die unausforschliche Schlauheit, Grausamkeit und Tod lauren; und in seinem betrogenen Ohre, ihre falschwirbelnde Sirenenstimme: ihn bezaubernd nach sich an betrügliche Küsten, auf Wiesen tödtlicher Freude lockt."	mel lügen; tiefe Tücke, Grausamkeit und Tod verborgen lauren; bis ihn endlich die schmelzenden Zauber ihrer verführerischen Sirenenstimme an betrügliche Ufer locken, oder auf Fluren verderbender Wollust."
„Selbst gegenwärtig, da er unrühmlich im Schooß der Liebe liegt, da Musik umherfließt, Rauchwerk und Balsam, und Wein und Tändeleyen; streckt unerbittliche Reue zwischen den Rosen ihren Schlangenkamm empor. Eine schnell wiederkehrende Beklemmung schießt durch das schuldbewußte Herz; weil Ehre und großer Entschluß sich unter der drückenden Last der Wollüsteley hervor, und loszuwinden, bisweilen vergebliche Versuche thun."	„Selbst wenn er ruhmlos in dem Schooße der Liebe eingewiegt ruht, wo reizende Musik und Wein, und duftende Oele, und Rauchwerk, die Stunden der Ueppigkeit krönen, — selbst hier hebt aus den Rosen der Wollust die wilde Reu' ihr Schlangenhaupt empor. Eine schnell zurückkehrende Angst durchblitzt sein schuldbewußtes Herz, wo immer noch die Ehre, und große Entwürfe störrig unter der drückenden Last der Ueppigkeit ächzen."

Schon aus der Zusammenhaltung beider Proben erhellt gewiß die Vorzüglichkeit der neuen Uebersetzung; noch mehr aber vielleicht, wenn man das Original mit beiden zusammenhält, wo man freylich die ältere wörtlicher, aber auch sklavisch und schwerfällig, und dagegen die neue freier, aber auch weit mehr im Geiste des Dichters, finden wird:

Fliesh'd by the Spirit of the genial Year,
Now from the Virgin's Cheek, a fresher Bloom
Shoots, less and less, the live Carnation round;

Her Lips blush deeper Sweets; she breathes of
Youth;
The shining Moisture swells into her Eyes
In brighter Flow; her wishing Bosoms heaves
With Palpitations wild; kind Tumults seize
Her Veins, and all her yielding Soul is Love.
From the keen Gaze her Lover turns away,
Full of the dear ecstatic Power, and sick
With sighing Languishment. Ah then, ye Fair,
Be greatly cautious of your sliding Hearts!
Dare not th' infectious Sigh; the pleading Look,
Down-cast, and low, in meek Submission drest,
But full of Guile. Let not the fervent Tongue,
Prompt to deceive, with Adulation smooth,
Gain on your purpos'd Will. Nor in the Bower,
Where Wordbines flaunt, and Roses shed a Couch,
While Evening draws her crimson Curtains round,
Trust your soft Minutes with betraying Man.

And let th' aspiring Youth beware of Love,
Of the smooth Glance beware; for 'tis too late,
When on his Heart the Torrent-Softness pours.
Then Wisdom prostrate lies, and fading Fame,
Dissolves in Air away; while the fond Soul,
Wrapt in gay Visions of unreal Bliss,
Still paints th' illusive Form; the Kindling Grace;
Th' inticing Smile; the modest-seeming Eye;
Beneath whose beauteous Beams, belying Hea-
ven,
Lurks searchless Cunning, Cruelty and Death:
And still, false-warbling in his cheated Ear,
Her syren Voice, enchanting, draws him on,
To guileful Shores, and Meads of fatal Joy.

Even present, in the very Lap of Love,
Inglorious laid, while Musick flows around,
Perfumes, and Oils, and Wine, and wanton
Hours;
Amid the Roses fierce Repentance rears
Her snaky Crest: a quick-returning Pang
Shoots thro' the conscious Heart; where Honour
still,

And

And great Design, against th' oppressive Load
Of Luxury, by Fits, impatient heave.

Einige Kleinigkeiten ließen sich freilich auch wohl bey der neuen Uebersetzung erinnern; z. B. daß der Uebersetzer das *Even present*, womit der letzte Absatz anfängt, übergieng, da es doch desto nothwendiger mit übersetzt werden mußte, weil Thomson den folgenden Absatz mit *But absent*, anhebt, und in jenem die schon beim gegenwärtigen Genuß entstehenden Unruhen in der Seele des Verliebten, in diesem aber die noch weit größern Qualen schildert, die ihn treffen, wenn er von dem Gegenstande seiner Liebe entfernt ist.

So haben wir auch bey der Vergleichung einiger Stellen mit dem Original Eins und das Andre bemerkt, was wohl bey einer neuen Ausgabe einer Verbesserung bedürfen möchte. S. 5 ist der Vers:

The Harrow follows harsh, and *shuts the Scene*,

übersetzt: „ihm folgt die rauhe Egg' und deckt den Grund." Das ist doch schwerlich der Sinn, sondern vielmehr wörtlich: „und schließt die Scene." — S. 6 sind die drey Verse des Originals:

Such Themes as these the rural MARO sung
To wide-imperial Rome, in the full Height
Of Elegance and Taste, by Greece refin'd;

nicht recht getroffen: „Aehnliche Lieder sang der ländliche Maro mit voller Anmuth und griechischem Geschmack dem weitherrschenden Rom vor." Denn der Dichter will hier die Wahl seines Gegenstandes und dessen Bearbeitung in einem verfeinerten Zeitalter, und vor den Ueppigen und Großen seiner Nation rechtfertigen, und sagt daher, Virgil habe ähnliche Gegenstände dem weitherrschenden Rom zur Zeit der vollen Höhe ihres durch Griechenland verfeinerten Geschmacks gesungen. — Bald hernach ist: and held the *Scale* of Empire, nicht genau genug gegeben: „welche den Herrscherstab getragen." — S. 14: „bis wo das Violet im Himmel welkt" wird schwerlich so verständlich seyn, als das Englische: To where the Violet fades into the sky; d. i. bis dahin, wo das Violet (am Rande des Regenbogens) sich in matteres Himmelblau verläuft. In der Züricher Uebersetzung steht

gleichfalls: „bis wo das Violet in den Himmel welkt." — Von dem Menschen der ersten Welt, der nur noch von Kräutern lebte, sagt Thomson, er sey unflesh'd in blood gewesen; ein sehr gedrungner und freilich wohl nicht so kurz zu verdeutschender Ausdruck! Aber S. 16: „noch nicht durstig nach Blut" erschöpft ihn doch zu wenig. Ungenährt durch Blut, würde schon mehr sagen. — S. 24. „Die wohl nachgeahmte Fliege" ist nicht: the well-dissembled fly, sondern die wohl versteckte, eben so, wie hernach v. 406 des Orig. the delusive fly. — S. 72 wird von Dodington gesagt: „in dem sich alle Grazien des Lebens umarmen." Im Englischen steht blos, und weit natürlicher: „in whom the human graces all unite. — S. 76 wird das Licht ein Strahlenkleid der Natur genannt, und hinzugesetzt: „ohne deren umgebende Schönheit die Schöpfung in wesenloses Dunkel begraben läge." Das Original bleibt hier dem vorhergehenden Bilde getreuer:

Without whose *vesting* Beauty all were *wrapt*
In unessential Gloom.

Einige, sehr dazu schickliche Stellen, sind metrisch übersetzt; und so auch der ganze treffliche Hymnus an Gott, mit welchem Th. sein Gedicht beschließt, und dessen Uebersetzung dem Verf. überaus gut gelungen ist. Am wenigsten ist jedoch wohl der letzte Vers:

Come then, expressive Silence, *muse his Praise!*

durch den deutschen erreicht worden:

Komm denn, beredtes Schweigen, sinn' auf Lob!

Dm.

Salomo Geßners Idyllen, mit der Italiänischen Uebersetzung, von Matthäus Procopio, Prof. der Italiänischen Sprache und Litteratur an der Herzoglichen hohen Karlsschule. Stuttgard, gedruckt bey den Gebrüdern Mäntler. 1790. Erster Theil. LVII. und 257 S. Zweyter Theil. 286 Seiten, 8.

In der Vorrede des Uebersetzers, die wir mit vielem Vergnügen gelesen haben, wird gesagt, daß Geßner ein Lieblingsschriftsteller der Italiäner, und schon von mehreren, z. B. Bertola, Ceppelli, Soave, und von einer Dame, Caminer Turra, in ihre Sprache, und zwar in Versen, übersetzt worden sey. Er, H. Pr. mache hier den Versuch, ihn in Prosa zu übersetzen; nicht nur, um diesen Autor seinen Landsleuten desto treuer darzustellen, sondern auch, um den Lehrlingen der Italiänischen Sprache dadurch nützlicher zu seyn. Er sagt zugleich Vieles zum Lobe der unsrigen und Geßners, theils nach Bertola, theils aus eignem Gefühl, und macht uns Hoffnung, mehrere deutsche Schriftsteller mit gleichem Fleiße in seine Sprache überzutragen. Wir setzen eine Stelle, nebst H. Schubarts Verdeutschung daraus her, um eine Probe von H. Procopios Styl zu geben:

Questa gloria non rimase fra i confini d'Italia. Anche le nazione straniere nel risorgimento delle lettere andaron — cantando innocenti pastori, pastorelle e selve amene. I Spagnuoli fra celebri poeti buccolici si gloriano d'un Garcilasso, siccome i Francesi d'un Fontanelle, gl' Inglesi d'un Spencer, e d'un Pope, gli Alemanni d'un *Rost* e d'un *Smidt*, ognuno de'quali à le sue bellezze e i suoi nei. Ma — niuno di loro, sia antico, sia moderno, oltremontano od oltremarino, niuno à saputo accoppiare alla purità dello stile, alla semplicità dell' espressioni pastorali que' celesti tratti di virtù che ci rendono cotanto pregiabili gl' idillii del soavissimo Gessner —

„Dieser Ruhm blieb nicht innerhalb Italiens Gränzen. „Auch andere Nazionen — besangen, nach der Wiederher„stellung der Wissenschaften, unschuldige Hirten und Hirtin„nen und anmuthige Wälder. Die Spanier sind stolz auf „ihren Garcilasso; die Franzosen auf ihren Fontenelle; die „Engländer auf ihren Spencer und Pope; die Teutschen auf „ihren Rost und Schmidt; von denen jeder seine Schön„heiten und seine Fehler hat. Aber — keiner weder von den „Alten, noch von den Neuern, weder in Süden noch in Nor„den, wußte mit der Lieblichkeit des Gesangs, mit der Rein„heit des Styls, mit der einfachen Hirtensprache, jene himm„lischen Züge der Tugend zu verbinden, welche die Idyllen des „lieblichen Geßners so schätzbar machen“ —

gleichfalls: „bis wo das Violet in den Himmel welkt.“ — Von dem Menschen der ersten Welt, der nur noch von Kräutern lebte, sagt Thomson, er sey unflesh'd in blood gewe en; ein sehr gedrungner und freilich wohl nicht so kurz zu verdeutschender Ausdruck! Aber S. 16: „noch nicht durstig nach Blut“ erschöpft ihn doch zu wenig. Ungenährt durch Blut, würde schon mehr sagen. — S. 24. „Die wohl nachgeahmte Fliege“ ist nicht: the well-dissembled fly, sondern die wohl versteckte, eben so, wie hernach v. 406 des Orig. the delusive fly. — S. 72 wird von Dodington gesagt: „in dem sich alle Grazien des Lebens umarmen.“ Im Englischen steht blos, und weit natürlicher: „in whom the human graces all unite. — S. 76 wird das Licht ein Strahlenkleid der Natur genannt, und hinzugesetzt: „ohne deren umgebende Schönheit die Schöpfung in wesenloses Dunkel begraben läge.“ Das Original bleibt hier dem vorhergehenden Bilde getreuer:

Without whose *vesting* Beauty all were *wrapt*
In unessential Gloom.

Einige, sehr dazu schickliche Stellen, sind metrisch übersetzt; und so auch der ganze treffliche Hymnus an Gott, mit welchem Th. sein Gedicht beschließt, und dessen Uebersetzung dem Verf. überaus gut gelungen ist. Am wenigsten ist jedoch wohl der letzte Vers:

Come then, expressive Silence, *muse his Praise!*

durch den deutschen erreicht worden:

Komm denn, beredtes Schweigen, sinn' auf Lob!

Dm.

Salomo Geßners Idyllen, mit der Italiänischen Uebersetzung, von Matthäus Procopio, Prof. der Italiänischen Sprache und Litteratur an der herzoglichen hohen Karlsschule. Stuttgard, gedruckt bey den Gebrüdern Mäntler. 1790. Erster Theil. LVII. und 257 S. Zweyter Theil. 286 Seiten, 8.

In der Vorrede des Uebersetzers, die wir mit vielem Vergnügen gelesen haben, wird gesagt, daß Geßner ein Lieblingsschriftsteller der Italiäner, und schon von mehreren, z. B. Bertola, Ceppelli, Soave, und von einer Dame, Caminer Turra, in ihre Sprache, und zwar in Versen, übersetzt worden sey. Er, H. Pr. mache hier den Versuch, ihn in Prosa zu übersetzen; nicht nur, um diesen Autor seinen Landsleuten desto treuer darzustellen, sondern auch, um den Lehrlingen der Italiänischen Sprache dadurch nützlicher zu seyn. Er sagt zugleich Vieles zum Lobe der unsrigen und Geßners, theils nach Bertola, theils aus eignem Gefühl, und macht uns Hoffnung, mehrere deutsche Schriftsteller mit gleichem Fleiße in seine Sprache überzutragen. Wir setzen eine Stelle, nebst H. Schubarts Verdeutschung daraus her, um eine Probe von H. Procopios Styl zu geben:

Questa gloria non rimase fra i confini d'Italia. Anche le nazione straniere nel risorgimento delle lettere andaron — cantando innocenti pastori, pastorelle e selve amene. I Spagnuoli fra celebri poeti buccolici si gloriano d'un Garcilasso, siccome i Francesi d'un Fontanelle, gl' Inglesi d'un Spencer, e d'un Pope, gli Alemanni d'un *Rost* e d'un *Smidt*, ognuno de' quali à le sue bellezze e i suoi nei. Ma — niuno di loro, sia antico, sia moderno, oltremontano od oltremarino, niuno à saputo accoppiare alla purità dello stile, alla semplicità dell' espressioni pastorali que' celesti tratti di virtù che ci rendono cotanto pregiabili gl' idillii del soavissimo Gessner —

„Dieser Ruhm blieb nicht innerhalb Italiens Gränzen. „Auch andere Nazionen — besangen, nach der Wiederher„stellung der Wissenschaften, unschuldige Hirten und Hirtin„nen und anmuthige Wälder. Die Spanier sind stolz auf „ihren Garcilasso; die Franzosen auf ihren Fontenelle; die „Engländer auf ihren Spencer und Pope; die Teutschen auf „ihren Rost und Schmidt; von denen jeder seine Schön„heiten und seine Fehler hat. Aber — keiner weder von den „Alten, noch von den Neuern, weder in Süden noch in Nor„den, wußte mit der Lieblichkeit des Gesangs, mit der Rein„heit des Styls, mit der einfachen Hirtensprache, jene himm„lischen Züge der Tugend zu verbinden, welche die Idyllen des „lieblichen Geßners so schätzbar machen" —

Wir haben vorsätzlich diese Stelle ausgezogen, um zugleich den darin enthaltenen Irrthum zu bemerken, daß wir auf unsern Roſt und Schmidt stolz seyen. Roſt hätte vielleicht unser Lafontaine im Erzählen werden können; aber er kam um ein paar Dezennien zu früh, als Geschmack und Sprache noch bey weitem nicht genug gebildet waren. Schmidt — hat ja wohl durch seine biblischen Idyllen nicht ungerechten Beyfall, selbst bey Ausländern, erhalten: doch ihn den Garcilassos, Spencers und Popen gegenüber stellen wollen, hieße wider richtiges Verhältniß sündigen. —

Wir haben auch die Schubartische Verdeutschung von H. Procopio's Vorrede sehr befriedigend gefunden; wünschten jedoch für Unflätereien S. XIX. ein ander Wort. Der Italiänische Ausdruck: nefande oſcenità ist anständig, indeß die Sache Ekel erregt. Bey dem Deutschen erregt Sache und Ausdruck Ekel.

Was die Italiänische Uebersetzung von Geßners Idyllen an sich betrift, so ist sie, nach dem Maaße unsrer Kenntniß davon zu urtheilen, sehr treu und gut.

Sollten ja hier und dort noch einige Mängel seyn, z. B. in der 4ten Strophe des Liedes an den Wasserfall, und in dem Liede eines Schweizers, so kann man solche in Rücksicht auf das viele Gute, das diese Uebersetzung enthält, leicht übersehen. Und nun auch eine Probe von dieser Uebersetzung selbst, die letzten Worte des Gemähldes aus der Sündfluth: „Muth und Freude stiegen in der Semira verschönertes Gesicht" —

La gioja ed il coraggio ſalivano ſull'abbellito volto di Semira che alzando le palme verſo le procelle diſſe: certo io ſento tutte le gran ſperanze beate. Eſaltate, o labbra, il Signore Verſate, occhi miei, giojoſe lagrime, finche ſarete chiuſi dall' imminente morte. Un cielo pieno di felicità ne aſpetta. Cari congiunti, tutti voi ci precedeſte! Noi vi ſeguiamo e ci rivedrem fra brevi iſtanti, i giuſti ſtanno preſſo il Trono dell'Onnipotente che dal giudizio li à radunati innanzi al ſuo coſpetto. Muggite, o tuoni; gemete o rovine; voi ſiete un inno della ſua giuſtizia. Sommergetene aquoſi moli — Oſſerva Caro! Abbracciami, ecco la morte che ſen viene ſu quell onda nera; abbracciami Semino, non m'abbandonare! Già i flutti mi ſollevano!

— Abbracciati Semira! riscuote il governo, e mi t'abbraccio! Benvenuta, e moglie! eccoci. Lode al Giudice eterno!

Così dicendo abbracciati furon risospinti dall' nasse.

Noch wollen wir etwas vom Aeußern des Buches sagen. Druck und Papier sind schön. Die zwey Titelkupfer und Vignetten machen dem Grabstichel des Künstlers, der sich A. L. d'Argent unterzeichnet hat, Ehre; nur die Figur auf dem Titel des ersten Theils, die die Göttin des Baumes vorstellt, sieht aus, als wenn sie keinen Leib hätte, und widerspricht der Haltung des Bildes. Auch wünschten wir, die Vignetten wären lieber zu Anfang des Textes zu stehen gekommen, weil, so wie es jetzt ist, die Titel mit Zierde überladen sind. Und so schön endlich auch der deutsche Druck ist, so würden lateinische Lettern doch geschmackvoller gewesen seyn. Eine von beiden Sprachen hätte immer kursiv gedruckt werden können.

Ag.

Weder Journal noch Roman. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von S. Grüner, Mitglied der Bühne. Königsberg und Leipzig, in Commission der Hartungschen Buchhandlung. 1789. Erstes und zweytes Heft, mit fortlaufenden Seitenzahlen. 16 Bogen. 8.

Unter dieser etwas sonderbaren Aufschrift, theilt uns Herr Grüner eine Sammlung der verschiedenen Früchte seiner Nebenstunden mit, und gesteht, daß baarer Erwerb ihn hauptsächlich zu ihrer Herausgabe bewogen habe. Wir wollen ihm diesen herzlich gern gönnen; zweifeln aber dabey mit Recht, ob dergleichen lose Speise viel Käufer anlocken werde. Und selbst das Anathema, welches er darüber auszuwirken wünscht, wird es nicht vermögen, weil eben keine feine Zunge dazu gehört, die ganze Zubereitung äußerst mittelmäßig zu finden. Poetische und prosaische Aufsätze wechseln mit einander ab, doch scheinen mir die erstern noch weniger Consistenz, als die letztern zu haben. So manche Beweise ich auch davon geben könnte, so mögen doch folgende hinlänglich seyn. Die Ge-

dichte sind voll von harten Reimen, wie: Hermaphrodit — mit, Verklärung — Erde, Freude — Beute, beglückt — bestritt, Gefühl — still, Seele — Krelle, Güte — Mitte, entnommen — verstummen, Freunde — weinte, Hände — gesehnte, Zierde — Würde u. d. m.

Unmetrische Strophen wie:

Erhebe stracks die Griffel der Satire,
Wenn Vorurtheil das Anathema spricht;
erzittre nie für fixfingrigen Buben
und für Genies, beyleibe nicht!

trifft man häufig an. Unverständliche Ausdrücke kommen oft vor, als:

Trockne deine Thränen aus des Herzens Mitte ꝛc.

Auch fremde Federn erblickt man mitunter, wie S. 205.

Laß deine Kinder gut und bieder
Mit Lächeln durch dies Leben gehn,
Und sinkt die lange Nacht hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn!

welcher Vers wirklich aus Jacobi bekanntem Abschied an Amor abgeschrieben ist, wo es heißt:

O! laß beym Klange süsser Lieder,
Uns lächelnd durch das Leben gehn,
Und sinkt die lange Nacht hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn!

so wie folgende Strophen S. 204.

Ja hätten nur des Armen Lebenstage
Nicht Trennungen: so wär bey aller Klage ꝛc.

aus irgend einem andern bekannten Gedichte entlehnt sind. Auch Sprachfehler findet man hier: so sagt man nicht im Singular, die Weste (Wind), sondern der West, Schellenkätzchen, sondern Schellenkäppchen u. s. w. Die großen Aufsätze zeichnen sich mehr durch einen unnützen Schwall von Worten, als durch Gedanken und Annehmlichkeiten des Styls aus. So ist heißen unter andern Hrn. Gr. Lieblingsausdruck, den er auf einer Seite mehreremale hintereinander anbringt, wie S. 12. Seine Spekulationen hießen ꝛc. Wichner hieß ꝛc.
und

und hieß außer dem Kaufmann ꝛc. er hieß mit Recht ꝛc. Und wie gesucht und unverständlich ist nicht der Ausdruck: ich riß die Spiegelscheibe der Gedankenreihe stärker von einander. Auch schreibt Hr. Gr. Actus I. Scene I., wie hier aus seinem unbedeutenden Vorspiele: der Einsiedler, und anderweitig aus seinem sogenannten Familiengemälde: Prellerey über Prellerey ꝛc. zu ersehen ist. Dies sey also genug über diese Schrift, nur nehme Hr. Gr. noch den wohlgemeinten Rath mit auf den Weg: künftig nicht gleich alles was er niederschreibt dem Publicum mitzutheilen, das dergleichen lose Waare schon viel hat, und sich insbesondere nicht weiter mit dem Dichten abzugeben, wenigstens seine Früchte nicht drucken zu lassen, da er dazu nicht die geringste Anlage zu haben scheint.

Db.

Le Mal: Poëme philosophique en IV. chants. Suivi des Remarques et des Dissertations relatives au sujet, par M. *Salchli.* 1789. 1 Alphab. 9 Bogen. Bern, bey Hortin. gr. 8.

Schon im Jahr 1784. gab der Verf. ein philosophisches Gedicht unter dem Titel Les causes finales et la direction du mal heraus, das auch in unsrer Bibliothek (67 B. 146 S.) angezeigt worden ist. Dieses neuere ist nicht eine bloße neue Ausgabe oder Umarbeitung von jenem, sondern ein ganz verschiedenes Gedicht, das mit jenem weiter nichts, als einen Theil des Plans gemein hat, der hier weiter ausgedehnt ist, und die ganze Lehre vom Uebel umfaßt. Der Zweck des Verf. ist zu zeigen, daß das Uebel, welches in der Einrichtung der Welt unvermeidlich war, vermöge der ihm durch die Vorsehung angewiesenen Richtung zur Vollkommenheit des Ganzen, zum Glück des menschlichen Geschlechts überhaupt und jedes Individuums insbesondere beytrage. Er sucht demnach zu beweisen: erstlich, daß der Plan und endliche, große Zweck der Providenz dahin gehe, alle vernünftige und empfindende Wesen glücklich zu machen: folglich sey auch der Mensch zum Glück bestimmt: zweytens, daß das Uebel das große Mittel sey, dessen sich die Vorsehung bediene, den Menschen zu diesem allgemeinen Ziel zu leiten: der erste Satz wird im ersten, der zweyte in den

dreyen folgenden Gesängen ausgeführt. Der vierte Gesang enthält die Grundsätze der Moral, die aus diesem System fließen, und Ermahnungen, sich immer mehr von diesen wichtigen Wahrheiten zu überzeugen. — Allenthalben findet man den denkenden Kopf, den Mann von Kenntnissen und Belesenheit: sehr selten hingegen zeigt sich der Dichter, und auch dann nur mit geringem Glücke. Die Verse des Verf. haben einen etwas schwerfälligen Gang, sind zwar mit Beywörtern, Anspielungen und Gelehrsamkeit überladen, aber nicht reich an neuen oder auch nur gut dargestellten Bilderschilderungen u. s. w. Die Wendungen, Uebergänge und Verbindungen sind meist prosaisch; und das beständige Reimen auf Epitheten bringt Monotonie hervor, und beweißt des Verf. geringe Fertigkeit in der Kunst der Versification.

Dans nos tems lumineux l'aveugle fanatisme
Ne favorise plus l'horrible despotisme;
Il n'ose rallumer ses flambeaux effrayans?
L'on ne redoute plus ses régards menaçans.

Wir gestehen, daß wir solche Verse, die unter der Last von Beywörtern ängstlich fortschreiten, nicht gut finden können, noch weniger solche gezwungene Metaphern, wie: les feux perséverans d'un zèle actif, qui *combattent* les *brouillards* et l'orage des sens. Fast jeder Zelle sieht man die Mühe an, die sie dem Verf. gekostet hat, und solche Verse gefallen niemals, so gut auch die Gedanken selbst seyn mögen. Leichter, glücklicher — kurz schöner poetischer Ausdruck ist es fast allein, wodurch der didactische Dichter sich den Namen des Dichters verdient, und fehlt ihm jener so muß er auch auf diesen Verzicht thun, sein Verdienst als Denker und Philosoph mag noch so groß seyn. Warum hat Hr. S. nicht lieber in Prose geschrieben? sicherlich würde er weit mehr Leser bekommen haben, als wir ihm nunmehr versprechen können. Rec. wenigstens hat die Anmerkungen, die sehr zahlreich und ausführlich sind, mit ungleich grösserem Vergnügen gelesen, als das sogenannte Gedicht. Diese Anmerk. zeugen von ausgebreiteten Kenntnissen und einer großen Belesenheit in den Werken der alten und neuern Philosophen und Dichter. Auch mit unsern vorzüglichsten Philosophen ist Hr. S. sehr vertraut. Kleine Fehler und Uebereilungen zu rügen fehlt uns der Raum. Bisweilen entschlüpft dem V. ein zu harter, schneidender Ausdruck. z. B. *insensés* Manes. — Sehr gut zeigt der Verf. daß

Gott

Gott nicht den Guten und Frommen durch Wunderwerke aus Gefahren retten könne, ohne der wahren Glückseligkeit des ganzen Menschengeschlechts Eintrag zu thun. S. 295. verspricht er in einem philosophischen Werke viel Dunkelheiten in der Moral und Metaphysik durch die blosse Entwickelung der Begriffe von Harmonie und Collision aufzuhellen. Was der Verf. S. 308. über die vorhandenen Abhandlungen über das Schöne, ihre Mängel und Unzulänglichkeit sagt, ist freylich sehr gegründet; allein das Mittel das er vorschlägt, dem Mangel einer allgemeinen Theorie des Schönen abzuhelfen, dünkt uns ganz unausführbar. Ein Gebäude, das die vornehmsten Philosophen und Literatoren von Europa gemeinschaftlich aufführen sollen! — Viel Scharfsinniges hat die Erläuterung des Satzes: alles ist gut, den der V. mit Recht so erklärt: Tout est bien pour le Tout. Aber freylich ist auch seine Demonstration nicht so bündig und unwiderleglich, wie der V. glaubt. Noch immer bleiben Lücken im Beweise, die sich nicht ausfüllen lassen: noch immer kommen Behauptungen vor, die freylich sehr wahrscheinlich sind, deren Wahrheit man aber nie mit gehöriger Schärfe beweisen wird. — S. 355 — 386. sucht der Verf. mit einem grossen Aufwand von Gelehrsamkeit darzuthun, daß der Glaube an einen einzigen Gott zu allen Zeiten und unter allen Nationen, Secten u. s. w. statt gefunden: daß man alle Gottheiten, die man verehrt, dem höchsten Wesen untergeordnet geglaubt, und blos als bildliche Vorstellungen gewisser Attribute desselben, und gewisser Wirkungen der Vorsehung betrachtet habe; offenbar aber folgert der Verf. aus den Einsichten einzelner aufgeklärter Menschen zu viel auf den grossen Haufen ihrer Zeitgenossen. — Die toleranten Gesinnungen, die er S. 492. äussert, machen ihm als einem Geistlichen sehr viel Ehre. Wie schön und wahr sind folgende Worte: Si des Payens ou des Mohametans ont fait tous les efforts possibles pour se perfectionner; s'ils ont observé la loi de la charité, imprimée dans leur conscience, ils ont suivi la loi du christianisme, ils seront participans d'une gloire céleste, et on peut les regardes comme *membres de l'Eglise!*

Salomon Geßners episches Schäfergedicht, der erste Schiffer, in Verse gebracht von Karl Wilhelm Ramler.

Ramler. Berlin, 1789. im Verlage der K. P. Kunst- und Buchhandlung. 112 S. in 8.

Die Stimmen der Liebhaber der Poesie über den Werth der Ramlerischen Versificirung der Geßnerischen Schriften und die Zulässigkeit dieses Unternehmens überhaupt, sind sehr getheilt. Einige, doch nur der geringere Theil, erhebt sie sehr, und zieht sie wohl gar den Originalen vor: der größere Theil aber ist dawider. Geßner selbst, wie wir aus der Lobrede seines italiänischen Uebersetzers des A. Bertola erfahren, war gar nicht damit zufrieden. „Er wunderte sich — das sind seine „eignen Worte — desto mehr darüber, da er seine Gedichte „selbst, obgleich unter dem Anschein von ungebundener Rede, „in wirkliche Verse gebracht habe." Wäre dem so, so wäre zugleich der Streitpunct entschieden, wenigstens fiel ein Grund mehr weg, womit man R. Eingriff in fremdes Eigenthum vertheidigt hat. Allein ganz ist dem wohl nicht so. Rec. gesteht es offenherzig, er ist nicht der Meynung derjenigen, die die Geßnerische Prosa für die vollkommenste poetische Prosa halten. Sie hat nicht selten einen für die Prosa allzuüppigen Numerus. Es ist zum Theil wahr, was G. sagte; man kann oft acht, zehn und mehr Zeilen wie freye Verse, jambisch oder trochäisch, lesen; plötzlich aber fühlt sich die Zunge wieder aufgehalten, und es folgen wieder eine oder mehrere Zeilen, in denen man auch nicht die mindeste Spur von Metrum, oder auch nur einen lebhaften Rhythmus entdecken kann. Ja, bisweilen wechseln diese metrischen und ametrischen Zeilen so oft und so schnell, daß die richtige Declamation sehr mühsam, und auf das Ohr ein unangenehmer Eindruck hervorgebracht wird. Es wäre also freylich sehr zu wünschen gewesen, G. hätte seiner Sprache in dieser Rücksicht mehr Gleichheit gegeben, entweder durchgängig oder nie ein wahres Sylbenmaaß beobachtet. Das aber ist nicht geschehen, und sollen wir nun wünschen, daß ein anderer diese Gleichförmigkeit in seine Sprache hineinbrächte? warum nicht, wenn diese Operation ganz ohne Nachtheil des Eigenthümlichen und mit Beybehaltung aller auch der kleinsten Schönheiten vorgenommen werden könnte? Ist das aber möglich? Hr. R. selbst wird es nicht behaupten wollen. Was auf der einen Seite durch das bestimmtere Sylbenmaaß an Wohlklang und Lebhaftigkeit gewonnen wird, geht von der andern durch Zerstörung kleiner

Nhanzen, Weglassung oder Zusetzung einzelner Wörter, gesuchtere Wortfügung und dergl. die das Sylbenmaaß nothwendig macht, wieder verloren, und muß verloren gehen, wenn nämlich ein anderer, als der ursprüngliche Verfasser sich der Umformung unterzieht: und bisweilen, wie wir Beyspiele haben, mislingt sie auch diesem.

Dadurch aber wollen wir der Arbeit des Hrn. R. keinesweges ihren Werth abgesprochen haben. Wir haben sie, und namentlich das hier angezeigte Gedicht nicht ohne Vergnügen gelesen. Der Himmel bewahre nur Hrn. R. und das Publikum für Nachahmern! Der Hauptnutzen einer solchen Arbeit ist der, den junge Dichter und überhaupt Leute, die ihren Geschmack bilden, und etwas tiefer in die Geheimnisse des Versbaues eindringen wollen, durch die Vergleichung mit dem Original schöpfen können: soll sie aber diesen Nutzen wirklich gewähren, so darf sie auch kein Mann unternehmen, der weniger vortrefflicher Versificateur ist, und weniger Gefühl und Geschmack besitzt, als Ramler.

So sehr wir, wie man sieht, geneigt sind, dem vortrefflichen Manne Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und seinen Bemühungen das verdiente Lob zu ertheilen, so können wir doch von der andern Seite nicht bergen, wie wir nicht wünschen, daß Hr. R. in dieser Arbeit fortfahren möge. Zu dem erwähnten Endzweck sind die gelieferten Proben vollkommen hinreichend, und Herr R könnte fast durch jede andere Arbeit ausgebreitetern Nutzen stiften, und dafür allgemeinern Beyfall erndten.

Um aber unser Urtheil nicht ohne allen Beweis zu lassen, geben wir einige Beyspiele solcher Stellen, wo das Original, unsers Bedünkens nach, unter Hrn. R. Händen gewonnen hat. Dieß ist meistens der Fall in Beschreibungen und Schilderungen: das Gegentheil hingegen häufig im Dialog, dem sich der deutsche Hexameter, auch noch so gut gemacht, immer nicht genug anschmiegen will. S. 11.

Rings um die Insel
Hatte sie fruchtbare Bäum' in gedoppelter Reihe gepflanzet,
Und erging sich einsam in ihren aufkeimenden Schatten;
Schön wie die Meergeborne Göttinn in Paphos einherging.

Voll

Voll Erfindsamkeit hatte sie sich im Felsen am Ufer
Eine Höhle mit Muscheln geschmückt, die die spielenden Wellen
An das Ufer warfen, befestigte sie an den Wänden,
Mannichfaltig nach Farb' und Gestalt geordnet: die größte
Unter allen empfing mit anmuthsvollem Geplätscher
Ein vom hohen Gewölb' in hellen Tropfen herunter
Fallendes Wasser, und vor dem Eingang flatterte Gerauchwerk
Von Jasmin und Geißblatt empor. —

Dieß ist eine von den Stellen, in denen das bestimmtere Sylbenmaaß sehr glückliche Wirkung thut. Nur vermissen wir ungern Geßners Bemerkung: „Denn die Einsamkeit ist phantasienreich.“ Eben dadurch wird die Poesie vorzüglich lehrreich und anziehend, daß sie nicht bloß Handlungen schildert, sondern auch die Quellen und Veranlassungen dazu aufdeckt. Wie viel giebt uns nicht die einzige Zeile von G. zu denken, und wie kalt und prosaisch ist dagegen das Ramlerische Voll Erfindsamkeit! — Bisweilen ist schon dadurch der Eindruck einer Stelle ungemein verstärkt worden, daß die Glieder eines Gedanken, die Züge einer Schilderung in eine andere und zweckmäßigere Ordnung und Folge gestellt sind; z. B. der Beschluß des Gedichts lautet bey G. also: „Ihre Enkel verbesserten die Kunst, das Meer zu beschiffen. Am Ufer der Insel bauten sie eine volkreiche Stadt, und hießen sie Cythera; „hohe Thürme und Tempel warfen ihren Schimmer weit in „das laconische Meer; der schönste von allen war der Liebe geheiligt, mit gedoppeltem Cirkel von hohen Säulen umgeben; Glück und Ueberfluß wohnten in ihren Mauern, und „die reichbeladene Schiffe des Oceans sammelten sich in ihrem „sichern Hafen.“ Ramler giebt dieß so:

Ihre Kindeskinder verbesserten bald die gefundne
Kunst das Meer zu beschiffen, und bauten am Ufer der Insel
Eine Stadt, und gaben der Stadt den Namen Cythera.
Glück und Ueberfluß wohnten in ihren Mauren; in ihrem
Sichern Hafen landeten reichbeladene Schiffe;

[illegible] ausgeschmückt mit hohen Thürmen und Tempeln,
Und der schönste von allen mit einem gedoppelten Giebel
Marmorner Säulen umgeben, war der Liebe geheiligt.

Es fällt in die Augen, wie weit zweckmäßiger hier die einzelnen Züge geordnet, wie viel bedeutender der aufs Ende versparte Umstand des der Liebe geweihten Tempels, und wie viel runder und passender der Schluß überhaupt worden ist. Stellen, die ohnerachtet des Sylbenmaaßes an Lebhaftigkeit, Wohlklang u. s. w. eingebüßt haben, besonders anzuführen, ist desto unnöthiger, da selbst in den ausgezeichneten Versen kleine Proben davon vorkommen. So wie wir überhaupt sagen müssen, daß Hr. R. sich jetzt etwas zu viel Freyheiten im Versbau erlaubt, und ihn nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt bearbeitet. Unter zehn Versen hat oft kaum Einer den Abschnitt, viele lassen sich auf eine doppelte Art scandiren, und oft wird das Ohr durch offenbaren Sylbenzwang beleidigt. Der Anhang enthält Schäfergedichte von Geßner in lyrische Sylbenmaaße gebracht, in welcher Form einige bereits in der lyrischen Blumenlese stehen.

Nw.

Musarion. Eine Quartalschrift für Frauenzimmer. Herausgegeben von A. W. Schreiber und G. F. Schneidler. Erstes Quartal. 1789. Frankfurt, bey Fleischer. 176 S. 8vo.

Der Inhalt des ersten Stücks dieser neuen Zeitschrift ist folgender: I. Vorlesungen über und für das Frauenzimmer. Wenig mit vielen Worten gesagt. Woher kömmt es nun, daß die meisten Schriftsteller, welche für das schöne Geschlecht schreiben, so freygebig mit ihren Worten und so karg mit ihren Gedanken sind? Halten sie dieses für nothwendig? Wir haben eine beßre Meynung von dem weiblichen Geschlecht und seinem Verstand. Sie verlangen Reichthum in Gedanken; eine gedrängte aber deutliche Sprache; denn sie haben weit geschwinder Langeweile als wir Männer,

und

und mit vielen Worten verscheucht man die Langeweile nicht. Schwerlich dürften sie auch einen Moralisten gerne hören, der ihnen immer mit dürren Worten vorsagt, daß die Männer bestimmt sind, über die Weiber zu herrschen. II. Sophie, eine wahre Geschichte von Fr. Schulz. Eine treffliche Warnung für unbedachtsame, undelikate Ehemänner, in des Verfassers bekannter Manier erzählt. III. Briefe an Fiekchen. Die Briefe sind wohl nur geschrieben, um das Reisejournal anzubringen, das — für ein Frauenzimmer verfertigt ist. Uebrigens sind diese Briefe größtentheils recht artig und leicht geschrieben, aber hin und wieder so leichtsinnig und frey, daß wir nicht recht begreifen, wie sie in den Plan der Herausgeber passen. IV. Das Mädchen im Frühling. Der Titel paßt nicht zum Gedicht, das übrigens herzlich mittelmäßig ist. V. Allmosenverwaltungen durch Damen in Frankreich. Schöne Beyspiele zur Nachahmung. VI. Lenkon, eine griechische Erzählung. Griechisch ist diese Erzählung nun wohl eben so wenig als unterhaltend. Sie ist nicht einmal moralisch. Ein Mädchen liebt einen jungen Menschen, man weiß nicht, warum; läuft ihrer Mutter davon, da sie verheyrathet werden soll, und kömmt mit ihrem Liebhaber zu einem Greis, der nun gerade eben ein paar Kinder nöthig hat, und sie ernährt. — Was sollen doch die Frauenzimmer aus solchen Erzählungen lernen? VII. Laura de Sades. Eine poetische, gut geschriebne Lebensbeschreibung der berühmten Geliebte Petrarchs. VIII. Fabeln. Die ziemlich mittelmäßig sind. Das letzte ist keine Fabel, sondern ein Idyll. — Schließlich möchten wir den Herausgebern eine noch strengere Auswahl in ihren Aufsätzen anrathen. Sie haben ganz recht; Frauenzimmer müssen wenig und weniges lesen; aber dieses Wenige muß vortrefflich seyn.

Fk.

Theater.

Theater.

Der Schleier, eine Operette in drey Aufzügen, von C. A. Vulpius. In Musik gesetzt von W. E. Wolf, Herzogl. Sächs. Weimarischen Kapellmeister. Baireuth und Leipzig, bey Lübecks Erben. 1789. 7 Bogen, 8.

Dies Stück ist, wie so manche von des Herrn Vulpius Arbeiten, unbedeutend, flüchtig hingeworfen, ohne Zweck, ein leeres Mährchen, mit einem wenig Feerey aufgestutzt — Nachahmung aus unzähligen Rittergeschichten und Singespielen dieser Art; außer den Zwergen, die gelehrten Anmerkungen, Anspielungen auf den Zustand unsrer Litteratur machen, tritt hier keine einzige Person auf, die nicht, wie zwey Tropfen Wassers entweder dem seligen Hüon, oder Scherasmin, oder Ali, oder einer Amande, Fatme und wie diese Wesen alle heissen, gleichsähen, — lauter Nachahmung, bis auf die Knittelverse noch, welche sie absingen, die ganz dem Herrn Vulpius gehören.

Das Gespenst, ein Lustspiel in zwey Aufzügen. Offenbach, bey Weiß und Brede. 1789. 3½ Bogen, 8.

Ein Gespenst, kömmt des Nachts vor das Bette eines alten Mannes, der sehr erschrickt, und seine Tochter demjenigen von ihren beyden Freyern zum Weibe verspricht, der das Gespenst bannen würde. Der begünstigte Liebhaber unternimmt das Wagestück, und entdeckt, daß das Gespenst die Braut selbst ist, welche des Nachts im Schlafe umherwandelt. Das ist die kahle Intrigue, eben so schlecht ausgeführt, als ausgedacht.

Hg.

Arthello oder der Hofnarr, ein Originallustspiel in drey Aufzügen, von dem Hofrath von Eckartshausen. München, bey Lentner. 1789. 5 Bog. 8.

Der Hr. Hofrath gehört in die Classe unsrer Vielschreiber. Am Ende dieses Stücks ist ein Verzeichniß von vierzehn seiner Werke angehängt, die in demselben Verlage erschienen sind, und — das heißt viel gesagt, — unter diesen ist vielleicht das vorliegende Lustspiel das schlechteste von allen. Es soll wohl gar in Shakespeares Manier geschrieben seyn, ist aber wahrlich ein ganz klägliches Product. Der Monolog des Königs im ersten Auftritte des dritten Aufzugs ist wörtlich aus Emilia Galotti abgeschrieben. Von Plan und Bearbeitung würde jedes Wort zu viel gesagt seyn, aber einen kleinen obgleich noch unverständlichen Index von Provinzialismen und Barbarismen, die hier vorkommen, wollen wir doch beyfügen: „Der Mann hat eine Haut, wie ein Pecker“ (vermuthlich Päcker von packen;) Pratze statt Tatze, (wie ein Bär;) Pfotte statt Pfote; schnoppern; bissen statt p — — . —; beyläufig, in falschem Sinne gebraucht, statt ohngefehr; Ihr habt mich gemangelt; statt vermißt; trägt Ihr (der Imperativus) statt traget, eben so läßt, statt lasset; ich nim, statt ich nehme, schliefst statt schlüpfst; distinquiren, statt distinguiren, Gott gieb Euch, statt gebe; Unkösten, statt Unkosten; gewunschen, statt gewünscht; Liberey, statt Livree; Sack, statt Tasche; etwelche, statt einige u. dergl. m.

Hüon und Amande, ein romantisches Singspiel in fünf Aufzügen nach Wielands Oberon; von Friederike Sophie Seyler. Flensburg, bey Korten. 1789. 6½ Bogen in 8.

Es hat kürzlich der Dänische Dichter Herr Baggesen dasselbe Sujet bey einer großen Oper zum Grunde gelegt, zu welcher Herr Kunze die Music gesetzt, und die in Coppenhagen viel Sensation gemacht hat. Herr Baggesen läßt die Handlung, wenn Rec. nicht irrt, von Hüons Ankunft bey dem Hofe des Sultans angehn, und die vorigen Schicksale seines Paars auf

schickliche Art erzählen. Mad. Seyler hingegen wählt zum Eingange den Zeitpunct, als Hüon den alten Scherasmin in seiner Wildniß antrifft. Jene Art der Bearbeitung giebt Stoff, manche interessante Scenen fleißiger auszumalen; diese hingegen hat den Vortheil, der Handlung einen raschern Gang zu verschaffen, macht es aber dagegen nothwendig, einige sehr schöne Situationen, wo die Musik die Größe ihrer Zauberkraft zeigen könnte, gänzlich zu übergehen, oder nur flüchtig darüber wegzueilen. Bey einer Oper dünkt uns doch jene Manier vorzüglich. Uebrigens hat Madam Seyler, wie es bey ihren großen theatralischen Kenntnissen nicht anders zu erwarten war, was sich nicht gut auf die Bühne bringen ließ, mit Ueberlegung entfernt. So läßt sie z. B. Babekan nicht tödten, sondern fliehn, und den Sultan mit dem Kopfe hinter den Tisch fallen, als die Operation des Zahnausreißens mit ihm vorgenommen werden soll. Immer aber scheint dem Rec. hier die Vermischung des Comischen und Tragischen, die theils durch das Walzen und Springen nach dem Horn in den rührendsten Augenblicken, theils durch die spaßhaften Ausdrücke einzelner Personen entsteht, die Wirkung des Ganzen zu hindern. Es sind auch der Lieder zu wenig. Die Stellen, wo Recitative mit obligater Begleitung, Terzette, Quartetten und Finalen den besten Effect machen und dem Componisten Gelegenheit geben müssen, seine ganze Kunst zu zeigen, sind mit Dialog ausgefüllt, und die Poesie mancher Arien ist durch gehäufte Mitlauter ein wenig rauh geworden.

Die Ränke, oder List über List; ein Lustspiel des Herrn Dumaniant, in drey Aufzügen. Aus dem Französischen von J. H. Malherbe. Freyberg, in der Crazischen Buchhandlung. 1790. 6 Bogen, 8.

Das Stück selbst ist ein mittelmäßig unterhaltendes Intriguenstück, nach gemeinem französischen Schnitte, und hätte ohne Verlust für unsre Bühne, unübersetzt bleiben können; allein nun vollends so schülerhaft, so deutschfranzösisch übersetzt, als es hier erscheint, hätte es wenigstens nicht gedruckt werden sollen. Solcher Fehler, als: „er würde sie Ihnen „kennen lernen;" und: „Lassen Sie das väterliche Einge-

„welche (entrailles) sich in Ihrem Körper umkehren!" — solcher Stellen trifft man eine Menge an; allein man höre nur folgende Periode: „das Glück bietet sich, zum Teufel, dar, „o! lassen Sie uns es fest halten. Dieses Frauenzimmer ist „ohne dies fliehend; wer die Gunst zu genießen aufschiebt, steht „in Gefahr sie nie wieder zu finden."

Vernunft und Vorurtheil; ein Gemälde aus den Begebenheiten des itztlebenden Teutschlands, von J. A. Halbe. Prag, bey Diesbach. 1789. 6 Bogen. 8.

Die Absicht, den Glauben an Geistermährchen und dergleichen Fratzen zu bekämpfen, ist immer gut genug, und würde leider! auch noch in unserer Zeit nicht unnütz seyn, auf dem Theater diese Thorheit lächerlich zu machen. Aber dem Verfasser dieses Stücks ist es mit der Ausführung nicht ganz geglückt. Obgleich der Dialog nicht übel ist, und hie und da auch ein nicht unfeiner Witz glänzt; so sind doch dagegen manche Farben wieder zu dick aufgetragen; die Charactere verzeichnet, und die ganze Intrigue ohne Ueberlegung angelegt und durchgeführt.

Gianetta San Fiorenzo; ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Flensburg, bey Korten. 1789. 7½ Bogen. 8.

Das Werk eines Frauenzimmers, und folglich für einen Recensenten von feiner Lebensart, ein Gegenstand nachsichtsvoller Schonung. Wir wollen also davon schweigen; daß die Fabel des Stücks im Ganzen keinen großen poetischen Werth hat, daß uns weder Neuheit in der Art der Darstellung, noch Stärke in Entwicklung der Charactere überrascht, und daß die Personen wie in einer magischen Laterne, nur immer hin- und herlaufen, ohne daß dadurch der eigentliche Gang der Handlung lebhafter wird.

Ferdi-

Ferdinand und Elise, oder Rückkehr von der Schwärmerey zur Vernunft; ein Schauspiel in vier Aufzügen, von F. C. Braun. Heidelberg, bey Pfähler. 1789. 10½ Bogen. 8.

Eine höchst jämmerliche Schülerarbeit; ein Stück, in welchem alle Charactere von der Hauptperson, dem Herrn Baron (welcher Regierungs-Secretair ist) an, bis auf den Juden Maier unnatürliche Carricaturen sind. Die ganze Erfindung, Bearbeitung und Ausführung verrathen einen mit Menschen, Welt, Kunst und Geschmacke gleich unbekannten Verfasser.

Ji.

Schöne Künste.

Das römische Carneval. Berlin, gedruckt bey Unger. Weimar und Gotha, in Commission bey Ettinger, 1789. gr. 4. 69 Seiten Text und 20 illuminirte Kupfertafeln.

Eins der prächtigsten Werke die neuerlich in Deutschland erschienen, auf geglättetes Schweizerpapier, und mit Didotschen Lettern gedruckt. Die Kupfer sind eben so schön illuminirt als mit Geschmack, in leichten Umrissen, von einem geschickten Künstler in Rom, gezeichnet. Die letztern sechs Tafeln stellen römische oder griechische Redouten-Masken vor. Der Schauplatz des römischen Carnevals ist der Corso, eine 3500 Schritte lange, aber etwas zu schmale Strasse, die ganz einer Gallerie gleich sieht, da sie ordentlich tapezirt und möblirt ist. Die Zeit der hier beschriebenen Hauptauftritte sind die letztern 8 Tage des generellen Carnevals, und in solcher wird alles geduldet, nur Schläge und Messerstiche nicht. Eine der auffallendsten charakteristischen Volkssitten dabey ist wohl das Lichterauslöschen und scherzhafte Pereatrufen. Auch der Sohn ruft seinem Vater das amazzato sia — zu. Im Jahre

 1790

1790 ist diese Spaßscene verboten worden. Uebrigens sollten in einem so prächtigen Werke eigentlich gar keine Druckfehler seyn, und doch sind deren einige sogar in den Citaten der Kupfer.

Die Beschreibung des Karnevals verräth die Meisterhand. Gefällig, natürlich, darstellend. Man glaubt gegenwärtig zu seyn, und mit auf dem Corso herumzuziehen. Die angehängte Moralisation auf den zwo letzten Seiten hätten wir nicht erwartet. —

Ueber die Composition in Philip(p) Wouwermanns Gemälden, zum Unterrichte für Liebhaber der Malerey. Leipzig, bey Böhme, 1789. 3½ B. 8.

Diese wenigen Bogen haben uns viel Vergnügen gemacht, und die Methode des Verf. Hrn. Kämmerers in Rudolstadt, Kupferstiche nach berühmten Gemählden zu zergliedern, und ihre Schönheiten zu zeigen, muß für Liebhaber oder Kunstlehrlinge sehr lehrreich seyn. Die Schreibart ist schön und faßlich. Aber größer oder wenigstens deutlicher sollten die Kupfer seyn, als die beygedruckten Vignetten. Denn im Ernste sehen wir Manches, was auf dem Kupfer stehen soll, eben so wenig auf demselben, als die apokalyptischen Figuren auf Liskovs gefrohrner Fensterscheibe.

Bibliothek für Mahler, Zeichner, Bildhauer und Liebhaber der schönen Künste. In freundschaftlichen Briefen vorgelegt von Carl Lang, Kanzley-Advokat zu Heilbronn — Erlangen, bey Walther, 1789. 12 Bogen, 8.

Hr. L. will in einigen Heften, wie der gegenwärtige, dem Künstler und Liebhaber eine auserlesene Bibliothek für sein Fach bekannt machen, und aus jedem Buche einen mit seinen eignen Reflexionen durchwebten Auszug liefern. Dieser erste Heft enthält folgende Bücher:

Untersuchungen des Schönen in der Mahlerey — von Webb. Zürch, 1771.

Gedan-

Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerey, (von Mengs.) Ebendas. 1775.

Betrachtungen über die Mahlerey, (von Hagedorn.) Leipz. 1762. 2 Th.

Junkers Grundsätze der Mahlerey. Zürch, 1775.

Ueber die Horen und Grazien. Jena, 1787.

Der Auszug der Hagedornischen Betrachtungen ist in diesem Hefte noch nicht geendigt. Der letzte soll ein räsonnirendes Verzeichniß der Künstler enthalten. Die Anzahl der Hefte hat der Verfasser noch nicht bestimmt. Wir hoffen, daß er seinen Zweck, Kunst und Geschmack durch diese Arbeit zu befördern, erreichen wird, da er mit Kenntniß und Gefühl schreibt.

Taschenbuch für Mahler und Zeichner in Rücksicht auf Farbebereitungen, von Carl Gottlob Rüger, der bildenden Künste und Chymie Beflissenen; Miniaturmahler bey der Porzellanfabrik zu Gera. Gera, bey Rothe, 1789. 3 Bogen. 8.

Man erwartet von diesem Titel etwas mehr, als diese wenige Bogen leisten können, auch sind nur mechanische Farbebereitungen zu verstehen. Doch kann man immer einiges daraus lernen, und der Styl ist recht gut. Bey der Lauge mit Arsenik S. 38. versteht sichs, behutsam zu seyn, oder den Prozeß einem geübten Chymisten zu überlassen. An das Eleodorische Wachs S. 45. haben wir schwachen Glauben, wir wissen zuverläßig, daß Gemählde damit verdorben worden sind. Wir erinnern uns von einem neuerlich erfundenen bessern Mittel zu jenem Zwecke gelesen zu haben, können uns aber freilich nicht auf der Stelle besinnen wo? In Definizionen scheint der Verf. nicht glücklich: denn nach S. 9 und 10. heißt auflösen — auflösen, und niederschlagen — niederschlagen.

Ag.

Romane.

Bibliothek der Romane. Funfzehnter Band. Riga, bey Hartknoch. 1788. 278 S. 8. Sechzehnter Band. 1789. 309 S. in 8.

Diese Bibliothek erhält sich unseres Bedünkens immer in gleichem Werthe ohne zu steigen oder zu sinken, und bleibt bis itzt ein angenehmes Geschenk für die Lesewelt. Der 15te Band enthält statt der Ritterromane einige Begebenheiten aus dem wahren, nicht romanhaften Leben Rolands, die der Recens. mit vielem Vergnügen las; und unter der Rubrik: Volksromane, einige gutgewählte Erzählungen aus der Sultaninn von Persien. Ferner wird hier der Beschluß des im 12ten Bande abgebrochnen Auszugs aus dem Paysan perverti des Hrn. Retif de la Bretonne geliefert, welcher eher eine abgekürzte Verdeutschung heißen könnte, und dem ungenannten Uebersetzer um so viel mehr Ehre macht, da Retif gewiß nicht unter die leichten Schriftsteller gehöret. Wir haben verschiedne Briefe sorgfältig mit dem Original verglichen, und gefunden, daß der Dolmetscher Französisch versteht und die deutsche Sprache in seiner Gewalt hat, zween Lobsprüche, die wir denen Herren welche vormals die Contemporaines und das Vie de mon Père exponirten, schlechterdings nicht ertheilen können. Unter den kleinen Geschichten ist der Pantoffel nur wegen der Folgen merkwürdig, und zur Umarbeitung der Banise, von welcher hier eine Probe geliefert wird, möchten wir den Herren Sch—cht nicht aufmuntern. Rec. kann sich von dem wahren Nutzen solcher Umarbeitungen nicht überreden lassen, fühlet aber das Nachtheilige derselben desto stärker. Und, nach der Probe zu urtheilen, dürfte diese Umarbeitung der Banise immer noch sehr tympanitisch bleiben. — In einem Schreiben an den Herausgeber der Bibl. d. R., welches diesem Bande angehängt ist, wird von zwo deutschen Uebersetzungen des Eurialus und Lukretia Aeneae Sylvii, und einigen änderen alten Romanen Nachricht gegeben. Zugleich erbietet sich der Korrespondent zu einem Auszuge aus dem Fortunatus, (der vermuthlich nicht minder willkommen seyn wird,

wird, als die bisher gelieferten Auszüge aus anderen Volksromanen,) und trägt den Wunsch eines Zirkels junger Frauenzimmer vor, daß der Herausgeber etwa unter der Rubrik: Scenische Romane, aus schönen minderbekannten Schauspielen die Fabel derselben als Roman vorlegen möchte. So viel an uns ist, möchten wir die zweckwidrige Realisirung dieses Einfalles wenigstens so lange verbitten, als es dem Hrn. Reichard nicht an guten Materialien zu einer eigentlichen Bibliothek der Romane gebricht. Die wenigen schönen Schauspiele gehören doch wohl größtentheils nur bey einer solchen Klasse von Lesern, für die sichs kaum der Mühe zu schreiben belohnt, unter die minder bekannten. Vielleicht lief aber bey diesem Einfalle ein kleiner Mißverstand mit unter, und gieng eigentlich der Wunsch dahin, manchen merkwürdigen dramatischen Character romantisch zu bearbeiten, seine erste Bildung zu entwickeln, und zu zeigen wie der Mann das ward, was er im Drama ist? — Doch auch das gehöret mehr zu den Privatvorübungen des künftigen Romanendichters, und Männer, welche dieser Arbeit völlig gewachsen wären, dürften es vielleicht unterhaltender für ihre Leser, und sich selbst angemeßner finden, eigene Gebäude aufzuführen, als einem Fremden ein Fundament unterzulegen.

Der sechszehnte Band beginnet mit dem interessanten Anfang des Ritter Veit, oder Histoire et chronique de Gui d'Hantone etc. par Pierre Desrey, wovon der Beschluß (wir wünschen, im nächsten Bande,) folgen wird. Darauf folget der bekannte Finkenritter, welchen der Einsender zu den Ritterromanen zählet, der Herausgeber aber in die Klasse der Spottromane, einer Modelectüre unseres Vaterlandes zur Zeit des 30jährigen Krieges, setzet, und der im Grunde nichts anders ist, als eine ziemlich schaale Nachahmung des Gargantua. In dem Fache der ausländischen Romane liefert Hr. Reichard eine schöne und rührende, aber etwas nachläßig übersetzte Erzählung aus den in Deutschland nicht hinlänglich bekannt gewordenen Etudes de la nature des Hrn. von St. Pierre: Die Familie auf Isle de France; und im Fache der kleinen Geschichten das Körbchen, ein ächtarabisches Mährchen aus dem Nachlasse des Grafen Caylus, welches den Liebhabern arabischer Dichtungen so willkommen seyn wird, als es dem Rec. war, der sich unverhohlen für einen Freund der morgenländischen Romantik bekennet. Am Schlusse klagt

Hr. N. daß es unangenehm sey, von manchen Recens. sich Druckfehler als Sprachfehler vorrücken lassen zu müssen, und giebt ein langes Erratenverzeichniß, welches die Druckfehler von S. 85 bis 207. berichtiget. Unseres Wissens ist ihm von der allg. d. Bibl. keine Veranlassung gegeben über Mangel an Nachsicht zu klagen, und der Verf. dieser Anzeige weiß nicht, welche Recensenten Hr. N. aufs Korn fasset, mithin nimmt er keinen seiner Collegen, sondern die gerechte Sache der Kritik in Schuz, wenn er aus etlichen hundert Stellen ein paar Duzend, so wie sie ihm vorkommen, auszeichnet, die im Erratenregister nicht angeführet sind. S. 88. Trüppelchen von Bäumen; 89. zweyer (zwoer) Familien; 97. zwey (zwo) Meyereyen; 99. zwey Mütter; 89. wem (wen) kümmert; ebend: das Schicksal von ein paar (einiger) Personen; 97: sie wartete das Vieh (des Viehes); ebend: den Ueberschuß, was nicht viel sagen wollte; 98: er wurde sie (ihrer) gewahr; 106: sie erfuhr, daß er ihr einen Brief mitbrächte (mitbringe); 111: sie hatte das Frühstück hintergeschluckt; 92: der ihr (sie) versicherte; 115: Paul versicherte ihr; 116: glitscherig (schlüpfrig); ebend. Gott! was (welcher Gefahr) habe ich dich ausgesetzt; 119: für Freuden (vor Freude) weinen; 123: halbtodt für (vor) Hunger; 121: an ein (einen) Kloz; 124; verbreitet seinen Duft in der (die) Ferne; 126: der Pfad kommunicivet (ist verbunden) mit dem Mittelpunkt; 115: den Berg passiren (über den Berg) müssen; 127: der leztere Einklang des Lichts und Schattens, u. a. m. — Wenn das lauter Druckfehler sind, so ist es doch sonderbar, daß sie alle mit einander entweder Sprachfehlern, Provincialismen, und brillant seynsollendem Nonsense, oder französischen Wörtern so ähnlich sehen! Noch sonderbarer, daß dergleichen durchgehends am häufigsten in denen Aufsätzen vorkömmt, die mit N—d bezeichnet sind! Und am sonderbarsten, daß sie der Aufmerksamkeit desselben bey Verfertigung des Verzeichnisses entgehen konnten! In alle Wege verdienen die Recensenten Entschuldigung. — Schon bey der Anzeige der nächstvorhergehenden Bände, in denen uns manches Druckfehlerchen dieser Art vorkam, z. B. braune, für brikt, beyläufig, für ungefähr, die Wankelmuth, lieb bekommen, (gewonnen,) Wie leid thut ihr mir, (wie bedauere ich euch,) Ein Strom, den Widerstand anschwillt, (statt des Aktivi: anschwellet,) u. a. m. — schon damals geriethen auch wir in Versuchung,

diese

diese häßlichen Sphalmata für Verstöße wider die Sprachlehre anzusehen, und wissen es dem Herrn Herausgeber Dank, daß er uns aus dem Traume hilft; bitten ihn aber, seinem Korrektor fürs Künftige etwas mehr Genauigkeit zu empfehlen, die sich auch bis auf die Interpunktion obgedachter Aufsätze erstrecken kann, indem gerade diese mit Unterscheidungszeichen so seltsam überladen sind, daß man einige Stellen zweymal lesen muß um den Sinn zu fassen.

Nm.

Heinrich Stillings häusliches Leben, eine wahrhafte Geschichte. Berlin und Leipzig, 1789. bey Rottmann. 275 Seiten, 8. Mit Stillings Bildnisse.

Stilling hebt hier den Faden wieder auf, wo er ihn am Ende seiner Wanderschaft hatte fallen lassen, und theilt nunmehr die Geschichte seines häuslichen Lebens mit. Er hat jetzt eine Frau, aber dabey ein leeres Haus, und eine Kasse von — fünf Reichsthalern. Seine alten Freunde, die Pietisten, wurden sehr kalt gegen ihn, verunglimpften ihn sogar, „denn er trug jetzt eine Perucke mit einem Haarbeutel, dazu hatte er auch Hand- und Halskrause am Hemde, und war also ein vornehmer, weltförmiger Mann worden." Die Praxis trug ihm zwar etwas ein, doch nicht so viel, daß er davon hätte auskommen und Schulden vermeiden können. Seine Frau war häufig krank, die böse Welt unterließ auch nicht ihn zu necken — so schrie man ihn einmal für wahnsinnig aus — seine Vorgesetzten drückten ihn auch, so daß er fast immer mit Kummer und Sorgen zu ringen hatte. Er legte sich dabey aufs Ocul[i]ren; was aber auch seine Umstände nicht sonderlich verbesserte, da ihm nur die Kuren an armen Leuten geriethen, bey Reichen immer misglückten. Endlich erhielt er einen Ruf als Prof. der Landwirthschaft auf die Cameral-Academie zu K. Auch hier fehlte es ihm nicht an Feinden und Verfolgern. Seine Schulden hatten eher zu, als abgenommen, dazu kam, daß seine Gattinn gefährlich krank wurde und starb. So sehr ihn dieser Unfall erschütterte, so faßte er sich nach seiner Gewohnheit bald wieder, und nach neun Monathen gieng er mit einem andern Engel zu Bette. Diese

brachte seine zerrütteten häuslichen Umstände in die beste Ordnung, und machte ihn ganz glücklich. Einige Zeit darauf erhielt er einen vortheilhaften Ruf nach Marburg, den er mit Freuden annahm, und da lebt er jetzt noch, wie er versichert, glücklich und zufrieden.

Die Manier, in der diese ganz alltäglichen Begebenheiten und Vorfälle erzählt werden, kennen die Leser bereits aus Stillings Jugendgeschichte, seinen Jünglingsjahren und seiner Wanderschaft, und sie ist von den damaligen Recens. in dieser Bibl. der Wahrheit gemäß geschildert worden. (S. 36 B. S. 606. und 50 B. S. 204.) Dieser Manier bleibt er auch hier treu. Den Werth einzelner schönen Stellen verkennen wir nicht; im Ganzen aber ist doch der Ton zu gespannt, und die Empfindungen werden meist durch die geringfügigsten Veranlassungen zu einer widernatürlichen Höhe getrieben. Dabey stößt man auf eine Menge unverdauter Gedanken, excentrischer Ideen, und den seltsamsten mystischen Schnickschnack. Widerlich war Rec. der Misbrauch, den der V. mit den Wörtern groß, edel, ehrwürdig u. s. w. treibt: bey jedem Schritte, den St. thut, stößt er auf einen großen Mann: auch steht das ewige Selbstrühmen einem so frommen Manne übel an. So sehr wir von den guten Absichten des V. überzeugt sind, so fürchten wir doch, daß gewisse besondere Meynungen, über die er sich nicht mit der gehörigen Vorsicht ausdrückt, auf schwache Leser einen nachtheiligen Einfluß haben werden. Dahin gehört z. B. das stete Einschärfen einer unbedingten Zuversicht auf die Kraft des Gebets. Wie leicht kann es zum schädlichen Leichtsinn verführen, wenn man der festen Ueberzeugung lebt, die Folgen der Thorheit und Unvorsichtigkeit wegbeten zu können! Daß es St. (seiner Versichrung zufolge) auf diesem Wege immer glückte, beweist nur, daß er Glück hatte, nicht, daß es jedem so wohl werden müsse, wogegen die Erfahrung nur zu laut spricht. Nicht minder verführerisch ist der Wahn einer besondern, sichtbaren Einwirkung der Vorsicht in die Schicksale der Menschen, und die gefährliche Fertigkeit, allenthalben den Finger Gottes wahrzunehmen. So lange noch kein sicheres, untrügliches Criterium ausgemacht ist, wodurch man solche vermeinte Winke der Vorsicht von den täuschenden Vorspiegelungen der Phantasie und der Leidenschaften, von blossen Launen und Zufall unterscheiden kann, bleibt es immer

eine

eine große Thorheit, und der Würde eines verständigen Wesens, dem Gott die Vernunft gewiß nicht umsonst zur Prüfung und Wahl des Bessern gegeben hat, höchst unanständig, solchen vermeinten Weisungen blindlings zu folgen. St. selbst verwickelt sich dadurch in auffallende Widersprüche. Er gesteht, daß er zur medizinischen Praxis weder Geschicklichkeit noch Anlage noch Lust gehabt, behauptet aber dennoch, die Vorsicht habe ihn zu diesem Berufe geleitet. Wahrlich, es ist die Schuld der Vorsehung nicht, wenn Menschen, durch wunderliche Grillen verführet, und nach einem Verfahren, das sie nirgend vorgeschrieben oder gebilligt hat, ganz unbedeutende, zufällige Umstände als Winke von ihrer Hand ausdeuten. St. fühlt den Widerspruch selbst; allein man sieht, daß mit einem Manne, der diesen durch ihn selbst bewirkten Widerspruch für eine „Prüfung des Glaubens und Vertrauensbeständigkeit" ausgeben, und dabey von „Sophisten-Spinnegeweben logisch richtiger Schlüsse" schwatzen kann, darüber nicht weiter zu streiten ist. Da indeß die Vernunft selbst über den ausgemachtesten Schwärmer ihre Rechte selten ganz verliert, so gab es freylich auch mit unter Augenblicke, in welchen St. von diesem zudringlichen Gaste, seinem Ausdrucke nach, geplagt wurde; in solchen Fällen aber wußte er bald Rath zu schaffen: „er gab ihr kein Gehör, und glaubte nur." Ob er nicht besser gethan, und sich manchen Verdruß und Kummer erspart haben würde, wenn er, statt zu glauben, der Stimme der kalten, prüfenden Vernunft gefolgt wäre? Diese Frage thun wir nicht des Verf. wegen — für ihn käme sie zu spät — sondern mancher seiner Leser willen, die vielleicht dadurch zu einem heilsamen Nachdenken bewogen werden könnten. — S. 28. heißt es von der Seele eines auf Gott Vertrauenden: „sie kämpft durch Leiden und Meiden, und überwindet alles: kein Feind kann ihr wesentlich schaden, denn sie streitet gegen ihn mit den Waffen der Liebe; diesen aber widersteht niemand, sogar die Gottheit kann durch Liebe überwunden werden." Hier darf man wohl mit Nathan ausrufen: Das ist Unsinn oder Gotteslästerung! — S. 47. „Daran zweifelte niemand, „daß die Vorsehung St. besonders und zu großen Zwecken „führe." Ueber den leidigen geistlichen Hochmuth! Die Vorsehung muß sich also wohl in der Folge anders besonnen haben, oder deutet dieser große Zweck etwan auf die öffentliche ordentliche Lehrstelle der Oekonomie, Finanz- und Came-

ral,

catholischen Professoren auf der Universität Marburg? Das wäre doch gar zu possirlich! — S. 94. heißt es: „Obgleich St. „selbst nicht mit den Pietisten zufrieden war, so konnte er „doch keinen Spott über sie ertragen, (natürlich, weil er „zwar den Personen, aber nicht dem Geist der Sekte entsagt „hatte) denn er glaubte Fehler in der Religion müßten „beweint, beklagt, aber nicht lächerlich gemacht werden, weil „dadurch die Religion selbst zum Spott werde.“ Ist es möglich, sich schielender und unbestimmter auszudrücken? Fehler in der R. können hier nichts anders heißen, als geistlicher Hochmuth, Verdammungssucht, Wahn der Untrüglichkeit, Geist der Hierarchie, Lieblosigkeit, kindisches Tändeln mit ehrwürdigen Gegenständen u. s. w. und diese Fehler und Laster unwürdiger Diener der Religion, oder vielmehr schändlicher Religionsheuchler sollten nicht lächerlich gemacht werden können, ohne daß die Religion selbst dadurch zum Spott würde? Welche elende, unwürdige Begriffe! — Zum Beschluß nun noch ein Pröbchen von St. Manier in Beschreibungen für diejenigen, so sie noch nicht kennen. Wir wählen es aus der Schilderung einer Tischgesellschaft, wobey nebst St. auch Göthe, Lavater rc. sich befanden. „Auf diesen folgte sein Bruder der Dichter (Voll„kraft alias Jacobi: so genannt wahrscheinlich wegen seiner „kräftigen Poesien) von seinem ganzen Daseyn strömte sanfte „gefällige Empfindung und Wohlwollen gegen Gott und „Menschen — — sein grauer Flockenhut lag hinter ihm „am Fenster, und der Körper (man hätte etwa glauben „mögen die Seele) war mit einem bunten Sommerfrack „bekleidet. Dann saß der Hauswirth neben diesem (so „präzis ist Sts. Styl!) er hatte eine pechschwarze Perü„cke mit einem Haarbeutel auf dem Kopfe (est-il pos„sible?) und einen braunen, zizenen Schlafrock an, der „mit einer grünen, seidenen Scherpe umgürtet war u. s. w.“ Unsern Lesern aus der guten alten Zeit, die diese Manier etwas abgeschmackt finden möchten, diene zur Nachricht, daß sie höchst neumodisch und du dernier gout ist. Sie heißen's nach dem Leben mahlen.

Hs.

Barbara Blomberg, vorgebliche Maitresse Kaiser Karls des Fünften, eine Originalgeschichte in zwey Theilen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1790. Erster Theil. 396. und zweyter Theil 440 S. in 8.

Es däuchte uns gut, nach so viel schaalen Producten dieser Art, (die aber, weil sie doch gewissen Leuten die Zeit vertreiben, nicht minder gelesen werden,) ein gutes Stück Arbeit vor uns zu sehen, das uns die an's Lesen gewandte Zeit vergalt. Als ein ziemlich guter deutscher Originalroman verdient es wohl, daß wir den Inhalt epitomiren.

Barbara Blomberg war die Tochter eines Englischen Officiers von deutscher Familie. Ihr Vater dem eine Zigeunerin gleich Anfangs Wunderdinge von ihr weissagte, rettet einer Markisinn Paula Gonzaga und ihrer kleinen Tochter Julie das Leben. Die Markisinn verschaft ihm bey der kaiserlichen Armee eine bessere Stelle, als seine bisherige unter den Englischen Truppen war, und nimmt die kleine Barbara zu sich, um sie mit ihrer Tochter erziehen zu lassen. Der Gemahl der Markisinn bleibt in der Schlacht, und die Wittwe begiebt sich, um verschiednen Kabalen der Feinde des Verstorbenen auszuweichen, zu ihrem Bruder Malatesta, einem der vornehmsten Rhodiser Ritter. Dieser kömmt bey der Einnahme von Rhodus durch die Türken um, und die Markisinn geräth mit ihrer Tochter Julie in Solymans Gefangenschaft, und wird in seinen Harem bestimmt. Sie läßt einem Weibe in Rhodus Geld und Kleinodien zu Wartung und Pflege der Blomberg, auch in der Geschwindigkeit der Flucht einige Familiendocumente, zurück. Das Weib durchstört diese Papiere, und formirt aus den darin enthaltenen Nachrichten einen grossen Glücksplan für sich und ihre Pflegbefohlene. Die kleine Blomberg soll sich Julie Gonzaga nennen, deren Mutter in der türkischen Gefangenschaft gestorben sey. Mit diesem Vorgeben reist sie nach Spanien zu einem Schwager der Markisinn, Ludwig Gonzaga, der dort in großem Ansehn stund. Einige Haußjuwelen und ein Porträt der Markisinn begleitigen die Erdichtung der Betrügerinn, und die Kleine wird als Julie Gonzaga auf einem Landgute des Don Luis ihrer alten Wärterin zu fernerer Pflege überlassen; die aber, weil

die

die Belohnung bey weitem nicht nach ihrem Wunsche ausfällt, mit fast allen Kleinodien und Gelde heimlich davon geht. Die kleine Barbara läuft, während ihrer mindern Eingeschränktheit in der Gegend des Landguths umher, und da begegnet ihr, bey einer Verirrung im Walde, die schon gedachte Zigeunerinn, die ihr Lehren giebt und weissaget. Die geglaubte Julie wird in das Kloster St. Cyprian geschickt, das die Erziehung vornehmer Fräulein zur Nebenbestimmung hatte. Hier wurden bisweilen kleine Dramen zur Zerstreuung der unglücklichen Königin Johanna (Karls des 5ten Mutter) gespielt, bey welcher Gelegenheit die Blomberg sich hervorthat und die Liebe dieser Dame gewinnt. Die Königin, die bey ihrem Wahnsinne auch helle Augenblicke hat, nimmt sie zu sich und sucht sich durch die Gesellschaft dieses muntern Kindes aufzuheitern. Einst gesteht ihr das von Natur wahrheitliebende Mädchen was sie nicht länger auf ihrem Herzen behalten kann, daß sie nicht Julie Gonzaga sey, und daß keine Nachricht vom Tode der Markisinn und der wahren Julie, ihrer Gespielin, so viel sie wisse, vorhanden sey. Die Königin befiehlt ihr, den ersten Umstand zu verschweigen, sie könne sie sonst nicht länger bey sich behalten, und wenn sie sie entlasse, werde sie bald der Verachtung und Verfolgung der Familie Gonzaga ausgesetzt seyn. Die Königin macht Anstalt, die Auslösung der Markisinn vom Sultan zu bewirken. Ihre wahnwitzigen Phantasien kommen von Zeit zu Zeit wieder, in die die kleine Blomberg sich schicken muß, so gut sie nach ihren Jahren kann. (Diese wahnsinnigen Launen und Reden sind vortreflich gedichtet, und haben einen großen Grad poetischer Wahrheit.) Die Königinn wird in einer dieser Phantasieen gleichgültig gegen sie. Auch ihre bisherige Wohlthäterin, Honoria, Don Luis Gemahlin, begegnet ihr kalt: eine Herzogin von Urbino, Verwandte des Hauses Gonzaga, hatte der Donna entdeckt, daß dieses Mädchen nicht Julia Gonzaga, sondern eine gewisse Barbara Blomberg sey. Diese Dame, die böse Fee des Romans, hatte sie schon ehedem von der Paula Gonzaga wegzubringen gesucht. Barbara kömmt in ein unbedeutendes Kloster, endlich gar in ein Findelhauß, wo sie sehr harte Arbeit thun, und sogar Holz sägen muß. Sie war jetzt erst zehn Jahre alt. Sie schreibt auf Anrathen eines gewissen Regnels, ihres Spielgesellen und Theaterliebhabers im Closter St. Cyprian, an Donna Maria Padilla, Gemahlin des bekannten mächtigen Minis-

sters

sters der Königin Johanna, und Anführers ihrer Parthey gegen Karl 5. — Donna Maria befreyt die Blomberg aus dem Findelhause. Karls Parthey nimmt Tordesillas, die Residenz der Königin ein, und Barbara rettet ihre Gebieterin durch eine Hinterthür des Schlosses. Als Donna Padilla, nach ihres Gemals Hinrichtung durch die Gassen von Toledo zieht; um das Volk für sich einzunehmen, und Barbara, wie gewöhnlich, in eine Negerin verkleidet, ihr nachfolgen muß, wird sie von Padillas entgegengesetzter Volksparthey für einen dienstbaren bösen Geist der Donna angesehen, kömmt mit ihr ins Gefängniß und schwebt in großer Gefahr: doch sie gelangen durch List des treuen Bedienten Sosia zu ihrer Freyheit. Sie fliehen mit einander nach Portugall, wo Donna Maria sich ein Landgut kauft. Hier sieht Barbara einst ein Boot voll hülfsbedürftiger Leute ankommen, die eben Schiffbruch gelitten hatten, und eine todtkranke junge Person bey sich führten. Und wer waren diese Verunglückten anders als die Markisin Paula Gonzaga mit ihrer Tochter Julie? — Sie waren ihre Befreiung aus der türkischen Sklaverey größtentheils den Bemühungen der Königin, der Donna Honoria Gonzaga, der Donna Padilla und ihrem Gemahle schuldig, wozu Barbara Blomberg durch ihr Geständniß bey der Königin die erste Veranlassung gegeben hatte. Die Episode von den Begebenheiten der Markisinn und ihrer Tochter im Harem des Sultans Solymann, ihrer Befreyung und Rückreise übergehen wir. — Die Markisinn reist mit Julien und der Blomberg nach Frankreich, um ihre andere Tochter Cäcilie, die dort in einem Kloster war, aufzusuchen. Barbara findet ihren Vater, als kaiserlichen Hauptmann in sehr mittelmäßigen Glücksumständen zu Bayonne. Die fatale Eleonore Gonzaga, Herzogin von Urbino, kömmt wieder zum Vorschein; die Cäcilien gegen ihre eigne Mutter und Barbaren einnimmt. Auf der Herzogin Anstiften dringt Cäcilie darauf, daß die Markisinn sich der Blomberg entledige, welches sie aber nicht thut, und darüber mit Cäcilien bricht. Sie kauft sich in Italien von der erhaltenen Erbschaft ihres Gemahls die Herrschaft Fondi. Sie leben hier allerseits einige Jahre in Ruhe. Freundschaft mit Vespasian Colonna, Herzog von Trajette und seiner Tochter Isabella. — Es entsteht ein Gerücht, daß der Markisinn Stiefsohn, den man längst für todt hielt, noch lebe. Die Besorgniß über die Folgen seiner Erscheinung macht die Markisinn krank. Sie veranstaltet, obgleich mit

Widerspruch, eine Verbindung zwischen dem 60jährigen Herzog von Trajette, und der 14jährigen Julie, ihrer Tochter, empfiehlt Letzterer die Sorge für Barbara Blomberg, und stirbt. Barbara bleibt bey Julien, nunmehriger Herzogin von Trajette, thut mit ihr, ohne deren Gemahl, doch mit seiner Genehmigung, eine Andachtsreise nach Lampedusa, wo ihre Mutter auf ihrer Rückkehr aus der Türkey einem Einsiedler Geschenke gelobt hatte. Sie finden den Einsiedler und erkennen ihn als einen Betrüger und Kuppler. Er hatte der Herzogin den Schatten ihres jugendlichen Geliebten, Selims, Solymanns Sohns der gestorben seyn sollte, darzustellen versprochen, und bringt Selim lebendig. Die Herzogin flieht mit Barbaren nach dem Schiffe, und sie entkommen glücklich. Sie sind nicht lange auf dem Schloße Fondi, als ein vorgeblicher Kaufmann aus der Levante der Herzogin seine Waaren anbieten, und sich im Schlosse herumführen läßt. Es war Barbarossa, der Raubkönig von Algier. Bey Tages Anbruch wird Lärm im Schlosse, daß Räuber da seyen. Die Herzogin und Barbara entfliehen durch eine Hinterthüre und verbergen sich in einer Höhle im Walde. Sie hören einige Räuber im Eingang der Höhle die die Geschichte erzählen und sich zu Barbarossa schlagen wollen; sie fliehen, nach Entfernung dieser Leute, weiter in ein Gebüsch, wo sie aber in der augenscheinlichsten Gefahr sind, entdeckt zu werden. (Bey diesem Abentheuer wird des Herzogs von Trajette nicht erwähnt. Er war abwesend, wie nachher erzählt wird. Wie konnte er die Damen so der Gefahr überlassen, der die Schlösser am mittelländischen Meere damals noch mehr als heut zu Tage ausgesetzt waren? Warum hinterließ er nicht wenigstens eine starke Bedeckung von Mannschaft, und warum ließ er ohne eine gleiche Bedeckung seine Gemahlin jene Reise nach Lampedusa thun? — Also nicht sehr wahrscheinlich!) — Barbara entschließt sich zur Rettung ihrer Gebieterin durch Aufopferung ihrer selbst; rennt im Mantel der Herzogin gerade durch den Haufen hin, um dessen Aufmerksamkeit von der Herzogin ab- und auf sich zu ziehen, und fällt dem Barbarossa in die Hände; sie wird vermittelst ihrer Verschleierung für die Herzogin gehalten. Man kömmt nach Lampedusa zum Einsiedler, der mit Barbarossa einverstanden ist. Der Prinz Selim erscheint. Ihm will man die vermeinte Julie in die Hände spielen, die Barbarossa eigentlich dem Sultan zu bringen Auftrag hat,

aber

aber unter gewissen Bedingungen, wie es scheint, dem Prinzen lassen will. Letzterer verabscheut die Bedingungen und protestirt wider alle Grausamkeit. Sie werden uneins: Barbarossa führt seinen Raub davon. Er ist unschlüßig, ob er die Blomberg noch dem Sultan bringen soll: will sie für sich behalten. — Hassan, ein Officier der dem Barbarossa vom Sultan beygegeben worden, um ihn zu beobachten, macht ihr Hoffnung zu ihrer Freyheit, ist aber ein Verräther, und führt sie nach Konstantinopel. Sie wird der Sultanin Roxolana, und dann dem Sultan vorgestellt: sie sucht mit Vorsatz nicht zu gefallen. Die alte Zigeunerin läßt sich auch hier sehen. Barbara kömmt mit Roxolanen in Kollision; die Bitte, daß sie ihr zu ihrer Freyheit und Rückkehr helfen möchte, versöhnt sie wieder. Der Prinz Selim wird auf Roxolanens Veranstaltung gefangen gesetzt. Er hatte erfahren, Julie Gonzaga sey hier, und giebt durch verschiedene allegorische Geschenke die er der Blomberg in die Hände spielt, seine traurige Lage zu verstehen. Die Blomberg kann nicht herausbringen, wer der Leidende seyn müße. Sie lernt Allide und Azema, die Schwester und Tante Selims, ehemalige Freundinnen der Mutter und Tochter Gonzaga, im Serrail, kennen; und hört, daß Selim hingerichtet worden sey. Barbara bekömmt von den beyden Sultaninnen reichliche Abschiedsgeschenke, und eine Mohrensklavin zur Bedienung mit, und reist von Konstantinopel ab. Haßan ist abermal ihr Führer. Ihm begegnet das Französische von der Herzogin von Trajette zu ihrer Auslösung abgeschickte Schiff, auf welchem Requel ist, der den Auftrag zur Auslösung hat. Haßan verleugnet aus gewinnsüchtigen Absichten die Barbara gegen den Französischen Kommandeur. Die Kabale wird von ihrer treuen Sklavin Sidi entdeckt, und von Requel zernichtet: man hatte Haßans Leute durch Geschenke gewonnen. — Haßan macht Traktaten und verlangt das von der Herzogin für ihre Freundin bestimmte Lösegeld. Barbara kömmt glücklich in Fondi an. Die gestrenge Eleonore Gonzaga, Herzogin von Urbino erscheint, und nöthigt die Herzogin, die Blomberg zu entlassen. Letztere will zu ihrem Vater, hört, er sey in Spanien, und sucht ihn dort auf, aber vergebens. Sie sieht die Königin Johanna in Tordesillas, macht ihre gespannte Phantasie rege, kömmt in falschen Verdacht, muß entfliehen und geht, ihren Vater zu suchen sogar nach Portugall. Die allgegenwärtige Zigeunerin warnt sie vor dieser Reise vergebens.

Sie prophezeiht ihr, daß das Schloß Lareta einst ihr Eigenthum, und im Kloster St. Cyprian ihre Grabstätte seyn werde. Barbara findet ihren Vater in Portugall nicht; will Donna Maria de Padilla auf ihrem Schlosse besuchen; wird nicht weit davon in einem Walde beraubt und verwundet; von einem Hirten geheilt; kömmt aufs Schloß. Donna Maria ist todt. Ihr zwölfjähriger Sohn hatte seine ehmahlige Aufseherin längst vergessen. Sie ist arm und wird sehr krank. Ihre treue Sidi pflegt sie, nährt sie mit ihrer Guitarre. Ein großer fast vergeßner Diamant, noch aus der Türkey her, den Barbara in ihre Kleider genäht hatte, wird verkauft. Sie reist von dem Gelde nach Deutschland, und trifft ihren Vater zu Regenspurg im Spital an. — Sie pflegt ihn in einer gemietheten Wohnung. Ihre Baarschaft nimmt ab: sie legt sich auf Stickerey, singt in Kirchen für Geld, wird einer Schwester Kaiser Karls V. die der Verf. Mathilde nennt, und der schönen Diane von Flandern bekannt; und da Jene bisher durch den Umgang des Kaisers mit dieser in bösen Leumund gerathen war; so wird Barbara Blomberg, zum Opfer bestimmt, das man dem Gerücht auf seine 100 tausend Zungen werfen will: sie soll Karls Maitresse heissen. Barbara entflieht; wird wieder eingeholt und begütigt; prächtig gekleidet und in Ueberfluß versetzt. Der Kaiser macht sie auf Dianens Bitte zur Ordensdame vom goldnen Ringe. Man heißt sie Gräfin von Landsperg, ihr Vater wird zum Kommendanten der Vestung St. Christina, und Requel ihr Geliebter zum Befehlshaber eines Spanischen Schiffes ernannt. Neid und Haß regt sich wider die Blomberg. Ihre bisherige Feindin Gonzaga von Urbino warnt sie, und sagt ihr, sie werde für Karls Buhlerin gehalten, und ihre Verführerin sey die Gräfin Diane. Man bringt der Blomberg ein Pasquill, worin die Freudenmädchen in Regenspurg sie ihre Schwester nennen. Sie wird davon heftig bewegt und fällt in eine schwere Krankheit. Die Gräfin Diane ist in gesegneten Umständen, und verliert alle bisher genährte Hoffnung, Kaiserin zu werden. Sie kömmt mit dem Don Juan von Oesterreich nieder. Sie verläßt das Wochenbett so geschwind als möglich, befiehlt der Blomberg ihr Kind dringend an, läßt ihr einen starken Schlaftrunk geben, und bey ihrem Erwachen sieht das betrogne Mädchen sich in einem prächtigen Wochenbette und des Prinzen Wiege zu ihren Füßen. Alle Anstalt ist gemacht, daß sie öffentlich für seine

Mutter

Mutter passirt. Sie begegnet im Spazziergehen, von der Kinderfrau mit dem Kinde begleitet, einem maskirten Bettler — Es war Requel, der sie belauschen wollte, und sie das Kind Sohn nennen hört. Er glaubt von der Wahrheit des bösen Gerüchts nun überzeugt zu seyn, und schreibt ihr einen schrecklichen Brief, worin er ihr entsagt. Sie entflieht heimlich aus ihrem bisherigen Wohnort Schönhauß, und reist zu ihrem Vater auf die Festung St. Christina. Die Erzählung von ihrer Verleumdung setzt ihn außer sich. Er will seine Kommendantenstelle niederlegen. Er reist selbst zum Kaiser, der ihm und seiner Tochter Genugthuung verspricht, stirbt aber kurz nach seiner Wiederkehr, worauf Barbara sich entschließt, ihren einzigen noch übrigen Trost auf der Welt, die Herzogin von Trajette aufzusuchen. Man hatte ihr gesagt, sie sey mit ihrem Gemahl in Maltha. Barbara hatte sich in männliche Kleidung geworfen, und sparsam mit Reisegeld versehen. Sie kömmt mit leerem Beutel dort an, hört, die Herzogin sey nicht mehr da, und der Herzog todt. Sie fällt vor Hunger und Ermüdung am Thore eines vornehmen Malthesen Ritters nieder: man wirft ihr einige Goldstücke zu. Sie wird zum Ritter gerufen, und erhält Beyfall: ihr wird proponirt, Domestike bey dem Ritter zu werden, wozu sie sich in der Noth entschließt. In dieser Qualität sieht sie die Zeremonie der Einweihung des neuen Großmeisters mit an. Sie sieht ihren Requel, der, wie sie vernimmt, im Begriff ist, Malthesen Ritter zu werden. Sie entflieht, und kömmt an einen alten Thurm auf der Insel, in dem eine Zigeuner-Bande eben Mahlzeit hält, und läßt sich dazu bitten. Die alte Zigeunerin ist auch dabey. Auf die Frage, wo wohl die Herzogin von Trajette zu suchen sey, verweist die Alte sie auf die Insel Gozzo. Die Herzogin empfängt ihre Barbara mit offenen Armen. Sie reisen mit einander nach Lareta in Spanien, wo der verstorbene Herzog begraben seyn wollte, und wo der bestimmte Witwensitz der Herzogin war. Requel erscheint — Er gieng auf die, von seinen Neidern erhaltene Nachricht, daß Barbara Karls Maitresse sey, und der Kaiser ihn in dieser Rücksicht zum Befehlshaber eines Schiffes gemacht, heimlich aus Spanien weg und nach Regenspurg; hörte dort das nehmliche böse Gerücht, glaubte in Schönhauß Augenzeuge von Barbarens Schuld zu seyn, und gieng nach Maltha zu seinem alten Gönner, dem Großadmiral, der ihm eine Seeoffizierstelle und das Ordenskreuz ver-

 sprach,

sprach, konnte aber die erforderlichen Ahnen nicht beweisen. Er erfuhr nun auch auf dieser Insel, daß Barbara verkleidet dort gewesen, aber entwichen sey, und vermuthlich sich selbst von einem Felsen gestürzt habe. — Er gieng darauf in Kriegsdienste des Ottavio Farnese, Herzogs von Parma, der nun der Gräfin Diana von Flandern Gemahl war, und mit Frankreich alliirt, den Kaiser bekriegen wollte: und glaubte in diesen Diensten die beste Gelegenheit zu haben, sich am Kaiser zu rächen. Er ward mit der Diana bekannt, schmeichelte ihr, und erfuhr zum Theil von ihr, zum Theil von der Mohrensklavin Sidi, die Jene der Blomberg weggenommen hatte, die Unschuld seiner Geliebten: nahm von der Herzogin Abschied, sagte ihr einige bittre Wahrheiten, und bat sich Sidi zum Andenken aus, die ihm auch verabfolgt wurde. Es ward Friede mit dem Kaiser geschlossen; und da Requel selbst eins von den Werkzeugen des Friedensgeschäftes ward, hörte er vom Kaiser selbst nach einem gnädigen Verweise wegen seines Trotzes, die Versicherung von Barbarens Unschuld, versöhnte sich mit dem Monarchen, und erhielt Anwartschaft auf eine ehrenvolle Versorgung. Er gieng wieder nach Maltha, wo er erfuhr, wer die Person gewesen sey, die sich vom Felsen gestürzt, und daß Barbara ihren Weg nach der Insel Gozzo, zur Herzogin von Trajette, genommen habe. Daß diese Dame nun in Spanien sey, sagte ihm das allgemeine Gerücht. Er reiste also dahin, fand die Herzogin eben in Madrid, und Beyde überraschten gemeinschaftlich die Blomberg in Laretà. —

Barbara bekömmt Lareta mit der Gegend zum Eigenthum. Requel erhält den versprochenen Kriegsdienst, geht zu Felde, bleibt in der Schlacht. Die beiden Damen wählen sich das Kloster St. Cyprian zu ihrem beständigen Aufenthalt. Die alte Zigeunerin wird versorgt.

Der Verf. scheint Schillers Geisterseher gelesen, und hier und da etwas von dessen Manier angenommen zu haben. So wie dort der Armenier, stößt einem hier überall die alte Sybille auf; doch wird ihre Gabe der Weißagung nicht erklärt, wie die vom Armenier. Die Schreibart in diesem Roman ist sehr gut. Manches Unwahrscheinliche in den Begebenheiten wird durch den Vortrag auf gewisse Art weggeschmeichelt; und die Dunkelheit einiger Perioden kann durch eine nochmalige Revision leicht gehoben werden. Daß

Druck-

Druckfehler mit davon Schuld seyn können, sieht man unter andern aus Folgenden im ersten Theile. Denn S. 161. Z. 1. ist für unbegreiflich: unbezweifich. Ebendas. Z. 13. für fruchtbaren: furchtbaren. Ebendas. für erlebt zu haben: belebt z. B. gesetzt worden, und S. 223. Z. 16. steht gar für einhellige Wahl, einfältige Wahl u. dergl. mehr.

Ag.

Der deutsche Jüngling in Frankreich. Wirkliche Darstellung französischer Lebensart und Ausschweifungen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1789. (16 Bogen. 8.)

Es kömmt uns vor, als wenn der Verf. die Absicht gehabt hätte, die Schilderungen von der Lebensart müßiger Leute in Paris, die man bis zum Ueberdruß in französ. Romanen gelesen hat, zu einem neuen Romane zu verarbeiten, um nur keine Uebersetzung zu liefern. Viele Anstrengung kann ihm sein Werk nicht gekostet haben. Es ist eins von den Büchern, die ein gewöhnlicher Leser allenfalls noch lieset, wenn er gerade kein besseres hat, und zu nichts anderm aufgelegt ist, wovon man aber drey Tage nachher kein Wort mehr weiß. Ein paar Abschnitte von Mercier's Tableau gewähren doch eine ganz andre Nahrung. Mit unter hat der Verf. ganz bekannte Anekdoten in die Geschichte verwebt, z. B. die S. 93. S. 105; um sein Werk dadurch aufzustutzen. Es ist der Mühe nicht werth, mit der Critik ins Detail zu gehen, sonst würden wir mancherley an dem Plane und der Ausführung auszusetzen haben. Der Vater des Helden, ein Bürger zu Eisenach, stirbt während des Sohnes Aufenthalt in Paris, und vermacht ihm im Testament 8000 Thlr. die die beiden andern Brüder dem siebenzehnjährigen Taugenichts ohne Aufschub auszahlen sollen. Der Verf. muß voraussetzen, daß es im Eisenachschen weder Vormünder, noch Pupillencollegia gebe. Genug, es werden richtig tausend Louisd'or davon an den jungen Verschwender übermacht. Aber, was noch ärger ist, so läßt der Verf. einen Wucherer zu Paris, der unsern Helden nicht einmal kennt, ohne Bürgschaft, ohne Unterpfand, 3400 Livres auf einen blossen Wechsel leihen,

hen, worin Frankenfeld 6000 verschreibt. — Bedarf es weiterer Critik?

Esg.

Lamekis, oder die wunderbaren Reisen eines Egypters in dem Innern der Erde, nebst der Entdeckung der Sylphen-Insel. Aus dem Französischen des Ritter Mouhy. Erster Theil. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1789. 1 Alphab. in 8.

Ein Recensent muß wohl manche Zeit, die er besser anwenden könnte, mit Büchern verderben, nach deren Durchsicht er nicht das Mindeste zurückbehalten kann, was zur Erweiterung seiner Kenntnisse dienen könnte. So gieng es uns mit dem Lamekis. Worzu müssen doch dergleichen Bücher geschrieben; und wenn sie geschrieben sind, übersetzt werden? Der muß von der Langenweile schrecklich geplagt werden, und gar nichts Besseres zu lesen wissen, der sich mit solchen abentheuerlichen und unnützen Erdichtungen amüsiren kann. Um Lesern, die das Buch nicht kennen, davon eine Idee zu geben, wollen wir nur Folgendes daraus anführen. Lamekis ist ein ägyptischer Oberpriester des Serapis, der mit allen Eingeweihten dieses Gottes in einem unterirrdischen Gewölbe seines Tempels lebt, von der Königin aber aus Rache wegen verschmähter Liebe, mit Frau und Kind, gebunden auf einem Nachen dem Meere überlassen wird. Sein Sohn, gleichfalls Lamekis genannt, verliert seine Eltern im Schlaf, und befindet sich beym Erwachen in der Grotte eines gewissen blauen Mannes, Motacoa, und dieser ist es eigentlich, nicht Lamekis, der die Reisen in das Innere der Erde gethan hat. Er war der Sohn eines Königs der Abdallen, der aus Eifersucht die Mutter sammt dem Kinde in einem Korbe 3000 Klaftern tief in einen Abgrund der Erde hinab zu lassen befiehlt. Wunderbarerweise werden beide beym Leben erhalten, finden eine unterirrdische Welt, nicht ohne Gegenstände der Bewunderung und des Vergnügens, und, nach langem Herumirren endlich einen Landsmann, der einige Jahre vor ihnen in diesen Abgrund, als in ein Exilium, war versenkt worden, und nun in philosophischer Einsamkeit lebte. In dieser Gesellschaft wurde denn der junge Motacoa groß, verläuft

läuft sich, und findet, unter Leitung eines außerordentlichen ihm begegnenden Hundes, den Ausgang zurück in die Oberwelt, stößt da auf einen Mißvergnügten in seines Vaters Reich, mit dem er auf dem nehmlichen Weg in die Unterwelt zurückkehrt, um die Königin nebst dem treuen Ladai abzuholen. Allein die Unterwelt war, ohne daß es Motacoa wußte, von einer scheußlichen Art von Wurmmenschen bewohnt, deren König durch eine alte Weißagung gewarnt, allen Fremdlingen aufpassen läßt. Motacoa also und sein Begleiter Boldeon werden beyde von solchen Ungeheuern ergriffen, vor den König gebracht, aber durch ihren getreuen Begleiter, den Hund Falbuo, der gegen diese Wurmmenschen unüberwindlich ist, von ihren Händen gerettet: und Motacoa errettet dagegen eine schöne, gleichfalls hieher verirrte Prinzessin, die der König, weil sie seine Liebe verschmäht, eben ermorden will; und sucht mit ihr und seinem Freund, nun seine Mutter auf, die er nebst seinem Pflegevater glücklich wieder findet. Indem sie Anstalten machen zur Oberwelt wieder hinaufzusteigen, erzählt die befreyte Prinzessin ihre Geschichte, sehr weitläuftig. Und bey diesem Geschäfte verläßt sie dieser erste Theil. Diese Geschichte aber erzählt im Buche, nicht Motacoa selbst, sondern Lamekis, der Sohn, aus dem Munde des Motacoa, seinem Gesellschafter Sinuis, auf einer Seereise. Während der Erzählung hebt eine Wassersäule ihr Schiff bis in die Wolken: ein Sturm jagt es ferner bis in die Nähe des Mondes, und setzt es auf einem hohen Baum einer Insel nieder — und das ist die Sylpheninsel. Geflügelte, aber unfühlbare Geister tragen sie fort, und bringen sie nach manchen schweren Prüfungen, bis zu einem durchsichtigen schwebenden Tempel der Gottheit, vor der nichts Unreines erscheinen darf. Hier treffen sie einen phönizischen Philosophen an, der sie in den Geheimnissen der Reinigung unterrichtet. Aus Verlangen nach höherer Vollkommenheit, die er in der Nähe des Himmels zu erlangen hoffte, war er durch Blasen mit Thau gefüllt aufwärts geflogen. Ehe er aber zu der gehofften Glückseligkeit gelangen konnte, mußte er sich vorher in einen brennenden Berg stürzen, sich lebendig schinden lassen: und dann wieder von einer Biene in der Größe eines Wallfisches gefressen, zermalmt und verdauet, doch so, daß sein Auge das alles mit ansieht — und dann wieder hergestellt. —

Fast glauben wir, daß der Verf. den ersten Gedanken zu dieser Erdichtung aus Lucians sogenannter wahrhafter Geschichte genommen habe, wiewohl sich letztere angenehmer lesen läßt.

Indem wir die Recension bereits geschlossen, sehen wir, daß der Lamekis bereits 1737 zu Leipzig herausgekommen ist: wir können also nicht sagen, ob dieses eine neue Uebersetzung, oder nur ein Abdruck der alten sey. Deswegen hat auch der Ueb. in der Vorrede weislich unterlassen, weder von dem Original noch von der Uebersetzung Nachricht zu geben: und beyde Vorreden sind nicht datiret. Der Wunsch, die empfindsamen Romane zu verdrängen, der bereits neue Robinsons und Felsenburgs hervorgebracht hat, soll auch diese neue Herausgabe veranlaßt haben.

Dz.

Weltweisheit.

Beyträge zur Beförderung der Menschenkenntniß besonders in Rücksicht unserer moralischen Natur. Herausgegeben von C. F. Pockels. Zweytes Stück. Berlin, bey Vieweg dem ältern. 1789. 144 S. in 8.

Nach dem, was wir bey der Anzeige des ersten Stücks (S. 88. B. 1. St. S. 123.) über den Plan des Verf. überhaupt erinnert haben, können wir uns bey diesem und den folgenden Stücken kürzer fassen. Dießmal liefert Hr. P. vier Aufsätze. I. Ueber Freundschaft und Liebe von St. Evremont. Hr. P. streicht diese Abhandlung, so wie überhaupt die Verdienste des St. E. sehr heraus; allein, ohne ihm seine Ansprüche auf die Achtung der Nachwelt ganz streitig zu machen, behaupten wir gleichwohl, daß die Lobeserhebungen, die er hier erhält, nicht durch diesen Aufsatz gerechtfertigt werden, und daß derjenige, der den französischen Philosophen zuerst aus ihm kennen lernte, schwerlich einen sehr vortheilhaften Begriff von ihm bekommen werde, Rec. wenigstens findet darin mehr

Witz

Witz — oft schielenden und falschen Witz — als scharfsinnige Bemerkungen und gründliches Räsonnement. II. Ueber die oft ungleichartigen Eindrücke des Mitleidens und Erstaunens auf die menschliche Seele. Aus dem ersten Buch der Versuche des Montaigne. Mit einigen Anmerkungen des Uebersetzers, und des französischen Herausgebers Coste. III. D. Hume's Versuch über Aberglauben u. Schwärmerey. Für einen Theil der Leser wären vielleicht hier und da ein paar berichtigende Anmerkungen und einige Zusätze nicht überflüßig gewesen. Sollte z. B. der Aberglaube nicht aus mehrern Quellen entspringen, als H. angiebt? IV. Locke's Abhandlung über die angebornen practischen Grundwahrheiten.

Gf.

Fragmente über den Ideenumlauf, von J. L. Gosch. Kopenhagen, bey Proft. 1789. 138 S. gr. 8.

Bedenken über Joh. Gosch Fragmente über den Ideenumlauf, von B. R. Aus dem Dänischen. Kopenhagen, bey Horrebow. 1789. 40 S. gr. 8.

Herr Gosch gehört zu den guten Köpfen, welche ungemeine Anlage haben, nützliche Schriftsteller zu werden, die sich aber selbst durch die übertriebene Meynung, welche sie von ihren Kenntnissen haben, durch den prahlerischen Ton, worin sie ihre Schriften, und das was sie leisten wollen, ankündigen, und durch zu flüchtige Bearbeitung der Gegenstände, welche sie wählen, auf alle Weise schaden. So hat er sich schon in seiner ersten Schrift: Plan zu einem vollständigen Systeme der sämmtlichen einem Staatswirthe nothwendigen Wissenschaften, gezeigt, und so erscheint er wieder in den vor uns liegenden Fragmenten, und zwey andern Schriften, welche er zugleich ans Licht gestellt hat. Wir sagen dies wirklich nicht in der Absicht, dem Verf. wehe zu thun: wir können vielmehr seinen Fehler noch einigermaßen dadurch entschuldigen, daß er sich vielleicht durch das Beyspiel eines seiner Landesleute, welcher diese Fehler in noch größerem Maße begeht, und gleichwohl ein schnelles und großes Glück in Dänemark gemacht hat, verleiten ließ, und wähnte, daß ihm ein glei-

ches

ches Betragen ein ähnliches Glück bereiten werde. Aber er hätte an das duo si faciunt idem non est idem denken und nicht nachahmen sollen, was in den Augen aller verständigen Männer lächerlich und tadelnswürdig ist. Wir wünschen daher aufrichtig, daß der Verf. unsere Bemerkung als wohlgemeinte Warnung betrachten, und seine Fehler ablegen möge. Er wird alsdann ein nützlicher Gelehrter werden, dem man gern Beyfall giebt, und den man mit Vergnügen lieset. Seine gegenwärtige Schrift enthält viel Gutes, und wir wollen ihren Inhalt kürzlich durchgehen. Erstes und zweytes Hauptst. Von dem Nutzen der verschiedenen Gattungen von Ideen. Er theilet die Ideen in Productions, ästhetische und philosophische Ideen ab; eine Eintheilung, welche wohl mit Recht nicht gefallen wird. Der Verf. führet das Urtheil des Plato und Aristoteles an, daß man die schönen Künste zur Bildung der Jugend anwenden solle. Bey dieser Gelegenheit kömmt eine Beschreibung von Kopenhagen vor, welche zwar von der Freymüthigkeit des Verf. zeugt, und manches Wahre enthält, aber doch in einigen Puncten übertrieben und ungerecht ist. Hier ist zur Probe etwas davon: „Unsere „Wohnungen sind fast alle ohne Geschmack gebaut. Es ist „fast nicht eine da, welche ein feines Auge nicht beleidigt; und „zeigt sich auch einmal ein regelmäßiges Gebäude, so wird „der gute Eindruck, welchen es auf uns macht, doch von den „übeln Eindrücken, die wir von seinen Nachbarn erhalten, „gleich wieder vertilgt. Einen unserer schönsten Plätze verun„staltet der Anfang einer Kirche, die ein Denkmal der Kunst „werden sollte, die aber nicht vollendet wird; ein ewiger An„fang, eine Abbildung von Ruinen aus verflossenen Jahrhun„derten, ein trauriges Beyspiel unserer Ohnmacht. Unser „vornehmster Garten, der Garten des Königs, wird verun„ziert von zertrümmerten Statüen. Unsere Gassen sind mit „Schmutz bedeckt u. s. f." — Eben so kömmt in demjenigen, was der Verf. vom Nutzen der Geschichte sagt, viel Wahres und schön Gesagtes vor, aber man trift auch manches Unrichtige und, wie in der ganzen Schrift, viele Declamation am unrechten Orte darin an. III. Hauptst. Von dem Mechanismus des Umlaufs der Ideen. IV. Hauptst. Von den Vortheilen der Circulation der Ideen überhaupt. V. Hauptst. Von der zur Bearbeitung der Ideen auszuwählenden Quantität besonderer Kräfte. VI. Hauptst. Von den Verdiensten der verschiedenen Personen, wel-

che an den circulirenden Ideen erhalten. VII. Hauptst. Von der Vertheilung der ganzen Masse nützlicher Ideen unter die verschiedenen Staatsglieder. VIII. Hauptst. Von den verschiedenen Gattungen des Ideenumlaufs und deren besondern Vortheilen. Von dem Umlaufe der Ideen durch Schriften und von dem durch ordentlichen mündlichen Unterricht. Neu mag allenfalls folgender Einfall seyn, ob er aber ausführbar seyn und den Nutzen stiften würde, welchen sich der Verf. davon vorstellt, das werden wohl die Meisten mit Recht bezweifeln. „Viel würden sicherlich die Wissenschaften selbst gewinnen, „wenn in allen beträchtlichen Städten des Reichs öffentliche „Vorlesungen gehalten würden über die Geschichte der Erde „und Völker, über die Seelenlehre, über die Aesthetik. Könn„te dann ein jeder reisender Gelehrter an solchen Oertern öf„fentlich auftreten, und über einen einzelnen Gegenstand die„ser Wissenschaften eine Rede halten; würde er dann nach dem „Maaß der gezeigten Talente in der Stadt aufgenommen: „welch ein Sporn würde das seyn, den Fleiß in diesen Wis„senschaften zu verdoppeln, das Nachdenken zu schärfen, den „Ausdruck zu verbessern. Welch einen Aufputz würden die „Wissenschaften erhalten, wenn sie auf die Art häufig vor der „großen Welt aufgestellt würden, da sie jetzt oft in unsern „Schriften ein eben so schmutziges Ansehn haben, als der „Schlafrock des Gelehrten, der sich mit ihnen beschäftigt, und „die engen Werkstädten, in welchen sie bearbeitet werden.“ IX. Hauptst. Von dem Umlaufe der Ideen vermöge der gesellschaftlichen Unterhaltung.

Das Bedenken über diese Schrift sagt dem Verf. derselben manche Wahrheit, die ihm zu wissen nöthig ist; aber hin und wieder ist es doch mit einer unbilligen Bitterkeit abgefaßt, der uns unbekannte B. N. hat offenbar in einigen Puncten den Verf. chicanirt, und aus dem, was er gesagt hat, Folgerungen gezogen, an die derselbe vermuthlich nicht gedacht hat, oder die ihm doch, wenn er auch daran dachte, nicht zum Vorwurfe gereichen können. Wenn Hr. Gosch weniger eilfertig arbeitet, bescheidener von sich selbst spricht, und auf grammatische Richtigkeit der Sprache etwas mehr Fleiß wendet: so wird er gewiß künftig noch viel Gutes leisten können.

Dm.

A. Kreis's.

A. Krell's, ordentl. öffentl. Lehrers der Philosophie an der Königl. hungarischen hohen Schule, Handbuch der Logik für seine Zuhörer. Wien, bey Gräffer und Compagnie. 1789. in 8. 391 Seiten.

Der Verf. merkt sehr richtig gegen Hrn. Meiners an, daß Vernunftlehre und Seelenlehre nicht mit einander dürfen verbunden werden, weil letztere eben so gut selbstständige Wissenschaft in Ansehung der Seele, als Physik in Ansehung der Körper ist; weil ferner Seelenlehre blos aufsucht, was an Seelenkräften da ist, Logik hingegen sich um dessen beste Anwendung zur Erkenntniß des Wahren bekümmert. Daß er aber mit Wolf die Seelenlehre nicht zur Metaphysik will gerechnet wissen, darin können wir ihm nicht beytreten, auch giebt er davon keine Gründe an. In der Metaphysik behandelt man ja doch auch Gegenstände, die nicht rein a priori erkannt werden, mithin auch die Seelenlehre, als welche doch zum Theil auf Gründen a priori beruht.

Ein neues Handbuch der Vernunftlehre, vornehmlich von dem Umfange, deren es mehrere giebt, soll doch entweder zu bestimmten Neben-Zwecken brauchbarer, oder überhaupt zur Vervollkommnung der Wissenschaft selbst, anwendbarer seyn, denn die vorhandenen. Von ersterm erwähnt der Verf. nichts, also wird das Hauptaugenmerk auf letzteres müssen gerichtet werden. Wir müssen aber gestehen, daß hierin unsre Erwartung nicht ist befriedigt worden. Zwar geht der Verf. in manchem vom gewöhnlichen Vortrage ab, ob aber zum Vortheile der Sache selbst, ist eine Frage, die wir eher verneinen, als bejahen möchten. Sein Plan ist so zerstückelt, und verwickelt angelegt, das leichtes und bequemes, auch helles Uebersehen des Ganzen dadurch sehr erschwert wird, daß Wiederholungen und Einschaltungen metaphysischer Begriffe, unvermeidlich, und eben dadurch Anwendbarkeit und Brauchbarkeit seiner Vorschriften äußerst mühsam gemacht werden. An die so nothwendige Simplicität in der Anlage des Ganzen, und Zurückführung des Einzelnen auf möglichst wenige allgemeine Gesichtspunkte ist nicht gedacht. Die Logik, heißt es, soll die Mittel anzeigen, wie wir von unserm Erkenntnißvermögen den besten Gebrauch machen, das ist, zu der möglich vollkommensten Erkenntniß auf die vortheilhafteste Art gelangen können. Wir müssen also damit anfangen, daß wir untersu-

tersuchen, worin die Vollkommenheit unsrer Erkenntniß bestehe, und worauf es dabey ankomme. Um aber diese Vollkommenheit bestimmen zu können, müssen wir sowohl die Beschaffenheit unsrer Erkenntniß überhaupt, als auch was für Gegenstände, wie und wie weit sie von uns erkannt werden können, vorläufig zu erörtern suchen. Dem gemäß und auch die Frage über Realität und Gränze unsrer Erkenntniß hereingezogen, die doch offenbar in die Seelenlehre gehört. Den Logiker geht es nichts an, ob unsre Erkenntniß Realität hat, denn er kann sie doch nicht reeller machen lehren, als sie von Natur ist, er bemüht sich blos aus den uns gegebenen Materialien den größten Vortheil ziehen zu lehren, unbekümmert, ob dieser stets dauernd, oder mit unsrer gegenwärtigen Einrichtung wandelbar ist. Hier verführte den Verf. der ohne nöthige Behutsamkeit gleich anfangs zum Grunde gelegte Begriff von Vollkommenheit. Eben der nehmliche verdirbt ihm hernach den ganzen Plan, man höre, wie. Vollständigkeit, Deutlichkeit, Gründlichkeit sind Vollkommenheiten der Erkenntniß; demnach muß in den ersten drey Hauptstücken gehandelt werden von der Art und Weise, einem Erkenntnisse von einem gegebenen Gegenstande, diese drey Vollkommenheiten zu geben, auch die Grade von allen dreyen, so weit es angeht, abzumessen. Hier frägt sich nun weiter: aus welchen Quellen das Erforderliche zu diesen dreyen Vollkommenheiten zu schöpfen ist? wovon denn das nächste Hauptstück handelt. Der Schein mit seinen Gaukeleyen tritt hier in den Weg, also wird im folgenden Hauptstücke untersucht, wie man hindern könne, daß dies Blendwerk nicht trüge. So wären denn nun die Vollkommenheiten selbst da, aber es ist doch nützlich, in der kürzesten Zeit so viel als möglich zu Stande zu bringen; daher wird zunächst untersucht: wie hat mans anzufangen, daß man auf die leichteste, kürzeste Art, wenigstens in Ansehung der Gegenstände die einem wichtig sind, die meisten und brauchbarsten Kenntnisse sich erwerbe, und in ein Ganzes zusammen ordne? Endlich, wie kann man seine Erkenntniß am zweckmäßigsten andern mittheilen? – Das letztere nun liegt offenbar ganz außer dem zuerst angegebenen Zwecke, als welcher blos auf Vollkommenheit eigner Erkenntniß gerichtet war. Vollständigkeit der Erkenntniß ferner ist zum Zweck der Vernunftlehre bisher nie gezählt worden, und zwar, so viel wir einsehen, mit vollem Rechte, weil sie unausbleibliche Folge des rastlosen Forschens nach Wahrheit ist, und man von vorn

her

her nicht allemal, wenigstens nicht mit Sicherheit bestimmen kann, ob und wiefern ein Erkenntniß mögliche Vollständigkeit hat. Tiefere und gründlichere Untersuchung bringt die Mängel zu Tage. Gleichergestalt hat man auch Deutlichkeit der Erkenntniß, nicht der Vernunftlehre zum Zwecke gesetzt, weil Deutlichkeit unzertrennliche Begleiterin der Uebereinstimmung der Erkenntnisse mit den Gegenständen, also der Wahrheit ist. Daraus erhellt denn auch, daß dieser Plan auf Wiederholungen nothwendig führen muß; denn indem Regeln gegeben werden, aus welchen Quellen das Erforderliche zur vollständigen, deutlichen, gründlichen Erkenntniß muß geschöpft werden, ist Wiederholung des von diesen Vollkommenheiten überhaupt Beygebrachten nicht zu vermeiden. Nicht zu gedenken, daß die Erklärungen selbst diese Eigenschaften auf trockene metaphysische Weitläuftigkeiten führen, womit man den Schüler der Vernunftlehre möglichst verschonen muß, um ihm die an sich trockene Wissenschaft nicht noch mehr zu verleiden. So ist auch das ganze Hauptstück von der Art Irrthümer zu vermeiden, bereits im Vorhergehenden enthalten; denn wer Anleitung giebt, sich gründliche und wahre Erkenntnisse zu verschaffen, der lehrt schon dadurch Irrthümern aus dem Wege gehen. Hätte der Verf. tiefer geforscht, worauf alle diese einzelnen Vollkommenheiten beruhen, und dadurch sich überzeugt, daß Richtigkeit und Wahrheit der Erkenntnisse sie alle in sich begreift: so würde er dies gleich anfangs zum Ziel gesetzt, und darnach seinen Plan mehr vereinfacht, und gegen Wiederholungen sicher gestellt haben.

Im Einzelnen finden wir nichts Neues noch Vorzügliches.

Wf.

Mathematik.

Weitere Ausführung der kurzen Anleitung die Peripherie des Cirkels geometrisch zu rectificiren u. s. w. Frankfurt, Eichenberg. 1787. 40 Quartseiten. 1 Kupfertafel.

Die

Die kurze Anleitung erschien 1788. Der Hr. B. bediente sich der Quadratrix des Dinastratus. Man weiß, daß diese Linie unbrauchbar ist, weil man den Punct, in welchem sie des Quadranten Halbmesser schneidet, nicht bestimmen kann, ohne schon die Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise zu wissen. Der Hr. B. aber bestimmte ihn durch trigonometrische Rechnungen mit Logarithmen, und fand so diese Verhältniß = 12740 : 40000 = 100 : 313[illegible]. Das führt er nun hier weiter aus, und findet eben die Verhältniß durch Parallel-Ellipse, Hyperbel und Radlinie. Folglich sey bey der in mathematischen Büchern bisher angenommenen Verhältniß 100 : 314. die letzte Zahl gegen die erstere etwas zu groß.

Geometern braucht man aus dieser Schrift nichts mehr, als das Angeführte zu erzählen, und einem Cirkelquadrat verberechnen zu wollen, wäre verlohrne Arbeit. Obgleich Gegenwärtiger etwas mehr Kenntniß hat, als Andre, und zu bedauern ist, daß er solche nicht nützlicher anwendet. Allenfalls damit er sich nicht beschwert, ohne Untersuchung seiner Schlüsse verurtheilt zu seyn, kann man ihn nur erinnern, daß die Geometern die Verhältniß 100 : 314 nicht annehmen, sondern daß sie beweisen, in der Verhältniß 1 : 3,14 59 ... die man noch viel schärfer ausdrucken kann, sey das letzte Glied noch etwas zu klein. Wenn er die Beweise davon durchstudirt hat, wird er selbst einsehen, ob er im Stande ist, von der Quadratur des Kreises zu schreiben, daß es von Geometern gelesen zu werden verdient.

Versuch durch Zeitmessung unveränderliche Längen-Körper und Gewichtmaaße zu erhalten .... von Joh. Whitehurst ... Aus dem Englischen übersetzt ... von J. H. Wiedmann. Nürnberg, in der Raspischen Buchhandlung. 1790. 48 Quarts. 3 halbe Bogen Kupfert.

Die Pendellänge ist schon verlängst zu Bestimmung eines allgemeinen Maaßes vorgeschlagen worden, hat aber bekannte Schwierigkeiten. Hr. Whitehurst, Mitgl. der Kön. Soc. d. W. zu London, und V. einer Abhandlung über den ursprüng-

Anfangsgründe der Arithmetick zu Vorlesungen und zum Unterricht der studierenden Jugend, wie auch zum Gebrauch für Kaufleute und Oekonomen, entworfen von Johann Carl Fischer, der Philosophie Magister zu Jena. Jena, bey Cröker. 1789. 208 S. in 8.

Der Herr M. F. hat diese Anfangsgründe zu seinen Vorlesungen bestimmt, und wir finden solche zu diesem Endzwecke sehr brauchbar. Er theilet solche in zwey Theile, nämlich den theoretischen und practischen, und diese wiederum in verschiedene Unterabtheilungen ab, die gut gewählt und ausgeführt sind. Diesem Büchlein kann Rec. seinen Beyfall nicht versagen, indem jeder der die Rechenkunst, so weit solche hier vorgetragen ist, zu erlernen gedenkt, hierinnen einen guten und faßlichen Unterricht finden wird, um sich geschickt zu machen, die noch fehlenden Theile (z. E. die Ausziehung der Wurzeln, die Buchstabenrechnung u. s. w.) leicht zu verstehen, und zur Geometrie überzugehen. Besonders empfehlen wir dieses Buch zum Gebrauche der obersten Klassen der Schulen. Wir hoffen nicht zu irren, wenn wir glauben daß der Verf. bey der Ausfertigung, des Herrn P. Karstens Lehrbuch vor Augen gehabt, und sich desselben an verschiedenen Orten bedient habe. Die Tafel für das Getraidemaaß S. 112. ist an und für sich selbst ganz, hat aber nicht die geschmeidige Gestalt, welche dieselbe hätte erhalten müßen, um die Rechnung nach selbiger so bequem als möglich einzurichten. Wir wundern uns, daß der V. dieses nicht bey der Auflösung der Rechnungsfrage: „Wie viel betragen 356 Magdeburger Scheffel nach Berliner Scheffeln?“ gefühlt hat; besonders da dieselbe nicht einmal ganz schulgerecht aufgelößet worden; indem der Verf. erstlich durch einen Bruch bestimmt, wie groß ein Jenaischer Scheffel in Magdeburger und Berliner Maaße sey; hätte er aber die Größe eines Jenaischen Scheffels nach den andern Gemäßen gleich in die Tafel gebracht, so würde dieses nicht nöthig gewesen, und hierdurch die Rechnung selbst viel kürzer geworden seyn. Schulgerecht aber muß diese Aufgabe, wenn anders die Verhältnisse, so wie hier angegeben sind, nach der Kettenregel gerechnet werden.

Wo.

Erläu-

kommenste sehen kann, wenn er unter einem gewissen Winkel von der Sonne beleuchtet wird. Er nennt sie k. Der Körper war ein grünes Pomeranzenblatt, welchem er den Glanz benommen hatte. Die Deutlichkeit, mit welcher er dieses Blatt, unter dieser Beleuchtung sah, nimmt er zum Maaßstabe der Deutlichkeiten als 1 an. Giebt ferner diesem Blatte eine runde Gestalt, daß er solches, in einer Entfernung $= b$, unter dem Winkel $= \psi$ mit angegebner Klarheit und Deutlichkeit sieht, diese Klarheit ist die größte, unter welcher er es sehen kann, ohne von dem zurückfallenden Sonnenlichte geblendet zu werden. Bey erwähnter Deutlichkeit müssen alle Strahlenkegel die vom Blatte in sein Auge kommen, ihre Vereinigungspuncte genau auf des Auges Netzhaut haben. Er müßte also auch von einem entfernten Gegenstande ein Bild im Fernrohre, das ihm unter genanntem Winkel erscheint, mit genauer Deutlichkeit sehen, wenn es ihm unter eben der Klarheit erschiene. Da aber im strengen Verstande nicht möglich ist, daß alle Strahlenkegel des letztern Bildes ihre Vereinigungspuncte auf der Netzhaut haben, so ist auch nicht möglich, ein Bild im Fernrohre mit der Deutlichkeit 1 zu sehen, nur mit einer, die ihr am nächsten kömmt, wenn der Diffusionsraum der Strahlen auf der Netzhaut beynahe $= 0$ ist. Dies ist nur der Anfang der Sätze, welche Hr. Sp. zum Grunde legt. Man wird schon daraus sehen, daß sie sich nicht in Vollständigkeit hieher bringen lassen, noch weniger ihre Anwendung, am allerwenigsten in einem allgemeinen faßlichen Vortrage, da Hr. Sp. alle seine Vorschriften auf analytische Formeln gebracht habe. Da er solchergestalt bestimmt, wie zuverläßig mit dem Hadleyischen Werkzeug, Weiten der Weltkörper, Höhen u. dergl. zu messen sind, so wird begreiflich, wie genau es zu Findung geographischer Längen dient, wenn es mit den Chronometern verbunden wird, die besonders durch Beförderung des Herrn Grafen v. Brühl häufiger und vollkommner sind verfertigt worden. Herr Späth hat mit tiefer Einsicht und viel Scharfsinn und Fleiße einem wichtigen Gegenstand bearbeitet, bey dem bisher noch sehr wenig ist gethan worden.

G.

Anfangsgründe der Arithmetick zu Vorlesungen und zum Unterricht der studierenden Jugend, wie auch zum Gebrauch für Kaufleute und Oekonomen, entworfen von Johann Carl Fischer, der Philosophie Magister zu Jena. Jena, bey Cröker. 1789. 208 S. in 8.

Der Herr M. F. hat diese Anfangsgründe zu seinen Vorlesungen bestimmt, und wir finden solche zu diesem Endzwecke sehr brauchbar. Er theilet solche in zwey Theile, nämlich den theoretischen und practischen, und diese wiederum in verschiedene Unterabtheilungen ab, die gut gewählt und ausgeführt sind. Diesem Büchlein kann Rec. seinen Beyfall nicht versagen, indem jeder der die Rechenkunst, so weit solche hier vorgetragen ist, zu erlernen gedenkt, hierinnen einen guten und faßlichen Unterricht finden wird, um sich geschickt zu machen, die noch fehlenden Theile (z. E. die Ausziehung der Wurzeln, die Buchstabenrechnung u. s. w.) leicht zu verstehen, und zur Geometrie überzugehen. Besonders empfehlen wir dieses Buch zum Gebrauche der obersten Klassen der Schulen. Wir hoffen nicht zu irren, wenn wir glauben daß der Verf. bey der Ausfertigung, des Herrn P. Karstens Lehrbuch vor Augen gehabt, und sich desselben an verschiedenen Orten bedienet habe. Die Tafel für das Getraidemaaß S. 121. ist an und für sich selbst ganz, hat aber nicht die geschmeidige Gestalt, welche dieselbe hätte erhalten müßen, um die Rechnung nach selbiger so bequem als möglich einzurichten. Wir wundern uns, daß der V. dieses nicht bey der Auflösung der Rechnungsfrage: „Wie viel betragen 356 Magdeburger Scheffel nach Berliner Scheffeln?“ gefühlt hat; besonders da dieselbe nicht einmal ganz schulgerecht aufgelößet worden; indem der Verf. erstlich durch einen Bruch bestimmt, wie groß ein Jenaischer Scheffel in Magdeburger und Berliner Maaße sey; hätte er aber die Größe eines Jenai'schen Scheffels nach den andern Gemäßen gleich in die Tafel gebracht, so würde dieses nicht nöthig gewesen, und hierdurch die Rechnung selbst viel kürzer geworden seyn. Schulgerecht aber muß diese Aufgabe, wenn anders die Verhältnisse, so wie hier angegeben sind, nach der Kettenregel gerechnet werden.

Wn.

Erläu-

Erläuterungen über Herrn Karstens mathematische Analysis und höhere Geometrie. (Greifswald, 1786.) von Rode, Königl. Preußl. Lieutenant von der Armee. Berlin, bey Rettmann. 1789. 136 S. in 8.

Der seelige Hofrath Karsten entwarf dies Lehrbuch der Analysis in den letzten Jahren seines thätigen Lebens, als körperliche Schwäche ihn hinderte, seiner Arbeit diejenige Präzision und Deutlichkeit zu geben, wodurch alle seine vorigen Schriften sich so vorzüglich auszeichnen. Hätte dieser, dem deutschen Publikum leider! zu früh entrissene Mann, dessen nicht zu ermüdender Forschungsgeist durch keine Art irrdischer Leiden zu einer unthätigen Ruhe herab gestimmt werden konnte, bey völliger Musse und körperlicher Kraft dies Werk noch einmal selbst revidirt, so hätte es vielleicht eine ganz andere Gestalt gewonnen. Nun musste es freylich der Liebhaber seiner Schriften, der sich an seinen sichern und deutlichen Vortrag gewöhnt hatte, so nehmen, wie es war. In dieser Hinsicht also hat Herr Rode kein unverdienstliches Werk unternommen, indem er manche stehen gebliebene Fehler verbessert, und ein brauchbares Register über die vornehmsten Materien hinzu gefügt hat.

Hk.

Chemie und Mineralogie.

Der Basalt chemisch und physisch beurtheilt von Joh. Christian von Lehmann, Russ. Kaiserl. Tit. Rath und Gesandsch. Sekretair. Frankfurt, bey Eßlinger. 1789. 8vo. 77 S.

Der Verfasser ist gegen die Meynung, der Basalt sey vulkanischen Ursprungs. Erstlich zeigt derselbe die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung des Trappsteins mit dem Basalt ausführlich, und folgert daraus; weil der Trapp nicht vulkani-

Anfangsgründe der Arithmetick zu Vorlesungen und zum Unterricht der studierenden Jugend, wie auch zum Gebrauch für Kaufleute und Oekonomen, entworfen von Johann Carl Fischer, der Philosophie Magister zu Jena. Jena, bey Cröker. 1789. 208 S. in 8.

Der Herr M. F. hat diese Anfangsgründe zu seinen Vorlesungen bestimmt; und wir finden solche zu diesem Endzwecke sehr brauchbar. Er theilet solche in zwey Theile, nämlich den theoretischen und practischen, und diese wiederum in verschiedene Unterabtheilungen ab, die gut gewählt und ausgeführt sind. Diesem Büchlein kann Rec. seinen Beyfall nicht versagen, indem jeder der die Rechenkunst, so weit solche hier vorgetragen ist, zu erlernen gedenkt, hierinnen einen guten und faßlichen Unterricht finden wird, um sich geschickt zu machen, die noch fehlenden Theile (z. E. die Ausziehung der Wurzeln, die Buchstabenrechnung u. s. w.) leicht zu verstehen, und zur Geometrie überzugehen. Besonders empfehlen wir dieses Buch zum Gebrauche der obersten Klassen der Schulen. Wir hoffen nicht zu irren, wenn wir glauben daß der Verf. bey der Ausfertigung, des Herrn P. Karstens Lehrbuch vor Augen gehabt, und sich desselben an verschiedenen Orten bedient habe. Die Tafel für das Getraidemaaß S. 112. ist an und für sich selbst ganz, hat aber nicht die geschmeidige Gestalt, welche dieselbe hätte erhalten müßen, um die Rechnung nach selbiger so bequem als möglich einzurichten. Wir wundern uns, daß der V. dieses nicht bey der Auflösung der Rechnungsfrage: „Wie viel betragen 956 Magdeburger Scheffel nach Berliner Scheffeln?“ gefühlt hat; besonders da dieselbe nicht einmal ganz schulgerecht aufgelößet worden; indem der Verf. erstlich durch einen Bruch bestimmt, wie groß ein Jenaischer Scheffel in Magdeburger und Berliner Maaße sey; hätte er aber die Größe eines Jenai'schen Scheffels nach den andern Gemäßen gleich in die Tafel gebracht, so würde dieses nicht nöthig gewesen, und hierdurch die Rechnung selbst viel kürzer geworden seyn. Schulgerecht aber muß diese Aufgabe, wenn anders die Verhältnisse, so wie hier angegeben sind, nach der Kettenregel gerechnet werden.

Wo.

Erläu-

Erläuterungen über Herrn Karstens mathematische Analysis und höhere Geometrie. (Greifswald, 1786.) von Rode, Königl. Preußl. Lieutenant von der Armee. Berlin, bey Rettmann. 1789. 136 S. in 8.

Der seelige Hofrath Karsten entwarf dies Lehrbuch der Analysis in den letzten Jahren seines thätigen Lebens, als körperliche Schwäche ihn hinderte, seiner Arbeit diejenige Präzision und Deutlichkeit zu geben, wodurch alle seine vorigen Schriften sich so vorzüglich auszeichnen. Hätte dieser, dem deutschen Publikum leider! zu früh entrissene Mann, dessen nicht zu ermüdender Forschungsgeist durch keine Art irrdischer Leiden zu einer unthätigen Ruhe herab gestimmt werden konnte, bey völliger Musse und körperlicher Kraft dies Werk noch einmal selbst revidirt, so hätte es vielleicht eine ganz andere Gestalt gewonnen. Nun mußte es freylich der Liebhaber seiner Schriften, der sich an seinen sichern und deutlichen Vortrag gewöhnt hatte, so nehmen, wie es war. In dieser Hinsicht also hat Herr Rode kein unverdienstliches Werk unternommen, indem er manche stehen gebliebene Fehler verbessert, und ein brauchbares Register über die vornehmsten Materien hinzu gefügt hat.

Hk.

Chemie und Mineralogie.

Der Basalt chemisch und physisch beurtheilt von Joh. Christian von Lehmann, Russ. Kaiserl. Tit. Rath und Gesandsch. Sekretair. Frankfurt, bey Eßlinger. 1789. 8vo. 77 S.

Der Verfasser ist gegen die Meynung, der Basalt sey vulkanischen Ursprungs. Erstlich zeigt derselbe die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung des Trappsteins mit dem Basalt ausführlich, und folgert daraus; weil der Trapp nicht vulkani-

schen Ursprungs wäre, so sey es der Basalt auch nicht. Man findet Basaltberge da, wo weder jetzt Vulkanen gegenwärtig waren, und wo sich auch keine verloschene vermuthen ließen. Der Traß und das müllerische Glas bey Frankfurt geben ihm Stoff zur Unterstützung seiner Behauptung. Verschiedene Gründe für die Vulkanität der Basalte werden bestritten. Die darin befindliche fremde Körper sollen nicht von außen in ihn gekommen, sondern aus seinen Bestandtheilen erzeugt worden seyn, wie? wird erklärt.

Es lasse sich nicht begreifen, daß ein geschmolzener Stoff, wenn er sich in das Meer ergösse, sogleich durch die Erkältung eine solche Regelmäßigkeit bekommen solle; dem Wasser würde durch Verdichtung der äußeren Theile seine Wirkung ins Innere gehemmt werden, gleichwohl behielten die Basalte bis in eine ansehnliche Tiefe, und vielleicht durchaus ähnliche Gestalten. Wie könne das Wasser, das sich überall gleich seye, durch blosse Berührung im Basalt so große Verschiedenheiten hervorbringen?

Da der Verf. bis hieher im Grund blos die Meynung, daß der Basalt eine geschmolzene Masse sey, die im Wasser durch eine schnelle Erkältung ihre gegenwärtige Gestalt erhalten habe, widerlegt, und hierin Vieles, auch viele gründliche Naturforscher vor sich hat, so wollen wir dabey nicht verweilen. Aber nun wird auch die Entstehung durch eine Auflösung bezweifelt. Was gegen die vollkommen flüßige Auflösung eingewendet wird, ist sehr gründlich. In Ansehung einer breiartigen, musigen Auflösung lasse sich zwar denken, aber eben so wenig beweisen, und geschehe dieses auch, so bleibe doch noch die Verschiedenheit der polygonen Figur zu erörtern übrig. Hr. Baudirektor Gruber habe dieses versucht, „nach ihm könne das Zerlechzen nicht anders, als dadurch geschehen, daß sich Theile einer Fläche in gewissen Summen „an einander drängten, und gegen einen Mittelpunkt zusam„menzögen, folglich sich von andern Theilen und Theilsummen „absonderten ꝛc.“ Ein Beyspiel an einer Basaltklippe im Sicilischen Hafen de la Trizza bestätige diese Auslegung. Der Verf. scheint dieser Erklärungsart noch den meisten Beyfall zu geben, doch müsse man die Epoche der Entstehung in das genaueste Alter versetzen, mit dem Hornschiefer gleich. In dem Fall aber besteht diese Meynung gar wohl mit dem vulkanischen Ursprung.

Dermal

Dermal hat es das Ansehen, als wolle der Streit über die Entstehung der Basalte von neuem lebhaft werden. Es ist dabey nöthig, wohl zu unterscheiden.

Diejenigen, welche diese Entstehung unmittelbar und allein dem Feuer zuschreiben, haben so, wie auch die, welche sie blos von einem Niederschlag im Wasser herleiten wollen, Vieles gegen sich. Hingegen läßt sich denen, welche Feuer und Wasser zusammen wirken lassen, noch immer das Wenigste entgegen setzen. Nur muß auch hier wieder unter gebildetem und ungebildetem Basalt unterschieden werden. Die Entstehung der gebildeten Basalten erklärte noch niemand besser, als Herr Berghauptmann von Veltheim bey der Ausgabe der Briefe des Will. Hamiltons über die nördliche Küste der Grafschaft Antrim, wo er ihre Entstehung allein im Inneren der vulkanischen Gebirge, da, wo eisenreiche Kiese mit nebenliegenden Erdarten zusammenschmelzen, vermuthet.

Von L. setzt zwar S. 33 überhaupt einer vorgewesenen Schmelzung Verschiedenes entgegen, wenn man bedenkt, was v. V. S. 145 anführt, wie man durch die Kunst eine dem Basalt höchst ähnliche Substanz hervorbringen kann, und was im eilften Brief auf jene von mehreren vorgebrachte Einwürfe geantwortet wird, imgleichen daß der Umstand, daß der Basalt die Ungleichheiten andrer Lavenarten nicht habe, sich gar leicht erklären lasse, sobald man annimmt, daß bey der Erkältung keine atmosphärische Luft dazu gekommen seye; und endlich was der Freyherr von Beroldingen in seinen Reisen durch die pfälzischen Quecksilberbergwerke vortreflich ausführt, daß nämlich die Hitze der brennenden Vulkanen bey weitem so heftig nicht seye, als sie scheine: so wird man nicht lange wanken.

Der ungeformte Basalt mag mit dem meisten, oder vielleicht allem Trapp gleiche Entstehung haben — er mag von gleichsam kochendem Wasser als eine breiartige Masse zurückgelassen, und hernach ausgetrocknet seyn. Diese Masse kann sich über allerley vorhanden gewesene Lagen weggewälzt, und selbst in damal offen gestandene Klüfte der ursprünglichen Berge eingedrängt haben.

Briefe über die Bergkunde, über Eisengruben und Rohschmelzen, von Georg Herwig, Gräfl. Sayn.

Witgenst. Kammerassessor. Mit Kupfern. Frankfurt und Leipzig. 1789. 8. 68 S.

Der Verf. ist ein Sohn des vormaligen Hess. Darmst. Hütteninspectors und grafl. Witgensteinischen Kammerraths Engelhard Herwigs, dessen Abhandlung vom Eisenschmelzen und Schmieden in der Herrschaft Schmalkalden, dem Leser bekannt seyn wird.

Diese Briefe, welche an einen Freyherrn von B**g zu K**l gerichtet — und nur für Dilettanten bestimmt sind, zeigen Scharfsinn und guten Vortrag.

Die Erhöhungen des uranfänglichen Granitgebirgs werden Kraters genannt. Rec. weiß nicht, ob der Verf. hierin Vorgänger gehabt hat; dem seye aber wie ihm wolle, so scheint die Benennung nicht wohl gewählt.

Im vierten Brief werden von den eigentlichen Flötzgebirgen, die unächten Flötzgebirge, Bankgebirge, Bankflötze unterschieden. Diese werden im siebenten Briefe in todte und nicht todte eingetheilt. Was der V. todt nennt, wird wohl das seyn, welches sonst Geschütt, aufgeschwemmt Gebirg heißt; das nicht todte aber, was gemeiniglich noch zu den Flötzgebirgen gezählt wird. Hierinnen unterscheidet er Flötzlaufer und Bankschichter.

Die Entstehung der Stockwerke wird durch Niederschlag erklärt.

Für das Waschen der Eisensteine ist der Verf. nur unter starken Einschränkungen. Zum Rösten, wo es nöthig, werden runde gemauerte Roststätten mit Zuglöchern empfohlen.

Der zwölfte Brief enthält einen aller Achtung werthen Vorschlag. Beim Schmelzen der Eisensteine ist wenigstens ⅓ Kohlen in so weit unthätig, daß es nicht sowohl das Schmelzen, als vielmehr das Reduciren befördert. Man könne also dies ⅓ Kohlen aus Weidenholz brennen lassen. Es soll schon versucht und vom besten Erfolg gewesen seyn.

Bey dem fast allenthalben immer kostbarer und seltener werdenden Kohlholz ist jede Art von Ersparung ausnehmend verdienstlich.

Der Verf. verdient alle Aufmunterung zur Fortsetzung dieser Briefe.

Doch wünscht Rec., daß er künftig eine andre Einkleidung wählen, und statt der Briefe gerade zu seine Gegenstände

stände in verschiedenen Abtheilungen behandeln möchte. Der Vortrag in Briefen nimmt zu sehr überhand, und wird dem ernsthaften Leser ganz widerlich. Dann würde sich derselbe sehr verdient machen, wenn er die Mineralgeschichte der gräflich Witgensteinischen und Berlenburgischen Landen, ein noch offenes Feld, mittheilte.

Hl.

Deutlicher und practischer Unterricht, Wolle, Tücher und wollene Zeuge zu färben, für Fabrikanten und Färber. Herausgegeben von Ch. St. Leipzig, bey Göschen. 1789. 20 Bog. gr. 8.

Unter vielen Schriften über die Färberey zeichnet sich die gegenwärtige sehr vortheilhaft aus. Ihr Verf. scheint nicht allein mit der practischen Färberey sehr gut bekannt, sondern auch wegen seines guten Vortrags mehr als gemeiner Färber zu seyn; er führt von sich nichts mehr an, als daß er lange Vorsteher einer solchen großen Fabrikanstalt gewesen sey. Wir geben ihm darinne aus Erfahrung Beyfall, daß die Schriften Hellots, Pörners u. a. m. von den mehresten Färbern nicht recht genutzet werden können, weil ihnen gemeiniglich Kenntniß der Chemie und Physik mangelt, jenen Gelehrten aber die nothwendigen praktischen Erfahrungen in dergleichen Manufacturgeschäften fehlen, auch besonders bey den mehresten Schriftstellern zu wenig Rücksicht auf die erste Regel aller Fabriken, auf Ersparniß, genommen werde, und billigen aus diesem Grunde sehr, daß er gegenwärtigen practischen Unterricht herausgegeben hat, worinn er durchaus seinen Grundsatz, wohlfeil und gut, getreulich ausgeführet hat.

Unter andern ist zum Sächsischen Blau hier ein ganz neues Verfahren beschrieben, das, so viel Rec. weiß, noch nirgends öffentlich bekannt gemacht worden ist, das aber dennoch, wie mir selbst wissend ist, schon in verschiedenen Fabriken seit einiger Zeit als Geheimniß mit dem besten Erfolge benutzet wird. Schon dies einzige Kunststück wird den Färber zehnfältig wegen des Ankaufs dieser Schrift entschädigen, wenn er das ganze Verfahren pünctlich befolgt. Es finden sich aber außerdem noch mehrere Vortheile, in Anstellung der Blau-

Küpe, wie auch in der Art Scharlach, Karmoisin und Rosenroth zu färben, mit vorzüglicher Deutlichkeit beschrieben.

Dabey ist auch noch ein kleines Wörterbuch befindlich, worinnen die bey der Färberey gebräuchlichen Kunstwörter, Materialien, deren Beschreibung und Gebrauch vorkommen, woraus man den Verf. wieder auf der vortheilhaften Seite kennen lernet.

Tabelle über die Menge der auflöslichen Bestandtheile, welche aus den Gewächsen durch Wasser und Weingeist ausgezogen werden, auch ihrem Vaterland und der Blühzeit. Nebst einer Tabelle über die Feuchtigkeit, so einige größtentheils officinelle Wurzeln, Kräuter, Blumen, Rinden, Früchte und Beere durch die Trocknung verlieren, zum Gebrauch für Aerzte, Scheidekünstler und Apotheker, entworfen von Joh. Christian Wilhelm Remler. Erfurt, 1789. 30 S. in 4.

Zur Einleitung hat Hr. R. von der Bereitung der arzneylichen Extracte, sowohl der harzigen, als gummigten, die dazu erforderlichen Grundsätze und die besten Regeln voraus beschrieben, nach welchen verfahren werden müsse, wenn die sogenannten Extracte die verlangte Wirksamkeit besitzen sollten. Der Verf. hat hierbey alles benutzt, was Mönch, Ehrhart, Westrumb, Hagen, Hermbstädt u. m. von diesem Gegenstande angemerket haben. Billig sollten auch diejenigen, welche die Verfertigung dieser Arzneymittel unter den Händen haben, von allen diesen Regeln guten Gebrauch machen, und nicht immerfort den alten Schlendrian beybehalten. In solcher Absicht ist diese Schrift allen Apothekern am vorzüglichsten zu empfehlen, denen die Verbesserung ihrer Arbeiten am Herzen liegt, und sich vom gemeinen Haufen zu unterscheiden wünschen, der nur handwerksmäßig das Tagwerk vollendet, und dabey auf nichts anders als Gewinn bedacht ist.

In den nachfolgenden Tabellen sind die pharmacevtischen, Linneischen und deutschen Namen der Gewächse, ihr Vaterland, mit Unterscheidungszeichen für Bäume, Sträuche, ausdauern-

ausdauernde, zweyjährige und Sommergewächse, nebst der Menge der auflöslichen Bestandtheile, sowohl in geistigen als wäßrigen Extracten zur Uebersicht gebracht.

Die letzte Tabelle kann der Apotheker vorzüglich in merkantilischer Absicht benutzen, weil daraus sogleich ein Ueberschlag gemacht werden kann, wie viel von einem gewissen Gewicht frischer Gewächse nach der Trocknung übrig bleibt.

Die Kunst abgezogene Wasser und dergleichen zu verfertigen. Dresden, in der Hilscherischen Buchhandlung. 1790. 3½ Bogen in 8.

Wem es an Vorschriften zu allerhand Arten von Brandeweinen fehlt, der wird in diesen Bogen Befriedigung finden.

Zb.

Etwas über die Weine und ihre Verfälschung, von Ernst Wilhelm Martius. Regensburg, 1789. bey Montags Erben. 3½ Bogen.

Der Inhalt dieser kleinen Schrift besteht aus längst bekannten Dingen. Man sieht aber am Ende wohl, daß sie nur der vom Verf. angestellten Untersuchung eines jungen Weins, der wegen abgesetzter röthlicher, flittriger Krystallen für verdächtig gehalten worden, zum Vehikel dienen sollen. Die Flittern bestunden aus Weinstein, und zu solcher Erkenntniß wäre eine noch kürzere Prüfung hinlänglich genug gewesen.

H.

Haushaltungswissenschaft.

Wohlbewährte Fischgeheimnisse, oder deutlicher Unterricht von der großen Nutzbarkeit der Fischerey, wie auch von der Fische Natur und Eigenschaft,

schaft, nebst einer Anweisung, wie sie bequem zu fangen, und zu welcher Zeit man solche am besten halte. Zweyte und verbesserte Ausgabe. Nürnberg, bey Zeh. 1789. 214 S. in 8.

Ein elendes, gewiß österreichisches Product! Fast unter aller Kritik, und wahrscheinlich von einem guten Fischermeister zusammengestoppelt und in der elendesten Schreibart: z. B. was aber ein jedes Geschlecht der Fische isset; item, was ein jeder Fisch zu jeder Zeit des Jahres isset, item; was man für junge Karpflein versetzen soll; u. s. w. abgefaßt. Bey den Mitteln und Vorschlägen glaubt man in die alten Zeiten des Aberglaubens versetzt zu seyn: z. B. durch Reigerschmalz und zu Pulver gestoßene Knochen vom Reiger die Fische so weit zu bringen, daß man sie greifen kann, und dergleichen saubere Sächelchen mehr in 79 Kapiteln. — Nicht eine Spur von wahrer ökonomischen Naturgeschichte. Alle Namen provinziellisch: z. B. Groppen, Felche, Balche, u. s. w. Bloß Frisch ist ein Gewährsmann, weil er von 400 Gattungen Fischen in Deutschland redet. Im ersten Kapitel: von den Fischen insgemein, dachten wir doch etwas Vernünftiges zu finden, und es ist das fadeste Gewäsche: daß die Fische allein bey der Sündfluth übergeblieben wären, weil sonst Gott dem Noah wohl würde befohlen haben, von jeder Art ein Paar mit in den Kasten zu nehmen.

Das erbaulichste ist hinten S. 233. nothwendige, wohlgemeinte und nützliche Erinnerungen über das löbliche Fischeramt, wie sie nach altem Gebrauch wohl mögen in der Lade der löblichen Fischerzunung liegen.

Zuerst, daß Fischer nöthig sind, wo große und kleine Wasserströme sind, Ermahnung der Fischer zur Gottesfurcht, und daß sie ihr Amt recht verstehen sollen. Dieß letztere könne ihn reich, aber nicht selig machen. „Dieses aber als Gott „fürchten, kann ihn, als gegen welches alle Schätze der zergänglichen und elenden flüchtigen Welt nichts sind, unfehlbarlich selig machen. — Zur Fischernahrung hilft nicht so sehr die unverdrossene Arbeit, als die Zeit, und das gewünschte Ständlein, worinn Gott geben und segnen will. — In Böhmen, wie ein Geistlicher erzählt habe, wäre ein Fischteich, der die Eigenschaft habe, wenn man Erde oder Rasen aus demselben in einen andern Teich setze; so wüchsen aus der

der wilde Fische. Was sey die Natur des Wassers, so die Nasen in sich geschlossen habe. Denn das 1ste Kap. des 1sten Buch Mosis spricht nicht: Gott habe die Fische ins Wasser gesetzt; sondern das Wasser rege sich. Da wurden Fische aus dem Regen. Hieraus siehet man, was eigentlich der Segen Gottes sey, und daß er noch währet; massen in etlichen Teichen und Wassern Fische wachsen, — sonderlich Hechte, darinnen zuvor keine gewesen sind. — Das geschiehet nicht von den Vögeln, welche den Saamen der Fische hineintragen sollen; sondern es ist des gesegneten Wassers Art.“

— Ermahnung zum Fleiß, zur Arbeitsamkeit und Geduld. Petri, des alten Fischers, Exempel. S. 238. — Vor dem Fall Adams ist es anders gewesen, da alle Thiere sich herbey sammeln, und thun musten, was ihnen der Mensch gebot. Damals wäre gut fischen gewesen; die Fische hätten sich willig einstellen müßen. Aber nach dem Fall haben sich die Thiere solcher Botmäßigkeit entzogen, und wollen nicht mehr so unterthan und gehorsam seyn, welches denn alle Nahrung und Handthierung schwer und verdrüßlich macht. Es hat also unser Ungehorsam gegen Gott solchen Ungehorsam der Fische, der Vögel, und aller anderer Thiere gegen den Menschen verursacht und gemacht. — Sehr erbaulich!

Ferner S. 243. Ein Gebet um einen gnädigen Fischsegen — nach erlangtem Fischsegen — wenn der Fischzug nicht gerathen ist. Wie doch mit dem Gebet gespielt wird!

Das Abgeschmackteste sind S. 228. Etliche Gleichnisse der Fische:

Ein Stichling ein König
Ein Salm ein Herr
Ein Karpf ein Schelm
Ein Hecht ein Räuber
Ein Barbe ein Schneider
Ein Fürn ein Katz, u. s. w.

Recens. bedauert die Zeit, die er auf das Durchlesen dieses sämmtlichen Geschmieres hat verwenden müßen.

Fm.

Deko-

Oekonomische Abhandlungen und Vorschläge zum allgemeinen Nutzen für Stadt- und Landhausväter. Mit einem Kupfer. Mainz, in der Universitäts-Buchhandlung. 1790. 356 Seiten in 8.

Nichts Neues. — aber doch manches Gute und Brauchbare, über den Hanfbau; dessen vorzügliche Zubereitung durch eine besondere Art des Spinnens; über die vortheilhafte Gewinnung der Baumwolle; und über den Nutzen der künstlichen Wiesen durch den Anbau verschiedener Kleearten.

Ob alle die Kunststücke, die der Verf. seinen Lesern mittheilt, als z. B. auf eine ökonomische Art Wasser zu brennen, Liqueurs zu machen, verschiedene dauerhafte Firnisse, und mancherley sehr brauchbare dauerhafte Farben zum Oel-, Wasser- und Freskomahlen zu bereiten, ebenfalls richtig und probat sind? dafür möchten wir uns indessen nicht verbürgen, weil es doch wohl von einem Rezensenten zu viel verlangt wäre, ein solches Werkchen mit dem Destillirkolben oder dem Pinsel in der Hand durchzugehen!

Bm.

Versuch einer praktischen Anleitung zum Teltoer Rübenbau, nebst Beleuchtung einiger dabey eingeschlichenen Misbräuche. Ein kleiner Beitrag für die abgebrannte Schule zu Neu-Ruppin, und zu Ausbauung unserer noch unvollendeten Kirchenorgel, von Christoph Ludewig Sannow, Pastor u. s. w. Berlin, in Kommission bey Vieweg dem ältern. 6 Bogen. 8. ohne Jahrszahl.

Diese kleine, in Absicht des Gegenstandes ganz wohl gerathene Abhandlung verdient schon der guten Absicht wegen, weshalb der Verf. sie geschrieben, alle Aufmerksamkeit. Sie ist in zween Abschnitte getheilt, wovon der erste allgemeine Betrachtungen, und der zweyte die praktische Anleitung zum Rübenbau enthält. Der Verf. klagt sehr über die mannichfaltigen Unterschleife, wodurch gewissenlose Rübenbauer den

unwis-

unwissenden Käufer sowohl in Absicht des Saamens, als auch der Rüben selbst, hintergehen, und giebt Vorschläge, wie sie verhütet werden können. Auswärtigen Oekonomen, die mit Teltower Rübensaamen Versuche machen wollen, räth er, sich jedes Jahr mit ächtem frischen Saamen zu versehen, weil die Rüben in fremden Gegenden mit jedem Jahre ausarten. Auch andere Rübengattungen sollen zu Teltow ausarten, und mit jedem Jahre kleiner werden, wovon hier ein merkwürdiger Versuch erzählt wird, die mit den Runkelrüben (Beta alba.) angestellt worden, die im dritten Jahr schon zur Größe der gewöhnlichen Wasserrüben eingeschrumpft waren. Der Verf. erbietet sich, Liebhaber, die sich an ihn wenden wollen, mit ächtem unverfälschten Saamen zu versorgen, welche Gefälligkeit gewiß mancher mit Dank erkennen wird.

Hr.

An den Verfasser der Beantwortungen wichtiger, noch nie aufgeworfener Fragen, die Verbesserung der Landwirthschaft betreffend, von D. G. Schroka. Breslau und Hirschberg, 1789. Bey Korn dem ältern.

Unser Urtheil über die Beantwortung wichtiger Fragen, die noch nie aufgeworfen seyn sollen, wird der Leser in unserer Bibliothek B. 91. S. 291. finden: dieß ist die Schrift, worüber Herr Schroka sich in obiger Schrift ausläßt, und darinn als dem Erstlinge seiner öffentlichen Arbeiten viel Gründliches sagt. Indeß ist nicht zu läugnen, daß auch Manches Zurechtweisung verdient: z. B. S. 24. wird der Vorzug der königlichen Bauern gegen die der adelichen zu hoch angeschlagen. Eben so sind die Robothen (Tagearbeiter) der adelichen Bauern nicht allgemein beschwerlich, vielmehr giebt es Gegenden, wo sie so gut wie die königlichen stehen; denn auch viele Adelichen suchen ihr Wohl im Wohle ihrer Unterthanen. Ein Gleiches gilt vom Credit der Bauern: der Edelmann liebet auch die fleißigen und guten Wirthe vor den faulen, und weiß sie auszuzeichnen. — Möchte es doch nur wahr seyn, daß die Bauern, wo keine Exercierplätze von Soldaten sind, jetzt schon beßre Wirthe wären, und nicht erst dann

dann es blühend werden sollen, wenn diese Krankheit der Landwirthschaft — die doch nicht überall ist — erst völlig geheilt seyn würde! Was S. 42. der Abschaffung der Robothen entgegen gestellt wird, hat nur zum Theil guten Grund: denn Lohnarbeiter werden sich schon finden, wenn besonders der Fleißige besser wie der Faule bezahlt wird. Wer wirds nicht eingestehen, daß es unter Tagelöhnern eben so gut faule und fleißige Arbeiter gebe, als unter den Robothern? Freylich möchte man bey letztern oft einen großen Theil Arbeiter von der Arbeit fortjagen, wenn halbe Arbeit nicht besser wäre als keine: denn diese Leute wollen an manchen Orten nicht gern auf billigen Zins gesetzt seyn, sie wollen lieber fort faullenzen! Mithin ist dieß eine Hinderniß, daß man nicht lauter fremde Tagelöhner um ganzen Lohn dingen kann: denn wer wird seine Fröhner lieber müßig seyn und sich um andere Arbeit umsehen lassen, als doch einigen Dienst zu haben? Sobald aber die Fröhner auf festen Zinß gesetzt sind, dann nähme Recens. keine andere Tagelöhner, als um ganzen Lohn, um ganze Arbeit zu erlangen: zumal man jetzt alle Stunden den Faulen ohne Nachtheil abdanken kann!

S. 69. was die Wahl des Bauholzes betrifft: es nicht nach Bequemlichkeit des Baues, sondern nach der Natur des Holzwuchses zu bestimmen; dieß wird bey 100 jährigen Schlägen ein guter Wunsch seyn, beym Auslichten aber nicht.

S. 71. Die Teiche wie Getraideland zu nutzen, findet dann nur Statt, wenn bey einer Wirthschaft Düngerüberfluß und Feldmangel ist; außerdem ist eine Zwischenbesetzung mit Fischen ein Düngsurrogat, folglich Abwechselung durch Saat und Fischbesatz nothwendig.

Sa.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Georg Septimus Andreas von Praun, Braunschweig-Wolfenbüttelschen Geheimenraths und Mini-

Ministers, Braunschweigisches und lüneburgisches Siegelcabinet mit diplomatischen, genealogischen und histori chen Erläuterungen. Herausgegeben und mit dem Lebenslauf des Verfassers und Anmerkungen begleitet von Julius August Remer, Professor auf der Julius-Carls Universität in Helmstädt. Braunschweig, im Verlag der Schulbuchhandlung. 1789. 8.

Nicht leicht giebt es einen so thätigen und von Begierde zu Kenntnissen aller Art so ganz durchdrungenen Staatsmann, als der Geheimer. v. Praun war. Nicht zufrieden, mit gewissenhaftestem Fleiße eine Menge gerichtlicher Streitigkeiten zu untersuchen, wozu ihn sein Vicecamileramt zu Wolfenbüttel verpflichtete, und die vormundschaftlichen Angelegenheiten des jetzigen Erbstatthalt. und Herzogs v. Sachsen Weimar im Namen seines Braunschweigischen Herrn von 1755 bis 1766 zu besorgen, brachte er das ganze fürstliche Archiv in Ordnung, verfertigte darüber ein sehr umständliches Repertorium von 12 Folianten mit Zeichnungen von 2000 Siegeln, arbeitete große historische, antiquarische und diplomatische Werke aus, schrieb Bibliotheken über Reihen von Schriften, die bey Vorfällen, welche Aufsehen erregten, an das Licht traten, machte aus allem, was in dem Litteraturfache Merkwürdiges erschien, Auszüge, und erholete sich, wenn ihn juristische und historische Geschäfte ermüdet hatten, bey philosophischen und geistreichen Schriften. Er sammlete einen großen Bücherschatz, der nun öffentlich bis auf denjenigen Theil versteigert ist, welcher Handschriften und seltene Drucksachen über die Braunschweig-Lüneburgische Geschichte und Statistik in sich hielt, und zum Gebrauch der geheimen Rathsstube zu Braunschweig vom regierenden Herzoge gekauft ist. Er war bereit, jeden der über Dunkelheiten Aufklärungen zu erhalten wünschte, mündlich zu belehren; allein Aufsätze, Actenstücke und noch viel weniger Urkunden des ihm anvertrauten Archivs theilte er aus gewissen Gründen keinem mit. Geschichtkundige kennen seine Stärke und Wissenschaft aus dem Werke über das Münzwesen mittlerer Zeit, aus dem Braunschweig. Lüneburgischen Münzkabinette, aus der Bibliotheca historica Br. Luneb., und aus vielen Aufsätzen in den Braunschweigischen und Han-

Oekonomische Abhandlungen und Vorschläge zum allgemeinen Nutzen für Stadt- und Landhausväter. Mit einem Kupfer. Mainz, in der Universitäts-Buchhandlung. 1790. 356 Seiten in 8.

Nichts Neues — aber doch manches Gute und Brauchbare, über den Hanfbau; dessen vorzügliche Zubereitung durch eine besondere Art des Spinnens; über die vortheilhafte Gewinnung der Baumwolle; und über den Nutzen der künstlichen Wiesen durch den Anbau verschiedener Kleearten.

Ob alle die Kunststücke, die der Verf. seinen Lesern mittheilt, als z. B. auf eine ökonomische Art Wasser zu brennen, Liqueurs zu machen, verschiedene dauerhafte Firnisse, und mancherley sehr brauchbare dauerhafte Farben zum Oel-, Wasser- und Freskomahlen zu bereiten, ebenfalls richtig und probat sind? dafür möchten wir uns indessen nicht verbürgen, weil es doch wohl von einem Recensenten zu viel verlangt wäre, ein solches Werkchen mit dem Destillirkolben oder dem Pinsel in der Hand durchzugehen!

Bm.

Versuch einer praktischen Anleitung zum Teltoer Rübenbau, nebst Beleuchtung einiger dabey eingeschlichenen Misbräuche. Ein kleiner Beitrag für die abgebrannte Schule zu Neu-Ruppin, und zu Ausbauung unserer noch unvollendeten Kirchenorgel, von Christoph Ludewig Sannow, Pastor u. s. w. Berlin, in Kommission bey Vieweg dem ältern. 6 Bogen. 8. ohne Jahrszahl.

Diese kleine, in Absicht des Gegenstandes ganz wohl gerathene Abhandlung verdient schon der guten Absicht wegen, weshalb der Verf. sie geschrieben, alle Aufmerksamkeit. Sie ist in zween Abschnitte getheilt, wovon der erste allgemeine Betrachtungen, und der zweyte die praktische Anleitung zum Rübenbau enthält. Der Verf. klagt sehr über die mannichfaltigen Unterschleife, wodurch gewissenlose Rübenbauer den unwis-

unwissenden Käufer sowohl in Absicht des Saamens, als auch der Rüben selbst, hintergehen, und giebt Vorschläge, wie sie verhütet werden können. Auswärtigen Oekonomen, die mit Teltower Rübensaamen Versuche machen wollen, räth er, sich jedes Jahr mit ächtem frischen Saamen zu versehen, weil die Rüben in fremden Gegenden mit jedem Jahre ausarten. Auch andere Rübengattungen sollen zu Teltow ausarten, und mit jedem Jahre kleiner werden, wovon hier ein merkwürdiger Versuch erzählt wird, die mit den Runkelrüben (Beta altiss.) angestellt worden, die im dritten Jahr schon zur Größe der gewöhnlichen Wasserrüben eingeschrumpft waren. Der Verf. erbietet sich, Liebhaber, die sich an ihn wenden wollen, mit ächtem unverfälschten Saamen zu versorgen, welche Gefälligkeit gewiß mancher mit Dank erkennen wird.

Hr.

An den Verfasser der Beantwortungen wichtiger, noch nie aufgeworfener Fragen, die Verbesserung der Landwirthschaft betreffend, von D. G. Schroka. Breslau und Hirschberg, 1789. Bey Korn dem ältern.

Unser Urtheil über die Beantwortung wichtiger Fragen, die noch nie aufgeworfen seyn sollen, wird der Leser in unserer Bibliothek B. 91. S. 291. finden: dieß ist die Schrift, worüber Herr Schroka sich in obiger Schrift ausläßt, und darinn als dem Erstlinge seiner öffentlichen Arbeiten viel Gründliches sagt. Indeß ist nicht zu läugnen, daß auch Manches Zurechtweisung verdient: z. B. S. 24. wird der Vorzug der königlichen Bauern gegen die der adelichen zu hoch angeschlagen. Eben so sind die Robothen (Tagearbeiter) der adelichen Bauern nicht allgemein beschwerlich, vielmehr giebt es Gegenden, wo sie so gut wie die königlichen stehen; denn auch viele Adelichen suchen ihr Wohl im Wohle ihrer Unterthanen. Ein Gleiches gilt vom Credit der Bauern: der Edelmann liebet auch die fleißigen und guten Wirthe vor den faulen, und weiß sie auszuzeichnen. — Möchte es doch nur wahr seyn, daß die Bauern, wo keine Exercierplätze von Soldaten sind, jetzt schon beßre Wirthe wären, und nicht erst

dann

dann es blühend werden sollten, wenn diese Krankheit der Landwirthschaft — die doch nicht überall ist — erst völlig geheilt seyn würde! Was S. 42. der Abschaffung der Robothen entgegen gestellt wird, hat nur zum Theil guten Grund: denn Lohnarbeiter werden sich schon finden, wenn besonders der Fleißige besser wie der Faule bezahlt wird. Wer wirds nicht eingestehen, daß es unter Tagelöhnern eben so gut faule und fleißige Arbeiter gebe, als unter den Robothern? Freylich möchte man bey letztern oft einen grossen Theil Arbeiter von der Arbeit fortjagen, wenn halbe Arbeit nicht besser wäre als keine: denn diese Leute wollen an manchen Orten nicht gern auf billigen Zins gesetzt seyn, sie wollen lieber fort faullenzen! Mithin ist dieß eine Hinderniß, daß man nicht lauter fremde Tagelöhner um ganzen Lohn dingen kann: denn wer wird seine Fröhner lieber müßig seyn und sich um andere Arbeit umsehen lassen, als doch einigen Dienst zu haben? Sobald aber die Fröhner auf festen Zinß gesetzt sind, dann nähme Recens. keine andere Tagelöhner, als um ganzen Lohn, um ganze Arbeit zu erlangen: zumal man jetzt alle Stunden den Faulen ohne Nachtheil abdanken kann!

S. 69. was die Wahl des Bauholzes betrifft: es nicht nach Bequemlichkeit des Baues, sondern nach der Natur des Holzwuchses zu bestimmen; dieß wird bey 100 jährigen Schlägen ein guter Wunsch seyn, beym Auslichten aber nicht.

S. 71. Die Teiche wie Getraideland zu nutzen, findet dann nur Statt, wenn bey einer Wirthschaft Düngerüberfluß und Feldmangel ist; außerdem ist eine Zwischenbesetzung mit Fischen ein Düngsurrogat, folglich Abwechselung durch Saat und Fischbesatz nothwendig.

Sa.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Georg Septimus Andreas von Praun, Braunschweig-Wolfenbüttelschen Geheimenraths und Mini-

Ministers, Braunschweigisches und Lüneburgisches Siegelcabinet mit diplomatischen, genealogischen und historischen Erläuterungen. Herausgegeben und mit dem Lebenslauf des Verfassers und Anmerkungen begleitet von Julius August Remer, Professor auf der Julius-Carls Universität in Helmstädt. Braunschweig, im Verlag der Schulbuchhandlung. 1789. 8.

Nicht leicht giebt es einen so thätigen und von Begierde zu Kenntnissen aller Art so ganz durchdrungenen Staatsmann, als der Geheimer. v. Praun war. Nicht zufrieden, mit gewissenhaftestem Fleiße eine Menge gerichtlicher Streitigkeiten zu untersuchen, wozu ihn sein Vicecamleramt zu Wolfenbüttel verpflichtete, und die vormundschaftlichen Angelegenheiten des jetzigen Erbstatthalt. und Herzogs v Sachsen Weimar im Namen seines Braunschweigischen Herrn von 1755 bis 1766 zu besorgen, brachte er das ganze fürstliche Archiv in Ordnung, verfertigte darüber ein sehr umständliches Repertorium von 12 Folianten mit Zeichnungen von 2000 Siegeln, arbeitete große historische, antiquarische und diplomatische Werke aus, schrieb Bibliotheken über Reihen von Schriften, die bey Vorfällen, welche Aufsehen erregten, an das Licht traten, machte aus allem, was in dem Litteraturfache Merkwürdiges erschien, Auszüge, und erholete sich, wenn ihn juristische und historische Geschäfte ermüdet hatten, bey philosophischen und geistreichen Schriften. Er sammlete einen großen Bücherschatz, der nun öffentlich bis auf denjenigen Theil versteigert ist, welcher Handschriften und seltene Drucksachen über die Braunschweig-Lüneburgische Geschichte und Statistik in sich hielt, und zum Gebrauch der geheimen Rathsstube zu Braunschweig vom regierenden Herzoge gekauft ist. Er war bereit, jeden der über Dunkelheiten Aufklärungen zu erhalten wünschte, mündlich zu belehren; allein Aufsätze, Actenstücke und noch viel weniger Urkunden des ihm anvertrauten Archivs theilte er aus gewissen Gründen keinem mit. Geschichtkundige kennen seine Stärke und Wissenschaft aus dem Werke über das Münzwesen mittlerer Zeit, aus dem Braunschweig. Lüneburgischen Münzkabinette, aus der Bibliotheca historica Br. Luneb., und aus vielen Aufsätzen in den Braunschweigischen und Han-

növerischen Aufsätzen. Er pflegte von Zeit zu Zeit einige Proben aus seinen ungedruckten Werken für seine Freunde abziehen zu lassen, um deren Beurtheilung und Verbesserungen erhalten zu können, und eine solche Ausgabe blieb Manuscript, weil sie nur aus 50 Exemplaren bestand, und er sich ausbedung, daß der, der sie erhielt, sie nicht ins Publikum bringen, sondern vielmehr die Anzeige derselben in Zeitungen verhindern solle. Zu diesen uneigentlichen Handschriften gehörte bisher auch das vorgedachte Siegelcabinet, welches in Quart mit lateinischen Lettern auf 19 Bogen abgedruckt war. Dieses ist kein nacktes Siegelverzeichniß, sondern ein Werk voll großer Belesenheit und wichtiger Bereicherungen der teutschen, so wie der Br. Lüneburgischen Geschichte, daher Hr. Pr. Remer sich bey denen, die das Original nicht haben erlangen können, durch diesen Abdruck ein Verdienst erwirbt, welches wachsen muß, wenn etwa dieser erste Versuch Praunische Inedita an das Licht zu bringen, Gelegenheit zur Herausgabe mehrerer Aufsätze, namentlich der Zusätze zu der Bibliotheca Br. L., des 2ten Theils des Br. Lüneb. Medaillen-Cabinets, und der Zugabe zu des Nachricht vom Münzwesen geben sollte. Hr. Pr. Remer hat diesem Werke eine Lebensgeschichte des würdigen Mannes vorgesetzet, die er schon einmal im historischen Portefeuille hat abdrucken lassen. In einer Vorrede meldet Hr. R., daß er die Praunische Schrift umgearbeitet, durch Abschneidung unnöthiger Ausschweifungen abgekürzet, durch bessere Ordnung bequemer, und durch Vergleichung mit den in Kupfer gestochenen Siegeln vollkommener und genauer gemacht habe. Dadurch ist denn für die Käufer in soweit gesorgt, daß sie nur sieben Bogen, anstatt der neunzehn bis zwanzig des Originals zu bezahlen haben, und noch über den Text einige brauchbare Berichtigungen des Hrn. Herausgebers in den Kauf erhalten. Eine nähere Zusammenhaltung des Originals mit diesem Abdrucke ergiebt folgendes. Praun's Ordnung war unverbesserlich, und ist auch in der Hauptsache nirgends geändert. Unter Weitschweifigkeit verstehet der Herr Herausgeber lange Absätze, aus welchen er einigen Ueberfluß herausgeworfen hat, die Ueberschriften oder Rubriken für jede Person, von welcher Siegel angeführet sind, kurze genealogische Tafeln, die blos zum heraldischen Gebrauche eingerichtet sind, und die hier wohl nicht so überflüßig waren, wie es dem Hrn. H. schien, und endlich eine Art von Vorrede, in welcher von P. sagt,

daß

daß dieses Siegelcabinet das 6 Kapitel des ersten Theils eines grösseren Werks über die Siegel aller europäischen Staaten ausmache, daß er zu selbigen auch die Beschreibung der Siegel Br. Lüneburgischer Dynasten fügen wolle, und daß man einige seiner sphragistisch-heraldischen Abhandlungen in periodischen Schriften, die er nachweiset, bey dem Gebrauche des Siegelcabinets nachlesen müsse. Wäre der Recensent auf den Einfall gekommen, das Siegelcabinet abdrucken zu lassen, so würde er sich nicht mit den äusserst unzuverlässigen Zeichnungen im Westphalen, Rethmeier, Hardenberg u. s. w. abgegeben, sondern was zuzusetzen war, von Originalien entlehnet haben, von welchen freylich hin und wieder noch etwas beygebracht werden kann. Seine Anmerkungen würden mit der Geschichte mehrerer heraldischen Abänderungen, nach Anleitung alter Denkmähler und Gemählde, die v. Praun nicht kannte, angefüllet gewesen seyn. Vorzüglich aber würde er den würdigen Minister so haben reden lassen, wie er redete, nichts an seinem Ausdrucke geändert, ihm seine Einrichtung und Stammtafeln gelassen, und kurz! sein ganz lesbares Werk mit der Handhabung eines blossen Herausgebers, nicht aber eines corrigirenden Lehrmeisters dem Setzer zugefertiget haben; zumal, da ein Werk von Siegeln nie zu einer Schrift für Leser von Profession kann umgearbeitet werden.

Dw.

Geschichte und Geographie von Deutschland, ein Lehr- und Lesebuch für die Jugend von Joh. Ephraim Witschel. Erster Theil. Dresden und Leipzig, beym Verfasser und in der Hilscherischen Buchhandlung. 1 Alphab. in 8. 1789.

Man weiß es schon aus andern Beyspielen, daß man es mit den Büchertiteln: für die Jugend, oder für das Frauenzimmer, nicht so genau nehmen muß; daß sie oft weiter nichts, als ein vorgehängtes Schild sind, um sich einen einseitigen Abgang wenigstens zu sichern, wenn man an dem allgemeinen Abgang verzweifelt; und daß oft der V. in dem Buche selbst nur gar wenige Rücksicht auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten derjenigen Gattung von Lesern genommen hat, für

die es doch der Titel zunächst bestimmt. Fast möchten wir das nehmliche von der gegenwärtigen Geschichte von Deutschland für die Jugend sagen: wir haben doch in derselben auch nicht das Mindeste bemerkt, daß sie vor andern ganz gewöhnlichen Compendien der deutschen Reichsgeschichte zu einem Lesebuch für die Jugend auszeichnete. Für junge Leser konnten die Namen mancher ganz unbekannten deutschen Völker wegbleiben: für sie durften andre Namen und Ausdrücke nicht, als schon bekannt, ohne Erklärungen hingeworfen, und Erzählungen, die ohne gewisse Vorkenntnisse weder Licht noch Interesse haben, nicht ohne dieselbe eingewebt werden. Und jede Geschichte zum Selbstlesen für die Jugend bestimmt, sollte, wenigstens nicht in den Hauptbegebenheiten compendiarisch seyn, wenn ihr Eindruck nicht blos vorübergehend seyn soll: Vorbereitung, Vollständigkeit, Winke auf ihre Wichtigkeit und Folgen, und Lebhaftigkeit einer anschaulichen Erzählung müßten darzu kommen, wenn der junge Leser das Gelesene dem Gedächtniß und Herzen eindrücken und wieder anwenden soll. Wir wollen mit diesen Bemerkungen, die sich uns beym Lesen aufdrängten, dem Buche nicht seine Brauchbarkeit absprechen. Es ist ein sehr lesbares Buch, aber vielleicht nur mehr für Erwachsene, als für die Jugend, oder im letzten Fall, mehr ein Lehr- als Lesebuch. Auch ist es mehr eine deutsche Kaysergeschichte, als eine Geschichte von Deutschland, und geht nur bis auf Kayser Rudolf von Habsburg, 1273, in zweyen Zeiträumen. I. Von den ältesten Zeiten an bis zu dem Abgang der Regenten Carolingischen Stammes. 1) Abschnitt. Zustand Germaniens und seiner Bewohner — etwas zu weitläuftig bey völligem Mangel an Quellen. 2) Geschichte der Deutschen vom Einfall der Cimbrer in Italien, bis zur großen Völkerwanderung, von 640 nach E. R. bis 376 nach C. G. — Der nutzbarste Abschnitt für junge Leute. 3) Große Völkerwanderung; Untergang des abendländischen Kaiserthums und Errichtung der fränkischen Monarchie, vom Jahr 176 bis 482. 4) Von Errichtung der fränk. Monarchie bis zum Verfall der Karolinger, von 482 bis 911. II. Von Konrad I. bis auf Rudolf von Habsburg. 1) Geschichte Konrads I. und der Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause, 911 — 1024. 2) Gesch. der Könige und Kaiser fränkischen Stammes, von 1024 — bis 1125. 3) Gesch. Lothars II. und der Könige und Kaiser vom Schwäbischen Stamme, 1125 — 1250. 4) Deutschland

land ohne ein allgemein anerkanntes Oberhaupt (oder während des sogenannten großen Interregnums), von 1250 bis 1275.

Allgemeine Weltgeschichte, ein Lesebuch für Kinder zum Nutzen und Vergnügen. Alte Geschichte, Zweyter Theil, mit einer Tabelle. Von D. F. Schäffer. Berlin, 1789. bey Meyer. 1 Alph. 5 Bogen in 8.

Aus der voranstehenden Anrede an die lieben Kinder, so wie aus den eingeflochtenen wortreichen Nutzanwendungen im Verlauf der Geschichte selbst, sieht man, daß der Zusatz auf dem Titel: ein Lesebuch für Kinder, mehr als ein blosses Aushängeschild ist, und daß der Verf. wirklich seine Weltgeschichte, für Kinder, geschrieben habe. Dann aber kann man nicht begreifen, was Kindern so viele unbekannte Namen unerheblicher Völker und Regenten nützen sollen: dann hätte er seine Weltgeschichte um Vieles kürzer fassen, und manche Abschnitte, die er mit nichts als trocknen Namen ausfüllen konnte, lieber gar weglassen sollen. Es enthält aber dieser Theil die Geschichten der Kleinasiatischen und jenseits des Euphrat wohnenden Völker, sonderlich der Perser. Einige derselben, als die Neusyrer, Bactrier und Parther, sind für den folgenden Theil zurückgeblieben. Jedem Volke ist eine geographische Beschreibung des Landes (nach Gatterers Art) vorgesetzt; welches wir sehr billigen; nur hätte auch die ohngefähre Größe und neuere Benennung desselben nicht übergangen werden sollen. Wir begnügen uns nunmehr, den Inhalt kürzlich anzugeben. Geschichte von Phrygien, von Troja, von Carien, Mysien, Lycien, Pisidien, Pamphylien, Isaurien und Lycaonien, Cilicien, Paphlagonien, größtentheils ganz kurz; der asiatischen Griechen, der Aeolier, Ionier und Dorier, mit denen die Geschichte anfängt wichtiger zu werden. Ferner Geschichte von Lydien, welches die meisten vorhergehenden Reiche verschlang. Bithynien, mit einem Anhang von der Geschichte der Stadt Heraclea; Galatien; Cappadocien; Pontus, sehr umständlich; Klein- und Großarmenien; Pergamus; Geschichte der Reiche Bosporus; Colchis, Iberien und Albanien; und endlich von S. 264 an bis

zu Ende, die wichtigere Geschichte der Perser, nach der Ueberschrift, vor Christi Geburt, eigentlich aber bis auf Alexanders Tod! Das Buch enthält die bekannte Geschichte dieser Völker und Reiche ziemlich vollständig, und kann allerdings denen, die nicht bereits mit bessern Büchern versehen sind, nützlich seyn; nur für Kinder möchte es, einem großen Theil nach, zu wenig Interesse und Anschaulichkeit haben. Einige Plattheiten im Ausdruck, die der seynsollende Kinderton veranlaßt hat, triviale moralische Verbrämungen, die unverzeichnet sich besser von selbst darboten, auch einige kleine Abweichungen von der gewöhnlichen Geschichte, (wenigstens haben wir einige bemerkt, worzu der Verf. schwerlich Grund haben dürfte,) und den Abgang der Quellen und Autoritäten muß man freylich beym Gebrauch des Buchs übersehen. Daß die Columnentitel weiter gehen, als die Aufschriften der Abschnitte, macht einige Dunkelheit. Z. B. zu 15. Geschichte von Cappadocien, heißt der Columnentitel: Alte Geschichte. 2. Abtheilung. Cappadocien. 6te Weltperiode bis 3983. August. Das soll doch vermuthlich so viel heißen: Geschichte von Cappadocien, die sich mit der zweyten Abtheilung der alten Geschichte anfängt, und sich bis in die 6te Weltperiode, in die Regierung Augusts, erstreckt? Wer versteht dieses aber, da er zu Anfang des Abschnitts von Cappadocien nichts darin zu lesen bekömmt, nicht erfährt, wie viel Abtheilungen und Weltperioden angenommen werden, und wie beyde unterschieden sind, und überhaupt keinen Wink bekömmt, woraus er wissen könnte, wie weit sich diese Geschichte erstrecken werde? Von der auf dem Titel, und in der Anrede an die Kinder erwähnten, vermuthlich synchronistischen Tabelle, haben wir bey unserm Exemplar nichts gesehen.

Dz.

Eduard Gibbons, Esq. Geschichte des Verfalls und Untergangs des morgenländischen Römischen Reichs; von den Zeiten des Kaisers Heraklius bis zur Eroberung von Constantinopel. Zweyter Band. — Und mit noch einem Titel: — Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reichs. Vierzehnter Theil. Aus dem Engli-

Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Karl Gottfried Schreiter, Prof. zu Leipzig. Leipzig, in der Weygand. Buchhandlung. 1790. 468 S. gr. 8.

Dieser Band der Schreiterischen Uebersetzung enthält das 50. und 51ste Kapitel des Gibbonschen Werks, im 9ten Bande der Basler Ausgabe des Engl. Originals; und den Zeitraum vom Jahr Christi 569 bis 718.

Die Rubriken dieser beiden Kapitel sind folgende:

Beschreibung von Arabien und seinen Einwohnern. Mohammeds Geburth, Charakter und Lehre. Er predigt zu Mecca. Flieht nach Medina. Breitet seine Religion durch das Schwerdt aus. Freywillige oder gezwungene Unterwerfung der Araber. Mohammeds Tod und Nachfolger. Ansprüche und Glück des Ali und seiner Abkömmlinge.

Die Araber oder Saracenen erobern Persien, Syrien, Aegypten, Afrika und Spanien. Herrschaft der Kaliphen oder Nachfolger Mohammeds. Zustand der Christen unter der Regierung derselben.

Rec. kann der Uebersetzung in diesem Bande seinen Beyfall nicht versagen; da besonders der Ausdruck kräftiger scheint, als in irgend einem der vorhergehenden Bände. Indessen wird der Uebersetzer bey einer Revision, sie mag nun in einer zu hoffenden zweyten Ausgabe, oder bey einem Anhange von Verbesserungen benützt werden, folgende Veränderungen ohnfehlbar eben so nöthig als wir finden:

S. 9. unten: durch Kontrast dargebothen, ist etwas dunkel. Könnt' es nicht ohngefähr so heißen: „und die Gemählde — haben vielleicht ihren meisten Glanz dem Kontraste und der Entfernung von uns zu verdanken?"

S. 11. Ictyophagen statt Ichtyophagen in Text und Note, ist beydes ein Schreibfehler im Original und Uebersetzung.

S. 28. oben: die Sklaven der bürgerlichen Tyranney — sollte wohl heißen: der einheimischen Tyranney (domestic tyranny, dieser Ausdruck mag nun auf England oder ei-

den andern republikanischen Staat in Europa gehen —) so wie man domestic news (Neuigkeiten aus unserm Lande) sagt.

S. 90 unten: „der ärgerliche Ton der Vertheidigung" wegen der Zweideutigkeit dieses Beiworts möchte wohl empfindlich besser seyn; und in der zweiten Zeile vorher hätten wir ebenfalls, um der Deutlichkeit willen, statt schwer, lieber strafbar oder verdammlich gesetzt.

S. 105. Der Paragraph: „die geistliche Blindheit" — wird eine Veränderung in der Construction leiden müssen.

S. 115. gegen die Mitte; wäre zeitig deutlicher und richtiger als zeitmäßig.

S. 328. Z. 12. Abentheuer für Abentheurer, ein Druckfehler.

S. 367. Z. 6. machen die Bindungswörter sondern daß vielmehr, den Paragraphen ganz dunkel; im Original steht an deren Stelle blos and.

Ebendas. weiter unten. Sollte nicht an Stoffe deutlicher seyn, als: an Brennzeuge?

S. 442. oben, scheint der Zusammenhang zu fodern, daß das Englische rewarded (das überhaupt Vergeltung andeutet) eher durch bestrafet als belohnet gegeben werde.

Tu.

Leben Friedrichs II. Königs von Preußen, für deutsche Jünglinge bearbeitet, von Johann Georg Pabst, Prof. Erstre Hälfte, 1788. Zweyte Hälfte erstre Abtheilung, 1789. mit Kupfern, jene 216 und diese 276 S. 8.

Des Hrn. Verf. Art zu erzählen ist seiner Absicht durchaus anpassend. Weder zu kurz für den wichtigen Gegenstand, noch zu weitläuftig für die feurige Seele des Jünglings. Die von dem Verf. abgehandelte Periode reicht bis zum Ende des Jahrs 1759. Es ist vollkommen genug gesagt, wenn wir dem Verf. das Lob geben, daß er das Leben des unsterblichen Friedrichs so behandelt hat, wie es zur Ehre Friedrichs und zum Unterricht des Jünglings behandelt werden muß, mit denkendem und prüfendem Kopfe, als ein Mann, der nicht blos

an der glänzenden Oberfläche hängen bleibt, sondern in das wahre Größe selbst eindringt, und es so anschaulich darstellt, daß es empfunden und bewundert werden muß. Wir loben den Verf. daß er in den reichen Materialien eine Auswahl gemacht, nicht alle Kleinigkeiten aufgegriffen, auch nicht alle Scenen mit allen für seine Leser minder wichtigen Umständen dargelegt, sondern sich nur an das gehalten hat, das die Grösse seines Gegenstandes recht bemerkbar machen kann. Allemal wird sich der Verf. den Beyfall des Patrioten und den Dank des deutschen Jünglings versprechen können, dem wir dieses Werkchen vor den andern so vielen Lebensbeschreibungen Friedrichs des großen vorzüglich empfehlen müssen. Der Recens. hat viele Lebensbeschreibungen Friedrichs des Einzigen lesen und sie beurtheilen müssen, aber keine hat in dem Plane und in der Erzählung der einmal gefaßten Absicht seinen Wünschen so sehr entsprochen, wie diese.

Bk.

Kaiser Otto der Dritte. Ein biographisches Gemälde aus dem zehnten Jahrhundert. Erlangen, bey Palm. 1789. 190 S. in 8.

Niemand, dem dieses Büchlein zu Gesicht kömmt, wird es ungelesen lassen. Eigentlich ist es, wie es der unbekannte Verf. selbst nennt, eine Schnurre; aber eine sehr unterhaltende Schnurre, die vormals in einer Anwandlung von guter Laune aufgesetzt wurde, nachher sich aus dem Gesicht verlor und erst jetzt wieder vorgefunden wurde. Allenthalben sieht man es dem Verf. nur gar zu deutlich an, daß er mit den Quellen der deutschen Geschichte, wie mit den meisten dahin gehörigen neuern Schriften, bekannt genug ist, um die merkwürdige Lebens- und Regierungsgeschichte Ottens III. ernsthaft zu schreiben. Auch wird der Kenner nicht leicht ein Factum vermissen, das zur Geschichte dieses Kaisers gehört: und was nicht ausführlich erzählt wird, ist wenigstens berührt worden. Desto länger sind die öfters eingestreuten Digressionen, die man aber mit Vergnügen liest, wegen der liebenswürdigen und zuweilen satirischen Laune, mit der der Verf viel Wahres und Gutes zu sagen weiß. Zur Probe wollen wir eine Stelle abschreiben. „Ich, heißt es S. 57 ff.

„keine Männer und alte Kerls in Menge, die ihr ganzes lan-
„ges Leben mit der sogenannten Gelehrsamkeit hingebracht
„haben und sich keine gemeine Köpfe zu seyn dünken, um de-
„ren Willen es nöthig seyn wird, hier ausdrücklich zu bemer-
„ken, daß Kaiser Otto III. ein Sohn Kaisers Otto II. gewe-
„sen ist, weil sie es, würden sie es hier nicht lesen, gewiß
„auf immer nicht wissen würden, daß es je einen Kaiser Ot-
„to II. und einen Kaiser Otto III. gegeben habe, denn da hät-
„ten wir, sagen sie, viel zu thun, wenn wir auch so was
„wissen müßten. Wir sind Theologen und haben mit Dog-
„matik, Polemik und Exegetik und Hermeneutik und mit Ho-
„miletik und mit Pastoralien und mit unsern Beichtstühlen und
„Besuchen der Gesunden und Kranken und mit Kindtaufen,
„Hochzeit- und Leichenreden und mit dem Einsammeln des Zehn-
„ten und fürs Consistorium so viel zu thun, daß wir uns nicht
„auch noch um Kaiser und Reich, um profane und irdische Sachen
„bekümmern können. Uns nimmt Anatomie, Chirurgie, Ac-
„couchement, Praxis aller Art, Laufen und Rennen so viel
„Zeit weg, sagen andere, daß wir uns wohl mit Kaiserschnit-
„ten, aber mit keinen alten Kaisern abgeben können. Und
„wir, sagen noch andere, sind Juristen, Advokaten, Asses-
„soren, Hof- und Regierungs-, Ehegerichtsräthe und hätten
„den Gukuk von alle den alten Historien, könnten wir nur
„die neuern und täglich vorkommenden von Titius und Cajus,
„von Schuld-Concurs-, Injurien und tausend andern Sachen
„zu unserm und unserer Clienten größerem Nutzen genugsam
„fördern. Wir haben Mathesin, Chymie, Naturgeschichte,
„Kameralwissenschaft, Oeconomie, was Brod ins Hauß
„bringt, studirt, habe ich selbst schon manche sagen gehört,
„was soll uns die brodlose Geschichtskunde? Und wir,
„höre ich noch andere, sind Kraftgenies mit innerm Drange,
„stoßen alles von innen heraus und brauchen solche Misere'n
„nicht von außen einzunehmen. Euch allen, meine Herren,
„zu Gefallen, will ichs also hier gesagt und einmal für alle-
„mal erinnert haben, daß mein Otto III. ein Sohn Kaiser
„Otto des II. gewesen sey." Noch unterhaltender ist Seite
136 ff. die Beschreibung des Galakleides Ottens III. auf wel-
chem die ganze bilderreiche Offenbarung St. Johannis in Gold
brodirt oder eingewirkt war; nur ist sie zu lang, als daß wir
sie hier mittheilen könnten.

Fw.

Histo-

Historisches Handbuch auf alle Tage im Jahr, — von Seybold. Reutlingen, bey Grözinger, 1789. 382 S. in 8.

Der Verf. giebt die Absicht dieses und der vorhergehenden Bändchen des Buchs in der Vorrede S. 9. selbst an. „Euch, „sagt er zu seinen jungen Lesern, gleichsam jeden Schritt in „der Welt interessant zu machen. Euch für den ganzen Tag „mit dem Bilde eines großen Mannes zu beschäftigen, edele, „große und denen, auf die Ihr mit der Zeit wirken werdet, „einst heilsame Grundsätze zu erwecken! Selbst die fehlerhafte „Seite berühmter Männer, Schwärmer, Intoleranten, Hy„perorthodoxen rc. dient mir, Euch vor Abwegen zu war„nen. — An der erwachsenen Welt ist nicht mehr viel zu bes„sern. Aber wenn mirs gelingt, manchen Jüngling mir zum „Freunde zu machen, ihn zur Thätigkeit für das Wohl der „Menschen, zum Kampfe gegen Aberglauben und schädliche „Vorurtheile, zur Liebe zu den Wissenschaften, die das Herz „adeln, aufzumuntern: dann habe ich meine Absicht erreicht „u. s. w." Die Absicht des würdigen und thätigen Verf. ist sehr edel, und er wird sie bey vielen Jünglingen gewiß errei- chen. Aber nicht nur Jünglinge, sondern auch Aeltere können und werden das wohlgeschriebene Buch mit Nutzen brauchen. Man lese nur z. B. unterm 23 Febr., was über Stanislaus Lesczinsky, oder unterm 12ten März über den Grafen von Greiffenfeld und den Freyherrn von Görz, oder unterm 12ten Jan. vom Duca d'Alba, unterm 18ten Febr. von Bilfinger u. s. w. gesagt wird, um sich zu überzeugen, daß Hr. Seybold mit seinen ausgebreiteten historischen und litterarischen Kenntnissen richtiges Urtheil, ächten Witz und Schönheit des Stils sehr glücklich vereinige. Bey einigen merkwürdigen Männern und Begebenheiten wünscht man, daß der Verf. sich etwas länger verweilt haben möchte. Auch dürfte Manches dem jungen Leser, der mit der Geschichte nicht bekannt ist, etwas dunkel seyn und eine Erklärung erfordern. Wir bedauern übrigens, daß der Verf., der Vorrede zu Folge, im nächsten Jahre schon den letzten Theil erscheinen lassen will.

Heinr. Preschers Geschichte und Beschreibung der fränkischen Reichsgrafsch. Limburg. Erster Theil.

Stutt-

Stuttgard, bey Erhard, 1789. 8. 432 S. und 8. Kupfertafeln.

Es muß dem Historiker von Profession allerdings Freude machen, wenn er in seinem sehr ausgedehnten Felde zuweilen auch solche Männer mit Geschicklichkeit arbeiten sieht, zu deren Beruf es eigentlich nicht gehört und denen das historische Studium nur Nebengeschäfte seyn kann. Der Verf. des vorliegenden sehr schätzbaren Werks ist Prediger im Limburgischen, der sich seit vielen Jahren ein besonderes Geschäft daraus gemacht hat, einen Theil seiner Nebenstunden auf Untersuchungen der Geschichte und Merkwürdigkeiten der fränkischen Grafschaft Limburg und der angränzenden Gegenden zu verwenden. Seine genaue Bekanntschaft mit den Quellen, sein Fleiß und seine Wahrheitsliebe sind durch das ganze Buch sichtbar, und das Verdienst des Verf. ist desto größer, da er kein Werk vor sich hatte, worinn ihm genug wäre vorgearbeitet gewesen; insgemein mußte er sich selbst die Bahn brechen. Sein Plan ist dieser: Zuerst wird in 5. Abschnitten das Land im Allgemeinen historisch geographisch und statistisch beschrieben, und zugleich eine merkwürdige und zuverläßige Geschichte der hallischen Salinen eingeschaltet. Sodann folgt die limburgische Vorgeschichte oder die alte Periode, die, bey dem Mangel an Nachrichten, freylich nicht weitläuftig werden konnte, aber doch über den Ursprung der Schenken und Dynasten von Limburg viel Gutes enthält. Beyläufig wird hier vom limburgischen Wappen, Schenkenamt und Titel gehandelt. Hierauf geht der Verf. zur eigentlichen limburgischen Geschichte fort, die sich erst mit Schenk Walther, einem Zeitgenossen des Kaisers Friedrichs II. anfängt, und theilt sie in 4. Perioden: die erste geht bis zu Friedrichs III. Tode im Jahr 1414. die zweyte bis zur Vollendung der Reformation in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, die dritte bis zum Abgang der gaildorfischen Hauptlinie im Jahr 1690. Dem ersten Zeitraum ist ein besonderer Abschnitt beygefügt, der vom damaligen Fehdegeist, von Handlung und Gewerbe, Künsten, Kirchen- und Religionsverfassung und Aufklärung handelt. Und da der berüchtigte Bauernaufruhr sich seit 1524. auch ins Limburgische verbreitete, so hat der Verf. im 13ten Abschnitt diesen merkwürdigen Vorgang im Zusammenhange vorgetragen. Auf die Geschichte des dritten Zeitraums folgen in zwey besonderen

sondern Abschnitten verschiedene brauchbare Bemerkungen über Limburgs Schicksale und Zustand während des 30 jährigen Kriegs, über die Verfassung des Hofs und der Regierung, über Aufklärung und Sitte in diesen Zeiten. Hiermit schließt sich die erste Hauptabtheilung des Werks. Die andere wird die Beschreibung der gemeinschaftlichen Stadt Gaildorf und der sämmtlichen abgetheilten Landestheile, mit ihren besondern historischen Merkwürdigkeiten, enthalten, ferner eine Beschreibung der Herrschaft Speckfeld, eine Notiz von den vormaligen Besitzungen des limburgischen Hauses, die zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise an andere Herren gekommen sind, und einige Beylagen, die zu Beweisen und nähern Erläuterungen dienen. Der Verfasser sucht sich in der Vorrede zu rechtfertigen, daß er nicht bloß bey der limburgischen Geschichte stehen geblieben, sondern sich auch über die Geschichte des Kochergaues überhaupt und der Reichsstadt Hall insbesondere verbreitet hat. Darüber wird sich der Kenner gewiß nicht beschweren, vielleicht aber darüber, daß der Verf. zuweilen ohne Noth weitschweifig geworden ist. Auch sind uns einige wenige Unrichtigkeiten aufgestoßen. So wird z. B. S. 118. f. die Geschichte der Empörung des röm. Königs Heinrichs VII, vom Jahr 1234., an welcher auch Walther von Limburg Theil nahm, etwas mangelhaft und nicht ganz richtig erzählt; wobey sich der Verf. aus Heinrichs deutscher Reichsgeschichte Th. III. S. 291 ff. und den dort angeführten Quellen hätte unterrichten können. S. 339. wird noch von einer Union der Protestanten, die im J. 1610. zu Hall in Schwaben geschlossen worden seyn soll, gesprochen. Herr Spieß aber hat in seinen archivischen Nebenarbeiten Th. I. S. 72 ff. unwidersprechlich erwiesen, daß diese Union am 4ten May 1608. zu Ahausen oder Auhausen, einem Dorf im Anspachischen unweit der Stadt Wassertrüdingen, errichtet worden sey. Daß die Schenken von Limburg mit von den ersten gewesen, die die evangelische Union errichten halfen, behauptet der Verfasser, aber ohne Beweis. In dem Verzeichniß der unirten Reichsstände bey Spieß S. 99. f. findet man keine Schenken von Limburg angegeben.

Gd.

Erdbe

Erdbeschreibungen, Reisebeschreibungen und Statistik.

Muradgea d'Ohsson's, Ritters des Wasa-Ordens, Königl. Schwedischen Secretairs — — vollständige Beschreibung des Othomanischen Reiches, in zween Theilen, deren erster die Mahometanische Gesetzgebung und deren zweiter die Geschichte des Othomanischen Reiches enthält. Ersten Theiles erster Band. Baireuth, 1788. verlegt in der Zeitungsdruckerey und in Commission bey Fleischer in Leipzig. XX S.

Wir würden uns freuen, wenn sowohl diese als die Beckische Uebersetzung fortgesetzt würde. Es würde uns dieses zum Beweise dienen, daß man an der Orientalischen Litteratur, die hier mit einem Hauptwerke bereichert wird, in Deutschland recht vielen Geschmack finde. Beyde Uebersetzungen sind gut gerathen. Gegen das Ende kommen sie oft so genau mit einander überein, daß wir uns des Argwohns nicht erwehren können, (den wir indessen nach besserer Belehrung gerne wieder fahren lassen wollen) daß der anonymische Baireuthische Uebersetzer die Beckische Arbeit gesehen und benutzt habe. Die letztere wird sich dadurch bey einigen empfehlen, daß sie das Original ganz liefert, dahingegen Beck sich einige Abkürzungen erlaubt. Bey der Zusammenhaltung beider Werke findet man, daß die von Beck ausgelassenen Stellen füglich entbehret werden konnten. Papier und Druck der Baireuthischen Uebersetzung ist besser, als sie in der Beckischen sind, deren Druck weit enger ist. Dafür aber lesen wir in dieser Ausgabe auf 234 Seiten was in jener 330 S. füllet, und dieser Umstand möchte doch auch Manchen geneigter machen, der Beckischen den Vorzug zu geben, der durch den übersetzten liturgischen Theil von S. 235 — 533, welcher in dem vor uns liegenden Bande noch nicht enthalten ist, und durch die lehrreichen Zusätze von S. 534 — 605, nebst dem Regi-

ter der verächtlichsten Sachen und Personen noch mehr erhöhet wird. Ueberdem ist Hr. Beck als Kenner der Morgenländischen Geschichte und Sprache im Stande gewesen, seiner Uebersetzung verschiedene Vollkommenheiten zu geben, die der mit ihm um den Preis buhlenden entgehen. Der Verfasser schreibt die Namen der Städte, Länder und Personen auf eine in Deutschland sehr ungewöhnliche Art. Beck hat die gewöhnliche Art neben der dem Verf. beliebten Heterographie angemerkt, oder in sehr bekannten und gar zu oft vorkommenden Worten diese gänzlich weggelassen. Der V. schreibt z. E. Cour'ann statt Koran, Knabe statt Caaba, Mouphty statt Mufti, und ihm folgt der Baireuthische Uebersetzer. Beck hat fast allenthalben die gewöhnliche Rechtschreibung beibehalten. Der Baireuthische schreibt bald Mahomet bald Mohammed, da doch der Verf. selbst Mohammed schreibt: aber immer mahometanisch. Die angestellte Vergleichung beider Uebersetzungen giebt uns zu folgenden Anmerkungen Gelegenheit. S. XIII. der Baireuth. Uebers. von den vier rechtgläubigen Gebräuchen. Beck S. 7. Z. 9. richtiger: Sekten. An andern Stellen erklärt er es noch durch Ritus. — S. XIV. den Männern, welchen die Erlernung der Künste und Handwerker im Gesetze befohlen ist. Beck S. 7. Z. 5 von unten; falsch den Menschen. — S. XVI. Einstandsrecht unter Nachbaren. Beck hat das undeutliche retrait vicinal gegeben: Vorkaufsrecht nachbarlicher Grundstücke — Ebend. Genuß des Weins. Beck S. 9. Z. 11. Trunks, welches vom Betrinken verstanden werden kann, und daher nicht so gut ist. Ebend. gefällt uns auch in der Bair. Uebers. Hausdiebstahl, Blutgeld, Kammer des Finanzcollegium, Kanzleien besser als häuslicher Diebstahl, Preis des Bluts, Kammer des Finanzministers, Collegien — S. XXII. Was Feldjoukier sind, wird nicht leicht jemand ohne Zuziehung der Beckischen Uebersetz. S. 12. Z. 20 errathen. Seldschuken (Seldioukiens) durch einen Druckfehler ist der schon im französ. Original für den deutschen Leser unkenntlich gemachte Name noch mehr entstellt worden — S. 1. Z. 6. 7. scheint der Baireuther richtiger übersetzt zu haben als Beck. Dieser S. 16. der Koran diente, nebst den mündlichen Vorschriften, seinen Grundsätzen, Rathschlägen, Gewohnheiten der Khaliphen der zwey ersten Jahrhunderte zur Richtschnur. Jener: — Rathschlägen und Gewohn-

Erdbeschreibungen, Reisebeschreibungen und Statistik.

Muradgea d'Ohsson's, Ritters des Wasa-Ordens, Königl. Schwedischen Secretairs — — vollständige Beschreibung des Othomanischen Reiches, in zween Theilen, deren erster die Mahometanische Gesetzgebung und deren zweiter die Geschichte des Othomanischen Reiches enthält. Ersten Theiles erster Band. Baireuth, 1788. verlegt in der Zeitungsdruckerey und in Commission bey Fleischer in Leipzig. XX S.

Wir würden uns freuen, wenn sowohl diese als die Beckische Uebersetzung fortgesetzt würde. Es würde uns dieses zum Beweise dienen, daß man an der Orientalischen Litteratur, die hier mit einem Hauptwerke bereichert wird, in Deutschland recht vielen Geschmack finde. Beyde Uebersetzungen sind gut gerathen. Gegen das Ende kommen sie oft so genau mit einander überein, daß wir uns des Argwohns nicht erwehren können, (den wir indessen nach besserer Belehrung gerne wieder fahren lassen wollen) daß der anonymische Baireuthische Uebersetzer die Beckische Arbeit gesehen und benutzt habe. Die letztere wird sich dadurch bey einigen empfehlen, daß sie das Original ganz liefert, dahingegen Beck sich einige Abkürzungen erlaubt. Bey der Zusammenhaltung beider Werke findet man, daß die von Beck ausgelassenen Stellen füglich entbehret werden konnten. Papier und Druck der Baireuthischen Uebersetzung ist besser, als sie in der Beckischen sind, deren Druck weit enger ist. Dafür aber lesen wir in dieser Ausgabe auf 234 Seiten was in jener 330 S. füllet, und dieser Umstand möchte doch auch Manchen geneigter machen, der Beckischen den Vorzug zu geben; der durch den übersetzten liturgischen Theil von S. 235 — 533, welcher in dem vor uns liegenden Bande noch nicht enthalten ist, und durch die lehrreichen Zusätze von S. 534 — 605, nebst dem Regi-

sten der vornehmsten Sachen und Personen noch mehr erhöhet wird. Ueberdem ist Hr. Beck als Kenner der Morgenländischen Geschichte und Sprache im Stande gewesen, seiner Uebersetzung verschiedene Vollkommenheiten zu geben, die dem mit ihm um den Preis buhlenden entgehen. Der Verfasser schreibt die Namen der Städte, Länder und Personen auf eine in Deutschland sehr ungewöhnliche Art. Beck hat die gewöhnliche Art neben der dem Verf. beliebten Heterographie angemerkt, oder in sehr bekannten und gar zu oft vorkommenden Worten diese gänzlich weggelassen. Der V. schreibt z. E. Cour'ann statt Koran, Knabe statt Caaba, Mouphty statt Mufti, und ihm folgt der Baireuthische Uebersetzer. Beck hat fast allenthalben die gewöhnliche Rechtschreibung beibehalten. Der Baireuthische schreibt bald Mahomet bald Mohammed, da doch der Verf. selbst Mohammed schreibt; aber immer mahometanisch. – Die angestellte Vergleichung beider Uebersetzungen giebt uns zu folgenden Anmerkungen Gelegenheit. S. XIII. der Baireuth. Uebers. von den vier rechtgläubigen Gebräuchen. Beck S. 7. Z. 9. richtiger: Sekten. An andern Stellen erklärt er es noch durch Ritus. – S. XIV. den Männern, welchen die Erlernung der Künste und Handwerker im Gesetze befohlen ist. Beck S. 7. Z. 5 von unten; falsch den Menschen. — S. XVI. Einstandsrecht unter Nachbaren. Beck hat das undeutliche retrait vicinal gegeben: Vorkaufsrecht nachbarlicher Grundstücke — Ebend. Genuß des Weins. Beck S. 9. Z. 11. Trunks, welches vom Betrinken verstanden werden kann, und daher nicht so gut ist. Ebend. gefällt uns auch in der Bair. Uebers. Hausdiebstahl, Blutgeld, Kammer des Finanzcollegium, Kanzleien besser als häuslicher Diebstahl, Preis des Bluts, Kammer des Finanzministers, Collegien — S. XXII. Was Feldjoukier sind, wird nicht leicht jemand ohne Zuziehung der Beckischen Uebersetz. S. 12. Z. 20 errathen. Seldschuken (Seldioukiens) durch einen Druckfehler ist der schon im französ. Original für den deutschen Leser unkenntlich gemachte Name noch mehr entstellt worden — S. 1. Z. 6. 7. scheint der Baireuther richtiger übersetzt zu haben als Beck. Dieser S. 16. der Koran diente, nebst den mündlichen Vorschriften, seinen Grundsätzen, Rathschlägen, Gewohnheiten der Khaliphen der zwey ersten Jahrhunderte zur Richtschnur. Jener: – Rathschlägen und Gewohn-

wohnheiten diente dem Kalifen u. s. f. — S. 9. Z. 14 und getraute sich damals nicht etwas gegen ihn zu unternehmen, ist ohnstreitig dem Original getreuer und richtiger, als Beck S. 21. Z. 14 um ihm nichts zu thun. — S. 17. die Rubrike des §. IV. Von den Varianten unter den 4 Imams, Stiftern der vier rechtgläubigen Gebräuche, zu wörtlich und schülermäßig, daher die Beckische Uebersetzung S. 26. §. 4. vorzuziehen ist: Abweichungen der 4 Imams, welche die vier orthodoxen Secten gestiftet haben. — S. 22. gegen Ende des Abschnitts I. kommen ein paar Sätze vor, die Beck S. 30 ausgelassen hat; 5) in Farz-Itikady, oder diejenigen Vorschriften, welche den Glauben und die Glaubenslehren betreffen u. s. endlich 6) in Farz-Amely, als welche den Gottesdienst, die Moral, und die bürgerliche und politische Verfassung zugleich begreifen — Ebend. ist der Anfang des Abschn. II. ist die Baireuthische Uebersetzung vollständiger; die auf gesetzliche Anordnung der Religionslehrer sich gründende Artikel, als die Beckische: die Artikel von kirchlicher Verbindlichkeit — Auch würden wir nicht mit Beck S. 23. den schönen Gedanken unterdrückt haben, den wir S. 17 der Bair. Uebers. lesen: Auf diese Weise wurde Capla Caan, wie der Mahometanische Autor hinzufügt, zur Vernunft, zur Menschlichkeit und Politik zurückgebracht, gab die Verfolgung der Muselmänner auf, und überhäufte u. s. — S. 31. Z. 24. Bair. Uebers. Sammelwort. Beck S. 36. Z. 8. richtiger der allgemeine Name — S. 47. Z. 21 aus seiner Seite ein Bein. Beck S. 47. Z. 4 aus s. S. eine Ribbe — S. 49. Z. 4. frische Rosinen. Beck S. 48. Z. 2. frische Weintrauben — S. 51. Z. 18 scheint uns der Sinn des dunkeln Ils naissoient jumeaux mâles et femelles, durch Eva gebahr allemal Zwillinge beiderley Geschlechts, richtiger ausgedruckt zu seyn, als von Beck S. 49 Z. 22. Sie wurden als Zwillinge zugleich mit einer Tochter gebohren — S. 52. Z. 1. Kain verbarg sich in einem Thale des Orients von Aden. Beck S. 50. Z. 7. wo er sich in einem Thale, Aden ostwärts, verbarg. S. 57 Z. 14. Die Kinder Hams, dessen Mutter Salis und Z 22. die des Yafeth, dessen Mutter Nessime. Beck S. 52 Z 6 u 8. deren Mutter Salis, deren Mutter Nessime. — S. 58. Z. 21. und Sprache. Er besitzt das Vermögen sich

sich auszudrücken: Diese ihrem Wesen nach ewige Sprache, u. f. Diese dunkele Stelle scheint richtiger übersetzt zu seyn, als bey Beck S. 54. Z. letzte. S. 699. Z. 16. ein Druckfehler 699 für 609. — S. 74. Z. 2. Manes und Mani Zendik, aus Unkunde der Orientalischen Geschichte. Beck S. 64 Manes, Mani Zendik, denn Manes heißt bey den Orientalern Mani, mit dem Beinamen Zendik, d. i. Sadducäer, s. Herbelot Bibliotheq. Orientale — S. 93. Z. 10 und 11. Sohn. Beck S. 77. Z. 17. Söhne — S. 178. Z. 5. von unten: streute auf das Haupt der Prinzessin einige Hände voll Diamanten. Beck S. 136. Z. 5. von unten: schmückte ihr Haupt mit vielen Diamanten — S. 219. Z. 3. Sonach sind von Mustapha I. an alle Othomanische Sultane und alle Prinzen ihres Hauses auf den Thron gebohren worden. Beck S. 163. Z. 3. Seit Mustapha sind alle Othoman. Sultane und alle Prinzen ihres Hauses ihren Vätern auf dem Thron gebohren worden. In allen diesen Stellen, wo die anonymische und Beckische Uebersetzung ohne Urtheil neben einander gesetzt sind, geben wir der letztern den Vorzug. Die Baireuthische hat 2 Kupfer, welche in der andern fehlen, und wovon das eine die Himmelfahrt Mohammeds vorstellet. Beide machen dem Künstler Ehre.

Az.

Physikalische Erdbeschreibung, von Ludwig Mitterpacher, D. L. der Naturgeschichte, phys. Erdbeschreibung und Technologie, auf der hungarischen Universität. Wien, Wappler. 1789. 20 Bogen in gr. 8.

Was man in einer physikalischen Geographie zu suchen habe, weiß jedermann. Wer eine schreibt, macht eben so wenig Anspruch darauf, etwas Neues zu sagen, als der Herausgeber einer mathematischen Geographie. Vollständigkeit, richtige und bis auf die neuesten Entdeckungen vollständige Aufsammlung und Zusammenstellung zerstreuter Bemerkungen, Auswahl, Ordnung und Deutlichkeit sind die einzigen Verdienste, worauf ein physikalischer Erdbeschreiber Anspruch machen kann. Und dieses Verdienst kann man auch dem Hrn. Prof. Mitterbacher (einem eifrigen Exjesuiten, der auch neulich vom König Leopold zu einem ungarischen Bischof er-

klärt worden ist.) nicht absprechen. Und um dem Leser in Stand zu setzen, selbst über die Vollständigkeit seines Buchs zu urtheilen, wollen wir den Inhalt desselben angeben. §. 1. Von der Gestalt und Größe der Erdkugel — hätte eigentlich nicht hieher, sondern in die mathematische Geographie gehört: doch ist es kurz und beträgt nur 5 Seiten. Ein ziemliches Versehen für einen Mathematiker ist es wohl, wenn der Verf. S. 2. schreibt: „Die Erde ist eine von den beyden Polen zusammengedruckte Spheroide (soll heißen: Sphäroide), deren kleinerer durch die Pole durchgehender Halbmesser (kann ein Halbmesser durch beyde Pole gehen?), oder wie er S. 5 sagt: deren kleinere Halbaxe zu dem Halbmesser des Aequators sich verhält wie 230:231." Der V. wollte, oder sollte vom Durchmesser, nicht vom Halbmesser, reden. 2) Vom Verhältnisse des Landes zum Wasser — seit den allmähligen Entdeckungen der Gränzen der alten und neuen Welt, und der Südländer. 3) Von den Eigenschaften des Meers — verschiedene Höhe, Tiefe, Salzigkeit, Bitterkeit desselben, Temperatur des Meerwassers; Meereis; Farbe und Leuchten des Meers. 4) Vom Meerbusen, besonders dem mittelländischen Meere. 5) Von den Bewegungen des Meeres. 6) Von den Strohmgängen. 7) Von Quellen und Brunnen — Mineral- und Badwassern. 8) Von Flüssen, deren Richtung, Fall, Geschwindigkeit, Erhöhung des Flußbettes, Lauf unter der Erde, Wasserfällen, Geschmack zu verschiednen Zeiten, und periodischen Ueberschwemmungen — Dabey eine Tabelle von der Richtung, Länge, Breite und Tiefe der vornehmsten Flüsse. Die größten Längen von Flüssen sind die des Fl. Jeniska von 1620; vom Senegal von 1440; und vom Amazonenfluß von 1356 Meilen; und die größten Breiten, die des Amazonenflußes und des Fl. Della Plata, beyde von 60 Meilen. 9) Von Landseen, und dem Caspischen und einigen andern merkwürdigen Seen insbesondere. 10) Von dem Luftkreise. — Von den verschiednen Arten der Luft und ihrer Entwicklung hätte doch auch was gesagt werden sollen. 11) Von wäßerigen Dünsten und Witterungen. Von Entstehung und Steigen der Dünste — Der V. scheint die neue Theorie des Herrn de Lüc gar nicht zu kennen; so wie man überhaupt merkt, daß einige neuere Entdeckungen noch nicht bis zu ihm gedrungen sind. Vom Thau, Nebel, Regen, Ursache der Veränderungen im Barometer u. s. w. Aus mehrern Angaben der Quantität des an einem Ort gefallenen Regens

gens folgert er, daß das am meisten regnerische Land Bengalen sey, nach diesem Italien, England, Frankreich und Schweden. 12) Von der Temperatur und dem unterirrdischen Feuer — Ursache der Kälte in verschiedenen Ländern. 13) Von Winden. 14) Von den vorgegangenen Veränderungen auf der Oberfläche des Erdbodens überhaupt. 15) Von Gebirgen. Zusammenhang und Vereinigungspunkte der Gebirge. Tabelle von den theils geometrisch, theils barometrisch, theils nach einer vernünftigen Schätzung bestimmten Höhen einzelner Berge, nach den Welttheilen geordnet (unterschieden von der schönen Tafel ähnlicher Art in Tralles physikal. Taschenbuch vom J. 1786). Es erhellt daraus, daß, wenn der Pic von Teneriffa nach dem Ritter de Borda nur 12340 franz. Fuß hoch ist, der Montblanc in der ganzen alten Welt, der Chimborasso aber in der ganzen bekannten Welt, der höchste Berg sey, (jene von 14556; dieser von 21136 franz. Schuhen). Von der Gestalt und Eintheilung der Gebirge. Gränzen des immerwährenden Schnees, und Eisberge; ungleiche Gränzen der Vegetation auf den Gebirgen. 16) Von dem innern Baue der Erdkugel. Hier hat der V. die Schriften neuerer Mineralogen so ziemlich genutzt. 17) Von Ebenen. Sandfeldern; Ursprung des Sandes (von Verwitterung und Auflösung der Sandberge, und besonders der Granite); Erdschichten; Versteinerungen und Ueberbleibsele der Seethiere; ausgegrabne Knochen ungeheurer Landthiere. 18) Von Vulcanen und Erdbeben. Der V. läugnet, daß der Basalt eine Geburt des unterirrdischen Feuers der Vulcane sey, und tritt Bergmanns Meynung bey, der ihn lieber für eine Erzeugung auf dem nassen Wege halten will. Eben so sind die wenigsten Vulcane Effecte eines unterirrdischen Feuers, sondern viele Gebirge sind in der Folge erst Vulcane geworden. Von Thonspeyenden Bergen (in Sicilien und auf der Halbinsel Okesra am Caspischen Meere). Erscheinungen bey den Erdbeben; Ursachen der Vulcane und Erdbeben; und daß die Elektricität nicht die Ursache der Erdbeben sey, als welches er eine mehr gewagte als auf gutem Grund gebaute Hypothese nennt. Seine Erklärungsart ist die gewöhnliche aus dem Beysammenseyn der zur Selbsterhitzung erforderlichen Materie. Eigentlich gehören Erklärungen der in und über der Erde erfolgenden natürlichen Begebenheiten mehr in die Physik, als in eine physikalische Erdbeschreibung: wenn sich aber der V. doch einmal darauf ein-

 lassen

lassen wollte; so sollte er doch auf die Wahrnehmungen sorgfältiger Beobachter Rücksicht nehmen, die bey vielen Erdbeben unläugbar elektrische Erscheinungen bewirkt haben, und wenn er widerlegen wollte, nicht blos unerhebliche Umstände anführen, die nicht nothwendig mit der Elektricität verbunden sind. Ueberhaupt glauben wir, daß, wenn zur physikalischen Erdbeschreibung, auch eine Beschreibung der die Erde umhüllenden Atmosphäre gehört; auch nothwendig der Elektricität hätte gedacht werden müssen, woran aber der V. nicht gedacht hat. 20) Von den Veränderungen im Großen — Entstehung der Inseln, und Zerreißung der Erdtheile durch eine geschehene große Revolution; nehmlich 21) die allgemeine Sündfluth — ohne auf den Gedanken zu stoßen, worauf ihn neuere Naturforscher führen konnten, daß jene große Revolution, die so erstaunlichen Veränderungen hervorbringen, Erdtheile zerreißen, Berge zusammen schieben, und ihre Spitzen mit Versteinerungen pflastern konnte, zweifelsohne eine ältere und größere Fluth seyn mußte, als es die Noachische war, die gewiß bis zu dem Grad nicht allgemein seyn konnte, und vermuthlich diese war, der unsre Erde ihre itzige Form zu danken hat. 22) Von verschiedenen Systemen über die Veränderungen auf der Erdkugel — so viel als gar nichts. Der Verf. bricht zu schnell ab, nennt blos einige, nicht einmal alle Namen dieser Systemschaffer, statt solche zu erklären, und deren mehrere oder mindere Wahrscheinlichkeit fühlbar zu machen. Das ist zu seicht.

Geographisches Handbuch in Hinsicht auf Industrie und Handlung, von Paul Jon. Bruns, Prof. und Biblioth. zu Helmstädt. Neue, vermehrte rechtmäßige Auflage. Nebst einer Karte vom Hrn. F. L. Güssefeld neu gezeichnet. Nürnberg, bey Chr. Weigel und A. G. Schneider. 1789. 20 Bogen in 8.

Wir haben diese kaufmännische Geographie gleich bey ihrer ersten Erscheinung mit verdientem Beyfall angezeigt: und die Nothwendigkeit einer neuen Auflage gleich im ersten Jahr bestärigt unser gefälltes gutes Urtheil. Der Verf. hat sie durch

und durch verbessert, wie sich solches bey einem Buche dieser Art, dessen Verdienst in zweckmäßiger Compilation besteht, und dessen Vollständigkeit keine bestimmte Gränzen hat, bey immer mehrern Hülfsquellen, bey einem thätigen Mann sich von selbst erwarten läßt. Der erheblichste Zusatz ist eine Nachricht von der neuen britischen Colonie in Jakfonsbay. Um die Brauchbarkeit des Buchs zu vermehren, that der V. der Weigel- und Schneiderschen Kunsthandlung in Nürnberg den Vorschlag, eine Karte von Europa darzu stechen zu lassen, worin der Lauf der schiffbaren Flüsse, worauf der V. eben in kaufmännischer Absicht vorzüglich Rücksicht genommen hatte, genau gezeichnet, und die vornehmsten commercirenden Städte angegeben wären. Und dieser Vorschlag wurde angenommen, und durch Hrn. Güssefelden ausgeführt. Die Absicht wegen der Flüsse hat sich nun freylich wegen des mäßigen Formats nicht sonderlich erreichen lassen.

Tb.

Türkisches Staatslexikon, oder vollständige und wahre Erklärungen aller türkischen Staats- und Hofbedienungen im Militair-, Civil- und geistlichen Stande, und richtige Vergleichung derselben mit unsern Bedienungen von gleichem Range, nebst andern den Hof und Sultan, die Politik, Regierung, das Kriegswesen, die Finanzen, Münzen, Gesetze, Religion, Moral, Künste, Wissenschaften, Industrie, Handlung, Sprache, Sitten, Zeitvertreibe, Galanterien und das gemeine Leben der Türken betreffenden Dingen, und einer Geschichte des Propheten Muhammeds, des Korans, des jetzigen Kaisers Abd-ul-Hamids aus den sichersten Quellen für Zeitungsleser und Freunde der Staaten- und Völkerkunde in alphabetischer Ordnung abgefaßt von Johann Traugott Plant. Hamburg, in Commission in der Hofmannischen Buchhandlung, 1789. 194 S. in 8.

Der

Der weitläuftige Titel überhebt uns einer Darstellung des Inhalts. Der Verfasser hat selbst seine Arbeit, die nichts mehr als eine blosse Compilation aus den ungleichartigsten Büchern ist für Zeitungsleser bestimmt, für welche sie auch dienen mag, wenn sie keine kritisch genaue Darstellung der von ihm genannten Gegenstände verlangen. Letztere fehlt durchgängig. Zum eigenen Urtheil mangelten offenbar dem Verfasser die Vorkenntnisse; er hieng daher blos von der Beschaffenheit seiner Quellen ab, und was diese richtig und gut, oder falsch und halbrichtig beschrieben, das schreibt er eben so wieder nach. Nicht einmal Meninski ist zur Berichtigung der Orthographie gebraucht. Unter der Hand eines Lüdeke würde die Arbeit ganz anders ausgefallen seyn.

Df.

Allgemeine Beschreibung des Chinesischen Reichs nach seinem gegenwärtigen Zustande. Aus dem Französischen des Abbé Grosier, übersetzt von G. L. S. Erster Band. 508 S. Zweiter Band. 424 S. Frankf. u. Leipzig, bey Fleischer. 1789. in gr. 8.

Beschreibung von China, in einzelnen Schilderungen der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Staats, der Sitten, Gelehrsamkeit und Kunst. Straßb. und Leipzig. 1789. Auf Kosten einer Lesegesellschaft. 24½ Bogen in 8.

Beide Werke sind zwar blosse Zusammenstoppelungen, doch von verschiedenem Gehalt: das erstere verdient wegen seiner größern Vollständigkeit bey weitem den Vorzug. Das Original, welches Rec. nicht gelesen hat, ist 1785 zu Paris herausgekommen. Nach des V. Absicht, welche er im zweyten Band anzeigt, sollte es gleichsam zum Nachtrag seiner vorher an das Licht gestellten Histoire générale de la Chine, dienen. Aus den vorhandenen von China, oder wie es richtiger heißt, Sina, handelnden Schriften, hätte er wohl eine vollkommenere Beschreibung liefern können: aber manche neuere Quelle hat er nicht gekannt, wenigstens nicht genutzt; das kritische Auge

Wege vermißt man aber, den Berichten der Missionarien, als seiner Hauptführern, legt er ein gar zu entscheidendes Gewicht bey; bey manchem Gegenstand verweilt er überflüßig lange, z. B. bey der Sprache der Mandschu 1 B. S. 126 u. f. ingleichen bey dem Theebaum S. 406 u. f. andre fertigt er desto kürzer ab, z. B. das Königreich Thibet und den Delai-Lama. Auch fehlt es hin und wieder an einer schicklichen Ordnung. Inzwischen findet der Liebhaber hier über alle zu einer solchen Beschreibung gehörende Gegenstände, immer einige Anzeigen. — Hätte der Uebersetzer zuweilen berichtigende Winke, oder Ergänzungen beygefügt, so würde er sich um das lesende Publikum verdient gemacht, und seiner Arbeit einen Vorzug vor dem Original verschaffet haben. An mancher Stelle wäre dies sehr nöthig gewesen, z. B. bey der S. 154 angeführten russischen Stadt, welche bekanntermaaßen nicht Selingeskoi, sondern Selenginsk heißt.

Das zweite oben namhaft gemachte kürzere Buch, enthält aus etlichen Zeitschriften, Kalendern, Bücheranzeigen u. dergl. zusammen getragene, ohne Wahl unter gewisse Rubriken gebrachte, mit auffallender Nachläßigkeit abgedruckte Nachrichten, die vermöge einer Aeußerung im Vorbericht, vornehmlich zur Belustigung und zum Gebrauch deutscher Lesebibliotheken dienen sollen. Hieraus läßt sich schon ungefähr ihr Werth bestimmen. Sie bestehen aus kurzen Beschreibungen von Oertern, Personen und Gebräuchen, aus Sittengemählden, Volksliedern u. dergl. Freylich ist ein solches Buch zum Zeitvertreib immer weit besser, als ein Roman von gewöhnlichem Schlag; nur hätten billig manche sonderbare Wörter und Sprachunrichtigkeiten sollen vermieden werden, z. B. bewahrheiten S. 50, bewunderlich S. 59, das Einladungszettel, welches S. 55. in 3 Zeilen hinter einander 3mal vorkömmt. — In der Einleitung, welche, wie man aus den Wiederholungen und den Seitenzahlen vermuthen muß, erst nach vollendetem Abdruck der eigentlichen Beschreibung, mag hinzu gekommen seyn, ist das vorher angezeigte Werk des Grosier, aber viel zu wenig, genutzt worden.

Af.

Versuch einer vollständigen geographisch-historischen Beschreibung der Kurfürstlichen Pfalz am Rheine, von Johann Goswin Widder. Vierter und letzter Theil, Frankfurt und Leipzig. 1788. 1 Alphab. 10 Bogen 8.

Der zweyte und dritte Theil dieser vortrefflichen Beschreibung der Rheinpfalz ist im 1sten Stück des 85sten Bandes dieser Bibliothek umständlich rezensirt worden. Da aber der Werth des Buches allgemein anerkannt ist; und Jeder, den es näher interessirt; oder wer eine gute historische Bibliothek sammlet, auf dessen Anschaffung bedacht seyn wird: so unterlassen wir bey diesem letzten Theile einen Auszug zu machen, wie bey den vorigen geschehen; zumal da bey statistischen Werken dieser Art fast jeder Umstand wesentlich ist: und zeigen nur kurz an, daß er aus folgenden Abschnitten bestehet. 1) Oberamt Kreuznach 2) Oberamt Lautern 3) Oberamt Lauterecke 4) Oberamt Veldenz; ingleichen einem dreyfachen Register über alle vier Bände. Die Zusätze und Verbesserungen nehmen 18 Seiten ein; und das Titelkupfer stellt die Ansicht der Stadt Kreuznach von der Anhöhe des Weges nach Bingen, mit dem Bergschlosse Kauzenberg, vor.

Reise durch das südliche Deutschland. Erster Band. Leipzig und Klagenfurt, bey Crusius und Walliser, 1789. 1 A. 6 B. gr. 8.

Die Reisebeschreibung hat manche richtige Bemerkungen; wenigstens hat Rec., der den größten Theil der darinnen beschriebenen Oerter auch bereist hat, viel mit seinen Beobachtungen übereinstimmend gefunden. Aber wahr ist es auch, daß der Verf. bekannte Bücher ausschreibt, ohne sie zu nennen, besonders auch Hrn. Nicolai Reisebeschreibung,*) auf welche oft

*) Z. B. S. 132. Die Nachricht von der Handlungsexpedition in der Stadt Lauingen in Schwaben, ist fast wörtlich aus Hrn. N. Reisebeschreibung im V. Bande in den Berichtigungen S. 48. genommen. So ists auch mit sehr viel andern Nachrichten.

[illegible], schiefe Blicke zu werfen. Der Weg des Reisenden gieng von Bamberg nach Erlangen, Nürnberg und Anspach. Von da nach Schwäbisch-Hall, Heilbronn, Heidelberg, Mannheim. Ferner durchs Badensche ins Wirtenbergische; durch die Städte Tübingen und Eßlingen, von dannen seitwärts über die Abtei Neresheim gegen die Donau zu. Er setzt sich in Lauingen zu Schiffe und fährt bis Wien. Wien nimmt über die Hälfte dieses ersten Bandes ein, und macht folglich den Hauptinhalt desselben aus. Man sieht auch hier allenthalben, daß der V. des Hrn. Nicolai Reisebeschreibung nicht umsonst gelesen hat. Folgendes hat uns vorzüglich unterhalten. Die Prellereien der Schwäbischen Wirthe S. 158. ist leider gerecht, und wird von vielen Reisenden bestätigt. So schlimm der Verf. sie fand, so ehrlich hingegen hat er im Ganzen genommen die Italiänischen gefunden. — S. 196. Im Jahr 1787 wurden zu Wien 11,827 geboren und starben 12,8[illegible]. Der Verf. schließt daraus auf eine Volksmenge von beynahe 300,000 Seelen, (doch gewiß mit Unrecht; denn er denkt nicht an die sehr große Sterblichkeit in Wien. Man sehe Nicolai Reisebeschreibung V. Band in den Berichtigungen S. 28.) S. 200. Consumtion in ebendemselben Jahre, worunter 345,669 Eimer Oesterreicher, und 5,995 Eimer ausländischer Wein, und 535,706 Eimer Bier sind. (Rec. hat hierbey die Bemerkung gemacht, daß die Weinconsumtion in Wien beträchtlich ab- und die Bierconsumtion zunimmt. Nach einer Tabelle von 1785. sind daselbst in jenem Jahre 547,706 Eimer Oesterreicher Wein verbraucht worden, also über 200,000 Eimer mehr; 10,650 Eimer ausländischer, bey 5000 Eimer mehr; und 376,830 Eimer Bier, folglich über 140,0000 Eimer weniger, oder die Tabellen müßten etwa unrichtig seyn. Im Jahr 1761. wo die Anzahl der Gebornen nur 5741. und der Gestorbenen 6496. — also die Population nicht viel stärker als die Hälfte der Jetzigen war, sind 634,981 Eimer Oesterreicher Wein — fast noch einmal so viel; — 12,970 ausländischer — mehr als noch einmal so viel; — und nur 181,576 Eimer Bier, folglich nur ein Drittheil des Quantums von 1787. getrunken oder wenigstens in der Mauth angegeben worden.) S. 281. Die schönen Wachspräparata aus Florenz, die die Florentinischen noch übertreffen, sind im Militärspital in Wien aufgestellt. (Schön sind diese Wachspräparata zum Ansehen, aber Kenner urtheilen auch, daß sie

zu gründlichem Unterricht in der Anatomie nicht zu brauchbar sind.) — S. 294. Die Oesterreichische Preßfreyheit erstreckt sich nur auf inländische Schriften. Die Censur verlangt in öffentlichen Zeitungen, die Buchführer sollen nicht mehr Pfande Bücher ein- als ausführen, (kann man etwas ungereimteres denken!) S. 301. Der speculative Kopf Löschenkohl, der Porträte (eigentlich Schattenbilder) von 20 Kreuzern an bis zu 8 Gulden sticht, wie mans schaft. — Seite 311. Gebärhauß. — S. 321. und weiterhin in vielen Stellen wird die Polizey in Wien mit Gründen, wie es scheint, beschuldigt, daß sie zu sehr an Kleinigkeiten hänge, und über wichtige Gegenstände hinschlüpfe. — (Die Zeitungsnachricht, die wir eben jetzt (zu Ende September 1789.) lesen, daß ein Wiener Hofregistrator auf seiner Registratur in der Bank überfallen und mit vielen Messerstichen verwundet worden sey, dient hier zur Illustration.) Das Zeugniß von der Ehrlichkeit und Güte des gemeinen Volks in Wien S. 344. könnte Recens. aus eigner öfterer Erfahrung bestätigen. S. 362. Schreckliche Rache eines fürstlichen Wollüstlings an einem schönen und tugendhaften Mädchen. — Seite 365. In der Dorotheenkirche werden zween Heiligen-Leiber gefunden, die, trotz einem Zeugniß ihrer Aechtheit aus Rom, von purem Holz waren; und ebendaselbst bestellt ein Pfaffe bey einem Künstler zween Marienköpfe, einen freundlich, den andern finster, zu frommen Betrügereyen. — S. 370 u. f. Die Liturgie, die Hr. Focke beym lutherischen Gottesdienst in Wien eingeführt hat, sagt der Verf. ist sehr altfränkisch und pfäffisch; und wird selbst von dortigen aufgeklärten Katholiken dafür erkannt. — (Hierwider hat sich Hr. Focke in einem besonderen Aufsatz in den Zeitungen vertheidigt.) — S. 432. Wiener Bank. Sie hat außer dem baaren Gelde 20 Millionen Papiergeld im Umlauf. Herr Nicolai berichtet in seiner Reisebeschreibung III. Band S. 313. aus dem Munde des sel. Baron von Gebler, dem er den größten Theil der in diesem Theile enthaltenen ganz neuen Nachrichten die österreichische Monarchie betreffend schuldig zu seyn bekennet, daß im Jahr 1781. nur für 10 Millionen Papiergeld im Gange war. Nachher ist das Papiergeld durch das letztere Edict, Kaiser Josephs II. wegen Umtauschung der Bankonoten unvermerkt verdoppelt worden, welches wohl merkwürdig ist. Wie verwirrte Begriffe übrigens dieser Verf. von Circulation, Staatsschulden und dergl. habe, erhellet daraus,

daß

daß er sagt, die Wiener Banco habe baares Geld im Umlauf: Bankonoten, Bankoobligationen und baar Geld sind drey ganz verschiedene Sachen.) — S. 434. Immer noch herrscht in Oesterreich die Unpolitik, daß die inländischen Waaren bey der Ausfuhr verzollt werden müssen. — S. 445. Das besonders reine und frische Wasser in Schönbrunn ließ sich der Kaiser im jetzigen Kriege bis an die türkische Gränze nachfahren. (Dieß haben die Zeitungen freylich gesagt, sollte es wohl wirklich wahr seyn?) — S. 451 Der Kaiser schließt eine Anzahl Wild zu seiner Jagd in eine Mauer ein, und läßt das Uebrige wegschießen. Freylich sollte dieses jedem kleinern Fürsten zum Beyspiel der Nachahmung dienen! Nun wollen wir auch einiges anzeigen, wo der Reisebeschreiber entweder wirklich irrt oder wo wir wenigstens nicht mit ihm stimmen können. Diese Anzeige könnte noch sehr vermehrt werden.

S. 30. sagt der Verf. von Anspach. daß dort außer dem Dichter Uz, nichts sey, das einen Fremden interessiren könne. Die Bibliothek ist nicht unbeträchtlich. Sie faßt unter andern die Handbibliothek der Königin Sophia von Preußen der Mutter Friedrichs II. die er so sehr verehrte, in sich. In einige Werke von Voltäre hat der Verf. selbst die Dedikation hineingeschrieben, dessen sehr getreues Brustbild, und eine von seinen Schreibfedern mit dem Attestat seines Secretärs man im Münzkabinet zeigt. Auch hat die Bibliothek viele alte Drucke, die aus dem Kloster Heilsbrunn dorthin gebracht worden. Das Bilderkabinet des Marggrafen, der manches schöne Stück von Zeit zu Zeit aus Italien kommen läßt, verdient gesehen zu werden. Das große Tableau Clairon, Medea ist bekannt. Doch auch der Rahm, den der König von Frankreich bestellte, und für dessen Preiß man schon ein schönes Gemälde von einem großen Meister, hätte kaufen können, verdient Erwähnung. Das Gymnasium, eine Landschule, verdient sowohl wegen seiner Einrichtung und des Gebäudes, als auch der Lehrer an demselben, die Aufmerksamkeit eines Reisenden u. s. w. Was S. 67. von dem Werth oder Unwerth der Mannheimer Gemäldegallerie vorkömmt, darüber, und besonders was die Rangirung betrifft, wollen wir nicht streiten; zumal weil Rec. weder die damit verglichene Münchner Gallerie, noch die zu Wien, wie sie jetzt ist, gesehen hat. Nur ist diese Schilderung so, daß sie einem Reisenden, er sey Liebhaber oder Künstler zu wenig Neugierde sie zu sehen ein-

einflößt. Bey S. 70. aber müssen wir, Ein Antikensaal in Mannheim, oder die Kopieen der berühmtesten alten Statüen betreffend, nothwendig die Anmerkung machen, daß zwar das Abformen dieser großen Modelle des Alterthums mit Recht als ihnen schädlich, in Italien verboten ist: aber muß man denn zu jeder Kopie die im Ausland bestellt wird, das Original von neuem in Gefahr setzen? Sind nicht noch die Formen da? und sollte wohl die Menge Gipsabgüsse von dergleichen, die selbst in der Gallerie zu Florenz steht, alle neu nach Originalen abgeformt seyn? — Eine ganz andere Sache ist es, wenn ein reisender Engelländer oder Russe, sich in seinem Alterthums- oder Kunstenthusiasmus etwas aufbinden läßt; ein andres, wenn ein großer Hof Jahre lang kunstverständige Agenten in Italien unterhält. —

Uebrigens sagt der Reisende auch von Mannheim viel Wahres, Gutes und Schlimmes. — Die häßlichen schwarzen Tücher, die Haushälterinnen, Kammerjungfern und andre weibliche Geschöpfe dieser Klasse in M. über den Kopf werfen, heißen dort Faillen oder Falljen.

Von den Wirtenbergischen Sehenswürdigkeiten besonders der Solitüde wird verschiedenes Unrichtige erzählt. Der dortige Garten z. B. so interessant auch dessen Platz ist, hat nicht das mindeste von einer Englischen Anlage desto mehr aber Hohenheim. Alles ist Französisch. Statüen hat der Garten eine unzählige Menge, freylich nicht von Marmor, aber doch meist von einem guten Meister; er hieß le Jeune. Die beyden angeblichen Statüen deren S. 113. erwähnt wird, sind im Schlosse; es sind aber haut-reliefs von weißem Alabaster und sie heißen: Fancy und Contemplation. Die niedlichen Zimmer im Corps de Logis und die im Chinesischen Hause, darf, selbst ein Fremder von Distinction, nur von außen durch die Fenster besehen. Ein eben dergleichen Fremder darf nicht einmal über den Hof des Hauptgebäudes in den Garten gehen; ohne von der Wache mit Ungestüm, wie ein verdächtiger Mensch angehalten und zurückgewiesen zu werden; und weder Einheimischer noch Fremder ohne eingeholte Erlaubniß vom Hofe, im Garten frühstücken oder speisen. Wie ganz anders ist das in Schwetzingen, wo man sich Koffee, Collation oder Brunnenkur ohne Umstände in den Garten tragen lassen kann! — Die Bildergallerie in Ludwigsburg war immer eines Blickes werth, obgleich vorzügliche Gemälde daraus nach Stutt-

gard

gard oder Hohenheim gekommen sind. Sie fällt 9 bis 10 grosse Zimmer und hat verschiedene gute ältere Stücke und einige schöne Porträte von Battoni. — S. 119. oben, ist noch hinzuzuthun, daß diese Kandidaten auch sogleich ordinirt werden, um bey geistlichen Verrichtungen vikariren zu können.

Mit dem reisenden Franzosen hadert unser Autor sehr gerne, und S. 332. beschuldigt er ihn mit Unrecht, daß er ganz à la Friseur gereist seyn müsse, weil er von seinem Speisewirth gefragt worden, für wie viel Kreuzer Suppe er haben wolle. Der Fall ist dieser, daß die Wiener Wirthe ihren Gästen um keinen Pfennig mehr Aufwand zumuthen, als letztere selbst machen wollen, und kein Gericht ihnen aufdringen, wozu sie keine Lust haben. Dieses ist in kleinen Städten anders. Da muß der Gast sich nach der Einrichtung, Bedürfnis und Weise des Wirths richten. Man hat in Wien bey den ordinären Speisewirthen Suppen von dreyerley Preis. Recens. war Zeuge, daß Oesterreichische Kanzlisten, Registratoren und Männer mit dem Hofrathsprädikat sich vom Traiteur so fragen ließen. Auch der Ausfall S. 345. ist ganz überflüßig. Die Prätension daß man sich über keinen Thoren aufhalten soll, bey dem man irgend einmal gut gegessen, ist in der That zu hart. Man muß bedenken, daß diese Herren ja sich zugleich selbst mit tractiren, wenn sie uns zu Gaste haben. Ganz anders ist es mit einer Höflichkeit oder Wohlthat auf Unkosten eigner Bequemlichkeit. Wer nach Wien reisen kann, und es nicht als Pilgrim oder à la Gsellius thut, hat gewiß auch so viel, daß er seiner Eßlust Gnüge thun kann. — Bey den Wiener Freudenmädchen hält sich der Verf. auch viel zu lang auf. —

Wiewohl die Schreibart ziemlich nachläßig ist, so läßt sich doch das Meiste gut lesen; und Provinzialwörter entsinnen wir uns selten angetroffen zu haben. Der Ausdruck Mist S. 119. für schlechtes Zeug ist zu niedrig. Die Redensart beherrschen statt über etwas eine Aussicht haben, die wir auch in mehreren dergleichen Büchern bis zum Ueberdruß finden, und die Riesbeck eingeführt zu haben scheint, ist ein bloßer Gallicismus. Sie ist eigentlich in der Kriegsbaukunst einheimisch, und am rechten Orte. Hat sie z. B. die Englische Sprache weiter ausgedehnt, so ist dieß keine Regel für die Unsrige. Auch der Ausdruck: der Herr Herzog hat uns nie behagt. Er gehört eigentlich in die Reichskanzley. —

Die

Die Stelle S. 270. den Prozeß ab executionem anfangen — zeigt, daß hoffentlich nur der Setzer nicht der Verf. kein guter Lateiner war. Wir haben noch einen Band von dieser Reise durch Süddeutschland zu erwarten.

An account of the Pelew Islands by *George Keate*, Esqu. F. R. S. and S. A. A new edition. Basil, printed by Tourneisen, 1799. 1 A. 2 B. gr. 8.

Neuers Geschichte der See- und Landreisen. Erster Band. Nachrichten von den Pelew-Inseln. —

Nachrichten von den Pelew-Inseln in der Westgegend des stillen Oceans. Aus den Tagebüchern und mündlichen Nachrichten des Capitäns Heinrich Wilsons, — zusammengetragen von Herrn Georg Keate, Mitgl. der Königl. Gesellsch. d. Wissenschaften und der Alterthümer in London; und aus dem Engl. übersetzt von D. Georg Forster, Kurfürstl. Mainz. Hofr. und erstem Universitäts-Bibliothekar. Mit einer Karte und Kupfern. Hamburg, bey Hofmann. 1789. LVIII. u. 494 Seiten gr. 8.

Die Pelewinseln waren den Spaniern schon unter dem Namen der Palaos- (auch Palen- nicht aber Palos-) Inseln, aber nur durch Erzählungen einiger Bewohner der Carolinen, die ein Sturm 1721. an die Philippinen getrieben hatte, bekannt: man findet sie daher schon eine Zeitlang auf verschiedenen Charten: aber sie waren noch nie von Europäern beschifft. Was man für ältere Nachrichten davon in den Lettres edifiantes (und den Voiages de Coreal, tome 3.) zu finden glaubt, geht vielmehr eine Gruppe der Carolinen an. Ihre eigentliche Lage ist zwischen dem 5. und 9. Grad nördlicher Breite und gegen den 136 Gr. östlicher Länge von Greenwich. Die Pelewaner waren durch falsche Gerüchte, wegen

Unmenschlichkeit und Menschenfresserey, so sehr in jenem Ocean verschrieen, daß man von ihnen und ihrem Aufenthalte kaum noch Notiz nahm. Im August des J. 1783. aber wurde das Englische Ostindische Postschiff, (India-packet) die Antelope, das Kapitän Wilson kommandirte, durch Sturm an die Pelewinseln getrieben, wo es Schiffbruch litt, und die Rettung seiner ganzen Mannschaft bloß der Gutmüthigkeit dieser Wilden verdankte. Diese Eigenschaft, mit Liebe zur Gerechtigkeit und Ordnung verbunden, und die Keime höhern Denkens bey manchen dieser Natursöhne, zeichnen dieses Volk und seine Entdeckung in der Geschichte der Menschheit ganz besonders aus, und gegenwärtige Nachricht muß sich daher von selbst dem empfindsamen Weltbürger und Geschichtsliebhaber empfehlen. Wer wird wohl von dem edlen, festen Character des Königs Abba-Thulle ungerührt bleiben und seinem jüngsten Sohne, dem hoffnungsvollen Jüngling Li-Bu, der in Engelland sein Grab fand, nicht eine Thräne weihen?

Hr. Hofrath Forster in Mainz hat seine freye Uebersezung noch mit verschiedenen erläuternden Anmerkungen, und einer Vorrede vermehrt, die zwar etwas lang ist, aber dagegen große Blicke in die menschliche Natur enthält, und uns noch manchen Schatz aus seinen Tagebüchern und andern Collektaneen verspricht. Wir werden auch in dieser Vorrede auf die Rückkunft des Französischen Entdeckers Peyrouse lüstern gemacht, und erfahren die Nachricht daß im September vorigen Jahrs (1788.) wieder ein Englisches Schiff nach den Pelewinseln abgegangen sey. Die der Uebersetzung beygefügte sehr saubere Kupfer bestehen aus dem Bildnisse des Kapitäns Wilson, des Königs Abba-Thulle, einer von seinen Weibern, eines großen hölzernen Trinkgefäßes aus Pelew, und einer genauen Charte der Pelewinseln, Philippinen und Karolinen. Einige minder interessante Kupfer der Originalausgabe sind weggeblieben, die nur das Buch vertheuert hätten, das übrigens auch typographischen Reitz hat. Wir bemerken noch, daß das angehängte Verzeichniß Pelewanischer Wörter weder in den Malayischen Sprachenstamm noch in den der Südsee Inseln, ob dieser gleich auch sich über die Philippinen erstreckt, einzuschlagen scheint. Vielleicht aber ist auf leztern oder auf den Karolinen ein noch unbekannter Sprachenstamm, zu dem das Pelewanische gehört.

Daß

Daß wir von Hrn. Hofr. Forster eine fernere Fortsetzung verdeutschter Entdeckungsreisen zu erwarten haben, zeigt uns der doppelte Titel der gegenwärtigen, zu unserm großen Vergnügen.

Ta.

Beyträge zur Beschreibung von Schlesien. Siebenten Bandes, drittes, viertes und fünftes Stück. Achten Bandes, erstes bis fünftes Stück. Brieg, bey Kramp. 1789. 16 Bogen und 1 Alphab. 2 Bogen in 8.

Vom Fürstenthum Wohlau. Es enthält in 33 Quadratmeilen 49162 Menschen, 5 Städte, 1 Marktflecken und 204 Dörfer. Statutarische Erbfolge in demselben. Durch die Räumung der Bartsch, die aus Polen kömmt, die seit 1756 bis 1786 vorgenommen worden ist, sind viele tausend Morgen Moräste und Brüche in Wiesen, Aecker und Dörfer verwandelt mit Landwirthen aus den Danziger und Marienburger Werdern besetzt, und zu Holländereyen eingerichtet worden. Die Städte sind Wohlau — sie brannte 1781 ganz ab. Der König bewilligte zum massiven Wiederaufbau der Bürgerhäuser 78000 Thaler, wozu noch 82902 Rthlr. Feuersocietätshülfe kam, wodurch die Stadt binnen 5 Jahren feuerfester wieder erbaut wurde. Sie hat itzt 186 Privat- und 16 öffentl. Gebäude, und darunter 1 evangelische und 1 katholische Kirche und Schule, und 1087 Seelen. 2) Herrnstadt, eine Stadt ohne Mauern an der Polnischen Gränze, wurde 1759 von den Russen angezündet, bekam von Friedrich II. 33796 Rthlr. zur Wiedererbauung, wozu der itzige König noch einige Tausende hinzuthat. Doch können sich die Einwohner noch nicht recht erholen. Sie hat 246 Bürgerhäuser, 2 evangel. Kirchen, eine kathol. Kapelle und 1366 Einwohner. 3) Winzig von 238 Privathäusern und 1488 Seelen, die sich von Ackerbau und Brauwesen nähren. 4) Steinau an der Oder, von 349 Häusern und einer evangel. Kirche und Schule, und 1724 Inwohnern. 5) Raudten, von 222 Häusern und 1288 Inwohnern. Das Fürstenthum Wohlau wird in den Wohlauischen und Steinau-Raudenschen Kreis eingetheilt. Zu dem erstern gehören 151

Dorf-

Herrschaften, nebst dem Stifte Leubus, das seit 1175 mit Cisterziensern besetzt ist, dessen itzige prachtvolle Gebäude erst seit 1684 erbaut worden sind. König Friedrich II. soll beym Eintritt in den dasigen Fürstensaal gefragt haben: ob wohl die Apostel auch dergleichen Säle gehabt hätten? Das Stift besitzt, außer verschiednen Afterlehnen, noch 60 Dörfer und Güter, in verschiednen Kreisen gelegen. IV. Hauptstück. Vom Militscher Kreise, wohin das Fürstenthum Trachenberg, und die Standesherrschaften Militsch, Neuschloß, Sulau und Freihan gehören. K. Wladislaus von Böhmen schenkte 1494 diese Herrschaften mit Fürstenrechte an die Freyherren von Kurzbach. 1521 theilten sich Siegmunds von Kurzbach zwey Söhne, Johann und Heinrich ab. Heinrich bekam Trachenberg, Johann aber Militsch und Sulau. Des erstern Enkel, Heinrich III. sah sich 1592 genöthigt, seine Herrschaft Trachenberg an Adam von Schafgotsch für 195000 Thaler zu verkaufen: und mit seinem Sohn Ladislaus Julius erlosch das von Kurzbachsche Haus. Adams von Schafgotsch Neffe und Erbe, Joh. Ulrich v. Schafg. wurde als Wallensteins Freund, 1635 enthauptet, und Trachenberg von der k. k. Kammer eingezogen; aber 1641 wieder an Melch. Gr. von Hatzfeld und Gleichen geschenkt. Seine Geschwister, Herrmann und Lucia, verm. Freyin von Nesselrode, beerbten ihn, und 1681 wurde Trachenberg getheilt. Herrmanns Sohns, Heinrichs Witwe, Kath. Elisab. erkaufte ihren Kindern den Nesselrodischen Antheil. Ihr Enkel, Franz Phil. Adrian, ward 1741 in den Fürstenstand erhoben. Der itzige Fürst, Friedrich Carl, ist sein Sohn. Eben so wie Trachenberg, kam auch Militsch von dem Kurzbachschen Hause ab. Johann, der sie in der Theilung erhielt, Bruder Heinrich II. hatte eine einzige Tochter Anna, die mit Joachim, Freyherrn von Malzan, vermählt war, der 1590 die Herrschaft erbte, und Sulau an den Grafen von Dona verkaufte. Seine 3 Söhne theilten sich 1628 in die Herrschaft, Joachim IV. erhielt Militsch, Wilhelm Freyhan, und Bernhard Neuschloß. 1660 wurden nach langem Rechtsstreit die beyden letzten Antheile für abgesonderte freye Standesherrschaften erklärt. Joachims IV. Enkel, Joachim Andreas II. wurde in den Grafenstand erhoben, und der itzige Herr von Militsch, Joachim Carl, ist dessen Sohn. Die Herrschaft Neuschloß verkaufte der dritte Besitzer aus dem Malzanschen Hause, August

Eber-

Eberhard, 1757 an die Mutter des nun seit 58 Jahren regierenden Grafen, Christian Heinrich von Reichenbach, der sie ungemein verbessert hat. Die Herrschaft Sulau ist 1673 nach dem Tode des Grafen Conrad von Dohna an seinen Schwager, den Freyherrn von Burghauß, gekommen, bey dessen Haus sie noch befindlich ist. Freyhan endlich hat nach mancherley Vererbungen, gegenwärtig zwey Besitzer, den Grafen von Sandraschi, und den Baron von Grutschreiber, die solche 1761 und 1770 von den Erben des Fürsten Sapieha erkauft haben. Den Hauptflecken Freyhan besitzt der erste. Alle zusammen genommen betragen 16 Quadratmeilen. Würtemberger Colonisten haben darin 32 Weinberge angelegt, die aber nun anfangen einzugehen; auch sind 2 bis 3000 Maulbeerbäume im Lande. Es sind darin 4 Städte; Militsch, Trachenberg, Prausnitz und Sulau; 128 Dörfer, davon 47 im Fürstenthum Trachenberg, 46 in der Standesherrschaft Militsch, 23 in der Minderherrschaft Neuschloß, 9 in der M. H. Freyhan, und 13 in der M. H. Sulau; wovon aber viele nicht dem Standesherrn, sondern andern Besitzern zugehören; und überhaupt 33903 Einwohner. Die Stadt Militsch hat eine kathol. und eine evangel. Kirche, ein reiches evangel. Hospital, 162 Häuser, und 1484 Einwohner. Die Stadt Trachenberg, die im siebenjährigen Kriege unsägliche Drangsale von den Russen erlitten, hat seit 1742 eine evangelische Kirche, aber keinen Thurm, so daß sie sich mit dem Geläute der Katholiken behelfen muß, und noch vor wenigen Jahren wurde ihnen die Anschaffung eines Thurms zu bauen, abgeschlagen. — Der V. hätte sich billig, wenn er konnte, über die Ursachen dieser Nichterlaubniß, erklären sollen. Die Stadt zählt 1294 Seelen. Auch hat sie 1432 Thlr. Einkünfte, und ist der Sitz einer fürstl. Hatzfeldischen Regierung. Im Fürstenthum Trachenberg sind 40, und in der St. H. Militsch 48 herrschaftl. Vorwerke. Bis 1754 hielten sich die Einwohner der Minderherrschaft Neuschloß zur evangel. Gnadenkirche in Militsch. Der Graf von Reichenbach aber erbauete mit königl. Erlaubniß in der neben seinem Residenzschloß Wirschkowitz angelegten Colonie Neu-Wirschkowitz, anfangs ein Bethaus, 1773 eine schöne Kirche, und fand die Ansprüche der Parochie zu Militsch mit 1000 Gulden ab.

Der achte Band enthält blos die Beschreibung vom Fürstenthum Liegnitz. Wir übergehen die zwo Abtheilungen

von der Geschichte der Herzoge von Liegnitz, und von Statutenrechten und Gewohnheiten, die Erbfolge ab intestato betreffend; die beyde überaus fleißig und genau auseinander gesetzt sind — bis S. 70. Das ganze Fürstenthum enthält, nach Abzug der darin liegenden Jauerschen Dörfer, 40 Quadratmeilen, und in demselben 5 Städte, 268 Dörfer, 1 Feldkloster, und 82729 Einwohner, und enthält folglich in jeder Quadratmeile 2068 Menschen. Es wird in 3 Kreise getheilt. 1) Der Liegnitzsche Kreis baut viel Getraide, Obst, Gemüse und Gartengewächse; und in einem Bezirk von einer Viertelmeile um Liegnitz sollen deren jährlich für 100000 Thaler verführt werden; auch hat er viele fischreiche Gewässer; 3) königl. Aemter, und ein Majorat, ist stark bewohnt, daß man auf eine Quadratmeile über 3000 Menschen rechnen kann. Der Stadt Liegnitz giebt der V. ein über 1000 Jahre hinaus gehendes Alter, und beschreibt ihre Geschichte nach der Folge ihrer öffentl. Verhandlungen sehr vollständig. Die türkische Belagerung von Wien 1529 veranlaßte ihre erste Befestigung. Herzog Friedrich II. nahm 1524 die lutherische Lehre an. Sein Sohn Friedrich III. gab ein Beyspiel einer unedlen Fürstenrache. Er hatte als Prinz an die Liegnitzer verschiedene Forderungen gethan, die ihm diese auf Befehl seines Vaters verweigerten. Darüber faßte er einen so unauslöschlichen Haß gegen diese Stadt, daß er ihr, als er zur Regierung kam, die erschrecklichsten Drangsale, sich selbst aber durch eine kaiserliche Commission Absetzung und Einsperrung veranlaßte. Seinen Sohn Heinrich IX. besuchte 1565 Kaiser Maximilian mit 2000 Pferden, und hob eine Prinzessin Emilie aus der Taufe. Die Bewirthung aber dieses Gastes und seines Gefolges geschah auf Kosten der gemeinen Stadt. Die Festungswerke sind seit dem siebenjährigen Krieg demolirt, und der Platz in Gemüsgärten verwandelt worden. Die Ritterakademie stiftete Joseph I. 1708. für die Edelleute beyder Religionen in Schlesien, als Carl XII. nebst andern schlesischen Kirchen, auch die katholische Stiftskirche zu St. Johannis zu Liegnitz den Lutheranern zurückgegeben haben wollte, welche Abtretung er aber den Jesuiten nicht wollte zumuthen. Es ist ein ansehnliches, aber kaum zur Hälfte ausgeführtes Gebäude. Um der Universität zu Breslau nicht zu schaden, gab man ihr den Namen einer Ritterakademie. Sie steht unter einem adelichen Director, (itzt Freyh. von Bülow) hat 5 Professoren, einen Stall-, Sprach-, Fecht- und Tanz-

 meister,

meister, nebst einem Sitteninspector, aber dermalen nur 19 Akademisten, deren 12 aus dem Fond des Instituts, und 2 aus der Kospotischen Fundation 3 Jahre lang frey unterhalten werden. Sie tragen ihre besondre Uniform, Scharlach mit grünen Kragen und Aufschlägen. Die aus den Schulen der drey evangel. Kirchen vereinigte k. evangelische Stadtschule besteht aus 8 Klassen. Die Stadt hat trefliche Armenanstalten und Stiftungen für arme Schüler. Die Evangelischen haben hier 2 Kirchen, die Peter und Paul- und U. L. F. Kirche, die Katholiken aber die St. Johannis- und heil. Kreuzkirche, nebst einem Nonnenkloster. Das Schloß, ein Denkmal piastischer Fürsten nähert sich seinem Ruine. In der ganzen Stadt sind 63 öffentliche, und 672 Privatgebäude. Der Einwohner waren 1787, 6928. Es befinden sich daselbst eine Parchent-, Baumwollenzeug-, Zitz- und Spitzenmanufactur, Wachsbleichen, Berlinerblaufarb- und Tobakfabrike. Die Stadtkämmerey hat bis 11000 Thaler Einkünfte. Das Städtchen Parchwitz hat 731 Seelen. Unter den 117 Dörfern dieses Kreises sind, Nicolstadt, wo 1345 ein Goldbergwerk entdeckt wurde, das im folgenden Jahr wöchentlich 120 bis 160 Pfund Gold geliefert haben soll. 1364 aber gieng es bereits wieder ein, und itzt ist statt des Goldbergwerks ein Steinbruch allhier; und Wahlstadt, bekannt und entstanden durch die Niederlage der Tataren 1241. Die fromme Hedwig erbaute an dem Orte, wo der Leichnam Herzog Heinrichs gefunden wurde, eine Capelle, die sich in eine Kirche verwandelte, den Anbau eines Dorfs veranlaßte, und nachher in evangelische Hände kam. Das Benedictiner Kloster zu Braunau in Böhmen kaufte den Ort, und legte daselbst 1703 eine Kirche und ein sehr schönes Kloster an, und hat das Patronat über die evangel. Kirche. In diesem Kreis, so wie in dem folgenden, sind von Zeit zu Zeit merkwürdige Urnen ausgegraben worden. 2) Der Lübensche Kreis reicht bis an die Thore von Liegnitz, und ist der Mittelpunct Schlesiens. Die Stadt Lüben ist nach der Einäscherung durch die Kroaten 1757 schöner wiederhergestellt, und hat 381, meistens massive Häuser und 2032 Einwohner. Ein Dorf Kaltwasser hat den Namen von einem durchfließenden kleinen Bach, der so kalt ist in den wärmsten Sommertagen, daß Gänse und Enten, die hineingehen, sogleich erfrieren. Im härtesten Winter aber friert er nie zu. In dem Dorfe Ossig, einem ehmaligen Gute der Familie von Schwenkfeld, ist noch in

der

der Kirche das Grabmahl des daselbst gebohrnen und begrabnen Schwärmers, Casp. von Schwenkfeld. In diesem Kreis liegen 71 Dörfer, und darunter 4 neuerbauete Coloniedörfer. 3) Der Goldberg-Haynauische Kreis, der erst unter Preuß. Regierung vereinigt worden. Die Stadt Goldberg hat den Namen von ihren ehmaligen Goldbergwerken. Sie wurden so stark betrieben, daß sich 1241 bey der Tartarschlacht 2500 Bergleute befanden: aber eben diese Stadt brachte Stadt und Bergbau in Verfall. Viele Bergleute blieben auf dem Platz, andre wurden gefangen fortgeschleppt, und haben vermuthlich die Bergwerke in Siberien eingerichtet. Die Stadt hat unsäglich viel durch Brand, Pest und Krieg gelitten, sonderlich durch Wallenstein. Neuere Feuersbrünste von 1761, 69, 72 und 79 sind durch Gnadengeschenke Friedrichs I. wieder gut gemacht worden. Um die Stadt herum liegen über 400 Obstgärten, und der Verkauf des Obstes ist ein ansehnlicher Handelszweig. Der Berg, auf dem die Begräbnißkirche steht, ist deswegen zur Zeit des Bergbaues mit Schachtgraben verschont geblieben; daher hat man noch in spätern Zeiten bisweilen gediegen Gold darin gefunden, und im Sprichwort gesagt: die Goldberger Todten liegen in Golde. Die Lutheraner haben die Hauptkirche; die Katholiken aber ein Franziskanerkloster. Als Kloster wurde es von den Hussiten 1428 verwüstet, 1540 aber vom Herzog Friedrich II. von Liegnitz, wiederhergestellt und dem damaligen Gymnasium eingeräumt. 1700 machten die Franziskaner Ansprüche darauf, erhielten es, und besitzen es bis auf den heutigen Tag. Das Gymnasium, das unter dem Rectorate Trozendorfs, dessen Leben hier erzählt wird, von 1531 bis 1556 so ausnehmend blühte, verfiel, nach dem Wechsel aller Dinge, hauptsächlich aber durch Anlegung mehrerer Schulen in Schlesien, nach ihm immer mehr und mehr, bis es 1631 in eine Stadtschule von 4 Klassen verwandelt wurde, deren Schulgebäude 1769 neu und massiv erbaut worden ist. Die Stadt hat außer 40 öffentl. Gebäuden, 700 Privatwohnhäuser, davon aber nur 181 mit Ziegeldächern gedeckt sind, und hatte 1789, 5157 Inwohner (deren es 1756 nur 3940 waren). Ihr stärkstes Gewerbe ist Tuchmacherey. Im Jahr 1788 wurden 13434 Stück Tücher verfertigt, und davon über 12000 auswärts debitirt. (Im J. 1740 belief sich die Zahl auf 3666 Stück.) Darzu arbeiten 450 Meister und 5 Schönfärbereyen. Bey dem jährlichen Königsschießen geschieht der Königsaufzug in

mythologischen Masken, die wohl gewählt, und oft bis 900 sind. Die andre Stadt dieses Kreises Haynau, hat 312 Wohnungen und 2076 Einwohner. Zur Erbauung der neuen katholischen Kirche schenkte Friedrich II. einige tausend Thaler, und übernahm auch die Besoldung des den Gottesdienst verwaltenden Curators. Der Dörfer und Höfe in diesem Kreis sind 80, zum Theil sehr ansehnlich. Zu bewundern ist der Fleiß, mit dem der V. von jedem Dorfe die Zahl und Beschaffenheit der Gebäude und Einwohner, so wie die Folge ihrer Besitzer durch Kauf oder Vererbung angegeben hat. Das beygelegte Kupfer stellt den Spitzberg ohnweit Goldberg vor. Nun sind die Beschreibungen der Fürstenthümer Glogau und Breslau, und der Grafschaft Glatz übrig, die der V. in drey Bänden zu liefern gedenkt. Wir wünschen ihm zur Vollendung eines so mühsamen Werks, dergleichen nicht viele Länder aufzuweisen haben, Ermunterung und Ausharrung.

Tb.

Gelehrtengeschichte.

Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften Evangelischer Prediger in allen Gemeinen des Königreichs Ungarn. Gesammlet und mit vielen Anmerkungen erläutert von Johann Samuel Klein, Evangel. Prediger der deutschen Gemeine zu Kaschau. Leipzig und Ofen, 1789. bey Diepold und Lindauer. 1 Alphab. 9½ Bogen in gr. 8.

Mit Recht nützen jetzt die Evangelischen Gelehrten in Ungarn die neuerlangte Freyheit auch dazu, die Schicksale ihrer Religion und ihrer Lehrer in diesem Reiche vollständiger und freymüthiger bekannt zu machen, als es ihnen seit langer Zeit erlaubt gewesen war. Was nemlich der verdienstvolle Ribiny im Allgemeinen für die Geschichte des Evangel. Luther. Glaubens in Ungarn geleistet hat, das ergänzt hier Hr. Kl. durch

durch biographische Nachrichten von den Predigern versehen. In den bekannten Werken eines Czwittingers, Bods und Halcány findet man zwar einige derselben umständlich beschrieben; aber es sind doch nur wenige gegen die Anzahl derer, die ihnen entweder unbekannt blieben, oder von denen sie nur Namen und Ort zu melden wußten; oder die sie als Ausländer ganz vorbeiließen.

Die zuverläßigen und ausführlichen Nachrichten, welche Hr. Kl. hier von hundert Evangelischen Predigern in Ungarn mittheilt, haben allerdings ihren Werth; und wenn es gleich nicht lauter merkwürdige Männer sind; so lernt man doch aus ihrer Geschichte den Zustand der Evangelischen Gemeinen in Ungarn von mehrern Seiten kennen. Daß er sie nach alphabetischer Ordnung gestellt hat, ist für die Leser lange so vortheilhaft nicht, als wenn er die chronologische gewählt hätte. Man muß auch gestehen, daß in diesen Lebensbeschreibungen viele unbeträchtliche Kleinigkeiten, Gelegenheitsgedichte u. dergl. m. vorkommen. Doch trift man auch in den Anmerkungen manche ausgesuchte Nachrichten an; das für Ausländer Unerhebliche kann zum Theil den Mitbürgern des Verf. Vergnügen machen.

Unter den hier beschriebenen Predigern zeichnet sich Martin Cyriacus (S. 31 fg.) vorzüglich aus. Er war der erste von den Ungarn, welcher im J. 1522. eine deutsche Universität, und zwar Wittenberg, besuchte. Leutschau wird seine Vaterstadt genannt, von der er sich den Beynamen Lörsei gegeben haben, auch daselbst, gleich nach seiner Zurückkunft, erster Evangelischer Prediger geworden seyn soll. Allein seine Lebensumstände sind so räthselhaft, sagt der Verf., daß er beinahe auf die Gedanken gerathen ist, entweder es müsse gar kein solcher Mann je gelebt haben; oder müsse mit einem andern verwechselt worden seyn. Bey der Uebergabe des Glaubensbekenntnisses der fünf Oberungarischen Städte im J. 1549. an Ferdinand I. hat er sich besonders hervorgethan. Sein Todesjahr ist unbekannt. Indem der Verf. die Hist. diplomat. de statu relig. Evang. in Hungaria nennt, welche seiner gedenkt, führt er die verschiedenen Meynungen über den Verfasser derselben an, die man selbst in Ungarn hat. Einige legen es dem Baron von Huldenburg, Kurf. Hannöv. Gesandten zu Wien; andere dem Grafen Hardek; andre dem Corarey; noch andere dem Johann Jacob

 Leh-

Lehmann, oder dem Superintendent Daniel Hermann bey.

Georg Chladny, ein Prediger auf dem Berge bey Kremnitz, mußte sich wegen der entstandenen Verfolgung, im J. 1672. flüchten, und starb im J. 1692. als Prediger zu Hauswalde in der Lausitz. Er ist bekannt durch sein Inventarium templorum; sein Sohn, Martin, wurde Probst an der Schloßkirche zu Wittenberg.

In einer langen Anmerkung, S. 59 — 64. hat Hr. Kl. das Leben des Samuel Pomarius, D. der Theologie, und ersten Lehrers am Gymnasium der Evang. Stände zu Eperies, mit seinen Schriften beschrieben; scheint aber nichts von der Lebensbeschreibung zu wissen, die Hr. von Melle von diesem berühmten Manne herausgegeben hat.

In einer andern Anmerkung, S. 82 — 87. wird vom Joh. Bokatius, einem gebohrnen Lausitzer, Rektor, zugleich auch Rathsherrn und Stadtrichter zu Kaschau, endlich sogar Gesandten des Fürsten Stephan Botskai an die Protestantischen Fürsten in Deutschland, gehandelt. Als er in dem letzten Amte zu dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig kam, und keine Briefe seiner Gesandtschaft wegen aufweisen konnte: ließ ihn dieser als einen Spion einziehen, und schickte ihn gefangen an den Kaiser Rudolf nach Prag, wo er fünf Jahre in einem Thurme des Schlosses saß: aber von seiner Frau, durch Hülfe eines in ein Brodt gebackenen Strickes, befreyet wurde. Er gieng darauf wieder nach Kaschau, legte seine Richterstelle nieder; ließ sich aber nach funfzehn Jahren wieder von dem Fürsten Gabriel Bethlen zu seinem geheimen Rathe und Aufseher seiner Bibliothek ernennen. Er war ein guter lateinischer Dichter, und in vielen Sprachen geübt.

S. 179. fg. werden die zweyfachen Reversalien mitgetheilt, welche die Evangel. Prediger und Schullehrer, die theils das Land verlassen mußten, theils in demselben bleiben durften, bey der langwierigen Verfolgung im Jahr 1673. zu unterschreiben genöthigt wurden.

Von Leonh. Stöckeln, aus Barthfeld, einer der fünf königl. freyen Städte in Oberungarn gebürtig, Luthers und Melanchthons Schüler, Rektor zu Eisleben, nachher in seiner Vaterstadt, in welcher er seit 1539. die Reformation hauptsächlich einführen half, und auch von daher durch Ungarn überhaupt dieselbe, nebst der Gelehrsamkeit verbreitete, findet

findet man in der Anmerkung S. 186—191. angenehme Nachrichten. Unter andern abergläubischen Gebräuchen, die er verwarf, war auch das Glockenläuten bey Gewittern, von dem er behauptete, daß es die Gewitter mehr herbeyziehe, als zertheile. Wegen des Tanzens schätzte er sich mit Luthers Urtheil: Hae sunt scilicet choreae, institutae et concessae, ut civitas et adolescentia in frequentia discat honorare foemineum sexum, contrahaturque amicitia inter adolescentes et puellas honestas, ut postea certius ipsae nubere possint. Papa damnavit choreas, quia adversarius fuit legitimis nuptiis. Idcirco simul ad choreas invitentur et aliquae matronae et viri, qui sint inspectores, ut omnia modeste et decore fiant. Das einzige wollte Luther bey den Tänzen abgestellt wissen, ne in gyros puellas ducere assuescant.

Die Acten einer Evangelischen Synode, welche zu Kaschau 1668. unter dem Vorsitze des dasigen Superintendent. Michael Lieffmann gehalten wurde, werden S. 199 fg. in einer Anmerkung aus der Handschrift mitgetheilt. Es sind auf derselben vornehmlich einige Fälle in Ehesachen entschieden worden.

Bey Gelegenheit des Predigers zu Preßburg, Christoph Martinus Matern, wird auch S. 223 fg. das Leben nebst den Schriften seines berühmten Vettern zu Altona, Georg Christian Matern von Cilano, beschrieben.

M. Adam Mitench war erster Evangel. Prediger bey dem im J. 1705. wieder eingerichteten kirchlichen Gottesdienst zu Tyrnau. Da er aber bald darauf vertrieben wurde, unterrichtete er Kinder zu Bösing, einer königl. Freystadt nahe bey Preßburg. Nie hörten seine Schüler ein anderes Scheltwort von ihm bey ihrer unartigen Aufführung, als das mit Ungestüm ausgesprochene Horribilicribrifax; welches aber allein hinlänglich war, ihnen Furcht und Schrecken einzujagen. Ihre Schwatzhaftigkeit bestrafte er mit einem künstlichen Schlosse, welches er ihnen an den Mund legte. Eine von ihm abgerichtete Katze brachte ihm seinen Unterhalt aus den Häusern der Bürger. Einige Bewegungen entstanden daraus, daß man ihn des Pietismus verdächtig hielt.

Die Geschichte der beiden Steph. Pilarik, Vaters und Sohns, ist wegen mancherley von ihnen ausgestandenen Verfolgungen merkwürdig.

Zur Geschichte der Evangel. Superintendenten in Ungarn, kömmt S. 556. 560. ein guter Beytrag vor. Insonderheit werden die vier Kreise genannt, in welche seit 1734. die Evangel. Gemeinen eingetheilt sind, und deren jedem, Kraft des königlichen Befehls, ein Superintendent und ein weltlicher Inspector gegeben worden ist.

Wir gedenken nur noch der S. 416. fg. eingerückten Beschwerden der Röm. Katholischen gegen die Evangelischen zu Preßburg, vom J. 1689. die man sowohl wegen des herrlichen Lateins, als wegen des übermüthig verächtlichen und schimpfenden Tons, lesen muß.

Ra.

Versuch einer vollständigen Geschichte der chursächsischen Fürsten- und Landschule zu Meißen, aus Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten, von M. Joh. August Müller, gedachter Schule Rectoren; nebst Beylagen, einem Kupfer (das wir nicht gesehen haben) und einer Tabelle zur Uebersicht aller Collegen. Zweyter Band. Leipzig, bey Crusius. 1 Alphab. 4 Bogen in gr. 8. 1789.

Wir haben den ersten Theil dieser Meißner Schulgeschichte im Anhang zum LII — LXXXVI. B. d. A. D. B. S. 1120. angezeigt. Dieser zweyte Theil derselben enthält blos Biographien der bey derselben von ihrer Stiftung an angestellt gewesenen Rectoren, Schulverwaltern, Conrectoren, dritten Collegen, Cantoren, fünften Lehrer und Mathematiker, Schulärzte, Pastoren und Diakonen an der St. Afra, oder Schulkirche. Sie sind mit unverkennbarem Fleiß zusammengetragen; und wir sind so weit entfernt, die genaue Pünktlichkeit in Anführung der genealogischen Umstände und Familienverhältnisse der meisten dieser Männer für Mikrologie zu halten, daß wir vielmehr in einer so speciellen Geschichte solche an ihrem rechten Ort zu seyn glauben. Sollten sie auch gleich hundert auswärtigen Lesern uninteressant seyn, so werden sie es doch nicht für Freunde der sächsischen Gelehrten- und Familiengeschichte, auch nicht für die zahlreichen Zöglinge

seyn,

seyn, die einst aus dieser Schule ausgegangen sind. Unter den Rectoren, so wie überhaupt unter allen Gelehrten, von denen in diesem Buche Nachrichten vorkommen, ist der zweyte, der als Dichter, Geschichtsammler und Philolog, bekannte Polygraph, Georg Fabricius, der berühmteste. Der Churfürst Augustus ernannte ihn zu seinem Historiographen; um aber die Pension zu ersparen, gab er ihm seinen Bruder, Jacob, zum Amtsgehülfen, und wies ihn mit 50 Gülden Gehalt und freyer Kost auf die Schulcasse an. Eben so ernannte einst das Haus Sachsen den bekannten Christian Junker, Conrector am Gymnasium zu Schleusingen, zum Historiographen, mit dem Auftrag, die Hennebergische Geschichte zu beschreiben, bewilligte ihm aber, statt einer eignen Besoldung, eine ansehnliche Zulage aus dem erschöpften Landschulkasten, obgleich dieses Nebengeschäfte ihn verhinderte, diese Zulage als Lehrer zu verdienen. Außer diesem Fabricius, sind auch noch Matth. Dresser, der Verfasser des Buches de festis, J. G. Wilke, Just. Gottfr. Rabener, Theoph. Grabener, und des Verfassers unmittelbare Vorfahren, J. Chr. Gottleber, und der itzige Professor Matthäi in Wittenberg, und unter den Mathematikern, Johann Alb. Klimm, zu merken. Die Beylagen enthalten meistens churfürstliche Rescripte. Unter den Zusätzen und Verbesserungen zum vorigen Band, wird von einem Codex des Sallust, in der Schulbibliothek, Nachricht gegeben, und daraus einige Lesarten mitgetheilt.

Bibliotheca historica instructa a b. *Burcardo Gotthelf Struvio* aucta a b. *Christ. Gottlieb Budero*, nunc vero a *Ioanne Georgio Meuselio* ita digesta, amplificata et emendata, vt paene nouum opus videri possit. *Voluminis IV. P. II.* Lipsiae, sumtu Librariae Weidmannianae, 1790. 1 Alph. 1 Bog. in 8.

Dieser Band fasset noch nicht alles, was über den alten römischen Staat geschrieben ist, in sich. Man findet in selbigem,

Geschichts-

Geschichtschreiber einzelner Personen des kaiserlichen Hauses bis auf Constantin den Großen, und Schriften über Benennungen, Würden, Macht und andere auszeichnende Eigenschaften der römischen Kaiser, über die Geschlechter die im römischen Staate einen Vorzug durch Adel und Ruhm erlanget haben, über besondre Schicksale des römischen Staats, über den Character des römischen Volks, über die römische Alterthumskunde, über die Religion, Götter, Tempel, gottesdienstliche Personen und Feste, über die Beschaffenheit der Stadt Rom und ihrer vornehmsten Gebäude, über die Staatsverfassung, den Magistrat, das Gebiethe, die Stände und das Volk, die Reichstage, Gesetze, Justiz, und Finanz und Steuerverfassung, über das Kriegswesen in Betracht der Land- und Seemacht, über die Triumpfe und Trophäen, über die res vestiaria, über die Ueppigkeit und die Gastmähler, über die Heurathen, die Geburten, die Erziehung der Kinder, und die Beschaffenheit gelehrter Wissenschaft, über diejenigen Spiele die Fechter- und Reutergeschicklichkeiten erforderten, über Schauspiele aller Arten, und endlich über die Beschaffenheit, innere und äußere Einrichtung und Zubereitung aller Gattungen öffentlicher und Privatgebäude. Noch immer enthält dieses Werk einen mit unbegränzter Aufmerksamkeit zusammen gebrachten Schatz litterarischer Notizen, und übertrifft nicht nur die älteren Werke gleicher Art, sondern auch die Verzeichnisse besonderer und einzelner hier mitgenommenen Gegenstände an Vollständigkeit. Einige Anzeigen wichtiger Werke sind mit Recensionen begleitet. Von anderen erscheinen hier zum erstenmale Nachrichten, deren eine Herr Meusel dem Hrn. Panzer verdankt. In den Abschnitten die von einzelnen Kaisern handeln, findet der Numismatiker, der Architect, und der Chronologe die Titel und Geschichte verschiedener ihm brauchbarer Schriften. Vom Mäcenas ist unter dem August gehandelt.

Eo.

Biblische, hebräische und griechische, und überhaupt orientalische Philologie, nebst der Patristik, und den biblischen und orientalischen Alterthümern.

Philipp Breitenstein's, reformirten Predigers zu Marburg, Untersuchungen dunkler Schriftwahrheiten. Erstes Bändchen. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung. 1789. 106 S. 8.

Dieser Band enthält nur die einzige Abhandlung: über das Grauen Jesu in Gethsemane. Der Verf. dessen religieuse Denkart allenthalben aus dieser Schrift hervorstralet, will von seiner hier gegebenen Erklärung, über einen allerdings sehr schwürigen Umstand in der Biographie Jesu, nicht eher in seinen Vorträgen Gebrauch machen, bis er die Stimmen solcher Männer gesammlet habe, die darüber zu entscheiden im Stande sind. Ob Rec. mit zu diesen gehöre, mag jeder aus der folgenden Beurtheilung abnehmen; ob diese Beurtheilung als eine Stimme mit gelten kann, mag der Verf. entscheiden. Erst eine kurze Darstellung der Meynung des Verf. so viel dies die etwas dunkle und unbestimmte Schreibart desselben, und der Raum unsrer Blätter zuläßt; dann unser Urtheil.

Einleitung. Der Verf. zeigt erst das Interessante und das Dunkle dieser Begebenheit. Dann erzählt er die Geschichte selbst ganz kurz. (Warum nicht in umgekehrter Ordnung?) Endlich thut er dar, daß das Grauen Jesu weder von Muthlosigkeit, noch von prädisponirenden Umständen herrühre. (Warum nahm der Verf. dies leztere nicht in den ersten Abschnitt auf?) Erster Abschnitt. Weit entfernte Ursachen. Nicht Trennungsgefühl machte Jesum traurig, denn er hatte seine Jünger dem Schutze seines Vaters empfohlen, und, um die Traurigkeit Jesu aus diesem schmerzhaften Gefühle herzuleiten, dazu war sie zu groß. Nicht Marterrodt. Dazu ist Jesus bey der Austheilung von Brod und Wein, und bey der damit nothwendig verbundnen Vergegenwärtigung seiner nahen Leiden, so auch bey Anhörung des Todesurtheils,

urtheile, [illegible] in dem Augenblicke in welchem ihn die Wache ergreift viel zu ruhig u. s. w. Nicht Gewissens-angst. In seinem Munde wurde kein Betrug erfunden. (Ueber die Vorhersagung Jesu von Jerusalems Zerstörung hat sich der Verf. hier wohl zu weit verbreitet.) Zweyter Abschnitt. Nähere Ursachen. Nach öfterer Durchlesung dieses Abschnitts scheinet die Meynung des Verf. welche hier sehr verschwemmet ist, eigentlich folgende zu seyn: daß dieß Grauen Jesu einen Theil seines versöhnenden Verdienstes ausgemacht habe. Die Ideenreihe ist in des Verf. eignen Ausdrücken ungefehr folgende: Ueberall und in jedem Zeitalter sind die Folgen ursprünglicher Verdorbenheit mit den Folgen wirklicher Sünden dergestalt (mit einander) vermengt, daß man beyde nicht unterscheiden kann. — Entweder ward nur das Menschengeschlecht sich selbst und seiner drückenden Sündenbürde überlassen, und so war es verloren; oder die Verschuldung sammt ihrer Folge ward hinweggenommen auf eine Art die Gottes Majestätsrechte schützte vor jedem Tadel und jeder Geringschätzung. Das letztere geschah. Was die Menschen verderben, sollte Christus wieder gut machen. (Röm. 5. 18. 19. wird hier sehr wörtlich genommen.) Um des Menschen Sache zu führen stand Christus im Gericht, Als gerichtliche Angelegenheit stelle man sich die ganze Sache am wahresten und schicklichsten vor. Nun aber hatte die Gerechtigkeit Gottes ein doppeltes Recht: einmal sollte ihren Gesetzen ein vollkommner Gehorsam bewiesen, zum andern sollte die Verletzung derselben gehörig bestraft werden. So wie nun die Heiden vor allen andern im Argen versunken waren, so mußte auch der Fluch der Gottheit ganz vorzüglich auf ihnen ruhen, und eine Versöhnung für sie besonders nothwendig machen. — Christus stand nun im Gerichte Gottes als stellvertretend in Rücksicht auf Schuld und Strafe. Er ließ sich die Sündenmenge anrechnen, (das Anerbieten Pauli in Ansehung des Onesimus, meint der Verf. erläutre diese Sache) d. h. er willigte ein, daß Gott ihn so behandeln möge, als hätte er solche Sünden begangen, und als sey er verbunden für alles zu haften, bis alles auf den letzten Heller entrichtet sey. — Schon als Herzog der Seligkeit stand es ihm wohl an, durch alle die Dunkelheiten selbst hindurch zu gehen, in die seine Nachfolger nur immer kommen können, Deswegen trauerte auch seine Seele in Gethsemane. — Jedoch nicht blos als Vorbild litt er das, vielmehr empfand er

[illegible] Retter der Seelen, die auf sein Gewissen ihm gebunden. Im Gerichte wurde ihm als Bürgen das Schuldregister vorgezeigt, unter dem Bedeuten im feyerlichsten Ernst: siehe, alle jene Verschuldungen samt ihren Folgen ruhen jetzt auf dir, das hast du jetzt zu bezahlen, und zu vergüten, sonst kommst du nicht los. Immer begreiflich, wenn unter dem Fühlen, die Schwere der Last, welche wegzutragen [illegible] war, seine Seele arbeitete beym Empfinden, wie Sünde drückt, das Gemüth angreift, und durchs Gewissen aufschrecket! begreiflich wenn er, umgeben von Missethätern ohne Zahl und [illegible] ergriffen, den Unwillen des Heiligen und Gerechten gegen das Böse jeder Art im Verhältniß zu den Missethätern von einer ganzen Welt empfand. — Daß dies Seelenleiden übrigens sehr groß war, kann man aus den [illegible] Davids beym Gefühle seiner Sünden abnehmen. [illegible] Abschnitt. Nächste Ursache nach des Verfassers Gedanken. Haben wir den Verf. recht verstanden, (denn er concentrirt seine Meynungen nicht,) so ist seine Vorstellung kürzlich folgende: Das Grauen Jesu sey vom Satan veranlaßt worden, und habe zur Absicht gehabt, [illegible] uns von der Gewalt desselben zu befreyen. Sein [illegible] ist folgender. Es leide keinen Zweifel, meint der Verf. daß die Menschen von jeher unter einer Leibeigenschaft Satans gestanden, aber eine Befreyung zu hoffen gehabt hätten; denn auch auf den ersten Blättern der Bibel lese man den richterlichen Ausspruch nach Art einer Kriegserklärung: Ich will Feindschaft setzen u. s. w. — Spuren dieser Leibeigenschaft zeigten sich bey den falschen Wunderthätern 2 Mos. 7, 22. beym Elymas Ap. Gesch. 13, 10. bey den Götzendienern, 1 Kor. 10, 20. bey den Frevlern und Lasterhaften [illegible]. — [illegible] Widerstand sey zu vermuthen, vermöge Luc. 11, [illegible] 46. und Hebr. 2, 14. — Vorläufige Proben der Befreyung von dieser Leibeigenschaft habe man an dem Hiob, und an den wundervollen Heilungen der Besessenen zu Christi Zeiten. — Grimmige Versuche habe nun Satan, der Christi Uebermacht gefühlt habe, welcher alle seiner Leibeigenschaft entziehen wollte, auf Christum schon bey der Versuchungsgeschichte, noch mehr aber in Gethsemane gemacht. Das erkläre Christus selbst Matth. 26, 31.—35. Luc. 22, 31. 32. Joh. 14, 30. 31. und hieraus erkläre sich ganz ungezwungen: „das Zittern und Zagen; die bis zum „Tod betrübte Seele, das den Jüngern so angelegentlich und

„zu wiederholten malen aufgetragene Wachen und Beten, um „nicht in die Versuchung zu fallen; sein Hinfallen auf die Er„de; der Schlaf der augenblicklich seine kurz vorher noch „so wackeren Gefährden überwältigte, das Ringen unter ei„ner Eräugniß, die man noch nie bemerkt; die Stärkung von „einem Engel, und Seine bald darauf hergestellte Seelenru„he." Aus diesem Gesichtspuncte erkläret nun der Verf. kürzlich den ganzen Vorfall. Vierter Abschnitt. Welchen Gebrauch sich von dieser Vorstellungsart machen läßt. Sie ermuntert, beruhigt, erzeugt thätige Dankbarkeit, befreyet von des Aberglaubens Sclavensinn, und des Unglaubens Leichtsinn u. s. w.

Jetzt unser Urtheil. Der Gegenstand, welchen der Verfasser zur Bearbeitung wählte, hat allerdings ganz eigenthümliche Schwürigkeiten, und durch eine befriedigende Erklärung kann einer noch immer Loorbeeren erndten. Die vorgelegte Erklärung aber ist es für Rec. gar nicht. Der Verf. zu wenig mit alten Begriffen, besonders aber Dämonologie, bekannt, hält sich zu sehr an den Wortsinn, und scheint bey der Lectüre des N. T. das dogmatische System immer gar zu sehr vor Augen zu haben. Mit Recht will der Verf. im ersten Abschnitte Trennungsgefühl und Gewissensangst nicht als Ursachen dieses Seelenleidens gelten lassen: wenn aber der letzte Umstand einmal einer Verneinung bedurfte; aber warum er das Vorgefühl der auf ihn wartenden Mißhandlungen und besonders des martervollsten Todes, das Andenken an die schwarze That, die sein ehemaliger Vertrauter, Judas, in diesem Augenblicke gegen ihn unternahm, und die Nachstellung (denn nach der Erzählung der Evangelisten und selbst nach dem Systeme müssen wir uns hier Christum hauptsächlich als Menschen denken,) was für einen Ausgang seine Leiden nehmen mögten, — lauter Umstände aus welchen sich Rec. diese Seelenleiden bisher erklärte — von den Ursachen dieser Angst ausschließt, sehen wir nicht ein. Zwar ist Jesus vorher und nachher bey dem Gedanken an seine Leiden und an seinen Tod, und bey der Annäherung desselben ruhig und gelassen, aber damit läßt sich die Angst unmittelbar vor dem Leiden nach psychologischen Gründen und nach Erfahrung füglich vereinigen. Im zweyten Abschnitte stimmt Rec. der Hauptidee nach völlig überein, daß nämlich auch diese Seelenleiden, wie die übrigen, verdienstlich seyn sollten; weswegen es dann auch gar nicht zu billigen ist, wenn in mündlichen

und

uns schriftlichen Vorträgen auf diese so wenige Rücksicht genommen wird. Aber daß der Verfasser ohne alle Rücksicht auf die hebräische Manier, alle Fügungen der Gottheit in Ansehung der Menschen, mit einem Gericht zu vergleichen, alle gerichtliche Ausdrücke der Apostel in der Lehre von der Versöhnung, auf eine so empörende Art wörtlich genommen wissen will, und daß er sogar aus dem Anerbieten Pauli für den Christinus alles zu erstatten, (was doch blos ein freundschaftlicher Scherz ist,) eine Erläuterung dieser Lehre hergenommen wissen will, darinn kann ihm Rec. unmöglich beystimmen. Ueberhaupt bringt der V. bey Erklärung der Lehre von der Versöhnung die Umstände gar nicht in Anschlag, daß Jüdische Opferideen großen Einfluß auf Darstellung derselben hatten; daß durch die Leiden Christi ein warnendes Strafexempel aufgestellet, — und besonders für die Beruhigung des minder Aufgeklärten gesorgt werden sollte. Auch würde Rec. zur Beschreibung der Größe der Seelenleiden Christi lieber den Stoff aus der Erzählung der Evangelisten selbst, als aus Aeußerungen Davids beym Gefühle seiner Sünden hergenommen haben, zumal da diese Vergleichung zu Misdeutungen Anlaß geben könnte. Die Behauptungen im dritten Abschnitte endlich würde der Verf. kaum gewagt haben, wenn er bey den einzelnen Ausdrücken des N. T. vom Satan, seiner Macht, und seinem Reiche auf die alte, besonders in den Köpfen der Juden ausgeschmückte Idee, daß wie jedes Böse, so besonders jedes Hinderniß, was der Religion in den Weg gelegt wurde, von bösen Dämonen herrühre, abgerechnet hätte: eine Idee, nach welcher sich Jesus im Ausdrucke bequemen mußte, wenn er von seinen Zeitgenossen verstanden werden wollte. Daß aber Christus gerade durch Besiegung dieser vom Satan veranlaßten Leiden, uns von seiner Oberherrschaft befreyet habe, ist vollends schwürig, da man doch schwerlich von jedem einzelnen Leiden eine Befreyung von bestimmten Folgen der Sünde herleiten kann. Ueber die Anwendung welche der Verf. im vierten Abschnitte von seiner Erklärung macht, brauchen wir uns nach diesen Bemerkungen wohl nicht weitläuftiger auszulassen. Die Schreibart des Verf. mögen unsre Leser aus den hin und wieder mitgetheilten Proben beurtheilen. Hätten wir also eine Stimme bey der vom Verf. vorgelegten Frage: ob seine Idee in Volksidee verwandelt werden dürfe oder nicht, so gäben wir eine negative.

Qr.

Abdollatiphi Compendium memorabilium Aegypti. Arabice. E codice Mso Bodlejano edidit D. *Ioseph White*. Praefatus est *Henricus Everh. Gottlob Paulus*. Prostat Tubingae, ap. Cotta. 1789. 187 S. 8.

Der Verfasser dieser Beschreibung von Aegypten war ein Arzt und Naturkenner, der unter dem Chalifen von Bagdad, Alnaser Ledinillah, lebte, zwischen den Jahren Chr. 1180—1225 (A. H. 575 bis 622), und Aegypten aus Autopsie kannte. Das Werk ist in zwey Haupttheile abgetheilt. Im ersten handelt er 1) de proprietatibus Aegypti generalibus, 2) de plantis quae ipsi propriae sunt, 3) de animalibus Aegypti, 4) monumenta antiqua, quae ibi cernuntur, 5) de rebus mirandis, quae ibi in aedificiis et navibus cernuntur, 6) de mirabilibus ciborum generibus. Im zweyten Theil spricht er 1) de Nilo deque modo incrementi eius et caussis eius, canonibusque assignandis, 2) de iis, quae anno 507 evenerunt, 3) et quae anno 508 evenerunt.

Die Rubriken sind reizend, zumal von einem so merkwürdigen Lande, wie Aegypten ist. Und wir können versichern, der Verfasser leistet mehr, als man erwarten sollte. Es ist, als wenn man einen Herodot über Aegypten lese — so geradehin, so genau, so ohne alle orientalische Umschweife erzählt er, was er selbst gesehen, erforscht und empfunden hat. Er unterscheidet überall genau, wovon er selbst Augenzeuge war, von dem, was er sich nur von andern hat erzählen lassen, und nennt im letzten Fall immer seinen Gewährsmann. Man stößt in ihm auf unerwartete Nachrichten. Kaum hätte man denken sollen, daß erst seit seiner Zeit Aegypten so sehr von Kunstdenkmählern entblößt worden sey, als man nun sieht. Mehrere Denkmähler, die kein neuerer Reisender mehr angetroffen hat, fand er noch am Ende des 12ten, und im Anfange des 13ten Jahrhunderts, wie z. B. noch Ruinen von Memphis, viele heilige Gräber der Aegyptischen Götter mit ihren einbalsamirten Leichnamen u. dergl. m.

Schade daher, daß das Buch für die Meisten itzt noch ein verschlossenes Buch ist. Denn es enthält nichts, als den blossen arabischen Text, den der englische Herausgeber Joseph

seph White vom Herrn Paulus mit nach Deutschland hat nehmen lassen, um den arabischen Text einstweilen in die Hände deutscher Gelehrten zu bringen. Wie uns aber Herr Paulus in seiner kurzen Vorrede sagt, so läßt Hr. White eine größere Ausgabe in Quart mit Anmerkungen und einer lateinischen Uebersetzung drucken, die (wie wir eben aus Hrn. Hofr. Eichhorn's Bibliothek Th. II. St. 3. ersehen) schon größtentheils fertig ist. Bis sie geendiget ist, müssen Alterthumsforscher, die des Arabischen nicht kundig sind, sich gedulden.

Mehr gehört von einem Buch, das keinen deutschen Gelehrten zum Herausgeber hat, und in dem eigentlich nichts Eigenes geleistet ist, nicht in die A. D. Bibl.

Df.

Der Brief an die Römer übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Adolph Friedrich Fuchs, Rektor der Herzogl. Strelizischen Domschule bey Ratzeburg. Stendal, bey Franzen und Grosse. 1789. 120 Seiten, 8.

Der Zweck der Herausgabe dieser Uebersetzung geht dahin, durch dieselbe die wahre Gedankenfolge des Apostels (die so oft von den Interpreten vernachläßigt wird,) ins Licht zu stellen, und dadurch das Verstehen mehrerer wichtigen Stellen, sowohl des gegenwärtigen Briefs als auch andrer Paulinischen Briefe zu befördern. — Die Vortheile deren sich der V. zu diesem Zwecke bediente, bestehen in folgenden zwey Hauptbemerkungen über die charakteristische Schreibart Pauli: 1) daß, da der Apostel, welcher den Hauptvortrag gern durch Nebenbeweise erläutert, hiedurch häufig weitläuftig und dunkel wird, aber alsdann auch gewöhnlich hinterher seine Gedanken kurz und deutlich zusammenfaßt, man, wenn man auf dergleichen Stellen stößt, nur vorwärts zu lesen habe, um durch den Apostel selbst den wichtigsten Aufschluß seiner Gedankenfolge zu bekommen; daß es zum Charakteristischen der Schreibart Pauli zu gehören scheint, nicht selten einen Gedanken, der im Zusammenhange

allerdings wichtig ist, und den er sich gewiß dachte, im Schreiben auszulassen, wenn der Beweis, den er sich, mit einer vorzüglichen Lebhaftigkeit dachte, und folgen läßt, seine Gedanken gleichsam fortriß. Wer sich je in den Geist der Paulinischen Schriften hineinstudirte, wird sich von der Wahrheit dieser Bemerkungen und ihrem großen Nutzen für die Auslegung derselben, überzeugt fühlen. Trefflich hat der Verf. beyde Bemerkungen benutzt, und dadurch über manche Stelle neues Licht verbreitet. Ueberhaupt sieht man es der Uebersetzung an, daß der Verf. nicht immer eine einzelne Stelle, sondern die ganze Ideenfolge des Apostels im vorhergehenden und folgenden vor Augen hatte. Zur Probe, statt mehrerer, nur eine einzige Stelle Cap. 1. 18–25. wo der Verf. zufolge der obigen Bemerkungen in der Uebersetzung die Nebenideen des Apostels in Parenthesen setzt, und v. 18. eine vom Ap. ausgelassene Idee auf das glücklichste supplirt: „18. (Ach wie sehr bedürfen wir eines solchen Evangelii.) Sichtbar verfolgt Gottes Zorn vom Himmel jene ungerechten und bösen Menschen, die aus Liebe zu einem sündlichen Leben ihre Augen vor dem Lichte der Wahrheit verschließen. 19. Nämlich weil sie Gott leicht genug erkennen konnten, (Gott hat sich ihnen ja geoffenbaret; 20. denn man sieht, wiewohl er unsichtbar ist, seine unsichtbare Macht und Gottheit seit der Schöpfung sichtbar genug in seinen Werken, so daß sie, wenn sie ihn nicht erkennen, keine Entschuldigung haben.) 21. weil sie, [sage ich] Gott leicht genug erkennen konnten, ihn aber doch nicht ehrten, noch ihm dankten, im Gegentheil auf unnütze Spitzfindigkeiten verfielen, wodurch sie in ihrem Herzen jeden gesunden Gedanken erstickten, und sich selbst verblendeten. (22. Freylich hielten sie sich bey diesem Verkehr für weise, aber sie waren eigentliche Thoren, 23. denn sie gaben dem herrlichen und unsterblichen Gotte die Gestalt sterblicher Menschen, vierfüßiger, ja wohl gar kriechender Thiere:) 24. so hat Gott sie auch in den Begierden ihres Herzens dahin gegeben, so daß sie in der übertriebensten Unzucht selbst ihre eignen Leiber schänden.“ Hülfsmittel hat der Verf. gar nicht gebraucht, denn die älteren Erklärungen, sagt er, lägen meistens zu sehr abwärts von meinem Wege, und die neuern kamen größtentheils zu spät. Der Verf., glauben wir, hätte seiner Arbeit doch noch mehrere Vollkommenheit gegeben, wenn er, nach Vollendung seiner Arbeit, noch andre,

besonn-

besonders Koppe; der doch nicht zu spät kam verglichen hätte. — Hauptregel der Uebersetzung mußte, zur Erreichung des oben angezeigten Zwecks die seyn: bald wörtlich, oder frey, bald kurz oder paraphrastisch zu übersetzen. Frey, um ohne viele und weitläuftige Anmerkungen doch die wahre Meynung des Apostels auszudrücken; wörtlich, (in welchem Falle er auch wohl Anmerkungen zu machen pflegt,) so bald er jenen Zweck durch buchstäbliche Uebersetzung erreichen konnte, und den Ausdruck des Apostels nicht modernisiren wollte. Kurz oder paraphrastisch, wenn zur Deutlichkeit jenes hinreichend oder dies erforderlich war. Beydes, Kürze und Paraphrase glücket dem Verf. meistens gleich gut. Die Kürze z. B. Cap. 11. wo der ganze sechste V. so lautet: „Aus „Gnaden, sage ich, und damit schließe ich alle Werke, und „eignes Verdienst aus. Verdienst und Gnade heben einander „auf." Die Paraphrase ebendaselbst v. 28. 29. „sie sind zwar „einstweilen, da sie das Evangelium verworfen haben, Got„tes Feinde; und dies ist auch sehr vortheilhaft geworden. „Indessen bleiben sie, weil Gott sie einmal erwählt hat, da„mit er die, den Vätern ertheilte, Verheißungen erfülle, im„mer Geliebte Gottes. Denn Gott ist unveränderlich in „seinen Wohlthaten und Verheißungen." Hin und wieder stößt man auch auf Erklärungen, die nicht bloß durch die Wendung, die der Verf. seiner Uebersetzung zu geben wußte neu sind. Dagegen aber übersetzt der Verf. auch hin und wieder nach unserm Gefühle zu wörtlich, wo er sich, seines obigen Zwecks unbeschadet, leicht verständlicher und doch eben so kurz hätte ausdrücken können: z. B. in der oben angeführten „Stelle: Gott hat sie in den Begierden ihres Herzens dahin„gegeben." so auch: „ich danke Gott über euch u. s. w." Ferner hat der Verf. manchmal Anmerkungen hinzugesetzt, wo sie, besonders nach seinem Zwecke unnöthig waren, z. B. zu dem Worte Diener (δȣλος) Cap. 1. v. 1. und weggelassen, wo sie nöthig gewesen wären z. B. bey dem Ausdrucke Gerechtigkeit. Cap. 1. v. 17. und bey vielen anderen Stellen. Endlich möchten auch wohl nicht alle seine Erklärungen gerechtfertiget werden können. Besonders auffallend war Rec. die Anmerkung zu Cap. 8. v. 19. „Ich war sonst immer sehr „dafür, sagt der Verf. unter der Creatur (κτισις) die ge„sammte Schöpfung zu verstehen, allein bey genauerer Ueber„setzung scheint mir es doch passender, darunter das gesamm„te übrige menschliche Geschlecht im Gegensatze gegen die christ-

„liche Welt zu verstehen, und zwar namentlich den aufmerk„sameren und vernünftigeren Theil der jüdischen und heidni„schen Welt; welche Classe von Menschen den Ursprung und „die Ausbreitung der christlichen Religion bemerkte, und dar„an Theil zu nehmen wünschte; die christliche Religion aber „bis daher nur noch in der Ferne kannte, aber doch, sich dazu zu „bekennen, bis jetzt noch durch die äußerlichen Umstände aufgehal„ten ward. — Daß κτισις sonst im N. T. überhaupt das „menschliche Geschlecht bezeichne, bedarf keines Beweises. „Obs auch an andern Stellen in der speziellen Beziehung vor„komme, in welcher ichs nehme, entscheidet nichts. Es kommt „nur darauf an, ob es, so genommen, einen vorzüglichen „Sinn hervorbringt. Ist dieß, so verfahre ich nach einer „Regel, welche wir täglich beym Auslegen anwenden.“ Sollte aber wirklich der Zusammenhang auf Kosten des Sprachgebrauchs eine Bedeutung entscheiden können? Und ists auch wahrscheinlich, daß sich Paulus so geheimnißvoll sollte ausgedrückt haben, wo er sich so klar hätte ausdrücken können? Der Schwürigkeiten nicht zu gedenken, die sich in der Stelle selbst wider diese Erklärung finden, deren Entwickelung uns hier aber zu weit führen würde. Die Erklärung aber die der Verf. in der Vorrede von δικαιος, δικαιοσυνη etc. giebt, kommt mit der Koppischen fast ganz überein. Von seiner Interpretation der Ausdrücke: Leben in Christo, Leben im Geiste verspricht sich der Verf. wie er selbst sagt, vieles für die Auslegung der gesammten Paulinischen Briefe. Allein wir finden die Erklärung dieser an sich auch nicht so schweren Ausdrücke, nicht neu. — Die äussere Einrichtung des Buchs ist endlich die, daß ohne alle Einleitung, die der Verf. bey seinem Zwecke für überflüßig hielt, (wir wissen beynahe nicht, ob mit Recht?) gleich die Uebersetzung anfängt, der Inhalt vor jedem Abschnitte kurz, deutlich und mit grösseren Buchstaben angegeben ist, um gleich eine Uebersicht über das folgende zu bekommen, und daß die Noten, die je weiter gegen das Ende, immer sparsamer werden, am Ende angehängt sind, die aber zu mehrerer Bequemlichkeit besser dem Texte untergesetzt wären. Wir wünschen übrigens dem Verf. recht viele Muße, um uns bald noch ein anderes Buch des N. T. besonders den Brief an die Hebräer auf ähnliche Art bearbeitet, liefern zu können.

Tz.

Die

Die Psalmen, übersetzt und mit Anmerkungen von D. Georg Christian Knapp, ordentl. Prof. der Theologie auf der Universität zu Halle, des königl. Pädagogiums und des Waisenhauses Mitdirektor. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, verlegt von Curts Wittwe, 1789. 359 S. 8.

Die während der 2ten und dieser dritten Ausgabe verflossenen sieben Jahre sind von dem Verf. zur Berichtigung seiner Uebersetzung und Erweiterung der Anmerkungen angewandt. Daher auch die neue Ausgabe um 39 Seiten stärker geworden ist, als die vorhergehende. Die in der Zwischenzeit herausgekommenen Schriften und Abhandlungen zur Erklärung der Psalmen, sind von dem Verf. benutzt. Er gesteht in der Vorrede, daß er bey mancher Stelle, seitdem sein Buch heraus ist, eingesehen hat, daß sie sich auch ohne Veränderung der Lesart erklären lasse. Eine Bemerkung, die wohl bey den meisten Kritikern eintrift, die in ihren jüngern Jahren zum Corrigiren des gewöhnlichen Textes weit geneigter zu seyn pflegen, als in ältern. Gesner machte diese Anmerkung an sich auch bey der classischen Litteratur. Von der de Rossischen Sammlung, welche der Verf. bey dieser Ausgabe zum erstenmal gebraucht hat, urtheilet er, wie jetzt kein Vernünftiger mehr in Abrede seyn wird, daß die Ausbeute unter der Erwartung stehen geblieben ist. Die Zusätze in den Noten sind in Klammern eingeschlossen. In diesen Zusätzen besteht auch das Unterscheidende der Ausgabe. Denn sonst ist in den Noten und der Uebersetzung nicht viel geändert. Wir wollen die uns aufgefallenen Berichtigungen in der letztern anführen. 5, 10 für Schmeicheley ist gesetzt Heucheley — 10, 3 für Mordgier, Wunscherfüllung, welches dem Hebräischen angemessener ist — für Gewinnsüchtige, Raubgierige — V. 9 und er hascht ihn in seinem Netz, sind zum V. 10. gezogen: Er erhascht den Hülflosen und zieht ihn in sein Netz — V. 10. Und fällt in seine Schlingen — der Unglückliche, nun So fallen in seine Schlingen die Unglücklichen — 16, 4. Andre mögen ihre Götzen mehren, mögen einem fremden Gotte nacheilen. Nun Die dem fremden Gotte nacheilen, häufen sich Leiden. Der Verfasser hat also die gegründete Anmerkung des Doct.

Dathe, daß עצבותם nirgends Götzen, sondern Schmerzen bedeute, Statt finden lassen. Recens. wagt hier eine neue, und wie es ihm vorkömmt, leichte Erklärung des V. 2. über welchen seit Michaelis kritisch. Colleg. so viel geschrieben ist, vorzutragen. Bey לקדושים ist אמרתי aus dem V. 2. zu suppliren: *Ich spreche zu den Heiligen, Frommen, die auf Erden sind*, im Gegensatz des Jehovah, den er im ersten Verse angeredet hatte, *und zu den Herrlichen, an denen ich mein ganzes Gefallen habe*. Was im 3ten Vers folgt, sind die Worte, die der Psalmist zu den Frommen spricht. Recens. wünscht, daß diese Erklärung von dem Verf. geprüft werden möge — 18, 11 für Donnerwagen, nun Cherub. Hier wäre wohl eine Anmerkung nöthig gewesen. Aber ganz neue Anmerkungen haben wir selten gefunden. Einige kleine Verbesserungen, um nicht mikrologisch zu scheinen, übergehen wir — 18, 41 *wendest mir den Rücken meiner Feinde zu*, nun *Giebst mir den Nacken meiner Feinde*, zu wörtlich, obgleich in einer Anmerkung erläutert: Besser *Unterwirfst mir den N. m. F.* — V. 42. *rufen*, nun *flehen* — Wir wünschen, welches wir hier beyläufig erinnern, daß der Verf. wo er in den Noten Kennicotti diss. gener. citirt, er sie nicht nach der Englischen, sondern nach der Braunschweigischen Ausgabe, die viel eher in den Händen der Kritiker seyn wird, als jene, citirt hätte. Warum schreibt der Verf. auch beständig Kennikot nicht Kennicot? Zur Strafe mag dafür ein Engländer seinen Namen in Cnapp umändern — — In der Einleitung zum 22sten Ps. wird die Erklärung des D. Dathe angeführt, aber nicht beurtheilt — 25, 15 *aus dem Netz befreiet*, nun *aus der Schlinge zieht* — 26, 6 *und gehe dann um deinen Altar*, nun *und umgehe dann deinen A.* — 28, 1. *denn wo du schweigst, gleiche*, nun *denn schweigst du mir; so gleich ich* — 31, 13 *verlohrnes*, nun *verdorbnes* — 38, 15 *der nicht hört*, nun *der nichts versteht* — V. 18. *geschaffen*, nun *gebohren* — V. 20. *die mich hassen*, nun *die mich unverdient hassen* — V. 21 *sind meine Feinde, weil ich dem Guten nachstrebe*, nun *sind mir feind, für mein Bestreben wohl zu thun* — Ps. 40, 7 wird Mendelssohns Uebersetzung angeführt und mit Recht bestritten. Wir wünschen der Verf. hätte bey diesem und andern Messianischen Psalmen auf die Einwürfe, die Häfse in Davids Idiognomikon gemacht hat, Rücksicht genommen. —

68,

68, 17 Wohnung unter; nun Sitz erhobe — V. 31. dem Krokodil, nun dem Thier. In der Note zu dieser Stelle wird Schnurrers Dissertat. über den Ps. 68. citirt, durch die dem Verf. die Schwierigkeiten noch nicht gehoben bleiben, welcher Meynung wir auch zugethan sind. Der Verf. hat daher auch in seiner vorigen Erklärung des Psalms nichts Erhebliches geändert — Der Vorbericht zum 110ten Ps. beleuchtet Friedländers Erläuterung der Mendelssohnischen Uebersetzung, und zeigt das Fehlerhafte in beiden. Der V. hat erst nachher erfahren, daß er mit Hrn. Perschke, der eine besondre Abhandlung dem H. Friedländer entgegen gestellt hat, in den Hauptgründen übereinstimmt.

Wir kommen jetzt zu den Stellen in der Uebersetzung, welche unsrer Meynung nach einer Verbesserung bedurft hätten, sie aber nicht erhalten haben. 7, 5. Vergalt ich je meinem Freunde Böses mit Bösem (Entweder Gutes statt Böses oder Feinde für Freunde, muß hier gelesen werden. Vielleicht ist es nur ein Druckfehler.) — Sogar ich rettete meinen unverschuldeten Feind. Hier ist unverschuldet dunkel. Es soll den Feind anzeigen, den ich mir nicht durch meine Schuld zugezogen habe — V. 7 ist ausgelassen Widerstreb meiner Feinde Grimm. — V. 13 würden wir das Subject der Ruchlose, ob es gleich nach einer bekannten Ellipse im Hebräischen nicht steht, hinzugesetzt haben — 10, 14. und wirst ihn wieder vergelten. Wir wünschten, der Verf. hätte über diese Stelle Dathe nachgelesen — 22, 30 Alle Großen der Erden sollen hier essen. Zu wörtlich. Besser sich wohl befinden. Man lese nach de Guignes über Sardanapals Grabschrift in Abhandlungen und Auszüge der königl. Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften in Classen gebracht, 1 Bd. Leipz. 1782. S. 464 — 27, 5 ist ausgelassen Erhebt mich auf einen Fels — V. 9 Verbirg ihn, lies verbirg dich — 30, 12 du wandeltest, lies du verwandeltest — 37, 16 vieler, lies mächtiger — 45, 13 die Tochter Tyrus, hebräisch Tyrus — 48, 6 Sie besahen sich, klingt uns zu niedrig, Sie sahen — V. 12. Berg Zion und Töchter Juda, schon Dathe reliqua Iudaeae oppida. Er hätte aber auch mons Sion in Sion montana oder Sion in monte ſita umändern können. Die Hauptstadt und Landstädte — 59, 13 lästern lies Lügen — 69, 5 im

im Schlamm der Tiefe. Besser im tiefen Schlamm — 71, 8 Jeder lies jeden — 110, 3 in der Note (r) glaubt der Verf., daß es etwas Neues sey, wenn er משחר als ein Nomen ansieht, erinnert sich aber nicht, daß die Lexicographen und Ausleger es schon lange so genommen haben.

Az.

Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Kommentar über Horazens Oden, von D. Christian Heinrich Schmid, Regierungsrath und Prof. zu Gießen. Erster Theil. Leipzig, 1789. 576 S. in groß 8.

Bey der ungeheuren Menge von Auslegungen und Erklärungen der Horazischen Oden fand der Verf. dieses Kommentars es nothwendig, denselben in der Vorrede durch seine Veranlassung zu rechtfertigen. Als er im J. 1772 Vorlesungen über diese Gedichte zu halten anfieng, und damals noch nicht Hrn. Jani's Ausgabe dabey zum Grunde legen konnte, verglich er vorher alles das, was die berühmtesten Ausleger über jede Ode gesagt hatten. Hier fand er nun freylich viel Unbrauchbares, und die Ungeduld darüber trieb ihn an, die sonderbaren Meynungen und Einfälle der Kommentatoren in eignen Abhandlungen zu prüfen, deren von 1776 bis 1787 ein und zwanzig, unter dem Titel: Specimina Polemicae Horatianae, herauskamen. Diese nun hat er hier zu einem ausführlichern Kommentar umgearbeitet, und zugleich weiter fortgesetzt. Er setzt dabey die Ausgabe des Hrn. Jani voraus, und hat daher seine Bemerkungen nicht wiederholt, sondern ihrer nur da gedacht, wo er nach seiner Ueberzeugung von der Meynung dieses geschickten Auslegers abweichen mußte. Unserm Verf. war es vornehmlich darum zu thun, die wichtigsten Meynungen der Ausleger, mit Anführung ihrer

ger Namen, durchzugehen und zu beurtheilen, um ein Repertorium der vornehmsten Erklärungen zu geben, und zugleich, durch Anführung der unnatürlichen und verwerflichen Auslegungen, die Vorzüge der bessern Erklärungsmethode einleuchtender zu machen. Bey jeder Ode suchte er zuerst ihren Plan zu bestimmen; sodann erläuterte er die einzelnen Stellen, und verglich dann irgend eine Uebersetzung oder Nachahmung mit dem Originale. Bey der Bestimmung von der Veranlassung der Oden, die allerdings immer wichtig ist, findet man schon manche, auch hierüber sehr abweichende, Erklärungen zusammen gestellt; weit mehrere, aber noch bey der Erläuterung der Oden selbst, wo der Verf. gesammelt, widerlegt, verglichen, und seine eigenen Gedanken über Worte, Sachen, und poetische Darstellung vorgetragen hat. Die Uebersetzungen sind mit Recht der Länge nach eingerückt worden, und über Eine derselben ist allemal ein Urtheil beygefügt; die übrigen aber, so wie die Nachahmungen, sind nur blos nachgewiesen worden; und diese, wirklich sehr reichhaltigen, Nachweisungen, können zu der so sehr lehrreichen vergleichenden Kritik sehr gute Gelegenheit geben. Bey den eingerückten Proben hat der Verf. mit darauf gesehen, daß die Leser nach und nach von allen deutschen Uebersetzern des Horaz eine Probe erhalten.

Der gegenwärtige erste Band geht nicht weiter, als auf das erste Buch, und die darin enthaltenen acht und dreißig Horazischen Oden; denn die Rücksicht, welche der Verfasser fast auf alle Ausleger, und ihre Erklärungen nahm, mußte nothwendig seinem Kommentar eine so beträchtliche Ausdehnung geben.

Es ist nun wohl nicht zu leugnen, daß diese Arbeit ihr Verdienst, und die Zusammenstellung so vieler, bisher meistens zerstreuter, Auslegungen, mehr als Einen Vortheil für den Leser haben kann und muß, der seinen Horaz nicht blos flüchtig lesen, sondern kritisch studiren will. Denn wenn gleich der wahre Genuß aller poetischen Schönheiten, und die volle Uebersicht des Ganzen und seiner ganzen Vollkommenheit, nicht leicht die unmittelbare Frucht eines solchen kritischen, zergliedernden und langsam fortschreitenden Studium's seyn kann; so muß es doch nothwendig vorausgehen, um sich hernach des ganzen, vollen Genusses, der mehr kursorischen Lesung erfreuen zu können. Außerdem aber ist es

auch

auch selbst eine Art von praktischer Uebung des kritischen Scharfsinns, und nicht selten ein Anlaß zu psychologischen Bemerkungen über die sonderbaren Gänge und Richtungen des menschlichen Geistes, die mannichfaltigen Arten, wie der und jener Ausleger den Sinn einer Stelle faßte und deutete, neben und nach einander durchzugehen. Ob aber nicht zuweilen auch eben die Ungeduld, die den Verf. dieses Kommentars beym Anblick des vielen Unsinnigen, Abentheuerlichen, Geschmacklosen und Unnatürlichen in so vielen Auslegungen, ergriff, auch den Leser ergreifen, ob er nicht über die Kreuzwege und Irrgänge, durch die er erst geführt wird, ehe er zu der bessern Erklärung gelangt, zuweilen ermüden möchte, dafür möchten wir nun eben nicht einstehen. Am rathsamsten wird es daher auch seyn, diesen Kommentar nicht in Eins fortzulesen, sondern ihn, seiner Bestimmung gemäß, nur bey der kritischen Lesung und Prüfung einzelner Oden zur Hand zu nehmen und zu vergleichen. — Uebrigens verdienen noch die eignen Erklärungen des Verf. alle Empfehlung; denn sie geben größtentheils einen Beweis seines Scharfsinns, und des gesunden, richtigen Gefühls, mit welchem er seinen Dichter las und empfand.

Fr.

Cajus Suetonius Tranquillus übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. R. Ostertag. Zweyter Band; oder nach einem andern Titel: Sammlung der neuesten Uebersetzungen der lateinischen prosaischen Schriftsteller. Achter Theil. Zweyter Band. Frankfurt, bey Hermann, 1789. 460 Seiten in 8.

Was von dem ersten Theile dieses deutschen Suetonius gesagt worden ist, gilt auch von diesem. Dieser zweite Band begreift die Leben der römischen Kaiser von Caligula bis Domitian, und also bis zu Ende. Die dem Sueton sonst angehängten Stücke von berühmten Grammatikern und Rhetorikern, und die kurzen Lebensbeschreibungen einiger andern römischen Schriftsteller, hat Herr Ostertag nicht mit übersetzt; angehängt hingegen hat er demselben eine literärische

Notiz

Notiz vom Suetonius aus dem Ernestischen Fabricius.

Das Distichon am Ende des Domitians:

Nuper Tarpejo quae sedit culmine cornix
Est bene, non potuit dicere; dixit, *erit*.

übersetzt Herr O. also:

Die Krähe konnte jüngst nicht, alles ist gut, schreyn;
Das, was sie rufen konnt, war: alles wird gut seyn.

Man sieht wohl, Verse sind des Herrn Uebersetzers Sache nicht.

Die Zahl der Capitel ist immer, völlig ausgeschrieben, über jedes Cap. zwischen die Zeilen gesetzt, welches unnöthiger Weise Raum wegnimmt. Es wäre genug gewesen, die Zahlen nur am Rande, oder vorn an den Zeilen mit Ziffern zu bemerken, und lieber hätte der Uebersetzer dafür den Inhalt eines jeden Capitels gleich vor jedem Leben angeben sollen: zumal da das Buch kein Register hat. Aber für die Bequemlichkeit der Leser wird oft so wenig gesorgt.

Eb.

Der Sittenlehre, eine Rede des Isokrates an den Demonikus. Aus dem Griechischen frey übersetzt von Johann Jakob Mayer. Memmingen, bey Seyler, 1789. 3½ Bogen in 8.

Die Herren Bürgermeister und Rath, Evangelischen Antheils, in wohllöblicher Reichsstadt Biberach, welchen diese Uebersetzung zugeeignet ist, werden nun zwar wohl nicht umhin können, den Verfasser, welcher sich als einen der Weltweisheit Beflissenen auf dem Ulmischen Gymnasio unterzeichnet, noch fernerhin in seinen Studium zu unterstützen, sie werden aber sehr wohl thun, wenn sie ihm zugleich mit dem Stipendium etwa folgende heilsame Ermahnungen ertheilen: Wir erkennen zwar aus diesem Werkchen, welches Sie uns überreichen, einigermassen Ihren Fleiß, und sind ganz wohl zufrieden, daß es noch so ziemlich erträglich ausgefallen ist; allein Sie hätten

ten sicherer auf unsere uneingeschränktere Zufriedenheit rechnen können, wenn Sie uns dasselbe blos schriftlich zugeschickt hätten, ohne es dem Publikum mitzutheilen, welches mit einem solchen jugendlichen Specimen nicht behelliget werden muß. Auch mißfällt es uns sehr, daß Sie selbst auf diese Arbeit einen so hohen, auf unsre Unterstützung aber einen so geringen Werth zu setzen scheinen, indem Sie dieses Werkchen auch nur für einen kleinen, aber doch hinlänglichen Beweis Ihrer Dankbarkeit halten. Entweder sind Sie der deutschen Sprache noch nicht mächtig — und dann hätten Sie noch nichts drucken lassen sollen — oder Sie glauben, daß Ihre, auch in Ihren eigenen Augen unbedeutende Uebersetzung, ob Sie sie gleich in der Vorrede indirecte geschmackvoll nennen, dennoch wichtig genug sey, einen Beweis Ihrer Dankbarkeit gegen uns abgeben zu können. Noch scheint es Ihnen auch an hinreichender Kenntniß zu fehlen, einen griechischen Schriftsteller gut zu übersetzen, da Sie diese Ermahnung an Demonikus eine Rede nennen, weil sie im Griechischen λόγος heißt. Ferner nehmen Sie schon einen Predigerton an, der an einem jungen Menschen widerlich klingt. Endlich kömmt uns Ihr Ausdruck so verkünstelt, und Ihre Gedankenfolge so unlogikalisch vor, daß wir Ihnen wohlmeinend rathen, mit der deutschen Grammatik und einer gesunden Logik genauere Bekanntschaft zu machen. Schließlich versichern wir Sie unserer Protection, wenn Sie fortfahren, wacker zu studiren, und uns heilig versprechen, vor Verfluß der Vorbereitungsjahre nichts mehr drucken zu lassen." Diese nützliche Lehren, von dem Clienten sorgfältig befolgt, möchten für ihn wenigstens eben so vortheilhaft seyn, als eine gut angewendete Geldunterstützung. Wir wollen nur einen Beweis anführen, daß er seinen Autor nicht immer richtig verstanden hat. S. 11. **Viele** der gefaßten Lehren halte für weit vorzüglicher, als großen Reichthum. **Isokrates** sagt: Ein Schatz von Kenntnissen, die man durch Hören sich erworben hat, ist mehr werth als großer Reichthum.

Zu:

Samm-

Sammlung ausgewählter Poesien aus den alten lateinischen Dichtern für Gymnasien und Akademien. Erster Theil, welcher enthält Catulls Epithalamium des Peleus und der Thetis, zur Einleitung in die richtige Lesung und Erklärung der alten lateinischen Dichter überhaupt, und besonders des in den folgenden Theilen stehenden poetischen Stücke. Verbessert und erläutert von D. G. D. Koeler, Rector des Detmoldischen Gymnasiums. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1788. 1 Alph. in gr. 8.

Wenn man weiß, daß das ganze Gedicht, worüber dieser Band einen Commentar liefert, nur 409 Verse begreift; und die Bogenzahl des Buches, nebst dem Umstande, daß es in ziemlich großem Formate, und dabey klein und eng gedruckt ist, damit vergleicht; so wird man daraus leicht abnehmen können, daß dieser Commentar ziemlich weitläuftig gerathen seyn müsse. Schon der Titel ist weitläuftiger als nöthig wäre. Recens. zweifelt auch, ob der Ausdruck: Epithalamium des Peleus und der Thetis, (anstatt, auf Peleus und Thetis) richtig sey. Wenigstens veranlasset er eine Zweydeutigkeit. In der Vorrede, von S. I bis L. giebt der Herr Verfasser Nachricht von dem Endzwecke, den er bey diesem Commentar gehabt, und von der Art und Weise, wie er denselben zu erreichen gesucht habe. Er habe ihn geschrieben, sagt er, für junge Humanisten, für die ersten Schüler auf Gymnasien, und die angehenden Philologen auf Universitäten. Wir zweifeln, ob dieses anfänglich die eigentliche Absicht desselben gewesen sey. Und wenn sie es gewesen ist, so scheint uns die Wahl dieses Stücks nicht die beste, und die Art der Ausführung und Behandlung nicht die bequemste und klügste zu seyn. Wir geben gern zu, daß das Epithalamium des Catulls voll poetischer Schönheiten sey, einzelne vortrefliche Stellen, Gedanken und Beschreibungen enthalte u. s. w. Aber es ist kein schönes Ganze, es hat, wie Herr K. selbst gestehet, keinen wohl überlegten Plan, welches doch die Hauptsache bey einem Gedichte ist; die Absprünge des Dichters sind stärker und gewaltsamer, als selbst

in denjenigen Oden des Horaz, denen einige Kunstrichter diesen Vorwurf gemacht haben. Durch alle seine gelehrten Bemühungen hat Hr. K. doch keinen Plan und Zusammenhang hineinbringen können. Dieser Umstand allein macht schon dieses Gedicht zu der erwähnten Absicht, den jungen Humanisten in das Studium der Alten einzuweihen, unbequem. Wie viel besser und gewisser würde dieser Endzweck durch die Bearbeitung z. B. des einen oder des andern Buchs der Georgica des Virgils, deren jedes ein schönes Ganze ausmacht, erreicht werden können? Aber Hr. K. hatte lange an diesem Gedichte erkläret, es sorgfältig studiret, sich Vieles darüber bemerkt und zusammen getragen. Diese allerdings gelehrte Anmerkungen und Erklärungen wollte er nicht umsonst gemacht haben, und ungebraucht liegen lassen. Recht gut; das wäre auch wirklich Schade gewesen. Aber er hätte deswegen nicht nöthig gehabt, einen nicht wohl überlegten Endzweck unterzuschieben. Auch die Bearbeitung selbst ist diesem Endzwecke nicht zuträglich und angemessen. Der Commentar ist gar zu weitläuftig gerathen; er ist zu sehr mit Sachen und Untersuchungen überladen, die anderswohin gehören. Der gelehrte Kenner und Verehrer der alten Literatur wird sie auch hier gern lesen, und dem Verf. Dank dafür wissen. Aber der angehende Humanist wird, wie wir besorgen mit der Erklärung unter dem Texte zufrieden seyn, und den Commentar ungelesen lassen. Muß es einen jungen Menschen nicht abschrecken, wenn er zum Verstehen eines Gedichts von 400 Versen ein enggedrucktes Buch von einem Alphabete durchlesen soll? Und wirklich, man müßte wohl einmal anfangen, weniger verschwenderisch mit der alten Gelehrsamkeit umzugehen. Man soll heutiges Tages so vieles und so vielerley lernen, daß zu allem, was zu jener nicht unentbehrlich ist, nicht Zeit und Muße genug übrig bleibt.

Die Gründe, womit Hr. K. es zu rechtfertigen sucht, daß er zur Erklärung eines alten Dichters sich der deutschen und nicht der lateinischen Sprache bedient habe, scheinen dem Recens. doch nicht recht befriedigend. Immer möchte man bey schwierigen Stellen anstatt einer lateinischen oft nicht sehr verständlichen Paraphrase eine gute deutsche Uebersetzung geben: für den übrigen Vortrag aber scheinet sich die lateinische Sprache doch besser zu schicken; zumal wenn man für junge Studirende schreibt, welche ein Gedicht, wie Catulls Epi-

thal.

chül lesen wollen. Allein hier ist der Ort nicht, dieses weiter auszuführen.

Mit dem bisher gesagten wollen wir die Arbeit des Hrn. R. K. an sich selbst gar nicht tadeln. Recens. gesteht vielmehr, daß dieses Buch einen Schatz von alter Gelehrsamkeit enthalt, und von der großen Belesenheit des Verf. ein rühmliches Zeugniß ablegt. Die Erklärungen sind durchgehends gründlich, gelehrt und geschmackvoll. Vor dem Gedichte selbst läßt Hr. K. eine Einleitung in dasselbe vorabgehen, welche in dem Exemplare, welches Rec. vor Augen hat, doppelt abgedruckt ist, da der eine Bogen die Seiten LI—LXIV. der andere III—XVI. hat. Hierin wird von dem Allgemeinern des Gedichtes, von dem Plane desselben, von den Schönheiten und Fehlern, u. s. w. recht gut und gründlich gehandelt; wovon wir aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, nichts anführen noch etwas darüber bemerken können. Darauf folgt von S. 1 bis 72. das Gedicht selbst, mit darunter gesetzten erklärenden Anmerkungen, wodurch die Ausdrücke und der Sinn desselben so verständlich gemacht werden, als vermittelst der Hülfsmittel, die man bis jetzt dazu hat, nur thunlich ist. Von S. 73 bis S. 300. stehen die Bemerkungen und Untersuchungen, welche den Commentar über dieses Gedicht ausmachen; worauf endlich auf einigen Blättern noch einige Veränderungen und Zusätze, nebst einer Anzahl von verbesserten Druckfehlern folgen. Eine Menge dieser Anmerkungen machen ganze Excurse und völlige Abhandlungen aus. Viele derselben sind in Rücksicht auf die vorauszusetzenden Leser des Epithalamiums, etwas zu trivial, wenigstens zu weitläuftig, wie z. B. schon die erste, S. 75. über *pinus*, für ein Schiff gebraucht. Einige der hauptsächlichsten dieser Excurse sind folgende: S. 76. eine Nachricht von dem Zuge der Argonauten. S. 86. über die Fabel von der Hochzeit des Peleus und der Thetis. S. 93. von der Insel Scyros und dem Thessalischen Tempe. S. 97. f. Von den Häusern der alten, *thalamus* und *lectus genialis*. S. 102. f. über die Fabel vom Theseus und (der) Ariadne. S. 172. f. Von dem Worte *Carchesium*. S. 179. über die alten bacchischen Mythologien und Feste, sehr umständlich bis S. 244. S. 253. Von mare purpureum, welches Hr. K. vom phosphorischen Leuchten des Meers, aber mit gar keiner Wahrscheinlichkeit erklärt. Natürlicher ist es wohl, es von der, von der Meeresfläche zurückgeworfenen

rothen Farbe des Himmels, der Abend- und Morgenröthe, zu verstehen. Mehrere Proben von der Erklärungsart des Verf. zu geben, und sie zu beurtheilen, verstattet hier der Raum nicht.

Aus dem Angeführten wird hinlänglich erhellen, wie viel das Catullische Gedicht durch die Bemühung des Hrn. R. K. gewonnen, und was der Leser in diesem Commentar darüber zu erwarten habe.

Qh.

Μελεάγρου τὰ σωζόμενα. Meleagri Reliquiae. Lectionis Varietatem, Versionem metricam et Commentarium perpetuum adjecit *I. C. F. Manso.* Ienae, in off. Croeckeriana. 1789. 8vo maj. 160 S.

Ohne ungerecht gegen Brunks große Verdienste zu seyn, muß man dennoch eingestehn, daß seine Sammlung der kleinern griechischen Gedichte gewisse Mängel und Fehler habe, welche den Gebrauch der Analekten außerordentlich beschwerlich machen. Einer der wichtigsten ist unstreitig dieser; daß bey den allerwenigsten von diesen Gedichten, deren Anzahl gegen fünftausend beträgt, und aus einer großen Menge einzelner Schriftsteller, Commentatoren, Epistolographen u. s. w. gesammelt sind, angemerkt ist, aus welcher Quelle sie geschöpft oder von wem sie zuerst edirt worden sind. Eine große Anzahl dieser Gedichte bleibt ohne diese Kenntniß vollkommen unverständlich. Viele sind bey einer besondern Veranlassung verfertigt; diese Veranlassung kennen wir nur aus dem Schriftsteller, der es uns aufbewahrte; andre erklären sich durch den Ort, an dem man sie fand. Ferner ist es ohne diese Anzeige unmöglich, einen Schritt in der Kritik dieser Epigrammen zu thun. Aber hier ist noch eine so große Nachlese übrig; man hat hier noch so wenig gethan; und Reiske, Toup und Schneider ausgenommen, hat sie fast niemand einer ernstlichen Behandlung gewürdiget. Freylich ist die Kritik hier meistentheils ungewiß, und sie wird es so lange bleiben, bis ein fleißiger Mann Brunks Arbeit von neuem

vor-

vornimmt, und das thut, was Brunk thun konnte und nicht that; d. h. bis wir einen vollständigen Apparatum criticum über die ganze Anthologie bekommen werden; bis wir nicht mehr, wie jetzt in den Analekten, bey jedem Epigramm fragen und forschen müssen: was haben wir hier für einen Text? woher sind diese Lesarten? lesen wir Fehler der Handschriften oder Irrthümer der Kritiker? — Ein Beytrag zu dieser einmal zu hoffenden, wenigstens ernstlich zu wünschenden Arbeit ist die gegenwärtige Ausgabe des Meleagers. Dieser Dichter nimmt als der erste Sammler einer Blumenlese den ersten Platz in den Brunkischen Analekten ein. Seine Gedichte, größtentheils Madrigalen auf Knaben und Mädchen, belaufen sich auf 128, und es sind mehrere darunter, mit denen man auch noch heut zu Tage den Beyfall der Leser von Geschmack erhalten könnte. Hr. Manso, welchen unsre Leser als einen gründlichen und geschmackvollen Ausleger der Alten aus mehrern Schriften kennen, wählte diesen Dichter als vorzüglich geschickt zu dem Studio der Anthologie aufzumuntern. Er suchte also sorgfältig die nicht geringen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche sich bey der ersten Lektüre derselben zu finden pflegen. Indessen setzte er natürlicher Weise solche Leser voraus, welche schon mit der poetischen Sprache bekannt, und in den vorzüglichsten griechischen Dichtern bewandert sind. Nach einem kurzen Leben des Dichters folgt der griechische Text mit darunter gesetzter Varietatis Lectionis, in welcher sorgfältig angezeigt wird, wo sich jedes Epigramm findet, und mit welchen Verschiedenheiten es hie und dort edirt worden ist. Nur wenig scheint dem H. entgangen zu seyn. Bey Carm. V. z. B. ist nicht angezeigt, daß das letzte Distichon in Burmanns Commentar zum Propertz S. 698. aus dem Scaligerisch-Vossischen Apographo angeführt wird. Man erfährt hier, daß die Lesart ὀκτάκι δ' ἐν Scaligers Verbesserung ist, da in der Handschrift selbst ὀκτά-σεν gelesen wird. Daselbst ist auch ἐνικάσαντοι und ἐκλ. Der Text ist der Brunkische, aus dessen Anmerkungen verbessert. Die Ordnung der Stücke ist etwas geändert, indem Gedichte über einerley Gegenstand zusammengesetzt sind. Hierauf folgt eine lateinische metrische Uebersetzung von ohngefähr 90 Stücken. Die meisten sind dem H. sehr gut geglückt. Wir setzen das CXXIIste zur Probe hieher:

In Philautum.

Hospes et Umbra.

H. Dic, age, scire velim, qui sis, cujusque? U. Philautus,
Eucratidae natus. H. Patria cara? U. Thria.
H. Quod genus arrisit vitae? U. Non rura colentis,
Nec nautae. Sophiae fidus alumnus eram.
H. Morbone an senio periisti? U. Sponte sub Orcum
Descendi, miscens pocula saeva mihi.
H. Grandaevus? U. Valde. H. Placidus tellure quiescas,
Praeceptis rigidis consona vita fuit.

In dem Commentar wird bey jedem Gedichte der Inhalt desselben angezeigt, und mit ähnlichen verglichen. Mehrere Schwierigkeiten in denselben sind glücklich aufgelöst. Z. B. Carm. LXXIII. (bey Br. 80.) fällt dadurch alle Dunkelheit weg, daß κατὰ νᾶσον Κῴαν im 3ten V. erläutert wird: in litoribus insulae Coae oppositis; so ist beym Lucian. D. D. XX. T. I. p. 256. καὶ σχεδόν γε κατὰ τὴν Φρυγίην. wir sind jetzt Phrygien gegenüber. (von dem Himmel aus betrachtet). Carm. V. (Br. 4.) wo Amor zu einem Koch der Seele gemacht wird, μάγειρος ψυχῆς kömmt der Stelle im Propert. III. El. XXIII. 13. Correptus saevo Veneris torrebar aheno. bey. In dem vorhergehenden Distichon würden wir so interpungiren und lesen: τί μοι νενοτισμένα χεῖτε δάκρυα; πρὸς δ' εἱρκτὴν αὐτομολεῖτε πάλιν. Warum weint ihr? begebt ihr euch doch selbst immer von neuem in die Gefangenschaft. Carm. XXIII. 5. (Br. 34.) wird mit Recht die Lesart: τοί γαρ ἰδου, vertheidigt. — Carm XXV. (Br. 12.) vermuthet Hr. M. ἦ μέγα τοὔνομα für ἦ τάχα τ. und construirt ἦ τὸ μέγα ὄνομα. Etwas hart, wie uns dünkt. Wir würden allenfalls: νὴ Δία τοὔνομ' ε. vorschlagen. Carm. XXXVIII. (Br. 23.) wird die Vermuthung: ἦ χάριτες für ὦ χ. durch Phianus bestätigt Epigr. V. welchen Meleager vor Augen hatte. Carm. LXXI. (Br. 78.) wird μονοφεγγὲς φανίον erklärt: Facem, cujus flamma amantibus est fatalis, exitialis. Uns dünkt die natürlichere Erklärung von einer Fackel zu seyn, die im Begriff ist zu verlöschen, βραχὺ φαῦλον oder βαιὸν φανίον, wie es der Dichter in der Folge nennt. Carm. LXXXII. (Br.

(Vr. 90.) vermuthet der H. richtig: Φιλοῦντος statt Φιλόυντων. In demselben Gedicht wird sehr gut erklärt, warum der D. der Mücke Herkules Waffen zur Belohnung verspricht. Carm. XCVIII. (Vr. 103.) erklärt Hr. M. die schweren Worte: καὶ σκολιῶν ὄρθρων κνίσμαθια de vellicationibus et mollibus morsiunculis, quales diluculo in festo ingruente amantes in discessu sibi inferre solent. Aber die Bedeutung, welche hier dem Wort σκολιός beygelegt wird, dürfte vielleicht so leicht nicht zu erweisen seyn, und überhaupt dünkt es uns hart, daß κνίσματα ὄρθρων so viel heißen soll, als die Küsse, welche zur Morgenzeit gegeben werden. Vielleicht dürfte κνίσματα hier in einer etwas weitläuftigern Bedeutung überhaupt so viel seyn: als der Verdruß, den der anbrechende Morgen zärtlich Verliebten verursacht, eine Bedeutung, die wir diesem Worte um desto eher beyzulegen berechtigt sind, da κνίζειν oft nichts weiter als λυπεῖν heißt. Für σκολιῶν aber möchten wir σχετλίων lesen, so heißt der ὄρθρος hin und wieder δυσέρασος. — δηξιχαρῆ entspricht dann dem ἐπιχαιρεκάκῳ im LXXXII. Epigramm. — Carm. CXXI. (Vr. 118.) hält der H. für mangelhaft. Im 3ten V. möchten wir lesen: μάψα γὰρ ἐγ' εὐφρονέων Ἀσίᾳ, ξ. Umsonst arbeitete ich aus guter Meynung gegen die Feinde von Asien. Wir unterdrücken noch einige andre Conjekturen, die uns bey diesem dunkeln Gedicht beygefallen sind. Vielleicht dürfte es so schwer nicht seyn, es wieder herzustellen, wenn uns die Geschichte Heraklits und seines Vaterlandes etwas genauer bekannt wäre. — Carm. CXXVIII. (Vr. 129.) vermuthet der H. daß in dem letzten sehr dunkeln Distichon auf die berühmte Abschrift der homerischen Gedichte auf einer Schlangenhaut, welche sich in der constantinopolitanischen Bibliothek befand, angespielt werde. Er erklärt es also folgendermaaßen: οὖλα δ' ἐγὼ κατ. Nunc ego κορωνὶς (οὖλα pro ὅλως) saepius complicata hincque integrum ego et a Meleagro absolutum Anthologiae volumen ἱδρυμαι συνδρ. iisdem in forulis repositum iri spero δρακ. αὐτοις, cum nobilissimo, draconis intestino commisso, opere τερμ. ξυμ. omnia, cognitione digna complectente. h. e. quo nullum aliud scientia et doctrina praestantius. Diese überaus sinnreiche Erklärung scheint uns nur die einzige Schwierigkeit zu haben, daß hier der Coronis, d. h. dem Schlußzeichen des Buchs etwas zugeschrieben wird, was dem Buche selbst so ganz eigenthümlich zukömmt. Ferner möchten wir

ὄυλα nicht in der blos bey den Grammatikern vorkommenden Bedeutung von ὅλος nehmen, sondern für: leniter inflexa; in welcher es so oft als Beywort der Haare vorkömmt. Homer. Od. ψ. 158. κάδδε κάρητος Ουλας ἧκε κόμας ὑακίνθῳ ἄνθει ὁμοίας. Dann dürfte vielleicht δρακοντείοις ἄλα νώτοιω (statt ἀνὰ ν.) gelesen werden, daß nehmlich die Coronis sich wie eine Schlange beugte, oder auch wirklich eine Schlange vorstellte. Sie war in den Drachen gleichsam eingehüllt, und schlang sich also mit ihm. So Hom. Il. ε. 867. ὁμοῦ νεφέεσσιν ἰών. Er gieng eingehüllt in Wolken. Hesiod Theog. 268. Der letzte Vers würde dann weiter nichts heißen, als sie, die Coronis, sey an das Ende des Buchs (ἐυμαθίας st. βίβλου ἐυμαθίας μέσον, das Abstraktum statt des Concreti) gesetzt. Indeß bleibt auch diese Erklärung noch immer sehr ungewiß, und vielleicht noch größern Einwendungen ausgesetzt, als die des Herausgebers, die wir in der That sehr scharfsinnig finden. Es thut uns leid, daß der Raum uns verbietet, mehrere ähnliche Proben von glücklichen Erklärungen aus diesem Commentar auszuheben. Indessen werden unsre Leser schon aus dem, was wir angeführt haben, Gelegenheit finden, ein richtiges und günstiges Urtheil von dieser Arbeit zu fällen, die ihrem Verfasser in mehr als einer Rücksicht zur Ehre gereicht.

Fk.

Titus Livius von Patavium Römische Geschichte von Erbauung der Stadt Rom an (so viel wir noch davon haben) — nach (der) Drakenborchscher (schen) Ausgabe, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Gottfried Große, Prediger zu Pechau und Calenberg. — Erster Band, welcher die erste Pentade enthält, nebst zwey Karten. Halle, bey Gebauer, 1789. 764 S. 8vo.

Der lobenswürdige Eifer, womit Hr. Große seine ländliche Musse zu benutzen pflegt, wie er schon durch mehrere Proben gezeigt, zeichnet ihn vor unzähligen seiner bequemen dogmatischen

schen Amtsbrüder vortheilhaft aus. Man faßt auch eine gute Meynung von seinen Talenten, wenn man hört, daß er erst spät, nämlich erst bey Unternehmung einer Uebersetzung des ältern Plinius angefangen sich mit dieser Gattung von Kenntnissen zu beschäftigen, welcher er vorher fast gar keine Zeit, seit seinen Schuljahren, gewidmet hatte, und wenn man gleichwohl bemerkt, daß er doch noch in seinen Uebersetzungen so viel leistet, als er geleistet hat. Freilich darf man sich dann auch nicht wundern, wenn der zum richtigen Uebersetzen der Alten nöthige Umfang, und die Gründlichkeit der humanistischen Sach- und Sprachkenntniß in mehrern Stellen fehlt. Demungeachtet aber würde doch jetzt Livius, so wie ehemals Plinius, seinem Uebersetzer der Fehler weit weniger vorhalten können, wenn dieser, ehe er die Hand an das Uebersetzungsgeschäft legte, ihn mehrere Male mit Sorgfalt durchgelesen, und sich so mit seiner Denk- und Schreibart ganz vertraut gemacht hätte; wie es doch von dem Erklärer eines Schriftstellers, und also eben sowohl, ja vielleicht noch mehr, von einem Uebersetzer mit Recht gefordert wird. Allein man sieht es dieser Uebersetzung des Livius, so wie der des Plinius, ganz deutlich an, daß ihr Verfasser diese vorbereitende Lektüre auch nicht Einmal vorhergehen ließ.

Bey so bewandten Umständen hat diese Uebersetzung des Livius, so wie sie noch gerathen ist, dem Verfasser unstreitig sehr viele Arbeit und Mühe gekostet. Denn sie ist ziemlich fließend und geschmeidig, und kömmt der Kürze des lateinischen Ausdrucks öfter nahe, als Cilano und Wagner, welche beide gar zu weitschweifig sind. Besonders hat sich Herr Gr. in den affektvollen Reden und Concionen der Kürze beflissen, wo die Gedanken im Originale, kurz und nervös ausgesagt, sich ohne Periodenbau drängen, und wo Wagners und Cilanos kraftlose Verwässerung unausstehlich ist. Nur fehlt auch unserm Verfasser sonst öfters das feine Gefühl der Nüanceen, besonders des Edlen, im lateinischen und deutschen Ausdruck, welches doch die Eleganz des Livius ganz besonders erfordert. Das Verdienst der Treue kann man ihm auch im Ganzen nicht absprechen; wiewohl diese Treue einigemale so bis ins Kleinliche und bis zum Ausdruck der eigentlichen Bedeutungen der latein. Worte übertrieben ist, daß der Sinn darunter leidet; (z. B. gleich in der Vorrede des Livius, illustre monumentum, ein lichtvolles Monument. Ingl.

1, 4. magister pecoris, Viehmeister.) welches offenbar unrichtige Grundsätze von der Uebersetzungskunst voraussetzt. Außerdem aber ist der Sinn noch in mehrern Stellen aus Mangel der gehörigen Kenntniß der Latinität im Allgemeinen und des besonderen Styls des Originals ganz unrichtig gefaßt. Vorläufig erhellet dies schon aus der in der Vorrede S. 15. geäußerten Muthmassung, daß die Patavinitas des Livius wohl in seinen Lieblings- und Scharwenzelwörtern bestehen möge, dergleichen er überall in mannichfaltigen Bedeutungen anbringe, als: res, ira, ferox, infestus, atrox. Zu geschweigen, daß jene Patavinität eher in allen andern Dingen, als darinne bestehen könne, so ist auch kein Schriftsteller, der diese latein. Worte nicht eben so vieldeutig brauche, als Livius. Einige Stellen, die wir ausheben, so wie sie uns aufgestoßen, mögen nun unser Urtheil bestätigen.

B. 1. K. 2. heißt es vom Aeneas: „er liegt oberhalb des Flusses Numicius begraben, und jeder kann ihn nennen, wie er will. Gewöhnlich wird er Jupiter Indiges genannt.“ Dies giebt offenbar eine falsche Idee von dem quemcuque eum dici ius fasque est. Livius will damit sagen: es sey ungewiß, welchen Namen der unter die Götter aufgenommene Aeneas erhalten. Denn gewöhnlich erhielt ein solcher Held alsdann einen andern Namen; so hieß Romulus nachher Quirin, Melicertes Palämon. So viel sey aber gewiß, er sey nachher da als ein deus indiges, ἐγχωριός, verehrt worden (s. Tibull 2, 5, 44); und sein gewöhnlicher Name sey Iupiter indiges gewesen. — 1, 4. ab eo (Faustulo) ad Stabula Larentiae uxori educandi lati (Romulus et Remus): „er trug die Kinder zur Standstelle der Heerde, und übergab sie seiner Frau Larenzia zur Erziehung.“ Unter Standstelle der Heerde versteht er, wie die Note besagt, eine Stelle, wo die auf großen Revieren hin- und hertreibenden Hirten mit ihren Heerden übernachteten, und die immer verändert ward. Allein die Frau des magister regii pecoris wird weder da immer mit übernachtet, noch da die Knaben erzogen haben. Stabula sind also offenbar hier die Wirthschaftsgebäude, die Meierey. Gleich drauf heißt es ja auch nec in stabulis, nec ad pecora segnes. So gehts, wenn man immer etwas Neues sehen will! — 1, 5 ist indoles minime servilis, das Muthige, Edle und Freimüthige im Charakter der Freigebohrnen, nicht Talent. — 1, 7 Cacus

eus ictus clava (sc. Herculis), fidem pastorum nequidquam invocans, morte occubuit: „aber es traf ihn die Keule und streckte ihn todt zu Boden, und vergeblich nahm er seine Zuflucht zur Treue der übrigen Hirten." Wie verwässert! wie schleppt das invocans nequidquam f. p., dem Livius mit Bedacht die Stelle anwies, die es bey ihm hat, hinten drein! Und fides ist offenbar Schutz und Hülfe. — 1, 8. Anm. 38. das Beil in den fasces ist kein Zeichen der Macht überhaupt, sondern nur der Macht über Leben und Tod. — 1, 8. quum iam virium haud poeniteret, consilium deinde viribus parat (Romulus), „als er sich seiner Kräfte nicht mehr schämen durfte, so sorgte er auch für einen Geist derselben." Zu ängstlich, unrichtig und undeutlich! Letztres erhellet schon daraus, daß zur Verdeutlichung die Note hinzukommen mußte. Kräfte ist auch kein Gegensatz von Geist. Nach dem Bilde, das der Uebersetzer hier fassen will, versteht er nämlich körperl. Kräfte, welche die Volksmenge bezeichnen sollen. — 1, 10 Iupiter, *tibi* regia arma fero: ich trage die königl. Waffen. Und ib. Anmerk. 48. sind opima spolia nicht blos Waffen, die einem erschlagenen feindlichen Feldherrn abgenommen sind, sondern die ein Feldherr dem andern Feldherrn, den er getödtet, abgenommen. — 1, 11 zu Anfange: Dum ea ibi Romani gerunt, Antemnatium exercitus *per occasionem ac solitudinem* hostiliter in fines Romanos incursionem facit. „Indem sich die Römer hier beschäftigen, thut das Heer der Antemnater, durch Gelegenheit und Einöden begünstigt, einen feindlichen Einfall ins römische Gebiet." Die erstern Worte konnten Hrn. Gr. gleich darauf führen, daß per occasionem et solitudinem nichts anders sey, als per occasionem finium Romanorum nullo praesidio munitorum. Aber er scheint zuweilen mit der Art der Auflösung auch ganz gewöhnlicher Spracheigenheiten nicht gehörig bekannt zu seyn. — 1, 13. Anm. 55. sollen sich die Sabinerinnen alle, als sie sich zwischen das Heer der Sabiner und Römer stürzten, um sie zu trennen, in geseegneten Umständen befunden haben, weil sie sagen: ne parricidio macularent *partus suos*. Partus sind ja keine Embryonen. — Wenn der Uebersetzer lateinische Ausdrücke nicht recht zu geben weiß, so behält er sie wohl gar paullum detorquendo bey, welches Verfahren desto tadelnswerther ist, wenn dergleichen Ausdrücke etwa schon im Deutschen durch den Sprachgebrauch besondre Nebenbegriffe erhal-

ten haben, z. B. 1, 55 heißt es vom Tarquinius: isque primus petisse ambitiose regnum dicitur, „er soll zunächst selbst, und zwar auf eine ambitiöse Art, nach der Regierung gestrebt haben.“ Und in der Anm. macht er gar eine nicht recht erlaubte Art daraus. — 2, 40 sagt die Mutter Coriolans zu diesem: de his (sc. liberis, uxore etc.) videris, nachdem sie vorher gesagt: für sich selbst sey sie nicht bekümmert; denn sie möge noch so unglücklich werden, lange werde sie es doch nicht seyn. Hr. Gr. übersetzt: diese schauen auf dich; und in der Note sagt er: statt de his videris, denke er sich ab his videris, du wirst von diesen angesehen, und er wisse nicht, was Drakenborch wolle, wenn er hier sage: genus loquendi erudite. Also kennt er die Phrase videre de aliquo nicht. ohe! Hätte er doch Wagner's: auf diese richte deine Augen nur lieber flott weg ausgeschrieben! — 5, 72 clarum hoc fore imagine Scaptium. „Der Name Scaptius würde freilich durch solche Schilderung berühmt werden;“ imago ist hier eine That, wozu die dringenden Vorstellungen des Skaptius das röm. Volk veranlassen, und deren Andenken also für seinen Ruhm das wird, was imagines den nobiles sind. — Da Hr. Gr. den Drakenborch zur Seite hatte, so hätte er oft auch in seiner Uebersetzung eine richtigere Lesart wählen sollen. Z. B. 3, 72 ist statt circumire tribunos des Perizonius Verbesserung circumire tribus durch das Folgende offenbar bestätigt. — Wäre der Verf. vorher über den Zweck seiner Uebersetzung gehörig mit sich einig geworden, so würde er in derselben auch mehrere röm. Ausdrücke vermieden haben, die nur die Anmerkungen unnöthiger weise häuften, z. B. unter der Hasta verkaufen, statt versteigern; Far statt Dinkelkorn. Auch dies zeigt von Mangel an richtigen Begriffen vom Uebersetzen der Alten.

Die der Uebersetzung untergesetzten Anmerkungen laufen ziemlich bunt durcheinander. Bald sollen sie die Uebersetzung rechtfertigen, bald römische Ausdrücke, Sitten, Gebräuche, Denkart erläutern, bald Cilano und Wagner zurechtsetzen. Die ersteren verfehlen oft des Zwecks; die zweite Gattung ist etwas flüchtig und oberflächlich, auch wohl oft unrichtig, z. B. S. 734 die Note über tensae, die dritte ist öfter gelungen. Aber der spaßhafte Ton, den Hr. Gr. in seinen Noten oft annimmt,

annimmt, stehet einem Erklärer der Alten nicht wohl, welcher Würde und Anständigkeit bey seinem ernsten Geschäfte immer beibehalten muß; auch aus seinen Vorreden wünschten wir ihn weg. Viele seiner Anmerk. sind auch ganz überflüßig und zweckwidrig, z. B. S. 493 und 545 konnten die Noten mit ihren Schwerin und Tilli wegbleiben. Dahin rechnen wir auch diejenigen, welche röm. Ausdrücke erläutern, die in der Uebersetzung gar nicht vorkommen, und die eben so gut in jedem Wörterbuche stehen; z. B. 2, 72 die Erläuterung von quadruplator. Eher bedurfte derselben noch der concionalis senex, den Hr. Pastor Gr. in einen waschhaften Greis umgetauscht hat.

Wir könnten für alles, was wir gesagt haben, noch mit einer Menge von Beyspielen bürgen; aber dies wird genug seyn diesen übrigens so thätigen und fleißigen Mann aufmerksamer auf das schwere Geschäft eines Uebersetzers der Alten zu machen, damit er sich in den folgenden Theilen seiner Uebersetzung auf unsere Verwarnung mehr verwahre.

Fs.

Sammlung der neuesten Uebersetzungen der römischen Prosaiker. Zehnter Theil. Oder Luzius Annäus Florus Skizzen der römischen Geschichte, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von B. Frankf. bey Hermann, 1789. 261 S. in 8.

Wozu eine Uebersetzung vom Florus, diesem epitomirenden Historiker, der noch darzu den guten Geschichtsvortrag so sehr verfehlt, helfen und nützen soll, begreifen wir nicht ganz; zumal da kaum vier Jahre zuvor eine von einem gewissen Kretschmann erschien. Aber die Fabrik muß ja fortgehn. Zwar die Uebersetzung ist so schlecht nicht, ob sie gleich noch sehr der Feile bedarf, um gut zu heißen. Aber wenn es auch die beste würde: noch einmal, wozu das? Unlateinischen Lesern läßt sich doch wohl ein besserer Abriß der römischen Geschichte in die Hände spielen; Gelehrte werden ihrer nicht bedürfen; Schülern empfiehlt man eben den Florus nicht, wenn es ja denen ein Hülfsmittel zum Verstehen oder Nachschlagen beym Original werden sollte; und das historische Colorit, so gut es auch der Uebersetzer nachzubilden verstände, verdient doch keine Nachahmung.

Zur Probe eine kleine Stelle aus dem ersten Capitel des ersten Buches: „Ein Wall dünkt ihm (dem Romulus) hin„reichend zur Schutzwehr der neuen Stadt; Remus lacht „über das Kleinliche desselben, springt spottend hinüber, „und wird — vielleicht auf des Bruders Befehl — ermor„det. (Dieses vielleicht klingt, als solle es des Geschichtschreibers eigne Muthmassung seyn: das will Florus doch nicht; dubium an iussu fratris, sagt er.) Gewiß war er der „Opfer erstes (gezwungne Stellung, der Ofer erstes,) „und weihte mit seinem Blute die Veste der jungen Stadt „(vrbis novae.) Bisher war sie nur Idee: noch fehlten „die Bewohner.“ (imaginem vrbis magis quam vrbem fecerat: wie verschroben und schief abgekürzt!) …

Eine eigne Art Rechtschreibung hat der Uebers. in den Namen, die ein zischendes C oder T. haben: denn da schreibt er lieber Zäsar, Tazius, u. s. w. Eben so widerrathen wir ihm seine Mode, jedes End-E vor einem folgenden Vocal abzukürzen; z. B. verbreitet' es die Waffen, statt verbreitete; oder, es war hier eine Brükk', und der gewöhnliche Uebergang über den Strom. Schwerlich werd' ich dies' artige Mod' einführen helfen.

Florus wird Augen machen, wenn ihm jemand die Dedikation dieses Germaniers zu sichern Händen bringt. Sie ist vollZuckungen, kurz und erbaulich; also sie mag diese Anzeige beschliessen, für den hautgout mancher Leser.

„Den Manen des Florus.“

„Römischer Mann! — wohin auch immer eine Reihe von „Jahrhunderten den letzten Staub von dir verwehte — dei„nen Manen fließt die dankbare Thräne eines jungen Germa„niers; — Germaniers? Die ferne Zukunft ahndete dir wohl „nie! — Nicht daß er des deutschen Bluts vergäß', und Her„manns; (des Verlegers?) — aber sind nicht auch der ed„len großen Thaten viel, die du so sehr, so glühend für „dein Volk erzählest? — und wer verzeiht dir nicht auch da, „wo sie's minder verdienten? — du warst Römer. Unver„gessen dann jede Stunde, wo deine Unterhaltung meine See„le hob; die Thräne des Kummers mir verwischte. — Wir „scheiden; — sanfter, sanfter Friede dir! — und lieblicher „der Duft aus den Blumenthälern Elisiums!“

Sela, Sela!

Rg.

Erzie-

Erziehungsschriften.

Deutsches Lesebuch für die Jugend. Zweyter Theil. Mit Kupfern. Berlin und Stralsund, bey Lange. 1789. 13 Bogen in 8.

Des Lesebuchs für meine Kinder von 3 bis 7 Jahren, Viertes Bändchen, welches eine Fortsetzung für erwachsene Kinder enthält. Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernst. 1790. 9 Bogen in 8.

Der Verfasser des ersten Buchs ist Herr Splittegerb in Berlin. Der Inhalt desselben ist ganz moralisch, bis auf den letzten Aufsatz, der eine drey Bogen lange Beschreibung des menschlichen Körpers enthält, zu welcher auch die drey Kupfertafeln gehören. Beyspiele von Elternliebe, von Geschwisterliebe, von Menschenliebe, von Gottesverehrung, Beyspiele für die eigne Bildung und Sorge für sich selbst, kleinere Lesestücke, (kurze historische oder moralische Erzählungen, die unter die vorhergehenden Titel nicht passen) und Fabeln — das sind die Rubriken, unter welche der Verfasser seine Compilationen geordnet hat. Es sind der Aufsätze, den erwähnten Anhang ausgenommen, in allen 77. Aber wie konnte der Verfasser die äußerst elenden Hexameter zum Lobe eines Kindes voransetzen, oder überhaupt in sein Lesebuch aufnehmen?

Der Inhalt des zweyten Buchs ist lehrreicher. 1) Von Gewittern. — Da der Verfasser von Blitzableitern reden wollte, so sollte er nicht vorher sagen, daß der Blitz durch Entzündung der in der Luft befindlichen brennbaren Dünste entstehe. Daß Zugluft den Blitz beyziehe, ist doch auch gegen richtige Erfahrungen. 2) Von Giften. Die Giftpflanzen sind unvollständig angegeben, hätten auch für junge Leser genauer beschrieben werden sollen. 3) Baumwolle. 4) Der Fuchs. 5) Der Dachs. 6) Die Kunst auf Glas zu mahlen. 7) Die Magnetnadel — Nach dem, was der Verfasser sagt, sollte man meynen, sie zeige gerade auf N.

oder

oder S. denn er sagt nicht ein Wort von ihrer Abweichung, so wie auch nichts von ihrer Erfindung: und warum schreibt der Verfasser Nordpool? 8) Die Gemsenjagd. 9) Von dem Aberglauben, aus der Kaffeetasse wahrzusagen. 10) Eine lächerliche Gespenstergeschichte. 11) Von Reisen in Karavanen. 12) Von Heringen. 13) Von Kamtschadka. 14) Von den morgenländischen Heuschrecken. 15) Von der Falkenjagd. 16) Einige Merkwürdigkeiten von Irland. 17) Von Glücksbuden. 18) Von Irrlichtern. Man sieht aus diesem Inhaltsverzeichniß, daß es dem Buche an Mannichfaltigkeit zur Abwechslung der Lectüre nicht fehlt.

Lesebuch für deutsche Schulen, um der Jugend allerley nothwendige und nützliche Kenntnisse beyzubringen, von A. A. Watermeyer, Consistorialrath und Garnisonpred. in Stade. Zweytes Bändchen. Hamburg, bey Hoffmann. 1789. 5 Bogen in 8.

Auch dieses Bändchen enthält manche nützliche Materien, wo nicht zur Leseübung doch zum Nachschlagen und Unterricht, z. B. über die Religion, Geschichte Jesu, vom Ursprung der Welt — ein sokratisches Gespräch, etwas Geographie, eine kurze chronologische Tabelle, etwas aus der physischen Erdbeschreibung, Zeiteintheilung, Berechnung (niedersächsischer) Münzen, Erzählungen, Gesundheitsregeln, Räthsel, u. s. w.

Nm.

Aus der Naturgeschichte und Völkerkunde zur Unterhaltung für Kinder. Berlin, bey Petit und Schöne. 1789. 146 S. in 8.

Abermal ein Büchlein, aus hundert andern zusammengetragen: besonders aus Carvers Reisen, die auch von andern fast ganz wieder abgeschrieben sind. Mehrentheils lauter ausländische Sachen. Der V. scheint Hofmeister bey einer jungen adelichen Herrschaft zu seyn. Das zeigt in der Zueignungsschrift sein unterthäniger Diener.

Die

Die Anrede enthält triviale Sachen und einen affectirten Uebergang. Wie schwer ists doch, für Kinder zu schreiben, sich bis zu ihrer Sphäre herunter zu lassen, und doch nicht ins Gezwungene zu fallen?

Inhalt. Der hurtige Peter, ein Spottname des Faulthiers. Die Beschreibung halten wir in manchen Stücken für übertrieben. Z. B. Es giebt keine Zeichen der Furcht weder vor Menschen, noch vor wilde Thiere (wilden Thieren,) und dennoch ist es ihm natürlich, bey dem ersten feindseligen Angriff eines jeden Thiers fliehen zu wollen. Kein Thier kann ohne Furcht fliehen. Sollte es wohl schon so ausgemacht seyn, daß es bey jedesmaliger Zusammenziehung der Muskeln und Glieder, die heftigsten Schmerzen empfinde, und daher so abscheulich schrey? Es schreiet vielmehr aus Furcht, weil es wegen seiner Langsamkeit fühlt, daß es nicht entgehen kann. „Nicht wahr? lieben Kinder, das ist ein recht unglückliches Geschöpf!“ Kein Geschöpf ist in seiner Art, und wegen seiner, von dem Schöpfer gemachten organischen Einrichtung, scheine sie uns auch noch so unvollkommen — unglücklich? — Die dabey gemachten moralischen Uebergänge und Anmerkungen sind nicht übel, nur müßten sie etwas naiver, und nicht so schulmäßig gesagt seyn. Der Schluß hätte füglich wegbleiben können. Er macht das Ganze wässericht, und versteht sich von selbst. Ueberhaupt halten wir beym Vortrage und Erzählung von Natursachen, wenn beyde angenehm eingerichtet sind, nicht viel von moralischen Predigten. Die Kinder ermüden, und da ihnen das erste weit angenehmer ist; so sind sie auf das zweyte nicht aufmerksam genug.

Von den Menschen in Südamerika; körperliche Stärke und Geschicklichkeit der Negern und Mulatten in Südamerika; von der Perlenfischerey; Geschicklichkeit der Neger bey dem Fange der Mantes — Fische. Der Krokodill in Südamerika. (Hierbey hätten doch die Krokodille der alten Welt nicht vergessen werden sollen.) Gutthätigkeit der Einwohner von Carthagena gegen Abentheurer. Einige Naturbeobachtungen von Portobello. Die Periode S. 39. können die Kinder kaum in einem Athem lesen. Einige Züge der Einwohner von Carthagena. S. 44. eine Predigt wider den Rauch- und Schnupftabak Gebrauch des Weins im einländischen Handel der Spanier mit den Indianern von Arauco.

Ein

Ein Beyspiel der Gutmüthigkeit und Lebensart der sogenannten Wilden in Nordamerika. Ein anderes Beyspiel der Sittlichkeit der Wilden. Die indische Heldin. Diese Geschichte aus Carver hätten wir eines gewissen Umstandes wegen, um der Kinder willen, weggelassen. — Die gelehrige Klapperschlange — kommt uns sehr unwahrscheinlich vor. Beschreibung zweyer merkwürdigen Ortschaften der Sakier und Ottigomier, in Canada. Einige besondere Merkwürdigkeiten Indiens. Der Wasserfall von St. Anton. Erhabnes religiöses Gefühl eines jungen indischen Prinzen. Einige Lieder und Reden der Wilden. Wo wir nicht irren, alles schon in Goezens Allerley. — Die Zeit. Die Helden. Die Feigheit. Thomas Morus. Ueber die Schönheiten der Natur. Zu bombastisch! Wir dächten: es gäbe noch andere Methoden, Kinder auf die Schönheiten der Natur aufmerksam zu machen. — Verzeichniß der merkwürdigsten Flüsse in den vier Welttheilen. Eine Kinderscene am Geburtstage ihres Vaters C. A. M. zum ersten Geburtstage seines kleinen Vetters.

Entlarvter Aberglaube: ein Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung der Kinder. Frankfurt, bey Eichenberg. 1789. 274 S. in 8.

Diese Schrift bestehet aus drey Abschnitten, deren erster allerley gesammelte Gespenstergeschichten; der zweete aber Schatzgräbergeschichten, und der dritte Hexengeschichten enthält. Da sich nun der ungenannte Verf. hierauf allein eingeschränkt hat; so ist mehr in rubro, als in nigro, oder der Titel: entlarvter Aberglaube entspricht nicht dem Inhalt. Dieser ist zu speziell; jener zu allgemein. Denn wenn ich dem Aberglauben die Larve abziehe; so muß er ganz in seiner Blöße dargestellt werden.

Was den Zweck des Buchs betrifft: so ist er zu loben. Er geht bloß auf die Unterhaltung und Belehrung der Kinder, ihnen, den in der Kindheit von Ammen und andern Personen dieses Gelichters, beygebrachten Aberglauben von Gespenstern u. s. w. durch vernünftige Erklärung der Gespenster-

geschichten, und gute Regeln, solche Vorfälle ohne Furcht und Einbildung zu prüfen, wieder aus dem Kopfe zu bringen.

In der Sammlung von Gespenster- und Schatzgräbergeschichten finden sich wahre, nämlich solche, die sich was das Factum betrifft, wirklich zugetragen haben, — und erdichtete, — ausgeschriebene aus dem Uhuhu, und eigene, wie der Verf. in der Vorrede S. VII. mit Emphase versichert; alle aber sind sie nach seinem Plane eingerichtet — bey den Geliehenen hat er weggeschmissen und zugesetzt, — abgekürzt, — und jede mit eigenen Bemerkungen erläutert, den eigentlichen Betrug, und die Absicht der handelnden Personen enthüllt, und für die Jugend unterhaltend und lehrreich zu machen gesucht.

Wir müssen gestehen, daß uns der ganze Plan nicht allerdings gefallen hat. Verschiedene Geschichten, als die von Käthchen und dem Geripper, Nr. 14. sind so unnatürlich, daß sie schon Kindern von schwachen Einsichten lächerlich vorkommen müssen. Die Nr. 9. ist so unbedeutend, daß man alle Nachtgeschäfte der Leute zum Spuk machen kann.

Unnütze Plaudereyen hat der Verf. weggeschmissen, und doch ist er oft selbst in diesen Fehler gefallen, als S. 140. da der Bauer, der einen Schatz heben wollte, erst 15 Thlr. und hernach für die Citation des Geistes 10 Thlr. bezahlen mußte. „Das waren gute Sporteln! wenn unser Amtsdiener nur die Hälfte davon für jede Citation erhielte — dann wäre das ein geborgener Mann!“

Die Erklärungen, daß der Teufel über unser Geld keine Macht habe, S. III. sind zum Theil für Kinder sehr abentheuerlich: „was nutzen ihm überdies Perlen, Edelsteine und Ducaten in seiner Hölle.“

Ueberhaupt hätten auch die Schlußanmerkungen für Kinder interessanter gemacht werden sollen. Man sieht ihnen das Gezwungene zu sehr an. Ob aber nicht Kinder durch solche Sammlungen von Gespenster- und Hexengeschichten überladen, und dadurch desto eher furchtsam gemacht werden, zumal, wenn sie das Vermögen zu prüfen, noch nicht haben, stehet zu bedenken. Wenigstens hat Rec. Erfahrungen, die es beweisen.

Fm.

D. Gotthilf Samuel Steinbarts Vorschläge zu einer allgemeinen Schulverbesserung, in so fern sie nicht Sache der Kirche, sondern des Staats ist. Züllichau, 1789.

Bey unsern Schulämtern ist weder Bequemlichkeit, noch Brodt noch Ehre. Dies ist der Satz, von dem der würdige Hr. Verf. in der Einleitung ausgeht; das Centrum, von welchem jede reelle Schulverbesserung ausgehen müßte. Gesetzt, es wäre möglich, auf den Dörfern für 150 Thlr. Besoldung einen tüchtigen Mann anzulocken, der im Stande wäre die Landjugend in allen Erforderlichen zu unterrichten und zur Industrie zu gewöhnen; gesetzt, es wäre möglich, in Städten Männer von Talenten zu Schullehrern für 500 Thlr. zu bekommen, (die mehrsten haben vielleicht nur 2 bis 300 Thlr. und somit werden auch die wirklich vorhandenen Talente durch Niedrigkeit und Nahrungssorgen ermordet:) so betrüge das in allen Staaten des Königes doch schon einen jährlichen Zuschuß von etwan 2 Millionen. Das kann der Staat bey seinen bereits vorhandnen Bedürfnissen nicht gut missen: denn jede Einnahme hat schon ihre Bestimmung. — Daher hat sogar — setzt der Verf. hinzu — vor kurzem zur Erfüllung des feststehenden Accisetats den Geistlichen und Schulmännern die von jeher sonst genoßne Accisfreyheit für Coffee und auswärtigen Wein genommen werden müssen, ohnerachtet dem Lehrstande vor allen andern der Gebrauch edlerer Weine zur Verfeinerung der materiellen Ideen empfohlen und erleichtert werden sollte. — Die Verfeinerung der materiellen Ideen kömmt hier, wie es scheint, etwas unerwartet!

Des Verf. Absicht ist nun, zu zeigen, wie die Verbesserung der Landschulen besonders zu ihrem eignen Capital werden, und ohne neuen Aufwand des Staats den Staat selbst sowohl als die angesetzten Lehrer bereichern könne. Er setzt voraus, daß alle öffentliche Schulen und Erziehungsanstalten nicht von der Kirche sondern vom Staate ressortiren, (um mich seiner eignen Ausdrücke zu bedienen:) daß folglich nicht die geistliche, sondern die bürgerliche Wohlfarth der Jugend als Hauptzweck der Schulen angesehen werden müsse, und daß Religionsunterricht hiebey nicht als Zweck sondern nur als Mittel in Betrachtung zu ziehen sey. Er theilt ferner die Schulen in drey Hauptgattungen, für den Landmann, für

für den arbeitenden Bürger, und für den Gelehrten. Was nun die ersten, die Landschulen betrifft, auf welche er sein vornehmstes Augenmerk richtet, so schildert er erstlich mit sehr lebhaften Farben die klägliche Verfassung derselben im ganzen Reiche, wenn man die Rekanische und ihre Töchter ausnimmt. Was nur irgend Ueberzeugendes von der Methode, den Verstand und die Empfindung der Kinder durch den gedankenlosesten und zweckwidrigsten Religionsunterricht verkrüppeln, gesagt werden kann: das findet man hier im kurzen, und ist dem Recensenten ganz wie aus der Seele geschrieben. Ob nun diesem Schaden damit sehr abgeholfen werden würde, wenn nach des Verf. Vorschlage blos der Prediger des Ortes in der positiven Religion und in den Geheimnissen des Glaubens ausschließlich zu unterrichten hätte, der Schullehrer sich aber auf bloße Moral einschränken müßte: das läßt Rec. dahin gestellt seyn.

Wenn man nun aber den Schullehrern auf dem Lande einen ausgebreiteteren, zweckmäßigeren und gemeinnützlicheren Unterricht, folglich auch mehrere practische und nutzbare Kenntnisse abfordern will, und nun doch keine dazu tüchtige Leute hat, so lege man dazu, nahe bey einer Stadt, eine Pflanzschule für Dorflehrer an; nehme man dazu die besten Köpfe aus den Waisenhäusern, und unterrichte sie von ihrem zwölften bis zwanzigsten Jahre, nach dieser Bestimmung, 1) den Sommer hindurch, in allem was zum Ackerbau, Gartenbau, Weinbau, Seidenbau, Teich- und Wasserbau, zur Bienenpflege, Kräuterkunde, Feldmessen und Nivelliren und zur wirthschaftlichen Baukunst gehört; 2) den Winter hingegen in der Theorie von allen vorbenannten practischen Kenntnissen, und also in der ökonomischen Physik, Chymie Mechanik, Naturgeschichte, Vieharzneykunde, desgleichen im Schreiben, Zeichnen und Rechnen, im Modelliren, ferner in der Religion, Moral, Dorfklugheit, den Landesgesetzen und der Methodik. Eben so eine Unterrichtsanstalt und Pflanzschule soll alsdann seyn für junge Mädchen aus den Waisenhäusern, die, so zu allem für eine Landwirthschaft Wissenswürdigen vorbereitet, die Ehegenossen und Gehülfinnen jener Candidaten einst werden könnten. Zu dieser Pflanzschule allein würde außer einem beständigen Director, ein ansehnliches Personale von etwa 15 Personen, ohne die nur ab- und zugehenden Meister verschiedner Handwerker erfordert. Diese Anstalt verlangte nun freylich ihren eignen Fond, der hier

nicht berührt wird. Die Verbesserungen der Gehalte aber, meint der Hr. V. müßten und könnten sich die künftigen Dorflehrer selbst schaffen, und zwar 1) durch den Seidenbau, nicht daß er ihn ausschließend selbst treiben, sondern daß er ihn im ganzen Dorfe befördern und dirigiren; dagegen etwa den fünften Theil des Gewinstes beziehen soll; (diesen zu geben, würden vermuthlich die Bauern sehr ungeneigt seyn.) 2) durch die Bienenzucht, abermals durch allgemeine Beförderung und Aufsicht, gegen einen bestimmten Antheil des Gewinstes; 3) durch Baumschulen und Obstbäume; 4) durch Curen an Menschen und Vieh (?); 5) durch allerley Handarbeiten der Schulkinder den Winter hindurch (ohngefähr auf die Art, wie im Hannöverschen einige Indüstrieschulen eingerichtet sind;) 6) durch Rathgebungen bey allen ökonomischen Unternehmungen und Geschäften; (die können doch wohl nicht bezahlt werden) 7) durch vielerley zufällige Entreprisen und Beschäftigungen. Dazu kömmt nun noch der Vorschlag, auch die Dorfpredigerstelle mit der Schulmeisterstelle auf manchen Dörfern zu verbinden, so daß sich Candidaten auch erst in jener Pflanzschule bilden ließen, dann Schuldienst, dann Schul- und Predigerdienst combinirt, und zuletzt zur Belohnung im Alter eine vorzüglich gute Pfarrstelle allein, erlangten. Denn ein Landprediger habe doch als Landprediger, wenig zu lernen und zu thun; griechisch und hebräisch brauche er nicht u. s. w. (Es ist eine leidige Sache um's Geld, weil alles darnach geachtet und geschätzet wird: aber wenn auf die Art ein Diener des Staates und seiner Mitbürger noch 10. andre Fächer mit treiben soll, um für die eigentlichen Dienste, wovon er den Namen führt, erst durch seine Nebenarbeiten belohnt zu werden: warum giebt man den Vorschlag nicht auch für andere Staatsdiener, die mehr Muße noch übrig, und weniger freye Laune noch nöthig haben, als der arme geplagte Schullehrer? Wenn einer das alles gelernt hat, und sich das alles so lucrativ machen kann, was brauchte er noch Schulmeister zu seyn? Und würde denn der Nebenerwerb nicht die beste Zeit wegnehmen? Wir müssen gestehen, dieser Vorschlag des Hrn. Verf. scheint uns eben so unnütz, als unausführbar.)

Nun macht der Hr. V. trotz dem besten Financier eine Berechnung dessen, was dies dem Staate wieder einbringen muß. Man nehme nur durch die Bank in den Districten, die unter der Churmärkischen Krieges- und Domänenkammer stehen, 30000 Bauersitze, und zwey Drittel so viel an Domänen-

mühleingütern. Jeder so unterrichtete Bauer soll nun durch die vom Schulhalter verbreiteten Einsichten (der Bauer läßt sich vom Schulmeister gewiß nicht ökonomische Einsichten beybringen,) eines besseren Ackerbaues und einer vortheilhafteren Wirthschaft jährlich nur um 10 Thlr. seine Nahrung verbessern; thut 500000 Thlr. jährlich; — soll am Seidenbau wenigstens 5 Thlr. jährlich gewinnen; thut blos auf die Bauergüter 150000 Thlr. — soll jedes Dorf an der Bienenzucht nur 30 Thlr. profitiren; macht schon wieder über 30000 Thlr. — an neugelernten Handarbeiten soll jedes Kind den Tag 1 oder 1½ Pfennige verdienen; giebt schon wieder die Summe von 150000 Thlrn. — Dieses und andere Vortheile zusammengenommen beträgt blos für die Churmark jährlich dreymal hundert tausend Thaler, ohne die Vortheile, die nicht einmal geschätzt werden können. Solch ein Land muß reich werden!

Wirklich, es ist Schade, daß sich der Hr. D. hier zu sehr zu dem Anstriche eines großen Finanzprojectes, soll ich sagen, herabläßt oder erhebt. Aber er that es in der besten Absicht von der Welt. Er wollte sich in die Zeiten schicken, und er wußte wohl, daß man sich im jetzigen Jahrhunderte bey den Großen der Erde noch am leichtesten mit Finanzaussichten Gehör verschafft. Das ist ja fast allenthalben, daß sich Regierungen und Regenten (Der Rec. nimmt jetzt den Preußischen Staat aus, und ist ein Ausländer) — um die öffentlichen Unterrichtsanstalten nicht verdient machen, keine Freygebigkeit oder Aufmerksamkeit ihnen widmen, es müßten denn Universitäten seyn, wenn sie viele reiche Ausländer an sich ziehen. Allein zur Entschuldigung dessen sowohl, als der unverhältnißmäßig kürzeren und blos fragmentarischen Bearbeitung der Abschnitte von Bürger- und Gelehrtenschulen in den Städten muß man wissen, daß die ganze Schrift nur ein unvollendeter und schon vergessener Aufsatz vom J. 1779. ist, den er jetzt nur deswegen so eilfertig und unergänzt herausgiebt, weil er Nachricht hatte, daß eine Abschrift davon der Raub eines andern Verlegers werden sollte.

Angehängt ist ein pädagogisches Sendschreiben über die Verbesserung der gelehrten Schulen an Herrn Director Gedike, bey der Jubelfeier des Friedrichswerderischen Gymnasiums, das schon einmal in unserer Bibl. besonders angezeigt ist.

Tk.

Ueber die häusliche Erziehung. Berlin, bey Vieweg. 1789. 148 S. in 8.

Der Verf. macht drey Gattungen der häuslichen Erziehung: erstlich derjenigen, da Eltern selbst das Geschäft besorgen; zweytens, da sie es mit einem Hofmeister oder Hofmeisterin, aber in ihrem eignen Hause, theilen; drittens, wenn sie es ganz andern Leuten überlassen, und zu einer Pensionsanstalt ihre Zuflucht nehmen. Ueber jede Gattung sagt er viel Wahres und Gutes, wenn gleich nicht Neues und das Ganze erschöpfendes. Er spricht als ein Mann von Erfahrung, und die Resultate seiner Erfahrung sollen nur weiteres Nachdenken bey Eltern veranlassen, die bisher wenig oder gar nicht über die wichtigste Pflicht ihres Verhältnisses nachgedacht haben. Nur Schade, daß solchen Leuten mit einer solchen Lectüre nicht gut beyzukommen ist. Und für Eltern, die für ihre Belehrung wißbegierig sind, aber selten ein verwebtes Räsonnement über allgemeine Sätze der Erziehungstheorie aufzulösen oder zu nähern vermögen, wünschte Rec. schon längst eine so viel möglich systematisch geordnete Sammlung aller, wohl zu merken, bewährt befundnen und fruchtreichen Erziehungsmaximen in einem bündigen und deutlichen Vortrage; am besten in lauter aphoristische Sätze zerlegt. Aber daß sich ja kein Stümper, kein Troßbube von dem überzähligen Haufen unserer Erziehungsscribler an die Arbeit mache! auch kein projectirender Pädagoge. Von pädagogischen Künsteleyen ist auch bey diesem Verf. ein tiefes Stillschweigen, weil er, wie er sagt, fest überzeugt ist, daß sie nicht zum Zweck führen.

Klassische Fragmente aus den griechischen und römischen Schriftstellern, zur Bildung des jugendlichen Charakters, von A. J. G. Provence. Zwey Theile. Mannheim, im Verlage der Herausgeber der ausländischen schönen Geister. 1789. in 8. 42 S. Vorr. 268 und 260 S.

Mit einer gar vornehmen Figur hebt die Vorrede an: „Wem ist wohl der erhabne Werth der klassischen Schriftsteller nicht bekannt? Welche kostbare Ueberbleibsel des Al-

„terthums wären uns ohne sie verborgen, die wir jetzt mit „größter Bewunderung anstaunen? Unsere wissenschaftlichen „Versuche würden noch in der Wiege seyn, wenn wir nicht „jene reichhaltigen Kenntnisse der Griechen und Römer zum „Grunde gelegt hätten. — — — Gewiß findet der kalt„blütige Philosoph ein unendliches Wohlgefallen an solchen „Grundsätzen; er bildet sein Herz darnach: läßt die Welt un„ter sich daher rollen, und trotzet unerschüttert dem Schmer„zen und dem Tode." — Sie hätte aber auch so anfangen können: „Wem sind wohl die selectae e profanis scriptori„bus historiae (Lips. 1759. 12.) nicht bekannt? Welche „kostbaren Ueberbleibsel des Alterthums wären mir ohne sie „verborgen, die ich jetzt nur mit dreister Gemächlichkeit zu „übersetzen brauche? Meine schriftstellerischen Versuche wür„den noch nicht in der Wiege seyn, wenn ich nicht jene reich„haltige Sammlung aus Griechen und Römern zum Grunde „gelegt hätte." — Gewiß findet der kaltblütige Herr Provence ein unendliches Wohlgefallen an einer solchen Arbeit, läßt die Welt unter sich daher rollen, und trotzet unerschüttert dem Recensenten. Denn „Griechische und Römische „Schriftsteller waren die Quellen, woraus Er geschöpft hat; „Zwar weiß er wohl, daß man gewöhnt ist, nützliche Arbei„ten weniger als andere zu schätzen. Allein Ihn munterte „das Beyspiel eines Grotius, Petavius, Huetius, Boileau, „Pope (at quanta nomina!) zu einer ähnlichen Arbeit „auf."

Es hat ihm demnach gefallen, Grundsätze und Beyspiele zu ordnen in fünf Capitel, von Gott, von der Gerechtigkeit, Großmuth, Klugheit und Mäßigkeit. Jeder Theil hat wieder seine kleineren Abschnitte, wie folget:

Selectae Historiae.	Provence klass. Fragmente.
Lib. primus de Deo.	Erster Theil, von Gott.
Consensus populorum omnium probat Deum esse pag. 1	Die Uebereinstimmung aller Völker beweiset das Daseyn Gottes. S. 1
Agnoscimus Deum ex operibus eius — 3	Wir erkennen Gott aus seinen Werken — 2
Natura Dei est optima et praestantissima 4	Die Natur Gottes ist die vortreflichste und beste 3

Deus regit ac videt cuncta — p. 6	Gott beherrschet und siehet alles — S. 7
Deus colitur et placatur pietate — 7	Gott wird geehrt und versöhnt durch einen frommen Wandel — 9

und so durchs Ganze. Hr. Pr. hat zum Beweise, daß er gut übersetze, die Stellen der Originale citirt zum Nachlesen. Er konnte kürzer dazu kommen, wenn er nur irgend Einmal jenes Schulbuch zum Nachlesen angab. Doch auch von seiner Manier zu übersetzen eine Probe. Gleich anfangs:

Select. Hist.	Provence.
Ex tot generibus nullum est animal, praeter hominem, quod habeat notitiam aliquam dei: ipsisque in hominibus nulla gens est neque tam immansueta neque tam fera, quae non etiamsi ignoret, qualem habere deum deceat, tamen habendum sciat.	Der Mensch ist das einzige Thier, welches gewisse Spuren der Gottheit kennet. Unter den Menschen ist keine so verwilderte Nation, welcher das Daseyn eines höchsten Wesens unbekannt wäre, wenn sie auch gleichwohl seine Wesenheit zu ergründen nicht fähig ist.

In einer gleich folgenden Stelle macht er aus dem Protagoras des Originals den Pithagoras. Doch weiter bey einem solchen Tagewerk sich aufzuhalten, wäre unnöthig.

Wi.

Kriegswissenschaft.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, von G. F. von Tempelhof. Vierter Theil.

Diesen Theil, welcher seinen Vorgängern in Ansehung der richtigen Darstellung und gründlichen Beurtheilung der militärischen Begebenheiten vollkommen gleich ist, hat der Verfasser in folgende Abschnitte eingetheilt:

Winter-

Winterquartiere, kleine Vorfälle.

Nachdem der Verfasser die Dislocation der Preußischen Armee in ihren Winterquartieren in Sachsen aufs genaueste angegeben; so ist er bemüht, die künstliche und meisterhafte Bewegungen, durch welche der König, ohngeachtet des am Ende des vorhergehenden Feldzugs bey Maxen eingebüßten Korps seinen weit überlegenen Gegner in Schranken zu halten weiß, aufs deutlichste zu beschreiben. Daun an der Spitze einer zahlreichen Armee, im Besitz von Dresden und des Elb-Strohms, beziehet seine Quartiere hinter dem Plauischen Grund, und wird von dem König, dem nur ein schwaches Heer und die unbeträchtliche Festung Wittenberg zu Gebot steht, von allen Seiten umgeben und bedrohe. Der zahlreiche und siegende Theil nimmt seine Zuflucht zu Verschanzungen, während der schwache und besiegte seinem Gegner kühn unter die Augen tritt. Kein Korps des Feindes darf es wagen, aus der Kette seiner Postirungen hervorzubrechen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Nach so vielfachen und ununterbrochenen Anstrengungen erscheint endlich der König mit einer Armee von 90000 Mann im Felde, um die Operationen der Oesterreicher, Russen und der Reichsarmee zu vereiteln.

Vorbereitung zur Eröffnung des Feldzuges.

Der Verfasser giebt aufs genaueste die Zahl und Stärke des Korps an, in welche der König seine Armee zerlegte.

Niederlage des General Fouquet.

Dieser tapfere General, dem es aufgetragen war, an der Spitze eines schwachen Korps einem dreimal stärkeren Feind den Eingang in Schlesien zu verwehren, mußte endlich der Uebermacht unterliegen. Sein Korps war überdies bey weitem nicht zahlreich genug, um das Lager bey Landeshuth, dessen Vertheidigung ihm oblag, gehörig besetzen zu können. Nicht anders als schwer verwundet, und nach der äusersten Anstrengung von Tapferkeit und Klugheit gerieth der Gen. Fouquet in die Hände seiner Feinde, welche ihm mit derjenigen Ehrfurcht begegneten, die sie seinen Verdiensten schuldig waren. Unglaublich ist es, wie wenig die Oesterreicher in diesem unseeligen Kriege ihre Ueberlegenheit zu nutzen wußten. Zu siegen oder zu sterben war beständig der Preußen Los: wie Ver-

zweifelte mußten sie daher fechten. Ihre Feinde glaubten daher zum Angriff nie zu stark zu seyn, und diesem Umstand muß man es zuschreiben, wenn sie es vernachläßigten gehörig zu detaschiren.

Belagerung von Dresden.

Der König befand sich in der unangenehmen Lage, mit einer Armee von ohngefähr 32000 Mann Sachsen und Schlesien zugleich vertheidigen zu müssen. Laudon bedrohte Schlesien mit einer Armee von 30000 Mann, und diesen konnte nur ein Korps von 8000 Mann unter dem General Fouquet entgegengesetzt werden. Der General Hülsen hatte den Auftrag, mit einem kleinen Korps die Unternehmungen der ihm weit überlegenen Reichsarmee zu vereiteln. Der König hatte den Feldmarschall Daun zum Gegner, welcher ihm auch beständig zur Seite blieb. Es kam alles darauf an, zu verhindern, daß die Feinde sich nicht durch die Eroberung einer Festung in Schlesien festsetzten. Dem König blieb daher nichts übrig, als entweder den Feldmarschall Daun anzugreifen und zu schlagen, oder ihm den Marsch nach Schlesien abzugewinnen. Das erste war nicht möglich, weil der österreichische Feldherr sich in keine andere, als solche Läger postirte, die schlechterdings nicht anzugreifen waren; das zweite war großen Schwierigkeiten unterworfen; weil, um nach Schlesien zu kommen, der Feldmarschall Daun einen ungleich kürzern Weg, als der König, zurückzulegen hatte, und denselben die Operationen des vorhergehenden Feldzugs auf diesen Gegenstand vorzüglich aufmerksam gemacht haben mußten. Des Königs Entwurf, dem Feinde in Schlesien zuvorzukommen, ward daher von keinem glücklichen Erfolg begleitet, obgleich die von ihm in dieser Rücksicht gemachten Bewegungen des Meisters der Kriegskunst vollkommen würdig waren. Als er sich vom Feldmarschall Daun auf dem Marsch nach Schlesien zuvorgekommen sah, ändert er mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit seinen Entwurf. Er wendet sich nach Sachsen, um dessen Hauptstadt zu belagern. Bey seiner Annäherung zieht sich die Reichsarmee sogleich zurück. Die Bemerkungen, welche der Verfasser über das Betragen der Reichsarmee anstellt, sind eben so richtig als lehrreich. Der König wagt es, so zu sagen, im Angesicht des Feldmarschalls Daun, die Belagerung von Dresden zu unternehmen; wird aber doch endlich genöthigt, die Belagerung aufzuheben.

Erobe-

Eroberung von Glatz.

Der bey Landeshuth erfochtene Sieg setzte den General Laudon in den Stand, die Festung Glatz förmlich zu belagern und zu erobern, welches letztere auf eine Art geschahe, die das Andenken des Kommendanten mit ewiger Schande brandmarkte.

Operationen des Prinzen Heinrichs. Belagerung von Breslau.

Zu eben der Zeit, da der König im Begriff war, über die Elbe zu gehen, und Schlesien zu Hülfe zu eilen, kantonnirte die unter den Befehlen des Prinzen Heinrichs stehende Armee in der Gegend von Sagan. Ihre Bestimmung war, sich den Unternehmungen der Russen zu widersetzen, welche nach der zwischen den feindlichen Generalen getroffenen Verabredung sich in Schlesien mit dem Korps des General Laudon vereinigen sollten. Die meisterhaften Bewegungen des Prinzen Heinrichs verhinderten diese Vereinigung, so wie auch die weisen Anstalten, und die seltene Entschlossenheit des Generals von Tauenzin, das Bemühen des General Laudon, sich in den Besitz von Breslau zu setzen, zu einer fruchtlosen Unternehmung machten. Sehr unterrichtend sind die Bemerkungen, welche der Verfasser über die Schwierigkeiten anstellt, die bey der Belagerung von Breslau dem General im Weg standen. Er stellt den Grundsatz auf, daß eine aus 100,000 Mann bestehende Armee ihre Ueberlegenheit gegen eine andere von 60,000 Mann verliert, wenn sie sich, in der Entfernung von 15 Meilen von ihren Magazinen, in eine Belagerung einläßt.

Eröffnung des Feldzugs in Hessen.

Der Herzog Ferdinand erscheint zuerst im Felde, und setzt sich in Bereitschaft, seinem überlegenen Gegner, der die Eroberung von Hessen und der Hannövrischen Länder zum Gegenstand seiner Operationen gewählt hatte, auf allen Seiten zuvorzukommen. Dieser Abschnitt ist ungemein interessant. Auf der einen Seite findet man einen Feldherrn, der bald List, bald Gewalt aufbietet, um den Unternehmungen seines Gegners Schranken zu setzen, der jeden seiner Schritte mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit beobachtet, und ihm für jedes Wagniß mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit

straft. Auf der andern Seite befindet sich ein Feldherr, der sich sowohl bey dem Entwurf als bey der Ausführung seiner Unternehmungen auf die rühmlichste Art auszeichnet.

Der König marschirt nach Schlesien.

Dieser Abschnitt verdient, mit vorzüglicher Aufmerksamkeit gelesen zu werden, indem der Verfasser sich besonders bemüht hat, die Märsche des Königs von Sachsen nach Schlesien in ein helles Licht zu setzen. Die Lage des Königs war äußerst bedenklich. Nach dem mislungenen Versuch auf Dresden sah er sich genöthigt, die Vertheidigung von Sachsen einem äußerst schwachen Korps anzuvertrauen, und Schlesien, allwo der Prinz Heinrich der Vereinigung zweier ihm überlegenen Gegner sich widersetzen sollte, zu Hülfe zu eilen. Dies mußte im Angesicht eines Feindes geschehen, der noch einmal so stark als der König war, und, um nach Schlesien zu kommen, einen weit kürzern Weg zurückzulegen hatte. Dem österreichischen Feldherren gelang es zwar nicht, seinem Gegner den Eintritt in Schlesien zu verwehren; durch seine vortheilhafte Stellung bey Calenberg aber schnitt er denselben von seinen Magazinen in Breslau und Schweidnitz ab. In dieser bedrängten Lage gelang es dem König, seinen Gegnern eine Schlacht zu liefern, die seinen Angelegenheiten mit einemmal eine günstigere Wendung gab, und der Gegenstand des folgenden Abschnitts ist.

Schlacht bey Liegnitz.

Beide Armeen werden zu gleicher Zeit überfallen. Der König will sein Lager verändern, und findet auf dem Marsch ganz unvermuthet seinen Gegner vor sich. Der General Laudon, welcher den König in seinem alten Lager überfallen wollte, findet denselben eben so unvermuthet in einer Gegend, durch welche er so eben im Begriff war, zu marschiren. In diesem kritischen Augenblick mußten Entschlossenheit und Geistesgegenwart schlechterdings entscheiden. Friedrich waren diese Eigenschaften in einem höhern Grad, als irgend einem Sterblichen zu Theil geworden. Er siegte, und die Gemeinschaft seines Heers mit Breslau wurde wieder hergestellt.

Vorgänge in Sachsen.

Nach dem Abmarsch des Königs aus Sachsen wagte es die Reichsarmee aus ihrem verschanzten Lager hervorzugehen. Sie

Sie bestand aus 35000 Mann, und wurde noch durch ein beträchtliches Korps unter dem regierenden Herzog von Würtemberg verstärkt. Alle ihre Unternehmungen schränkten sich indessen darauf ein, daß sie den General Hülsen der ein Korps von 10,000 Mann befehligte, bis ins Lager bey Torgau zurückdrängten.

Der König treibt den Feld Marschall Daun ins Gebirge.

Nach dem Sieg bey Liegnitz vereinigte sich der König mit der Armee, welche bisher unter den Befehlen des Prinzen Heinrichs und den Russen entgegen gestanden hatte. Er befand sich nunmehr an der Spitze eines Heers von 50000 Mann, und mit demselben nöthigte er den Feldmarschall Daun, welcher eine Armee von 90000 Mann befehligte, und nichts geringeres als die Eroberung von Schweidnitz im Schilde führte, sich ins Gebirge zurückzuziehen. Wir können nicht umhin, jeden Officier zu bitten, diesen Theil des Feldzugs aufs sorgfältigste zu studiren, indem derselbe sowohl wegen der kühnen Märsche als auch wegen der klug gewählten Stellungen des Königs eben so interessant als lehrreich ist.

Gefechte in Hessen.

Der Marschall von Broglio, dem die Eroberung der Hanövrischen Länder am Herzen lag, suchte sich so viel, als möglich, auf seiner rechten Flanke auszubreiten. Dem Herzog Ferdinand war ungemein daran gelegen dies zu verhindern, und zu diesem Ende bedrohte er die Gemeinschaft der französischen Armee mit dem Main. Dies veranlaßte verschiedene Gefechte, in welchen der Erbprinz von Braunschweig sich auf eine glänzende Art auszeichnet.

Der General Hülsen wird genöthigt Sachsen zu räumen.

Krieg in Pommern und Schweden.

Die schwedische Armee, welche im Monat August mit ihren Operationen angefangen hatte, und bis Prenzlau vorgerückt war, wurde durch die Generale von Werner und von Belling genöthigt, sich im October wieder über die Peene zurückzuziehen.

straf?. Auf der andern Seite befindet sich ein Feldherr, der sich sowohl bey dem Entwurf als bey der Ausführung seiner Unternehmungen auf die rühmlichste Art auszeichnet.

Der König marschirt nach Schlesien.

Dieser Abschnitt verdient, mit vorzüglicher Aufmerksamkeit gelesen zu werden, indem der Verfasser sich besonders bemüht hat, die Märsche des Königs von Sachsen nach Schlesien in ein helles Licht zu setzen. Die Lage des Königs war äußerst bedenklich. Nach dem mislungenen Versuch auf Dresden sah er sich genöthigt, die Vertheidigung von Sachsen einem äußerst schwachen Korps anzuvertrauen, und Schlesien, allwo der Prinz Heinrich der Vereinigung zweier ihm überlegenen Gegner sich widersetzen sollte, zu Hülfe zu eilen. Dies mußte im Angesicht eines Feindes geschehen, der noch einmal so stark als der König war, und, um nach Schlesien zu kommen, einen weit kürzern Weg zurückzulegen hatte. Dem österreichischen Feldherrn gelang es zwar nicht, seinem Gegner den Eintritt in Schlesien zu verwehren; durch seine vortheilhafte Stellung bey Calenberg aber schnitt er denselben von seinen Magazinen in Breslau und Schweidnitz ab. In dieser bedrängten Lage gelang es dem König, seinen Gegnern eine Schlacht zu liefern, die seinen Angelegenheiten mit einemmal eine günstigere Wendung gab, und der Gegenstand des folgenden Abschnitts ist.

Schlacht bey Liegnitz.

Beide Armeen werden zu gleicher Zeit überfallen. Der König will sein Lager verändern, und findet auf dem Marsch ganz unvermuthet seinen Gegner vor sich. Der General Laudon, welcher den König in seinem alten Lager überfallen wollte, findet denselben eben so unvermuthet in einer Gegend, durch welche er so eben im Begriff war, zu marschiren. In diesem kritischen Augenblick mußten Entschlossenheit und Geistesgegenwart schlechterdings entscheiden. Friedrich waren diese Eigenschaften in einem höhern Grad, als irgend einem Sterblichen zu Theil geworden. Er siegte, und die Gemeinschaft seines Heers mit Breslau wurde wieder hergestellt.

Vorgänge in Sachsen.

Nach dem Abmarsch des Königs aus Sachsen wagte es die Reichsarmee aus ihrem verschanzten Lager hervorzugehen.

Sie

Sie bestand aus 35000 Mann, und wurde noch durch ein beträchtliches Korps unter dem regierenden Herzog von Würtemberg verstärkt. Alle ihre Unternehmungen schränkten sich indessen darauf ein, daß sie den General Hülsen der ein Korps von 10,000 Mann befehligte, bis ins Lager bey Torgau zurückdrängten.

Der König treibt den Feld Marschall Daun ins Gebirge.

Nach dem Sieg bey Liegnitz vereinigte sich der König mit der Armee, welche bisher unter den Befehlen des Prinzen Heinrichs und den Russen entgegen gestanden hatte. Er befand sich nunmehr an der Spitze eines Heers von 50000 Mann, und mit demselben nöthigte er den Feldmarschall Daun, welcher eine Armee von 90000 Mann befehligte, und nichts geringeres als die Eroberung von Schweidnitz im Schilde führte, sich ins Gebirge zurückzuziehen. Wir können nicht umhin, jeden Officier zu bitten, diesen Theil des Feldzugs aufs sorgfältigste zu studiren, indem derselbe sowohl wegen der kühnen Märsche als auch wegen der klug gewählten Stellungen des Königs eben so interessant als lehrreich ist.

Gefechte in Hessen.

Der Marschall von Broglio, dem die Eroberung der Hanövrischen Länder am Herzen lag, suchte sich so viel, als möglich, auf seiner rechten Flanke auszubreiten. Dem Herzog Ferdinand war ungemein daran gelegen dies zu verhindern, und zu diesem Ende bedrohte er die Gemeinschaft der französischen Armee mit dem Main. Dies veranlaßte verschiedene Gefechte, in welchen der Erbprinz von Braunschweig sich auf eine glänzende Art auszeichnet.

Der General Hülsen wird genöthigt Sachsen zu räumen.

Krieg in Pommern und Schweden.

Die schwedische Armee, welche im Monat August mit ihren Operationen angefangen hatte, und bis Prenzlau vorgerückt war, wurde durch die Generale von Werner und von Belling genöthigt, sich im October wieder über die Peene zurückzuziehen.

Einfall der Russen in die Mark.

Ein Korps Oesterreicher und Russen unter den Befehlen des Grafen von Tottleben und des General Lascy rücken gegen Berlin vor. Der äußerst schwachen Besatzung gelingt es, die Stadt bis zur Ankunft des General Hülsen und des Prinzen von Würtemberg zu vertheidigen. Diese verzögerten die Einnahme Berlins so lange als möglich, bis sie endlich der Uebermacht weichen mußten. Die Preußische Hauptstadt mußte ansehnliche Kriegssteuern bezahlen. Sie blieb indessen nicht lange in den Händen ihrer Feinde; denn diese erhielten nicht so bald Nachricht von der Annäherung des Königs, als sie sich aufs schleunigste zurückzogen.

Schlacht bey Torgau.

Der König war bereits bis Guben marschirt, als ihm der Abzug der feindlichen Generale von Berlin gemeldet wurde. Diese Nachricht bewog ihn, seinem Marsch, den er in der Absicht, Berlin zu entsetzen, angetreten hatte, eine andere Richtung zu geben, und seine Armee nach Sachsen zu führen, um sich wieder in den Besitz dieses Landes zu setzen, in welchem die Reichsarmee eine Zeitlang den Meister gespielt hatte. Daun, der dem König vom Gebirge aus beständig zur Seite geblieben war, errieth nicht so bald des Königs Absicht als er mit schnellen Schritten nach Torgau eilte, wo es zu einer der blutigsten Schlachten kam, die je geliefert worden sind. Auf beyden Seiten wurde mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit gefochten; der Sieg blieb lange unentschieden. Endlich krönte er die Preußischen Waffen und setzte den König in den Stand, die Winterquartiere in Sachsen zu beziehen. Der Verf. hat diesem vierten Theil zwey Plane beygefügt, von welchem der eine die Schlacht bey Liegnitz, der andere die Schlacht bey Torgau enthält.

Die Vortheile des Cavalleriedienstes zur Bildung eines jungen Officiers, von einem Kais. Königl. Officier. Dresden, in der Waltherischen Buchhandlung. 1789. 394 S. in 8.

Der Verf. bekennt es reuevoll und mit Schamröthe, das Lesen militärischer Bücher und das Studium des Kriegs überhaupt

haupt sehr vernachläßigt zu haben. Dies offenherzige Bekenntniß ist ganz überflüßig, indem es beynahe auf jeder Seite dieses Werks auf eine unwiderlegbare Art bestätigt wird. Bey einer nur mittelmäßigen litterarischen Kenntnis im Felde der Kriegswissenschaften würde es dem Verf. ohnmöglich gewesen seyn, eine so unvollkommene Ausarbeitung ans Licht treten zu lassen. Seine Absicht ist gewesen, dem Cavallerieofficier eine Vorschrift zu geben, wie derselbe sich in allen Vorfällen des Felddienstes zu verhalten habe. Nichts ist aber in der gehörigen Ordnung vorgetragen, und die Materien sind nicht gehörig von einander abgesondert. Wenn zum Beyspiel vom Patrouilliren die Rede ist, so wird von der Attake en Linie gesprochen, und umgekehrt. Um den Leser mit dem Geist, welcher in diesem Werk herrscht, einigermaßen bekannt zu machen, wird Rec. einige Stellen berühren. Nach einer weitläuftigen Erklärung wie ein Trup schwere Cavallerie bey einem Angriff von leichten Truppen, oder Husaren, sich zu verhalten habe, heißt es, S. 50. „So bald unsere Truppen stutzen und der „Feind brav ist, so sind wir, weil sich gemeiniglich nach einem „unordentlichen Anhalten Oefnungen äußern, über den Hau„fen geworfen; dahingegen, wenn die Attake obbeschriebe„nermasen ausgeführt wird, wir eine feindliche schwere Ca„vallerie destruiren, die Husaren aber niederreiten, daß ihre „Kracken von Pferden die Füße in die Höhe recken werden." Um dies zu beweisen fährt der Verf. fort. „Hier kann je„mand den Einwurf machen, daß dies leichter gesprochen als „vollzogen sey; (Recens. ist ebenfalls dieser Meynung) ich „frage aber, worinn sonst noch etwas besseres von dem Caval„leriedienst bestehe? Die Antwort wird seyn nichts!" und bey diesem Nichts läßt es der Verfasser bewenden.

S. 187. und 188. schlägt der Verf. ein sonderbares Manöver vor, um einem überlegenen Gegner seine Schwäche zu verbergen, und denselben in eine Falle zu locken. Er nimmt ein Commando von hundert Pferden an, stellt es in Einen Trupp in zwey Gliedern, und läßt den Feind bis auf hundert Schritt nahe kommen, alsdenn aber schwenkt er plötzlich aus der Mitte rechts und links, um durch diese Schwenkung zwey Trupps zu bekommen, die einander den Rücken zukehren. Durch dieses Manöver soll der Feind bewogen werden, zu glauben, daß das Kommando sich zurückziehen wolle. Nach vollendeter Schwenkung sollen die beiden Trupps, je-

der

der 6 Schritt, gerade ausmarschiren, alsdenn sich rechts und links gegen den Feind schwenken, und ihn in der Flanke angreifen. Der Verfasser zweifelt im geringsten nicht, der Feind werde mit seiner Mitte durch den durch die Schwenkung entstandenen Raum jagen, und hierdurch in die größte Unordnung gerathen. Man braucht eben keine sehr große Kenntniß vom Cavalleriedienst zu besitzen, um sich zu überzeugen, daß im Angesicht eines thätigen nur hundert Schritt entfernten Gegners jede Schwenkung und Frontveränderung eine höchst gefährliche Sache sey. In dem von dem Verf. vorgeschlagenen Manöver muß das Kommando zweymal schwenken, und während der hierzu erforderlichen Zeit sitzt ihm der Feind gewiß auf dem Hals; wenigstens wird es dem Kommando nach vollbrachter Schwenkung an Raum fehlen, um sich zum Angriff in Bewegung setzen zu können. In dem von dem Türkenkrieg beygefügten Anhang giebt sich der Verf. viele Mühe zu beweisen, daß die Türken so gut Menschen sind, wie wir Deutschen. Dies hat gewiß noch kein Sterblicher bezweifelt. Er erzählt bey dieser Gelegenheit, daß noch im Bairischen Erbfolgekrieg die Furcht vor Gespenstern bey der österreichischen Armee so groß gewesen ist, daß Schildwachen, die auf Kirchhöfen ausgesetzt wurden, mehrentheils ihre Posten in der Nacht verließen. Recens. hat von den österreichischen Truppen einen viel zu vortheilhaften Begriff, als daß er dieser Erzählung Glauben beymessen könnte. Sollte sie indessen demohngeachtet wahr seyn; so würde der Verf. wohl gethan haben, sie bey sich zu behalten.

Um die Infanterie gegen die Türkische Cavallerie zu decken, schlägt der Verf. folgendes Mittel vor. Die Gewehre der Infanterie sollen nämlich am untern Theil des Kolbens dergestalt schräge abgeschnitten werden, daß, wenn man das Gewehr mit dem Kolben auf die Erde setzt, die Bajonetsspitze nicht höher als die Brust eines Pferdes zu stehen komme. Um dem auf die Erde gesetzten Gewehre einen gewissen Grad von Festigkeit zu verschaffen, sollen unten am Kolben zwey Stifte von Messing oder von Eisen angebracht werden. Wenn nun die Türkische Cavallerie zum Angriff anrückt, und sich der Infanterie bis auf 30 Schritt genähert hat; so fällt das erste Glied nieder, feuert, und setzt alsdenn das Gewehr mit dem Kolben hinter den rechten Fuß (wahrscheinlich hinter den linken Fuß) fast auf die Erde. Sobald das erste Glied gefeuert

hat,

hat, tritt das zweyte Glied und das dritte Glied zehn Schritt zurück. Das zweyte Glied feuert stehenden Fußes, fällt alsdenn nieder und pflanzt so, wie das erste Glied, die Gewehre auf die Erde. Auf das Feuer des zweyten Glieds springt das dritte sechs Schritt zurück, und beobachtet das nämliche, was das zweyte Glied gethan hat. Recensent hat gegen diesen Vorschlag folgendes einzuwenden. Kleine Stifte am untern Theil des Kolbens werden dem Gewehr, wenn es auf die Erde gesetzt wird, keine große Festigkeit verschaffen. Große Stifte würden nachtheilig seyn, indem sie dem Soldaten beym Gebrauch des Gewehrs beständig im Weg seyn würden. Die Soldaten des vordersten Gliedes laufen Gefahr von denen in den hintersten Gliedern theils getödtet, theils verwundet zu werden. Läßt man den Feind bis auf 30 Schritt nahe kommen, und dringt er, wie es sehr wahrscheinlich ist, durch das erste Glied, so sind die folgenden Glieder verloren; denn der Feind wird ihnen die Zeit nicht lassen, sich in die vom Verfasser vorgeschriebene Verfassung zu setzen. Eine dichte und gedrungene Schlachtordnung ist das beste das einzige Mittel, die Infanterie gegen den Angriff der Cavallerie und vorzüglich der Türkischen sicher zu stellen. Der Verf. hat demnach Unrecht, wenn er so große Zwischenräume zwischen den Gliedern festsetzt.

Handbuch für Cavallerieofficiers über den Dienst im Felde. Zwey Theile. Dresden, 1789. 508 S. mit 7 Planen in 8.

Der Verf. dieses Werks scheint ein Mann zu seyn, welcher während einer langen Reihe von Dienstjahren viele practische Kenntnisse gesammelt hat, der aber in der militärischen Litteratur wenig bewandert ist. Sein Vortrag ist öfters unangenehm, bey geringfügigen Dingen zu weitläuftig, bey wichtigen Gegenständen zu kurz. Niemals läßt er sich in eine genaue Zergliederung der von ihm vorgeschlagenen Manövers ein. Daher ist er für den angehenden Officier nicht lehrreich genug, und dem Officier, welcher die Feldzüge eines Türenne, eines Luxemburg und die großen Thaten Friedrichs des zweiten studirt hat, sagt er nichts Neues. Die diesem Werk beygefügten Plane sind nur leidlich gezeichnet und gestochen.

Ad.

Vermischte Nachrichten.

Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1788, oder vierter Theil, nebst der Geschichte derselben. Mit Kupfern. Prag und Dresden. 1789. In der Waltherischen Hofbuchhandlung. 383 S. in 4.

Viele von den in diesem Werk enthaltenen Abhandlungen sind reichhaltig an nützlichen, in die Mathematik, Physik, Geschichte u. s. w. einschlagenden Bemerkungen. Das Werk ist zu voluminös, und der Raum unserer Blätter zu beschränkt, sonst würden wir uns bey manchem Aufsatz länger verweilen, ihn besser ins Auge fassen, und den Leser näher mit dem Inhalt desselben bekannt machen.

Die Geschichte der Gesellschaft, das Verzeichniß der Mitglieder derselben, und die Biographie Herrn D. Johann Tessaneks gehen voraus, und auf sie folgen erst fremde, und dann die von der Gesellschaft selbst verfertigte Aufsätze. Die fremden sind:

I. D. Reuß Beschreibung einiger Bitterwasserquellen, als ein Beytrag zur Hydrographie Böhmens. Der Verfasser stellt 25 Versuche mit Bitterwassern an, und zieht daraus die Folge, daß alle Bitterwasser die nehmlichen Bestandtheile haben, und daß nur das Verhältniß derselben den Unterschied ausmache.

Aus folgender Tabelle läßt sich ihr Gehalt schliessen. Es ist dabey ein Pfund Oesterr. Civ. Gew. zum Maasstabe angenommen.

Namen

Namen der Bestandtheile.	Saidschützer Bitterwasser im Leutmeritzer Kreise.	Sedlitzer Bitterwasser im Saazer Kreise.	Gramer Bitterwasser in Ungarn.	Epsomer Bitterwasser in England, in der Grafschaft Surrei.
	Gr.	Gr.	Gr.	Gr.
Salzsaure Bittersalzerde. . . .	— 1¼	2¼	38	unbestimmt.
Vitriolsaure Bittersalzerde in Krystallen	289¾	233¾	68	— — 93
Vitriolsaure Kalkerde.	$5\frac{1}{16}$	$3\frac{1}{16}$	$16\frac{3}{16}$	unbestimmt.
Reine Bittersalzerde.	7 —	5	$5\frac{3}{8}$	unbest. 8⅞
Kalkerde . . .	$1\frac{11}{16}$ —	3½	6[illegible]	unbestimmt.
oder in Millionentheilen ausgedrückt.				
Salzsaure Bittersalzerde.	—163	—293	4948	unbestimmt.
Vitriolsaure Bittersalzerde. . . .	37679	30436	8845	12110
Vitriolsaure Kalkerde	675	415	2108	unbestimmt.
Reine Bittersalzerde	912	651	670	— 1123
— — Kalkerde .	253	456	830	unbestimmt.

II. Theorie der Bitterwasser. Von ebendemselben. Nähere Betrachtungen der Naturproducte in der Gegend der Bitterwasserquellen, bestimmen den V. Storrs Hypothese über die Erzeugung des Bittersalzes, wenigstens in Ansehung seiner Gegend, zu verlassen, und die Bitterwasser vielmehr einem Erdbrande, der einst da wüthete, beyzumessen.

III. Versuch einer Topographie der Stadt Plan, nebst der physischen Beschreibung der Gegend, besonders in Rücksicht des Pflanzenreichs. Von Franz Willibald Schmidt Die Stadt Plan ist bekanntlich eine Municipalstadt im Pilsner Kreise, dem Grafen Franz Wenzel von Sinzendorf gehörig. Es wurden da die St. Annathaler, Guldiner und Groschen geprägt. Die Topographie ist umständlich genug, und doch sieht man sich nach der bürgerlichen Verfassung der Stadt und

der Zahl ihrer Einwohner vergeblich um. Die Blumen und Gewächse, die der V. in der Gegend dieser Stadt fand, ordnet er in einem Blüthenkalender, und setzet jede Pflanze in den Monat, wo er sie zuerst blühen fand. Die Sachen sind ganz gut, aber die poetische Beschreibung, die er jedem Monate von den zum Pflanzenreich nicht gehörigen Naturproducten und Veränderungen beyfügt, will uns nicht behagen. Er ist hier außer seinem Fach, und man wird es gar zu oft gewahr, daß sich sein Talent in ein fremdes Feld verirrte.

IV. Ueber die böhmischen Schlangenarten. Von ebendemselben. Die Blindschleiche, anguis fragilis, die gemeine Natter, coluber natrix, coronella austriaca, die Kupferschlange, coluber Chersea, schwarze Schlange, coluber prester, die Otter, coluber berus, sind die Gegenstände dieser Abhandlung. Der V. behauptet gegen die Versuche des Hrn. Hofrath Mayers, daß der Biß der Schwedischen Natter (coluber Chersea) bey Vögeln schädlich sey. Er stach Hühner mit einer mit dem Saft ihres Giftbläschens bestrichnen Nadel, und der Tod erfolgte. Diese Abhandlung wird durch 2 feine Kupfer von der Otter erläutert.

V. Untersuchung eines Steins aus dem Speichelgange. Von Franz Wilhelm Morawez. Er wohnte einer Operation bey, wo man einem Mann einen Stein, der über einen Zoll lang war und einen Drittel davon im Durchmesser hatte, unter der Zunge aus den Speichelgängen schnitt. Er machte verschiedene Versuche seine Bestandtheile zu finden, und fand, daß er gelbes Oehl, flüchtiges Laugensalz, Kochsalz und schmelzbare Erde enthielt. Die Farbe war schmutzig weiß, und nahm keine Politur an. Auf eine ähnliche Art verspricht er nächstens den Weinstein, der sich an die Zähne setzt, zu untersuchen.

VI. Ueber den Iserfluß und dessen natürliche Merkwürdigkeiten des Steinreichs, von Johann Rostislaw Kuhn. An den Ufern und in diesem Fluß findet man alle Gebirgsarten, die nur einst ein Mineralog aufgezeichnet hat; 1) eine bisher noch unbekannte und unbenutzte Gattung, die aus Glimmer und blättrichter Molybdäna oder Wasserbley mit etwas weißem Thon schichtweis verbunden besteht; Krystalle, die man sonst unter dem Namen der Böhmischen Krystalle verkaufte, und nach Verschiedenheit ihrer Farben verschieden nannte;

Schörl

Schörl und Eisengranaten von schwarzer, brauner und rother Farbe, und magnetische schwarze Eisenkörner, die selbst Eisen sind und Eisen anziehen; in dem Sand des Flusses Gold; Geschiebe von Quarz mit rothen schillernden Feldspat, der den Labradorstein und der Adularia ähnlich; in dem Fluß Granaten und Schörl, worunter rosenfarbige die Aufmerksamkeit der Kenner verdienen, die aber nicht größer als eine Erbse und blos als Geschiebe vorkommen; Eisensanderze, Ocher und eine Menge Halbedelsteine, als Chalzedone, Agathe, Onix u. s. w. Eisen und Quecksilberflötzen, Jaspisarten, Zinnober, Basalt, Porphirschiefer, Grünstein, lavaähnliche Steine, Steinkohlen, Geschiebe von Erdpech, welches in der Lichtflamme wie Schießpulver verpufft und einen Geruch wie Bernstein hinterläßt; die Steinart, so unter dem Namen Aventurino bekannt ist; Kreutzsteine, einen grünen Serpenthin mit schwarzen kreutzförmig über einander gelegten Schörl; den Heliotrop, einen grünen Jaspis mit rothen Puncten bestreut; den Granatfelsenstein, eine Steinart, die aus blossem braunen Granat zu bestehen scheint; versteinerte Hölzer, kalcinirte Knochen u. s. w. Einen ungeheuren 5 Schuhe langen Schenkelknochen und eine große vermuthlich Elephantenribbe fand man bey Horka. Von so ungeheuren Gerippen erzählt man in der Gegend von Benatek, wo der Verf. den Backenzahn eines Elephanten ganz calcinirt fand. Er bemerkt auch, daß Böhmen Chrysopras-Anbrüche haben müsse; denn man fände prächtige große Stücken davon in der Kapelle St. Wenzels in der Domkirche auf dem Schloß zu Prag und in der Kapelle zu Karlstein, wo die Wände mit ausgezieret wären. Die Schlesischen Chrysopras-Anbrüche zu Kosemnitz wären damals, als die Gebäude erbaut worden, noch nicht bekannt gewesen, und sonst hatte man keine in Europa gehabt.

Abhandlungen der Gesellschaft zur Astronomie, Mechanik und Meteorologie.

I. Beobachtung der Sonnenfinsterniß am 4ten Jun. 1788. vom K. Astronom und Professor Strnadt.

II. Beobachtung der Sonnenfinsterniß am 4ten Jun. 1788. auf der Sternwarte in Prag von Friedrich Gerstner. Bey dieser Beobachtung schien der Mond in der Finsterniß ganz rund ohne zackichte Ausschnitte, dergleichen im J. 1787. beobachtet wurden. Der Verf. bemerkt daher, daß der Mond an seiner Oberfläche keine so hohen Berge haben könne, als

 an

at der untern, und daß diese Beobachtung sehr vortheilhaft für Sterndeckungen sey.

III. Eine leichte und genaue Methode für die Berechnung der geographischen Länge aus Sonnenfinsternissen. Von ebendemselben; mit einer Kupfertafel. Nach dem Zeugniß des Tob. Mayer sind zu genauer Berechnung einer Sonnenfinsterniß nach Anweisung des Hrn. de la Hire wenigstens 36 Proportionen nöthig. Hr. de la Lande erfordert deren eben so viele; der Verf. aber hat sie in 9 Proportionen zusammen gebracht. — Obige 3 Aufsätze sind für Astronomen sehr interessant. Wir wünschten sie in einem Auszug mitzutheilen; aber sie bestehen größtentheils in Berechnungen, die sich nicht abkürzen lassen.

IV. Versuche über die Ausdünstungen des Wassers im leeren Raume des Barometers. Vom Abbé Gruber. Hr. Professor Gerstner, welcher die Erfahrung der Ausdünstung für seine Theorie der Barometerhöhe benutzen wollte, that dem V. den Vorschlag, einen Tropfen Wasser in dem leeren Raum eines Barometers aufsteigen zu lassen, und die Modification desselben in verschiedenen Umständen zu beobachten. Dieß gab Gelegenheit zu Versuchen die der Verf. erzählt und daraus folgert: 1) der Wärmegrad, welcher das Quecksilber sowohl, als das Wasser zum Kochen bringt, vertreibt aus demselben die Luft also, daß keine Spur davon übrig bleibt, welches analogisch auch bey andern flüssigen Materien, die schwerer als die Luft sind zu erfolgen scheint. 2) Die atmosphärische Luft ist zur Ausdünstung nicht nöthig, vielmehr verspätet und vermindert sie dieselbe. 3) Die Wärme und der Feuerstoff ist im leeren Raume für sich hinreichend die Ausdünstung zu bewirken und fortzusetzen. Es hängt blos von der Menge desselben ab, ob viel oder wenig Wasser aufgelößt werde; auch folgen die Dünste nur dem Zuge dieses Stoffes. 4) Bey demselben Wärmegrad löst sich in einem leeren Raume nur eine bestimmte Wassermasse in Dünste auf. In der gemeinen Luft muß auch der Grad der Feuchtigkeit in Anschlag gebracht werden. 5) Das Aufsteigen, Verflüchtigen und Circuliren der Dünste kann wenigstens in einem leeren Raume nach statischen Gesetzen nicht erkläret werden. Es muß durch Verbindung der Dünste mit dem Wärme- und Feuerstoff geschehen. In der Atmosphäre wird zwar das Aufsteigen wärmerer Luftvolume sammt ihren Dünsten durch statische Gesetze bewirkt; allein daß die schwereren Dünste in der geringeren Luft sich erhalten,

halten, ist blos ihrer Verbindung mit dem Feuer und andern Mitteldingen, die die Abstoßungskreise verursachen, zuzuschreiben. 6) Wärme- und Feuerstoff vereinbare mit andern Flüssigkeiten, die durch das Glas dringen, scheint auch im leeren Raume ein Mittelding zu machen, worinn so viele Dünste aufgelößt und schwebend erhalten werden, als es die mit der Menge der Mitteldingstheilchen in Verhältniß stehende Aehnlichkeit der Dünste erlaubt. — Das Feuer scheint die einzige Dunstmodification im leeren Raume; die Luft das Vehiculum das die Dünste, nur in so fern sie mit dem Feuerstoff verbunden sind aufnimmt und zurückhält, damit sie sich nicht so geschwind verflüchtigen. In diesem Betracht scheinet das Feuer gleichsam der Mittler zu seyn, der sich mit den Dünsten vereiniget, und zugleich die Luft ausdehnet, damit es jene in die Zwischenräume dieser versetzen und fortführen könne. Es ist auch möglich, daß eine dünnere atmosphärische Luft, sie möge durch die Wärme, oder durch die Abnahme des Druckes dünner geworden seyn, mehr Dünste, als eine dichtere fasse. Hierauf gründet sich das Aufsteigen der Dünste durch eine dichtere in eine dünnere Luft, bis dahin, wo sie condensirt werden, die Wolken formiren und wieder herabfallen; denn das Feuer, welches der kältern Gegend zueilet, und die Dünste mit sich hinauf reißet, verflüchtiget sich da geschwinder, wo die Luft wegen der Abnahme ihres Druckes, ohnerachtet ihrer Kälte, dünner wird, und läßt also die mitgeführten Dünste zurück. Durch einerley Grad der Wärme werden die blossen Dünste mehr, als die gemeine trockne Luft, wenn beyde von gleicher Masse sind, ausgedehnt. Hingegen werden mit zunehmender Kälte immer mehr Dünste präcipitirt, inzwischen sich die Luft nur enger zusammenzieht; daher auch unter dem Wärmegrad, wo beyde mit ungleichen Massen gleiche Volume haben, der blosse Dunstraum bey anwachsender Kälte kleiner, als der blosse Luftraum wird. Hieraus folgt, daß das Feuer zwar eine größere Elasticität den Dünsten, als der Luft beybringe, indem es nach Verhältniß seiner Menge ihre Atmosphären vergrößert; hingegen aus den Dünsten, um ein wandelbares Mittelding mache, das wegen Zu- und Abnahme ihrer Masse größern Veränderungen, als die Luft, die sich durch die Kälte nicht präcipitirt, unterworfen ist. 7) Zur Eiswerdung, die unter die Krystallisationen gehöret, ist keine Luft nöthig, wenn sie gleich zu andern Krystallisationen nöthig seyn mag. Diese Operation wird im Wasser bey einem

gewissen Abgang des Feuers, welches in denselben die Flüssigkeit durch die Absonderung seiner Elemente unterhält, von bestimmten Anziehungsgesetzen verrichtet. Es werden Theile an Theile gezogen, und in den Flüßigkeitsumständen größere Zwischenräume veranlaßt, wodurch das Eisvolum, auch wenn es von der Luft ganz gereiniget ist, sich vermehren muß. Im gemeinen Wasser wird zwar durch diesen Vorgang ein Theil der Luft ausgetrieben, aber wenn es ruhig steht, ein noch größerer Theil in Blasen nur gesammlet, und immer von der Eismasse zurückgehalten, welches man beym Eise, das in einem festen Geschirr ohne Bewegung erzeugt worden, abnehmen kann. Dies ist Ursache, daß die Vermehrung der Eismasse im ruhigen gemeinen Wasser $\frac{1}{10},5$; im gekochten, das der freien Luft ausgesetzt ist $\frac{1}{12},2$; und im gekochten, das im leeren Raume frieret, nur $\frac{1}{18}$ der flüßigen Masse beträgt. Der V. bemerket noch, daß der leere Raum des Barometers noch zu manchen andern wichtigen Versuchen dienen, und Aufschluß in den Eigenschaften der Mitteldinge geben könne. Schon der Umstand, daß das Quecksilber, wenn es gut ausgekocht worden, bey der stärksten Erhitzung des Vacuums keine Veränderung leide; zeigte uns das vollkommenste, bisher noch wenig benutzte Leere, und gebe Aussicht auf vielerley präcise Erfahrungen.

V. Ueber die Prüfungs- und Verbesserungsart der gleicharmigen Waagen, in Betreff ihrer Empfindlichkeit und Zuverläßigkeit. Von ebendemselben. Nebst einer Kupfertafel. Eine Abhandlung, worin die Mittel angegeben werden, wie die Waage, das für die empirische Physik, und selbst jedem Hausvater so nützliche und unentbehrliche Instrument, auf den möglichsten Grad seiner Vollkommenheit gebracht wird, verdient Beyfall und Empfehlung. Sie muß im Zusammenhang gelesen werden, wenn man nichts von ihrem Sinn verlieren will. —

Abhandlungen der Gesellschaft zur Naturlehre und Naturgeschichte.

I. Beyträge zur Naturgeschichte von Böhmen, und insbesondere zur Geschichte des Basalts. Vom Hrn. Stouch, Unteraufseher der französischen Bergwerke und Correspondenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Turin. Das Original ist französisch, und ist der Uebersetzung beygedruckt.

druckt. Der V. macht von 12 gesammleten Fossilienstücken, und den Orten, wo er sie fand, eine lesenswerthe Beschreibung. Besonders haben uns die physisch-mineralogischen Anmerkungen, womit er die Abhandlung beschließt, gefallen. Der Physiker und Mineralog wird sie mit Nutzen und Vergnügen lesen.

II. Zergliederung eines menschlichen Cyclopen. Vom Professor Georg Prochaska. Mit einer Kupfertafel, worauf der Kopf von verschiedenen Seiten vorgestellt ist. Die Figur ist sonderbar, und für den Physiker Stoff zu Untersuchungen, wie sich die Natur bey der Formation der Körper aus ihrem Geleise verlieren kann.

III. Ueber den harzichten Bestandtheil des Adriatischen Meeres. Vom Professor Joseph Mayer. Der V. erzählt die Versuche die zur Erforschung der Bestandtheile jenes Meeres andere und er selbst gemacht haben. Seine Bemühung war fruchtlos, und er bleibt der Meynung, daß das aufgelöste Harz im Meerwasser noch gar nicht hinreichend erwiesen sey, und daß die Versuche, die an einzelnen Küsten in der Rücksicht unternommen worden sind, noch nicht erlaubten, auf ein ganzes Meer zu schließen, noch weniger allgemeine Erscheinungen, z. B. das Leuchten, daher zu erklären.

IV. Ueber die magnetische Kraft des krystallisirten Eisensumpferzes. Von ebendemselben. Der Verf. näherte sich mit einem Säulchen Eisensumpferz einer Magnetnadel, und sahe, daß selbige zurück wich, und Statt das Säulchen anzuziehen, solches zurück stieß. Er wurde nach mehreren Versuchen gewahr, daß das Säulchen eben die Wirkung, wie der Magnet hatte. Das eine Ende stellte den Nord-, das andere den Südpol vor, und so wie er sich mit einem oder dem andern den Polen der Magnetnadel näherte, wurde dieselbe abgestoßen oder angezogen. Die Wirkung war in der Entfernung eines Zolls merklich. Die dickern Säulchen thaten es nicht, weil diese vielleicht verschiedene Pole hatten, und durch ihre Holungen und Risse verschiedene Magnete vorstellten. Nach einem Räsonnement über die Mittheilung der magnetischen Kraft, wird bemerkt, daß sie eine Geburt der Atmosphäre sey.

V. Charactere und Beschreibung des Geschlechts der Papageyfische, callyodon. Vom D. M. E. Bloch. In diesem

Aufsatz wird erst von der Natur der Papageyfische überhaupt geredet, dann der Japanische, der Ilersche und Griechische Papageyfisch, Callyodon Iapanensis lineа laterali interrupta, callyodon Ileri pinna caudae rotundata, callyodon Cretensis pinna caudae lunata beschrieben. Von allen dreien ist die Abbildung artig gestochen und illuminiret beygefügt.

VI. Abhandlung über die Frage: Woher hat Böhmen in ältern Zeiten sein Kochsalz genommen? Sind die Nachrichten von den in Böhmen seynsollenden Salzquellen gegründet, und ist Hoffnung, daß es einst eigenes Kochsalz erzeugen könnte? Vom D. Johann Mayer. Der V. führet mit vieler Belesenheit und sehr wahrscheinlichen Gründen aus, daß Böhmen von den ältesten Zeiten an fremdes Salz eingeführet, es folglich kein eigenes, oder nicht genug haben müsse. 2) Daß die vorhandenen Anzeigen von Kochsalz unbedeutend, oder gar falsch und irrig sind. 3) Selbst die Gebirge Böhmens keine Flötze enthalten, die der Vermuthung des Kochsalzes günstig wären; daher wenig Hoffnung zu künftiger Entdeckung dieses nothwendigen Bedürfnisses.

VII. Ueber die Zuverläßigkeit der Eudiometrie. Vom D. Johann Andreas Scherer. Der V. saget erst, was für und wider die Zuverläßigkeit der Eudiometer gesagt werden kann; dann erzählet er den Proceß von 6 Versuchen, die er nach Hrn. Achard gemacht hat. Das Resultat davon gehet dahin:

I. 64. Kubikzoll Luft, worin Salpeter mit Eisenspänen verpuffte

Menge der fixen Luft [illegible], Gütegrad 64
— — — [illegible] — 72
Löscht die Flamme aus, und tödtet Thiere.

II. 64. Kubikz. Luft, worin Salpeter mit Kohlenstaub verpuffte

Menge der fixen Luft $\frac{7\frac{1}{2}}{100}$ Gütegrad 56
— — — $\frac{7\frac{1}{2}}{100}$ — 55
— — — $\frac{10}{100}$ — 75
Löscht die Flamme aus, tödtet Thiere.

III. 64. Kubikz. Luft, worin flüssiger Salpeter verpuffte

Menge der fixen Luft $\frac{8\frac{1}{2}}{100}$ Gütegrad 80

— — — $\frac{5\frac{1}{2}}{100}$ — 78

— — — $\frac{5}{100}$ — 75

Löscht die Flamme nicht aus, tödtet Thiere.

IV. 32. Kubikz. Luft, worin ein Zeisig 14 Minuten geathmet

Menge der fixen Luft $\frac{6}{100}$, Gütegrad 63.

Löscht die Flamme aus, tödtet Thiere.

V. 64. Kubikz. Luft, zweymal geathmet.

Menge der fixen Luft, $\frac{3}{100}$, Gütegrad 63.

VI. 64. Kubikz. Luft, einmal geathmet.

— — — — 75

Löscht die Flamme nicht aus, tödtet Thiere.

Der Verf. erwähnt noch der Grundsätze der Eudiometrie, nämlich 1) die Luft hat eine Eigenschaft, sich mit dem Phlogiston durch alle zwischen ihrer äußersten Dephlogistication liegende Grade zu verbinden, 2) ihre Mephitisirung, oder Unfähigkeit zum Athmen, hängt von dem Phlogiston ab, 3) sie ist desto fähiger zum Athmen, je weniger sie Phlogiston enthält, 4) sie kann sich nur mit einer bestimmten Menge Phlogiston verbinden, 5) die Menge Phlogiston, welche die Luft in sich aufnehmen kann, stehet mit der Menge, die sie enthält, im umgekehrten Verhältnisse. Aus diesen Grundsätzen zieht er Folgen, für die Richtigkeit der Eudiometrie, und bemerket, daß sich dadurch manche Einwendung selbst widerlege. —

Abhandlungen der Gesellschaft zur Alterthumskunde und Geschichte.

I. Abhandlung über das Alter der Böhmischen Bibelübersetzung. Vom P. Gelasius Dobner, Exprovinzial. Der Verf. sagt, die Böhmischen Gelehrten hätten schon lange die Frage aufgeworfen, ob es wahrscheinlich sey, daß die Böhmen erst bey Ausgang des 13ten Jahrhunderts eine Böhmische Bibelübersetzung empfangen hätten. Er behauptet ihr früheres Daseyn, weil es ihm unwahrscheinlich ist, daß die Bischöfe

der Zahl ihrer Einwohner vergeblich um. Die Blumen und Gewächse, die der V. in der Gegend dieser Stadt fand, ordnet er in einem Blüthenkalender, und setzet jede Pflanze in den Monat, wo er sie zuerst blühen fand. Die Sachen sind ganz gut, aber die poetische Beschreibung, die er jedem Monate von den zum Pflanzenreich nicht gehörigen Naturproducten und Veränderungen beyfügt, will uns nicht behagen. Er ist hier außer seinem Fach, und man wird es gar zu oft gewahr, daß sich sein Talent in ein fremdes Feld verirrte.

IV. Ueber die böhmischen Schlangenarten. Von ebendemselben. Die Blindschleiche, anguis fragilis, die gemeine Natter, coluber natrix, coronella austriaca, die Kupferschlange, coluber Chersea, schwarze Schlange, coluber prester, die Otter, coluber berus, sind die Gegenstände dieser Abhandlung. Der V. behauptet gegen die Versuche des Hrn. Hofrath Mayers, daß der Biß der Schwedischen Natter (coluber Chersea) bey Vögeln schädlich sey. Er stach Hühner mit einer mit dem Saft ihres Giftbläschens bestrichenen Nadel, und der Tod erfolgte. Diese Abhandlung wird durch 2 feine Kupfer von der Otter erläutert.

V. Untersuchung eines Steins aus dem Speichelgange. Von Franz Wilhelm Morawez. Er wohnte einer Operation bey, wo man einem Mann einen Stein, der über einen Zoll lang war und einen Drittel davon im Durchmesser hatte, unter der Zunge aus den Speichelgängen schnitt. Er machte verschiedene Versuche seine Bestandtheile zu finden, und fand, daß er gelbes Oehl, flüchtiges Laugensalz, Kochsalz und schmelzbare Erde enthielt. Die Farbe war schmutzig weiß, und nahm keine Politur an. Auf eine ähnliche Art verspricht er nächstens den Weinstein, der sich an die Zähne setzt, zu untersuchen.

VI. Ueber den Iserfluß und dessen natürliche Merkwürdigkeiten des Steinreichs, von Johann Rostislaw Kuhn. An den Ufern und in diesem Fluß findet man alle Gebirgsarten, die nur einst ein Mineralog aufgezeichnet hat; 1) eine bisher noch unbekannte und unbenutzte Gattung, die aus Glimmer und blättrichter Molybdäna oder Wasserbley mit etwas wenigem Thon schichtweis verbunden besteht; Krystalle, die man sonst unter dem Namen der Böhmischen Krystalle verkaufte, und nach Verschiedenheit ihrer Farben verschieden nannte;

Schörl

Schörl und Eisengranaten von schwarzer, brauner und rother Farbe, und magnetische schwarze Eisenkörner, die selbst Eisen sind und Eisen anziehen; in dem Sand des Flusses Gold; Geschiebe von Quarz mit rothen schillernden Feldspat, der den Labradorstein und der Adularia ähnlich; in dem Fluß Granaten und Schörl, worunter rosenfarbige die Aufmerksamkeit der Kenner verdienen, die aber nicht größer als eine Erbse und blos als Geschiebe vorkommen; Eisensanderze, Ocher und eine Menge Halbedelsteine, als Chalzedone, Agathe, Onix u. s. w. Eisen und Quecksilberflötzen, Jaspisarten, Zinnober, Basalt, Porphirschiefer, Grünstein, lavaähnliche Steine, Steinkohlen, Geschiebe von Erdpech, welches in der Lichtflamme wie Schießpulver verpufft und einen Geruch wie Bernstein hinterläßt; die Steinart, so unter dem Namen Aventurino bekannt ist; Kreutzsteine, einen grünen Serpenthin mit schwarzen kreutzförmig über einander gelegten Schörl; den Heliotrop, einen grünen Jaspis mit rothen Puncten bestreut; den Granatfelsenstein, eine Steinart, die aus blossem braunen Granat zu bestehen scheint; versteinerte Hölzer, kalcinirte Knochen u. s. w. Einen ungeheuren 5 Schuhe langen Schenkelknochen und eine große vermuthlich Elephantenribbe fand man bey Horka. Von so ungeheuren Gerippen erzählt man in der Gegend von Benatek, wo der Verf. den Backenzahn eines Elephanten ganz calcinirt fand. Er bemerkt auch, daß Böhmen Chrysopras-Anbrüche haben müsse; denn man fände prächtige große Stücken davon in der Kapelle St. Wenzels in der Domkirche auf dem Schloß zu Prag und in der Kapelle zu Karlstein, wo die Wände mit ausgezieret wären. Die Schlesischen Chrysopras-Anbrüche zu Kosemitz wären damals, als die Gebäude erbaut worden, noch nicht bekannt gewesen, und sonst hatte man keine in Europa gehabt.

Abhandlungen der Gesellschaft zur Astronomie, Mechanik und Meteorologie.

I. Beobachtung der Sonnenfinsterniß am 4ten Jun. 1788. vom K. Astronom und Professor Strnadt.

II. Beobachtung der Sonnenfinsterniß am 4ten Jun. 1788. auf der Sternwarte in Prag von Friedrich Gerstner. Bey dieser Beobachtung schien der Mond in der Finsterniß ganz rund ohne zackichte Ausschnitte, dergleichen im J. 1787. beobachtet wurden. Der Verf. bemerkt daher, daß der Mond an seiner Oberfläche keine so hohen Berge haben könne, als

als der untern, und daß diese Beobachtung sehr vortheilhaft für Sterndeckungen sey.

III. Eine leichte und genaue Methode für die Berechnung der geographischen Länge aus Sonnenfinsternissen. Von ebendemselben; mit einer Kupfertafel. Nach dem Zeugniß des Tob. Mayer sind zu genauer Berechnung einer Sonnenfinsterniß nach Anweisung des Hrn. de la Hire wenigstens 36 Proportionen nöthig. Hr. de la Lande erfordert deren eben so viele; der Verf. aber hat sie in 9 Proportionen zusammen gebracht. — Obige 3 Aufsätze sind für Astronomen sehr interessant. Wir wünschten sie in einem Auszug mitzutheilen; aber sie bestehen größtentheils in Berechnungen, die sich nicht abkürzen lassen.

IV. Versuche über die Ausdünstungen des Wassers im leeren Raume des Barometers. Vom Abbé Gruber. Hr. Professor Gerstner, welcher die Erfahrung der Ausdünstung für seine Theorie der Barometerhöhe benutzen wollte, that dem V. den Vorschlag, einen Tropfen Wasser in dem leeren Raum eines Barometers aufsteigen zu lassen, und die Modification desselben in verschiedenen Umständen zu beobachten. Dieß gab Gelegenheit zu Versuchen die der Verf. erzählt und daraus folgert: 1) der Wärmegrad, welcher das Quecksilber sowohl, als das Wasser zum Kochen bringt, vertreibt aus demselben die Luft also, daß keine Spur davon übrig bleibe, welches analogisch auch bey andern flüßigen Materien, die schwerer als die Luft sind zu erfolgen scheint. 2) Die atmosphärische Luft ist zur Ausdünstung nicht nöthig, vielmehr verspätet und vermindert sie dieselbe. 3) Die Wärme und der Feuerstoff ist im leeren Raume für sich hinreichend die Ausdünstung zu bewirken und fortzusetzen. Es hängt blos von der Menge desselben ab, ob viel oder wenig Wasser aufgelößt werde; auch folgen die Dünste nur dem Zuge dieses Stoffes. 4) Bey demselben Wärmegrad löst sich in einem leeren Raume nur eine bestimmte Wassermasse in Dünste auf. In der gemeinen Luft muß auch der Grad der Feuchtigkeit in Anschlag gebracht werden. 5) Das Aufsteigen, Verflüchtigen und Circuliren der Dünste kann wenigstens in einem leeren Raume nach statischen Gesetzen nicht erkläret werden. Es muß durch Verbindung der Dünste mit dem Wärme- und Feuerstoff geschehen. In der Atmosphäre wird zwar das Aufsteigen wärmerer Luftvolume sammt ihren Dünsten durch statische Gesetze bewirkt; allein daß die schwereren Dünste in der geringeren Luft sich erhalten,

halten, ist blos ihrer Verbindung mit dem Feuer und andern Mitteldingen, die die Abstoßungskreise verursachen, zuzuschreiben. 6) Wärme- und Feuerstoff vereinbare mit andern Flüssigkeiten, die durch das Glas dringen, scheint auch im leeren Raume ein Mittelding zu machen, worinn so viele Dünste aufgelößt und schwebend erhalten werden, als es die mit der Menge der Mitteldingstheilchen in Verhältniß stehende Aehnlichkeit der Dünste erlaubt. — Das Feuer scheint die einzige Dunstmodification im leeren Raume; die Luft das Vehiculum das die Dünste, nur in so fern sie mit dem Feuerstoff verbunden sind aufnimmt und zurückhält, damit sie sich nicht so geschwind verflüchtigen. In diesem Betracht scheinet das Feuer gleichsam der Mittler zu seyn, der sich mit den Dünsten vereiniget, und zugleich die Luft ausdehnet, damit es jene in die Zwischenräume dieser versetzen und fortführen könne. Es ist auch möglich, daß eine dünnere atmosphärische Luft, sie möge durch die Wärme, oder durch die Abnahme des Druckes dünner geworden seyn, mehr Dünste, als eine dichtere fasse. Hierauf gründet sich das Aufsteigen der Dünste durch eine dichtere in eine dünnere Luft, bis dahin, wo sie condensirt werden, die Wolken formiren und wieder herabfallen; denn das Feuer, welches der kältern Gegend zueilet, und die Dünste mit sich hinauf reißet, verflüchtiget sich da geschwinder, wo die Luft wegen der Abnahme ihres Druckes, ohnerachtet ihrer Kälte, dünner wird, und läßt also die mitgeführten Dünste zurück. Durch einerley Grad der Wärme werden die blossen Dünste mehr, als die gemeine trockne Luft, wenn beyde von gleicher Masse sind, ausgedehnt. Hingegen werden mit zunehmender Kälte immer mehr Dünste präcipitirt, inzwischen sich die Luft nur enger zusammenziehet; daher auch unter dem Wärmegrad, wo beyde mit ungleichen Massen gleiche Volume haben, der blosse Dunstraum bey anwachsender Kälte kleiner, als der blosse Luftraum wird. Hieraus folgt, daß das Feuer zwar eine größere Elasticität den Dünsten, als der Luft beybringe; indem es nach Verhältniß seiner Menge ihre Atmosphären vergrößert; hingegen aus den Dünsten nur ein wandelbares Mittelding mache, das wegen Zu- und Abnahme ihrer Masse größern Veränderungen, als die Luft, die sich durch die Kälte nicht präcipitirt, unterworfen ist. 7) Zur Eiswerdung, die unter die Krystallisationen gehöret, ist keine Luft nöthig, wenn sie gleich zu andern Krystallisationen nöthig seyn mag. Diese Operation wird im Wasser bey einem

gewissen Abgang des Feuers, welches in denselben die Flüssigkeit durch die Absonderung seiner Elemente unterhält, von bestimmten Anziehungsgesetzen verrichtet. Es werden Theile an Theile gezogen; und in den Flüßigkeitsumständen größere Zwischenräume veranlaßt, wodurch das Eisvolum, auch wenn es von der Luft ganz gereiniget ist, sich vermehren muß. Im gemeinen Wasser wird zwar durch diesen Vorgang ein Theil der Luft ausgetrieben, aber wenn es ruhig steht, ein noch größerer Theil in Blasen nur gesammlet, und immer von der Eismasse zurückgehalten, welches man beym Eise, das in einem festen Geschirr ohne Bewegung erzeugt worden, abnehmen kann. Dies ist Ursache, daß die Vermehrung der Eismasse im ruhigen gemeinen Wasser $\frac{1}{10,5}$; im gekochten, das der freien Luft ausgesetzt ist $\frac{1}{12,2}$; und im gekochten, das im leeren Raume frieret, nur $\frac{1}{18}$ der flüßigen Masse beträgt. Der V. bemerket noch, daß der leere Raum des Barometers noch zu manchen andern wichtigen Versuchen dienen, und Aufschluß in den Eigenschaften der Mitteldinge geben könne. Schon der Umstand, daß das Quecksilber, wenn es gut ausgekocht worden, bey der stärksten Erhitzung des Vacuums keine Veränderung leide; zeigte uns das vollkommenste, bisher noch wenig benutzte Leere, und gebe Aussicht auf vielerley präcise Erfahrungen.

V. Ueber die Prüfungs- und Verbesserungsart der gleicharmigen Waagen, in Betreff ihrer Empfindlichkeit und Zuverläßigkeit. Von ebendemselben. Nebst einer Kupfertafel. Eine Abhandlung, worin die Mittel angegeben werden, wie die Waage, das für die empirische Physik, und selbst jedem Hausvater so nützliche und unentbehrliche Instrument, auf den möglichsten Grad seiner Vollkommenheit gebracht wird, verdient Beyfall und Empfehlung. Sie muß im Zusammenhang gelesen werden, wenn man nichts von ihrem Sinn verlieren will. —

Abhandlungen der Gesellschaft zur Naturlehre und Naturgeschichte.

I. Beyträge zur Naturgeschichte von Böhmen, und insbesondere zur Geschichte des Basalts. Vom Hrn. Stouh, Unteraufseher der französischen Bergwerke und Correspondenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Turin. Das Original ist französisch, und ist der Uebersetzung beygedruckt.

druckt. Der V. macht von 12 gesammleten Fossilienstücken, und den Orten, wo er sie fand, eine lesenswerthe Beschreibung. Besonders haben uns die physisch-mineralogischen Anmerkungen, womit er die Abhandlung beschließt, gefallen. Der Physiker und Mineralog wird sie mit Nutzen und Vergnügen lesen.

II. Zergliederung eines menschlichen Cyclopen. Vom Professor Georg Prochaska. Mit einer Kupfertafel, worauf der Kopf von verschiedenen Seiten vorgestellt ist. Die Figur ist sonderbar, und für den Physiker Stoff zu Untersuchungen, wie sich die Natur bey der Formation der Körper aus ihrem Geleise verlieren kann.

III. Ueber den harzichten Bestandtheil des Adriatischen Meeres. Vom Professor Joseph Mayer. Der V. erzählt die Versuche die zur Erforschung der Bestandtheile jenes Meeres andere und er selbst gemacht haben. Seine Bemühung war fruchtlos, und er bleibt der Meynung, daß das aufgelöste Harz im Meerwasser noch gar nicht hinreichend erwiesen sey, und daß die Versuche, die an einzelnen Küsten in der Rücksicht unternommen worden sind, noch nicht erlaubten, auf ein ganzes Meer zu schließen, noch weniger allgemeine Erscheinungen, z. B. das Leuchten, daher zu erklären.

IV. Ueber die magnetische Kraft des krystallisirten Eisensumpferzes. Von ebendemselben. Der Verf. näherte sich mit einem Säulchen Eisensumpferz einer Magnetnadel, und sahe, daß selbige zurück wich, und statt das Säulchen anzuziehen, solches zurück stieß. Er wurde nach mehrern Versuchen gewahr, daß das Säulchen eben die Wirkung, wie der Magnet hatte. Das eine Ende stellte den Nord-, das andere den Südpol vor, und so wie er sich mit einem oder dem andern den Polen der Magnetnadel näherte, wurde dieselbe abgestoßen oder angezogen. Die Wirkung war in der Entfernung eines Zolls merklich. Die dickern Säulchen thaten es nicht, weil diese vielleicht verschiedene Pole hatten, und durch ihre Holungen und Risse verschiedene Magnete vorstellten. Nach einem Räsonnement über die Mittheilung der magnetischen Kraft, wird bemerkt, daß sie eine Geburt der Atmosphäre sey.

V. Charactere und Beschreibung des Geschlechts der Papageyfische, callyodon. Vom D. M. E. Bloch. In diesem

Ausfsg wird erst von der Natur der Papageyfische überhaupt geredet, dann der Japanische, der Jserische und Griechische Papageyfisch, Callyodon Iapanensis linea laterali interrupta, callyodon Iseri pinna caudae rotundata, callyodon Cretensis pinna caudae lunata beschrieben: Von allen dreien ist die Abbildung artig gestochen und illuminiret beygefügt.

VI. Abhandlung über die Frage: Woher hat Böhmen in ältern Zeiten sein Kochsalz genommen? Sind die Nachrichten von den in Böhmen seynsollenden Salzquellen gegründet, und ist Hoffnung, daß es einst eigenes Kochsalz erzeugen könnte? Vom D. Johann Mayer. Der V. führet mit vieler Belesenheit und sehr wahrscheinlichen Gründen aus, daß Böhmen von den ältesten Zeiten an fremdes Salz eingeführet, es folglich kein eigenes, oder nicht genug haben müsse. 2) Daß die vorhandenen Anzeigen von Kochsalz unbedeutend, oder gar falsch und irrig sind. 3) Selbst die Gebirge Böhmens keine Flötze enthalten, die der Vermuthung des Kochsalzes günstig wären; daher wenig Hoffnung zu künftiger Entdeckung dieses nothwendigen Bedürfnisses.

VII. Ueber die Zuverläßigkeit der Eudiometrie. Vom D. Johann Andreas Scherer. Der V. saget erst, was für und wider die Zuverläßigkeit der Eudiometer gesagt werden kann; dann erzählet er den Proceß von 6 Versuchen, die er nach Hrn. Achard gemacht hat. Das Resultat davon gehet dahin:

I. 64. Kubikzoll Luft, worin Salpeter mit Eisenspänen verpuffte

Menge der firen Luft [illegible], Gütegrad 64
— — — [illegible] — 72
Löscht die Flamme aus, und tödtet Thiere.

II. 64. Kubikz. Luft, worin Salpeter mit Kohlenstaub verpuffte

Menge der firen Luft $\frac{7\frac{1}{2}}{100}$ Gütegrad 96
— — — $\frac{7\frac{1}{2}}{100}$ — 35
— — — $\frac{10}{100}$ — 75
Löscht die Flamme aus, tödtet Thiere.

III.

III. 64. Kubikz. Luft, worin [illegible] Salpeter verpuffte

Menge der fixen Luft $\frac{8\frac{1}{2}}{100}$ Gütegrad 80

— — — $\frac{5\frac{1}{2}}{100}$ — 78

— — — $\frac{}{100}$ — 75

Löscht die Flamme nicht aus, tödtet Thiere.

IV. 32. Kubikz. Luft, worin ein Zeisig 14 Minuten geathmet

Menge der fixen Luft $\frac{4}{100}$, Gütegrad 63.

Löscht die Flamme aus, tödtet Thiere.

V. 64. Kubikz. Luft, zweymal geathmet.
Menge der fixen Luft, $\frac{3}{100}$, Gütegrad 63.

VI. 64. Kubikz. Luft, einmal geathmet.

— — — — 75

Löscht die Flamme nicht aus, tödtet Thiere.

Der Verf. erwähnt noch der Grundsätze der Eudiometrie, nämlich 1) die Luft hat eine Eigenschaft, sich mit dem Phlogiston durch alle zwischen ihrer äußersten Dephlogistication liegende Grade zu verbinden, 2) ihre Mephitisirung, oder Unfähigkeit zum Athmen, hängt von dem Phlogiston ab, 3) sie ist desto fähiger zum Athmen, je weniger sie Phlogiston enthält, 4) sie kann sich nur mit einer bestimmten Menge Phlogiston verbinden, 5) die Menge Phlogiston, welche die Luft in sich aufnehmen kann, stehet mit der Menge, die sie enthält, im umgekehrten Verhältnisse. Aus diesen Grundsätzen zieht er Folgen, für die Richtigkeit der Eudiometrie, und bemerket, daß sich dadurch manche Einwendung selbst widerlege. —

Abhandlungen der Gesellschaft zur Alterthumskunde und Geschichte.

I. Abhandlung über das Alter der Böhmischen Bibelübersetzung. Vom P. Gelasius Dobner, Exprovinzial. Der Verf. sagt, die Böhmischen Gelehrten hätten schon lange die Frage aufgeworfen, ob es wahrscheinlich sey, daß die Böhmen erst bey Ausgang des 13ten Jahrhunderts eine Böhmische Bibelübersetzung empfangen hätten. Er behauptet ihr früheres Daseyn, weil es ihm unwahrscheinlich ist, daß die

Bischöfe

Bischöfe und ganze Geistlichkeit in Böhmen vom 9 bis zum Ausgang des 13ten Jahrhunderts so sorglos gewesen seyn sollten, das Wort Gottes nicht in die Muttersprache zu übersetzen. Recens. wundert sich darüber nicht; denn was hatten wir denn in Deutschland, wo der hohe und niedere Clerus doch zehnmal stärker war, vom 9ten bis ins 15te Jahrhundert für Bibelübersetzungen in der Muttersprache? So läßt sich auch daraus, daß es eine der ersten Bemühungen des Hrabanus Maurus, und seines Lehrjüngers Otfrieds gewesen, den neubekehrten Deutschen eine Uebersetzung der Evangelisten in Versen zu verfertigen, kein Argument für seine Behauptung nehmen; denn Otfrieds weitschweifige mit Flickwörtern vollgestopfte gereimte Evangelien, Tatians Harmonien und andere gleichzeitige Stücke aus der Bibel, blieben immer nur Paraphrasen, Meistersängerreimerey, einzelne Stücke und nichts Ganzes. Eine Uebersetzung des neuen Testaments oder gar der ganzen Bibel, kennen wir vor dem 15ten Jahrhundert nicht. —

II. Geschichte der Böhmischen Pikarden und Adamiten von Joseph Dobrowsky. In dieser Geschichte wird gezeigt, daß der Abt Tritheim, Boemus, Aubanus, Bayle, Beausobre Mosheim und andere den Böhmischen Pikarden einen Ursprung zuschrieben, den sie nicht haben, sie zu einer Zeit leben lassen, wo sich ihr Daseyn nach den Grundsätzen, die man ihrer Secte in dem Zeitalter beyleget, nicht beweisen läßt. Daher die öftern Verwechselungen der Böhmischen Brüder, Hussiten, Utraquisten, Kelchner, Taboriten, Pikarden, Waldenser, Nicolaiten, Adamiten und Grubenheimer. — Joh. Schlechta schrieb 1519. einen langen Brief an Erasmus, worin er die Religionsmeinungen der Pikarden, wie man sie nannte, das ist der Böhmischen Brüder genau beschrieben hat. Er sagt kein Wort von ihren verdächtigen Zusammenkünften, wiewohl er auch in demselben Brief der Nicolaiten das ist der Adamiten gedenket. Die Böhmischen Pikarden oder Böhmischen Brüder, dürfen also durchaus nicht mit den unzüchtigen Pikarden oder Adamiten, die im April 1421. auf der Insel Wesseln vertilgt wurden, verwechselt werden, wie solches so oft geschiehet. Der letzte § handelt von der noch existirenden Secte des reinen Geistes in Böhmen, wobey der Verf. bemerket, daß es nicht wahrscheinlich sey, daß die armen Leute im Chrudimer Kreise auf der Richenburger Herrschaft,

schaft, ein Ueberbleibsel der alten Pikarden seyn sollten. Sie hätten viel ähnliches mit den fratribus liberi Spiritus; ihr reiner Geist wäre der alte Spiritus libertatis. Die Anstrengung mit welcher sie sich über das Sinnliche zu erheben suchen, wäre vielleicht Ursache, daß sie so ausgemergelt aussähen, nicht ihre Ausschweifungen. Man wendete alle Mittel an, sie der bürgerlichen Ordnung zu unterwerfen. — Unter den Schriftstellern, die der Verf. bey seiner Arbeit benutzet, ist Brzezyna, Stadtschreiber auf der Neustadt Prag, einer, auf den er sich am östersten beziehet.

III. Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen, wie auch von dem Einfluß, den sie auf Religion, Sitten, Regierung, Wissenschaften und Künste der Böhmen gehabt haben. Von Franz Martin Pelzel. In dieser Abhandlung werden die verschiedenen Wege verfolgt, worauf die Deutschen und ihre Sprache nach Böhmen gekommen sind, und welche Vortheile dieses Land durch sie gewonnen hat. Die deutschen Völker, die Boier, Hermundurer und Markomannen, die sonst Böhmen bewohnten, wurden von den Slaven im 4ten Jahrhundert vertrieben, ein Rest davon blieb aber in den Bergen zurück, und erhielt Nation und Sprache. Diese wurden vom 9ten Jahrhundert an bis jetzt, durch die deutschen Priester, die zur Ausbreitung der christlichen Religion nach Böhmen gesendet wurden, die deutschen Gemalinnen der Herzoge und Könige von Böhmen, die deutschen Bischöffe zu Prag, die deutschen Mönche und Nonnen, die deutschen Bergleute und den Handel mit Deutschen, immer mehr verbreitet, so daß die deutsche Sprache in Prag jetzt mit der Böhmischen ohngefehr in dem Verhältniß stehet, wie im 14ten Jahrhundert die Wendische in Leipzig, welche man verstehen und sprechen mußte, wenn man auf dem Markte von dem Landvolke Lebensmittel kaufen wollte. — Bey der Schilderung der Künste und Wissenschaften, der Sitten und Gebräuche, der Weichlichkeit und des Luxus, die die Deutschen mit nach Böhmen brachten, streut der Verf manche artige Anecdote ein, und macht dadurch die Geschichte unterhaltend.

Kleines Taschenbuch zur Aufmunterung für freundschaftliche Gesellschaften beyderley Geschlechts.

Neu und mit einem Anhang von Liedern vermehrt. 1789. 106 S. kl. 8.

Für Leser und Leserinnen, die gerne spielen, ist dieses Büchelchen ein ganz artiger Zeitvertreib; wir fanden es daher auf Toiletten und in Arbeitsbeuteln, im Fall der Noth waren auch Herren damit versehen. — Daher die 2te Auflage. — Die Lieder, womit sie vermehrt ist, sind aus bekannten guten Dichtern genommen, und ist dabey für die Bedürfnisse des andächtigen und muthwilligen Lesers gesorgt, wiewohl wir glauben, daß der Lobgesang am Morgen, und der Abendgesang in einem solchen Büchelchen, das hauptsächlich dazu dienen soll, die Lücken einer Unterhaltung auf eine amüsante Weise auszufüllen, und einer verstimmten Laune wieder Ton zu geben, nicht am rechten Orte stehen.

Ff.

Kleine prosaische Schriften vom Verfasser des Moriz. (Friedrich Schulz.) Erstes Bändchen. Weimar, 1788, in der Hofmannischen Buchhandlung. 176 weitläuftig gedruckte Seiten in 8.

Wer etwa nicht begreift, aus welchem Grunde diese Kleinigkeiten in einer Sammlung erscheinen, dem öffnet der V. in einem Präadvis das Verständniß folgendermaßen: „Diese „kleinen Aufsätze sind seit 2 oder 3 Jahren nach und nach im „deutschen Merkur und Musäum einzeln erschienen." (Um Manchem den doppelten Ankauf zu ersparen, wäre es hübsch gewesen, wenn ein einziges Wörtlein auf dem Titelblatte dieses angezeigt hätte.) „Vielleicht bin ich zu zärtlich gegen „diese meine Kinder, die vielleicht in eben dem Monat, wo„rin sie gebohren wurden, zu sterben, und nie wieder erweckt „zu werden verdienet hätten." (Diese beyden Vielleicht, welche einander in den Eisen liegen, geben der Periode eine widrige Nachläßigkeit. Wie wärs, wenn der Verfasser wenigstens das Erstere wegstriche? —) „Indessen wenn ich „diese väterliche Mühwaltung nicht übernommen hätte, (:) „so hätte es ein schmutziger Nachdrucker, der schon andre „meiner Arbeiten häßlich verunstaltet hat, unberufen statt „mei-

meiner *) gethan. — Wie dem sey, denen Liebhabern der Schulzischen Schriften, die keine Gelegenheit haben den Merkur ꝛc. zu lesen, ist eine Sammlung derselben vermuthlich willkommen. Dieses Bändchen enthält folgendes: I. Kinderstreiche meiner Phantasie. Der beste unter diesen Aufsätzen. II. Eine höchstseltsame Naturerscheinung. Ohne Zweifel ist hier von der bekannten Magdeburgischen Mißgeburt die Rede. Rec. hat sie vor einigen und zwanzig Jahren ebenfalls gesehen. Damals glich ihre Stimme dem Blöcken eines Schafes bis zum Täuschen, der Oberleib bis unter die Hüften war mit wolligten Haaren bedeckt, und noch in einigen andern Stücken wich sie von der Beschreibung des Verf. ab. Freylich aber mogte sie damals kaum 10jährig seyn. Auch war ihre Mutter, deren unermüdeter Zärtlichkeit für dieses unglückliche Geschöpf die Erhaltung desselben beyzumessen ist, keine gnädige Frau, sondern sie wohnte in der Neustadt vor M., und war, so viel wir uns erinnern, die Gattin eines Ackermannes. III. Eine Reihe von (skandalösen) Familiengemählden. Mit diesem Spiele seines Witzes geht es dem V., wie vorgedachter Mutter mit dem Spiele der Natur. Rec. ist weder ein Berliner, noch überhaupt im Preußischen gebohren oder ansäßig, und stehet so wenig mit den Herausgebern der Berlin Monatschrift als mit Hrn. S. in irgend einiger Verbindung, aber er ehret die Sitten, und trägt kein Bedenken zu sagen, daß er jenes Urtheil, welches über diese liederlichen Scenen im Okt. 1785. der Monatschr. gefället wurde,

*) Ohne dem Hrn. S. diese nur zu gewöhnliche Verwechselung des An meiner Statt mit Statt meiner aufzumutzen, nehmen wir Gelegenheit, den Unterschied dieser beyden gewiß nicht gleichgeltenden Ausdrücke anschaulich zu machen. „Ich schlug, bezahlte, küssete, lobte ꝛc. ihn, statt Deiner," heißt: Ich gab ihm die Schläge, Bezahlung, Küsse, Lobsprüche, die Du hättest empfangen sollen. Hingegen: „Ich schlug, bezahlte u. s. w. ihn an Deiner Statt," heißt: Ich gab ihm, was Du hättest geben sollen. Statt meiner sendest Du ihn, wenn ich gesandt werden, und an meiner Statt sendest Du ihn, wenn ich senden sollte. Statt meiner thun, spielen, gehen ꝛc. ist unrichtig, weil ich, du, er nicht gethan, gespielet, gegangen ꝛc. werden können, und Statt meiner sich, nach der Grammatik, nicht mit verbis neutris verbinden lässet, obwohl man in diesem Falle unter allen Arten obgedachter Verwechselung noch am leichtesten erräth, was der Verf. eigentlich sagen will.

wurde, sehr treffend, die Vertheidigung des V. hingegen sehr unzureichend finde, und daß Hr. S. nichts verlohren haben würde, wenn er diesen niedrigen Schmutz der Vergessenheit übergeben hätte. — Uebrigens verkennen wir sein hervorstechendes Talent, dergleichen Auftritte und Menschen lebhaft auszumalen, worauf er sich S. 66 ein wenig zu Gute thut, keinesweges. IV. Anekdote von Boissy. Gut erzählet. Ihr Zweck ist, zu zeigen, daß die schönen Wissenschaften ihre gar zu eifrigen Verehrer oftmals gerades Weges ins Hospital führen. V. Geschichte meiner Hypochondrie. Ein (unbedeutender) Beytrag zur Seelen-Naturkunde, bey dem man nicht an Büsch, und noch weniger an Sturz denken muß. Sonst herrscht in diesem Bändchen, wie in den übrigen Schriften des Verfassers, etwas von einer ihm eignen Ungeschmeidigkeit des Vortrages, und ein nachläßiger, noch nicht ausgebildeter Styl, dem es hie und da an Haltung fehlet; auch gehet aus mehreren Stellen hervor, daß die deutsche Sprache nicht zu den Lieblingsstudien dieses fruchtbaren Schriftstellers gehöre, der übrigens allerdings unseren besseren Köpfen beyzuzählen ist; daher man um so viel mehr aufrichtig wünschen muß, er möchte mehr Sorgfalt anwenden. Schon sein kleiner Moriz erhebt sich rühmlich über die, fürwahr anjetzt nicht mehr goldene Mittelmäßigkeit, und spätere Schriften übertreffen den Moriz; mithin kann er wahrscheinlich dereinst einen vorzüglichen Platz unter den Romandichtern einnehmen, wenn er sich nicht selbst im Lichte stehet, durch zu viele kleine Schreibereyen sich nicht an Ideen und Ausdruck erschöpft, und mehr dem Tadel der Rechtschaffenen, als der Posaune der Schmeichler sein Ohr öffnet. Wir würden ihn, den Mann von vielversprechendem Talent, bedauern, wenn der Weihrauch überhinurtheilender, oder mehr für die Person eines Verf., als für dessen wahre Ehre und für die Aufnahme der Litteratur eingenommener Leute, der so manchen verdirbt, auch ihn betäubte. Durch diesen Qualm hindurch siehet man eben so unrichtig, als durch jene Brillen, von denen er S. 64 spricht, verblendet sich gegen seine Schwächen, und wähnet sich gar leichtlich schon oben auf dem steilen, noch weit entfernten Gipfel, wenn man kaum des Berges Mitte, wo freylich Raum für Viele ist, erreichet hat. Und alsdann? — Nun, die Erfahrung zeigt, daß man in seinem selbstgefälligen Wahne dann gemeiniglich in dieser mittleren

Region

Region bleibet, oder gar wieder zurücksinkt. Herr S. hoffen wir, wird beydes zu seiner Ehre zu vermeiden wissen.

Nm.

Litterarische Chronik. Dritter Band. Bern, in der Hallerschen Buchhandlung. 1788. 365 Seiten in 8.

Dieser dritte Band enthält folgende Aufsätze: I. Lobrede auf den König, von Sulzer. II. Pope, ein Metaphysiker. Von Mendelssohn und Lessing. III. Rede eines Gelehrten, an eine Gesellschaft Gelehrter, von Lessewitz. IV. Die Kunst, die Menschen gut zu finden, von Spalding. V. Ueber das Trauerspiel. VI. Ueber das bürgerliche Trauerspiel. VII. Von dem Verfall des Komischen im Lustspiel. VIII. Lobrede auf den König, von Engel. IX. Ueber die musikalische Malerey; an den Königl. Kapellmeister Reichardt, von Engel. X. Ueber die schönen Künste. (Fragment eines Schreibens an Herrn K. D. G.) XI. Sulzers Schreiben über seine Theorie der schönen Künste. XII. Ueber den Werth der Lehre von der Unsterblichkeit; von Spalding. XIII. Bodmers Anrede an die Versammlung der H. H. Curatoren der Bürgerbibliothek, da an die Stelle W. J. G. Heidegger ein neuer Herr Präsident zu erwählen war. XIV. Ueber die Pflichten eines Lehrers, und den Unterschied von Schriften und Vortrag. Eine Rede von August Gottlieb Meißner.

Der H. hat doch diesmal die Quellen seiner Sammlung angezeigt; was Rec bey der Anzeige des zweyten Bandes vermißte; nur beym siebenten Aufsatz steht keine Note. — Der vierte Aufsatz von Spalding ist, wie der H. bemerkt, nach einer ihm anvertrauten Handschrift, (daß sie ihm vom Hrn. Spalding selbst anvertrauet worden, daran zweifeln wir) abgedruckt; eben so auch der 13te von Bodmer, nach einem handschriftlichen Aufsatz. Den beyden ersten Aufsätzen hat der H. ein paar Bemerkungen beygefügt, die Rec. zur Probe anführen will, was sich von diesem Manne erwarten läßt. S. 50. heißt es: „Friedrichs hohe Lineamente springen „überall in marquirten, kraftvollen Strichen in ihrer eigenthümlichen Umriße hervor, und sind die Bewunderung und „das Erstaunen jetziger und künftiger Zeit!“ So weiß der

wurde, sehr treffend, die Vertheidigung des V. hingegen sehr unzureichend finde, und daß Hr. S. nichts verlohren haben würde, wenn er diesen niedrigen Schmutz der Vergessenheit übergeben hätte. — Uebrigens verkennen wir sein hervorstechendes Talent, dergleichen Auftritte und Menschen lebhaft auszumalen, worauf er sich S. 66 ein wenig zu Gute thut, keinesweges. IV. Anekdote von Boissy. Gut erzählet. Ihr Zweck ist, zu zeigen, daß die schönen Wissenschaften ihre gar zu eifrigen Verehrer oftmals gerades Weges ins Hospital führen. V. Geschichte meiner Hypochondrie. Ein (unbedeutender) Beytrag zur Seelen-Naturkunde, bey dem man nicht an Büsch, und noch weniger an Sturz denken muß. Sonst herrscht in diesem Bändchen, wie in den übrigen Schriften des Verfassers, etwas von einer ihm eignen Ungeschmeidigkeit des Vortrages, und ein nachläßiger, noch nicht ausgebildeter Styl, dem es hie und da an Haltung fehlet; auch gehet aus mehreren Stellen hervor, daß die deutsche Sprache nicht zu den Lieblingsstudien dieses fruchtbaren Schriftstellers gehöre, der übrigens allerdings unseren besseren Köpfen beyzuzählen ist; daher man um so viel mehr aufrichtig wünschen muß, er möchte mehr Sorgfalt anwenden. Schon sein kleiner Moriz erhebt sich rühmlich über die, fürwahr anjetzt nicht mehr goldene Mittelmäßigkeit, und spätere Schriften übertreffen den Moriz; mithin kann er wahrscheinlich dereinst einen vorzüglichen Platz unter den Romandichtern einnehmen, wenn er sich nicht selbst im Lichte stehet, durch zu viele kleine Schreibereyen sich nicht an Ideen und Ausdruck erschöpft, und mehr dem Tadel der Rechtschaffenen, als der Posaune der Schmeichler sein Ohr öffnet. Wir würden ihn, den Mann von vielversprechendem Talent, bedauern, wenn der Weihrauch überhinurtheilender, oder mehr für die Person eines Verf., als für dessen wahre Ehre und für die Aufnahme der Literatur eingenommener Leute, der so manchen verdirbt, auch ihn betäubte. Durch diesen Qualm hindurch siehet man eben so unrichtig, als durch jene Brillen, von denen er S. 64 spricht, verblendet sich gegen seine Schwächen, und wähnet sich gar leichtlich schon oben auf dem steilen, noch weit entfernten Gipfel, wenn man kaum des Berges Mitte, wo freylich Raum für Viele ist, erreichet hat. Und alsdann? — Nun, die Erfahrung zeigt, daß man in seinem selbstgefälligen Wahne dann gemeiniglich in dieser mittleren

Region

Region bleibet, oder gar wieder zurücksinkt. Herr S. hoffen wir, wird beydes zu seiner Ehre zu vermeiden wissen.

Nm.

Litterarische Chronik. Dritter Band. Bern, in der Hallerschen Buchhandlung. 1788. 365 Seiten in 8.

Dieser dritte Band enthält folgende Aufsätze: I. Lobrede auf den König, von Sulzer. II. Pope, ein Metaphysiker. Von Mendelssohn und Lessing. III. Rede eines Gelehrten, an eine Gesellschaft Gelehrter, von Lessewitz. IV. Die Kunst, die Menschen gut zu finden, von Spalding. V. Ueber das Trauerspiel. VI. Ueber das bürgerliche Trauerspiel. VII. Von dem Verfall des Komischen im Lustspiel. VIII. Lobrede auf den König, von Engel. IX. Ueber die musikalische Mahlerey, an den Königl. Kapellmeister Reichardt, von Engel. X. Ueber die schönen Künste. (Fragment eines Schreibens an Herrn K. D. G.) XI. Sulzers Schreiben über seine Theorie der schönen Künste. XII. Ueber den Werth der Lehre von der Unsterblichkeit, von Spalding. XIII. Bodmers Anrede an die Versammlung der H. H. Curatoren der Bürgerbibliothek, da an die Stelle W. J. G. Heidegger ein neuer Herr Präsident zu erwählen war. XIV. Ueber die Pflichten eines Lehrers, und den Unterschied von Schriften und Vortrag. Eine Rede von August Gottlieb Meißner.

Der H. hat doch diesmal die Quellen seiner Sammlung angezeigt; was Rec bey der Anzeige des zweyten Bandes vermißte; nur beym siebenten Aufsatz steht keine Notiz. — Der vierte Aufsatz von Spalding ist, wie der H. bemerkt, nach einer ihm anvertrauten Handschrift, (daß sie ihm von Hrn. Spalding selbst anvertrauet worden, daran zweifeln wir) abgedruckt; eben so auch der 13te von Bodmer, nach einem handschriftlichen Aufsatz. Den beyden ersten Aufsätzen hat der H. ein paar Bemerkungen beygefügt, die Rec. zur Probe anführen will, was sich von diesem Manne erwarten läßt. S. 50. heißt es: „Friedrichs hohe Lineamente springen „überall in marquirten, kraftvollen Strichen in ihrer eigen„thümlichen Unirät hervor, und sind die Bewunderung und „das Erstaunen jetziger und künftiger Zeit!“ So weiß der

Herausg. den Hrn. Engel zu loben! — S. 51. heißt es: „Diese Schrift“ (Pope ein Metaphysiker) „hat sich selten gemacht. Mir scheint nach Styl und Einkleidung Lessing der „Verfasser zu seyn, und Mendelssohns Philosophie wandelt „in freundschaftlicher Harmonie daneben her.“ Daß Lessing und Moses Mendelssohn diese Schrift in Gesellschaft schrieben, ist bekannt genug. Aber selten ist diese Schrift so wenig, als die andern, die Hr. H. wieder abdrucken läßt.

Der Herausgeber zieht in der diesem Band vorgesetzten geharnischten Vorrede gegen unsere Recensionen seiner Chronik im 68sten und 75sten Band dieser Bibliothek, mit einer Heftigkeit zu Felde, die kaum ihres Gleichen hat, und die mich, den Recensenten, um so mehr befremdet, als ich mir bewußt bin, seine elende Compilation mit großer Nachsicht und Glimpf beurtheilt zu haben, ohngeachtet er meinen Unwillen durch seine selbstgefällige Aeußerungen über seine Arbeit, und durch seine Eingriffe in die Verlagsrechte nicht wenig reizte. Noch mehr erstaunte ich über das ungezogene Betragen des H., als ich nachher erfuhr, daß seine ganze Schriftstellerey seit einigen Jahren aus solchen Compilationen besteht, wobey er weder die Rechte der Verleger noch lebender Autoren respectirte; welches schon ein anderer Recensent bey der Anzeige der vom Herrn Heinzmann herausgegebenen Analekten für die Litteratur von Lessing rügte, obgleich Hr. Heinzmann dies Unternehmen mit allerhand Trugschlüssen zu bemänteln suchte. Doch ich komme nun zu den Vorwürfen, die der H. mir, und nebenher der Bibliothek, und besonders dem Herrn Nicolai auf eine sehr unwürdige Art zu machen sich erdreustet.

Zuerst merkte ich in der Recension des zweyten Bandes der Chronik an, daß das Meiste aus der Leipziger Bibliothek der Künste, und aus dem deutschen Merkur genommen sey, daß es aber ihm nicht gefallen habe, immer die Quellen seiner Compilation anzuzeigen. Dagegen replicirt er nun, daß er, genau gerechnet, nur 7 Aufsätze aus diesen Zeitschriften entlehnt habe, und daß in den drey ersten Bänden der Chronik überhaupt 50 Abhandlungen geliefert worden seyn. (Sehr listig! Was ich von den zwey erstern Bänden gesagt habe, das dehnt er auch auf den dritten Band aus, den ich doch erst jetzo in Gesicht bekomme. Ferner denkt er gar nicht daran, daß meine angeführte Bemerkung nur auf solche Abhandlungen

lungen sich erstreckt, bey denen er nicht anzeigte, woher sie genommen sind, und wem sie angehörten. Er pralte nämlich damit, daß er sich Mühe gäbe, verlohrne Schätze aufzusuchen, und streute dadurch, daß er die Quellen seiner Compilation nicht immer anzeigte, der Litteratur unkundigen Leuten Sand in die Augen. Eben dieser Praleren wollte ich mit jener Bemerkung Einhalt thun, und auch andere gelehrte Zeitungen, die der H. zu seinem Vortheil vergebens anführt, haben dies zweydeutige Verschweigen der Quellen gerügt. Ferner sagt der H. er habe alle jene gemeldete Abhandlungen, die über das Trauerspiel ausgenommen, nach verbesserten Handschriften abdrucken lassen. (Dies muß ich dahin gestellt seyn lassen, da ich keine Vergleichung anstellen konnte, ob es mir gleich sehr unwahrscheinlich vorkömmt. Aber ich fordere ihn hiemit auf, diese Verbesserungen in der Vorrede zum nächsten Band bestimmt anzugeben, und ohne Sophisterey. Einige dieser Abhandlungen sind hernach von ihren Verfassern, z. B. den Herren Garve und Winkelmann in größern Werken aufgenommen, vielleicht verbessert worden; allein wenn Herr Heinzmann diese Verbesserungen genützt hätte, so könnte er dennoch keineswegs sagen, daß er jene Abhandl. nach verbesserten Handschriften habe abdrucken lassen; denn dies sagt etwas anders, als nach verbesserten Ausgaben.) Zweytens bemerkte ich, daß er sein Versprechen — keine Aufsätze in seinen Plan aufzunehmen, die von den Verfassern bereits in ihre Werke aufgenommen worden, oder die sie noch aufnehmen dürften — schlecht gehalten habe, und führte zum Beweis ein paar Aufsätze von den Herren Garve und Eberhard an. Hingegen entschuldigt er sich folgendergestalt: die Garvische Abhandlung (die schon in eine eigene Sammlung aufgenommen worden ist) stehe hier ganz am rechten Orte; denn die Verwandschaft mit den hier abgedruckten Aufsätzen gestatte diese Ausnahme. (Wahrhaftig mit dieser Ausnahme wird es dem H. nicht schwer werden, alle schon gesammelte Aufsätze des Herren Garve, und anderer, seiner Chronik einzuverleiben! Diejenigen, denen etwas an der deutschen Litteratur liegt, haben sich schon längst die Garvische Sammlung gekauft, oder werden sich dieselbe gewiß noch kaufen; warum sollen sie nun einerley Aufsatz zweymal bezahlen? womit will dies der H. rechtfertigen? Daß er auch einzelne Abhandlungen, z. B. die Eberhardische, von den Zeiten der Aufklärung, und Engels Lobrede auf den König in diesem dritten Bande

seiner Chronik einverleibt, da er noch nicht einmal weiß, ob sie von den Verfassern in ihre größern Werke einmal aufgenommen werden dürften, und sich sonach selbst auf den Mund schlägt; dazu schweigt er gänzlich, und wirklich konnte dies auch nicht gerechtfertiget werden. Jene Abhandlung, und dies Meisterstück der teutschen Beredsamkeit sind erst vor wenigen Jahren im Druck erschienen, und gewiß in den Händen aller Leser, für die der H. eigentlich compiliren will. Ueberdies werden in diesem Falle die Verlagsrechte am auffallendsten gekränkt.) Eben dieses Umstandes wegen habe ich mich drittens berechtiget gefunden, zu bemerken, daß das ganze Unternehmen einer merkantilischen Anstalt ähnlich sey; allein hierauf weiß er weiter nichts zu antworten, als dies: er lasse es billig unerörtert, ob seine Unternehmung einer Buchhändler Speculation ähnlich sey, und Herr Nicolai sey auch Verleger. (Dies ist zu gleicher Zeit eine grobe Sophisterey und Unverschämtheit gegen den Herrn Nicolai. Denn es ist hier nicht die Rede von Buchhändler-Speculation überhaupt, sondern unbefugten Compilationen, von der Kränkung der Verlagsrechte eines dritten, welche wohl dem Herrn Nicolai niemals zur Last gelegt werden kann. So wenig moralisches Gefühl von Recht und Unrecht, oder so viel bösen Willen hat der H., daß er diese beyde ganz verschiedene Sachen nicht einmal von einander unterscheiden kann oder will. Und ein solcher Mensch unterfängt sich, seinem Recensenten geradezu Ehrlichkeit und moralische Güte abzusprechen!) Viertens bemerkte ich in der Recension des zweyten Bandes, daß der H. sein anderes Versprechen — „keine triviale Wiederholung des längst Bekannten und längst besser Gesagten in seinen Plan aufzunehmen“ — gleichfalls nicht erfüllt habe, indem manche triviale Aufsätze eingerückt wären. Dagegen beschuldigt er mich nun einer unglaublichen Härte, daß ich seinem Buch einen Plan unterlege, der eine wahre Chimäre sey; seine Chronik enthalte nach ihrer von ihm angegebenen und schon im Titel liegenden Bestimmung voll und halbwichtige Documente für Geschmack und Theorie u. s. w. also nicht lauter Aufsätze von Lessingschem, Garvischem Werthe. (Womit will es der H. beweisen, daß ich seiner Chronik einen chimärischen Plan unterlege? Weder ich noch irgend ein Mensch, erwartet von einer solchen Sammlung lauter vortrefliche Aufsätze; man nimmt auch mit halbwichtigen Aufsätzen über gewisse Materien vorlieb, wenn man nämlich sonst

nichts

nichts Besseres an ihrer Stelle hat, und schlechte Aufsätze, deren doch wirklich mehrere in seiner Chronik vorkommen, darf man sich mit Recht verbitten. Beydes hat er aber nicht beherzigt, und was ich hier noch einmal wiederhole, keine verlorne Schätze wieder ans Tageslicht gebracht; denn er rafft ja alles zusammen, was ihm von den neuesten Schriften unter die Hände kömmt, und zeigt keine Bekanntschaft mit unserer ältern Litteratur, und mit den allmähligen Fortschritten derselben. Von seiner Chronik hätte man, ihrem Titel zufolge, erwarten sollen, daß er der Zeitfolge gemäß mit der ältern Litteratur anfienge, die verlohrnen Schätze derselben aufsuchte, und mit beständiger Auswahl nach und nach zu den neuesten Zeiten fortrückte. Aber von dem allen findet man keine Spur; es ist Gutes und Schlechtes ohne Zeitordnung und ohne Wahl durch einander gemengt, und nirgends ein vernünftiger Plan und Zweck des Ganzen ausfindig zu machen. Mit einem Wort, der H. war dem ganzen Unternehmen nicht gewachsen, und kann auch dieses Unvermögen unmöglich durch Pralereyen und Impertinenzien verbergen; würde daher am besten thun, wenn er sein Compiliren, vermöge dessen er aus 10 Büchern das 11te macht, gar aufgäbe. Zwar sagt er: „ein jeder arbeite nach seinen Einsichten und „Kräften, und es sey Ehre genug, wenn nur die Zwecke nicht „unedel seyn; boshafte Strenge der Kritik bessere nicht, und „viele ehrliche Leute hätten dadurch ihre Zufriedenheit, und „oft ihr zeitliches Glück verloren." — Einem unwissenden Menschen seine Unwissenheit zeigen, ist weder Strenge noch Bosheit, daher sey es mir noch vergönnt, dem H. bey der Eingeschränktheit seiner Einsichten und Kräfte mehr Rücksicht auf Bescheidenheit zu empfehlen.

Dk.

Ueber Bevölkerung und Braut-Cassen, von Leopold Friederich Fredersdorf, Herzogl. Braunschw. Justizrathe und Policeydirektor. Braunschweig, bey Meyer, 1789. in 8. 4 Bogen.

Ueber die Zelleschen Heyraths- und Sterbe-Cassen, aus dem Journal von und für Deutschland, III.

 VII.

VII. XI. XII Stück des V. Jahrgangs. Zelle, 1789. 4 Bogen in 4.

Der Herr J. R. zeiget, worauf man eigentlich Rücksicht zu nehmen habe, wenn man die Bevölkerung eines Staats zu vergrößern gedächte, und wenn man untersuchen wollte, ob der Einwohner so viel oder so wenig wären; zeiget, daß die Obrigkeit die übermäßige starke Besetzung einzelner Gewerbe verhüten müsse, und das hierzu aufgestellte Beyspiel, so vom Bergbau genommen, ist sehr passend gewählt, und der ganze Gegenstand, der eigentlich die Einschränkung jenes Satzes, daß die Bevölkerung nie so groß werden könnte, der von Verschiedenen angenommen, enthält, ist seinem Verfasser würdig abgehandelt worden. Da man nun auch die Heyrathscassen, als ein Hülfsmittel ansiehet, die Bevölkerung zu vergrößern, so wendet er sich zu diesen, und zeiget, daß diese Gattung von Cassen, dem Staate gewiß mehr zum Nachtheil als Vortheil gereichten; untersucht die verschiedenen Gattungen derselben, setzt ihre Grundlage fest, und wendet sich besonders zu derjenigen, die der Herr von Justi in seiner Policeywissenschaft 1. B. S. 261 vorgeschlagen hat, der eigentlich aus Marpergers Mont. Piet. welches Buch Herr v. J. mit einem Anhange von Braut und Wittwen herausgegeben hat, (Rec. hat dieses Buch nie gesehn, aber in der Ausgabe, die er vor sich liegen hat, ist bereits auch von Brautcassen S. 119 u. s. w. gehandelt worden, deren Voraussetzungen freylich irrig sind, vermuthlich hat Hr. von J. diesen Plan verbessert.) entlehnt ist. Von diesem Plane bemühet sich der V. zu zeigen, daß er das gar nicht ist, wofür er ausgegeben wird, und daß die Erfüllung des Versprechens ohnmöglich sey. Die Gründe die der V. angenommen, die Rechnung, die er geführt hat, kann Rec. ohnmöglich mit wenig Worten darstellen, denn er würde sich genöthiget sehen, diese Untersuchung ganz abzuschreiben. So viel erhellet aber hieraus, daß wirklich Hr. von J. sich gewaltig verstoßen habe. Recensent gestehet, daß ihm das Kalkel des Verfassers gar nicht behagt habe, und hat selbst eine Untersuchung über diesen Plan angestellet, der ihm von der Gewißheit, daß er nicht ausführbar sey, vollkommen überzeuget hat. Der Plan selbst ist dieser:

Es

Es sollen 500 Mädchen in eine Gesellschaft treten, die alle das erste Jahr erreichet, und das 12te noch nicht überschritten haben. Beym Eintritt zahlt jedes zur Casse 1 Thlr., und an die Direktoren 12 Gr. Der jährliche Beytrag eines jeden Mitgliedes ist, wenn dasselbe beym Eintritt 1 bis 3 Jahr alt gewesen, jährlich 1 Thlr., wer 4 Jahr alt gewesen, zahlt 1 Thlr. 4 Gr., und so immer von jedem Jahre Wachsthum des Alters 4 Gr. mehr, so daß diejenige, welche im 12ten Jahre beytritt, einen jährlichen Zuschuß von 2 Thalern 12 Gr. geben muß. Wenn nun eine Person dieser Gesellschaft ihr 18tes Jahr erreichet hat, so kann sie heyrathen, und erhält alsdann 50 Thlr. Aus diesem Vortrage werden unsere Leser ersehen, daß es nicht möglich ist, diesen Plan gründlich zu beurtheilen, wenn man sich nicht darbey 12 verschiedene Brautcassen gedenket, d. i. wenn man nicht für jedes Jahr des Alters beym Eintritt sie besonders berechnet, indem man keine mittlere arithmetische Größe für die mittlere Sterblichkeit annehmen kann, indem diese bis zum 15ten Jahre abnehmend, und von da an wieder wachsend ist. Zweytens sind die jährlichen Beyträge nicht mathematisch bestimmt, die in einer arithmetischen Reihe fortgehen, in welcher doch, weder das Maaß der Sterblichkeit, noch die Wahrscheinlichkeit, das 18te Jahr zu erleben, sich befindet. Ganz natürlich folgt hieraus, daß ein Mädchen, welches beym ersten Lebensjahre eintritt, nicht das Gleiche erhalten wird, welches das Zwölfjährige erhalten, sondern, daß es entweder mehr oder weniger betragen wird. Es würde zwar ein für den Rec. nicht unangenehmes Geschäfte seyn, diesen ganzen Plan zu zergliedern, aber für diese Bibliothek würde diese Untersuchung zu weitläuftig fallen, er begnügt sich also nur ein Glied zu prüfen. Er will annehmen, jedes Mädchen sey 6 Jahr alt, (doch dieses muß man nicht ansehen, als wenn ich dieses Alter, als ein mittleres aus allen ansähe) zahle an die Casse ihren Thaler beym Eintritt; zahle des Jahrs 1 Thlr. 12 Gr. Zuschuß. Die Gesellschaft bestehe aus 500, wie viel werden hiervon ihr 18tes Jahr erreichen, und welches wird die Prämie seyn, wenn man Zins von Zins und 4 Procent rechnet?

Rec. hat sich der Sterblichkeitsordnung, so wie solche vom Herrn Kammerrath Florencourt in der vierten Tafel seiner politischen Rechnung aufgestellet ist, bedient, und fand, daß von diesen 500 6jährigen Mädchens noch 436 am Leben

sich befinden, und daß diese ein Kapital von 11436 Thlrn. unter sich zu theilen haben werden, dieses beträgt jedem 26,2 Thaler, also fehlt viel an 50 Thlrn., wie Hr. von Justi auszahlen will. Da nun aber jedes Mädchen 1 + (12. 1,5) = 19 Thlr. gezahlt hat, so verdient es nicht mehr als 7 Thlr., ob es nun rathsam ist, 19 Thaler daran zu setzen, um 7 Thlr. zu verdienen, bezweifle ich, da die Ausgabe bereits beym 4ten Jahre in der Gesellschaft, mit dem Verdienst das Pari macht.

Was die zweyte Schrift anbelangt, so enthält sie einen Streit, der zwischen einem gewissen Kohl und Advocat Wagner über die vom erstern angelegten Todten- und Brautkassen geführet worden. Kohl ist ein verunglückter Bremer Kaufmann, und trieb die Verwaltung der Cassen als eine Profession, die ihm jährlich 800 Thlr. einbringen sollte. Herr Wagner beschuldigte ihn eines Schleichhandels, wogegen sich Kohl nicht recht zu vertheidigen wußte. Die von ihm gestiftete Heyrathscasse, nebst allen andern, wurden von Churfürstl. Regierung in Hannover, durch ein Decret vom 24sten May 1788 aufgehoben; welches auch hier mit abgedruckt worden.

Sehr geheim gehaltene und nunmehro frey entdeckte experimentirte Kunst-Stücke, die schönsten und raresten Farben zu verfertigen; ingleichen die Vergoldung und Versilberung, sowohl kalt als im Feuer, auf Metall, Glas und Porcellain, den feinsten gelben und weißen Tombac, rare Compositionen der Edelsteine, Glasuren, Holz- und Stein-Vergoldung zu machen; wie auch Anweisung, das metallische Wachsthum zu befördern, das Gold radicaliter aufzuschließen, unreife Edelsteine zur Reife zu bringen, fleckigte und gelbe Diamanten zu reinigen, und den blassen ihr Feuer wieder zu geben; nebst vielen andern unbekannten chemischen Experimenten, und geheimen Naturarbeiten. Den Chemicis, Malern, Goldschmieden,

ben, Lackierern, und andern Natur- und Kunstliebhabern zum Nutzen und Vergnügen herausgegeben. Mit einem vollständigen Register. Zwey Theile. Neueste und durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Zittau und Leipzig, bey Schöps. 1789. 1 Alphab. gr. 8.

Wir haben statt allen, den ganzen Titel abgeschrieben, denn das Buch selbst zu beurtheilen, würde für die Leser unserer Bibliothek überflüßig seyn, die sich schon hieraus von dem Ganzen einen Begriff machen werden. Sollte dieses wirklich eine neue Auflage seyn, und nicht etwan blos ein neuer erster Bogen, so bewiese dieses, daß dieses Buch bis itzo noch eine gesuchte Waare wäre, aber alsdann hätten auch die Worte: verbesserte und vermehrte Auflage, aus Hochachtung für das Publicum, mehr beherziget werden müssen.

Cr.

Beyträge zu einer Bibliothek fürs Volk. Siebenter Band. Herausgegeben von Johann Christoph Fröbing, Conrector — — Hannover, 1789. 11 Bogen in 8.

Ist eben so zweckmäßig, als die vorhergehenden, zum Theil auch unter dem Titel eines Kalenders fürs Volk herausgekommenen Bände; doch nicht so mannichfaltig: denn er enthält nur zween Abschnitte, deren erster wie gewöhnlich, Nachrichten von guten Menschen liefert; der zweite ungleich kürzere, aber, vermischte Nachrichten von klugen und thörichten Handlungen u. s. w. Der vormalige dritte und vierte Abschnitt, welche wirklich den Werth dieses Volksbuchs erhöheten, und vielleicht für manchen Leser den meisten Reiz hatten, sind jetzt ganz weggeblieben.

Sw.

sich befinden, und daß diese ein Kapital von 11436 Thlrn. unter sich zu theilen haben werden, dieses beträgt jedem 26,2 Thaler, also fehlt viel an 50 Thlrn., wie Hr. von Justi auszahlen will. Da nun aber jedes Mädchen 1 + (12.1,5) = 19 Thlr. gezahlt hat, so verdient es nicht mehr als 7 Thlr., ob es nun rathsam ist, 19 Thaler daran zu setzen, um 7 Thlr. zu verdienen, bezweifle ich, da die Ausgabe bereits beym 4ten Jahre in der Gesellschaft, mit dem Verdienst das Pari macht.

Was die zweyte Schrift anbelangt, so enthält sie einen Streit, der zwischen einem gewissen Kohl und Advocat Wagner über die vom erstern angelegten Todten- und Brautkassen geführet worden. Kohl ist ein verunglückter Bremer Kaufmann, und trieb die Verwaltung der Cassen als eine Profession, die ihm jährlich 800 Thlr. einbringen sollte. Herr Wagner beschuldigte ihn eines Schleichhandels, wogegen sich Kohl nicht recht zu vertheidigen wußte. Die von ihm gestiftete Heyrathscasse, nebst allen andern, wurden von Churfürstl. Regierung in Hannover, durch ein Decret vom 24sten May 1788 aufgehoben; welches auch hier mit abgedruckt worden.

Sehr geheim gehaltene und nunmehro frey entdeckte experimentirte Kunst-Stücke, die schönsten und raresten Farben zu verfertigen; ingleichen die Vergoldung und Versilberung, sowohl kalt als im Feuer, auf Metall, Glas und Porcellain, den feinsten gelben und weißen Tombac, rare Compositionen der Edelsteine, Glasuren, Holz- und Stein-Vergoldung zu machen; wie auch Anweisung, das metallische Wachsthum zu befördern, das Gold radicaliter aufzuschließen, unreife Edelsteine zur Reife zu bringen, fleckigte und gelbe Diamanten zu reinigen, und den blassen ihr Feuer wieder zu geben; nebst vielen andern unbekannten chemischen Experimenten, und geheimen Naturarbeiten. Den Chemicis, Malern, Goldschmieden,

den, Lackierern, und andern Natur- und Kunstliebhabern zum Nutzen und Vergnügen herausgegeben. Mit einem vollständigen Register. Zwey Theile. Neueste und durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Zittau und Leipzig, bey Schöps. 1789. 1 Alphab. gr. 8.

Wir haben statt allen, den ganzen Titel abgeschrieben, denn das Buch selbst zu beurtheilen, würde für die Leser unserer Bibliothek überflüßig seyn, die sich schon hieraus von dem Ganzen einen Begriff machen werden. Sollte dieses wirklich eine neue Auflage seyn, und nicht etwan blos ein neuer erster Bogen, so bewiese dieses, daß dieses Buch bis itzo noch eine gesuchte Waare wäre, aber alsdann hätten auch die Worte: verbesserte und vermehrte Auflage, aus Hochachtung für das Publicum, mehr beherziget werden müssen.

Cr.

Beyträge zu einer Bibliothek fürs Volk. Siebenter Band. Herausgegeben von Johann Christoph Fröbing, Conrector — — Hannover, 1789. 11 Bogen in 8.

Ist eben so zweckmäßig, als die vorhergehenden, zum Theil auch unter dem Titel eines Kalenders fürs Volk herausgekommenen Bände; doch nicht so mannichfaltig: denn er enthält nur zween Abschnitte, deren erster wie gewöhnlich, Nachrichten von guten Menschen liefert; der zweite ungleich kürzere, aber, vermischte Nachrichten von klugen und thörichten Handlungen u. s. w. Der vormalige dritte und vierte Abschnitt, welche wirklich den Werth dieses Volksbuchs erhöheten, und vielleicht für manchen Leser den meisten Reiz hatten, sind jetzt ganz weggeblieben.

Sw.

Das Eigenthumsrecht an Geisteswerken; mit einer dreyfachen Beschwerde über das Bischöflich-Augsburgische Vikariat, wegen Nachdruck, Verstümmelung und Verfälschung des Noth- und Hülfsbüchleins, von Rudolph Zacharias Becker. Frankfurt und Leipzig. 1789. 94 S. in 8.

Daß dem Nachdruckergesindel keine Schrift zu klein oder zu heilig ist, sondern ihre räuberischen Hände Alles ergreifen, was ihnen einigen Gewinn verspricht, beweisen die Nachdrücke, welche von Becker's Noth- und Hülfsbüchlein erschienen sind, aufs Neue. Ein Buch, wie dieses, welches in einer so edlen Absicht, mit so vielem Aufwande von Zeit und Arbeit geschrieben ist, und für einen so äußerst wohlfeilen Preis verkauft wird, hätte doch, wenn Gerechtigkeit und Billigkeit noch irgend etwas bey Nachdruckern gölten, von ihnen verschont werden sollen. Aber nicht genug, daß Menschen, deren Gewerbe darin besteht, sich mit dem Eigenthum ihres Nächsten zu bereichern, auch dieses Buch benutzten: es ist auch zu Augsburg ein Nachdruck erschienen, dessen Titel folgende Unterschrift führet: „Mit Erlaubniß und Gutheißung „der Obern. — Aus dem Gothaischen in das Kürze„re gezogen, und auf Kosten der Schulkasse des gnä„digen Domkapitels in Augsburg neu aufgelegt. 1789." Die Obern, welche in catholischen Staaten die Censur und Aufsicht über das Bücherwesen verwalten, sind aber das Bischöfliche Vikariat, oder eine von demselben besonders dazu gesetzte Landesstelle. Was sollte nun Hr. Becker wider diese Beeinträchtigung seines Eigenthums thun? Seine Freunde riethen ihm, aus Gründen, die er anführt, ab, deshalb bey den höchsten Reichsgerichten zu klagen. Er bringt also seine Klagen bey dem Publico an, und wünscht dadurch die höchste Gesetzgebende Macht in Deutschland zu veranlassen, dem Unwesen des Nachdrucks, der uns Deutschen zur Unehre gereicht, mit Nachdruck ein Ende zu machen. Zu dem Ende beweiset er im ersten Abschnitte dieser Schrift das Eigenthumsrecht an Geisteswerken, aus Gründen des bürgerlichen und natürlichen Rechtes, kurz und bündig. Neue Gründe wird man hier nicht erwarten, aber selbst diejenigen, welche dieser Sache mehrmalen nachgedacht haben, werden die genau und über-

aus

aus wohlgefaßter Auseinandersetzung dieser Sache dennoch mit Vergnügen lesen. Der Verf. geht von allgemeinen Sätzen des Naturrechts, auf welchen der Beweis der Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks beruhet, aus, zeiget die Entstehung des Erwerbungsrechtes, durch Geistesarbeiten, und den Unterschied der Arbeiten des Staatsdieners und des Schriftstellers, in Ansehung ihres Lohns: und führet darauf den Beweis der Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks mit vielem Scharfsinn aus. Wir wollen nur Einiges daraus bemerken. Zwischen Geistesarbeiten des Staatsdieners und des Schriftstellers, in Ansehung des Lohnes, ist kein anderer Unterschied, als daß jener bestellte Arbeit, nach vorgeschriebenem Maaße und Leisten, und dieser unbedungene nach freyem Belieben auf den Kauf verfertiget. Wenn der Herrendiener, von der Livree an bis zum Oberkammerherrn, von seiner Herrschaft, und der Staatsdiener vom Thorwärter bis zum Minister für seine Dienste vom Staate bezahlt wird: so muß billig der Schriftsteller seine verhältnißmäßige Besoldung von der ganzen Nation, deren Sprache er schreibt, empfangen. Sein Wirkungskreis erstreckt sich über alle Staaten, wo seine Schriften verstanden werden; er nutzt allen, oder vergnügt alle: sie sollten ihn daher billig als ihren gemeinschaftlichen Bürger ansehen, und als solchen überall bey seinen Rechten schützen und vertreten. Schon aus diesem Grunde folgt, daß es ungerecht wäre, wenn ein deutscher Staat seinen Bürgern gestatten wollte, das Eigenthumsrecht des Schriftstellers eines andern deutschen Staates ungestraft zu kränken. Wenn man aber auch diese hohe Würde des Schriftstellers nicht anerkennen will: so sollte man doch seinen Geistesproducten dieselben Freyheiten und Rechte zugestehen, welche man den Handlungsproducten überhaupt einräumt. Man schützt den fremden Verkäufer von Waaren, welche nicht für contreband erklärt sind, allenthalben gegen Raub und Betrug, und richtet sich, bey entstandenen Streitigkeiten nicht blos nach den Landesgesetzen, sondern man sieht auch auf die besondere Natur und Beschaffenheit des Handelszweiges, wohin der Streit einschlägt, und richtet sich im Urtheil nach den unter den Kaufleuten dabey üblichen Grundsätzen, wenn die Landesgesetze einen Fall unbestimmt gelassen haben. Bey neu entstandenen Handelszweigen folgt man der Analogie, bis besondere Umstände eigene Verordnungen nothwendig machen. Läßt sich nun wohl ein Grund denken, warum es mit den Geistespro-

drucken, nachdem sie ein Handlungsartikel geworden sind, anders seyn sollte? Muß nicht vielmehr der Schriftsteller bey dem Rechte, den vollen Werth für seine Waare zu erhalten, geschützt werden? Dieser volle Werth aber besteht in so viel, und nicht weniger, Exemplaren seines Buchs, als das Publicum kaufen will. Wer daher den rechtmäßigen Verkäufer desselben auf irgend eine Art an dem möglichst ausgebreiteten Vertriebe derselben hindert, kann von diesem belanget und zur Entschädigung angehalten werden; eben so wie der Leinewandhändler denjenigen verklagen kann, der ihm, wider seinen Willen, etliche Ellen von einer Webe abschneidet, oder verdirbt; oder wie der Staatsdiener wider denjenigen, welcher ihm einen Theil seiner Besoldung entzieht, rechtliche Hülfe erlanget. Den albernen Einwurf, daß der Nachdrucker durch den Kauf eines Exemplars das Recht bekomme, dasselbe nachzudrucken, beantwortet der Verf. sehr gut dadurch, daß er bemerkt, es mache bey jedem Handel, nach dem unter gesitteten Völkern üblichen Rechten, die Uebereinkunft des Käufers und Verkäufers, nicht allein über den Preis, sondern auch über die Waare, das Wesen des Geschäftes aus, und der Käufer könne nur das verlangen, was ihm der Verkäufer für sein Geld mit Wissen und Willen giebt. Man sehe L. 8. und L. 71. pr. D. de contr. emt.; und jeder Kauf sey ungültig, wo der Verkaufspreis so unverhältnißmäßig ist, daß einem Theile dabey eine sogenannte Laesio enormis wiederfährt. Auch die Absicht kann den Nachdruck nicht rechtfertigen. Denn sonst wäre es noch gerechter, in theuren Zeiten die Kornböden preis zu geben, oder die Weinkeller unter die Armen in den Hospitälern zu vertheilen. Auch der Nutzen kann eine schlimme Sache nicht gut machen; und die Nachdrucker stiften noch dazu mehr Schaden, als Nutzen. Denn sie vertheuern die Bücher, weil die rechtmäßigen Verleger nicht auf so großen Absatz, als sie sonst haben würden, rechnen können, und weil sie sich des Schadens, den ihnen die Nachdrucker bey einigen Artikeln verursachen, wieder bey andern erholen müssen. Der eigentliche Gelehrte leidet dabey hauptsächlich mit, und der Fortgang der wahren Gelehrsamkeit wird also durch den Nachdruck wirklich gehindert. So wie itzt die Sachen stehen, gleicht der Bücherverkehr einem Markte aus den Zeiten des Faustrechts, wo die rechtmäßigen Verkäufer sich mit einer Räuberbande herumtummeln, und sich für das, was ihnen diese abnimmt, vom Publico entschädigen lassen müssen, wofern

fern ist ihr dem Publico höchst nützliches Gewerbe nicht ganz aufgeben wollen. Doch das ist der Schade noch nicht ganz. Es ist auch niederschlagend für den rechten Liebhaber der Wissenschaften, zu sehen, daß seine Arbeiten so gering geachtet werden, daß ihm die Gerechtigkeit sogar ihren Beystand gegen die unbefugte Verkümmerung seines verdienten Lohns verweigert; diese Geringschätzung der Geistesproducte muß die Nacheiferung, das Reich der Wahrheit zu erweitern, überhaupt schwächen; die ungestrafte Ausübung anerkannter Ungerechtigkeiten muß auf die Moralität des Volks einen nachtheiligen Einfluß haben, besonders wenn sie so weit geht, daß Obrigkeiten sogar solche Eingriffe in fremdes Eigenthum gutheißen und privilegiren, und angesehene Männer von bekannter Einsicht und Rechtschaffenheit sogar verleitet werden, durch den Ankauf von Nachdrücken ein ungerechtes Gewerbe zu unterstützen. — Ganz richtig behauptet der Verf. auch, daß den ersten Schritt, die Bücher wolfeiler zu machen, nicht die Buchhändler thun könnten, sondern daß ihn die Obrigkeit, durch Verhinderung des Nachdrucks, thun müsse. Die Urtheile berühmter Rechtsgelehrten über diese Materie und Luther's Standrede an die Nachdrucker beschließen diesen Abschnitt.

Im zweyten Abschnitte trägt der Verf. seine Beschwerde über das Bischöflich-Augsburgische Vicariat vor das Publicum. Nicht nur Grosser in Wien, Fr. Xav. Miller in Grätz, und Schmitz in Cölln, haben das Noth- und Hülfsbüchlein, welches doch so äußerst wohlfeil ist, nachgedruckt, sondern auch in Offenbach am Main ist ein neuer Nachdruck unter der Presse, und das Bischöfl. Augsb. Vikariat hat auch einen fünften Nachdruck gutgeheißen, und die Schulcasse des dortigen Domkapitels hat die Kosten dazu hergegeben. In diesem Nachdruck ist das Buch noch dazu jämmerlich verstümmelt und verfälscht. Die Verfälschungen welche der Verf. anführt, zeigen deutlich, daß der Urheber derselben ein Geistlicher ist. Daß der Verf. Grund habe, sich über ein solches Verfahren gegen ihn und sein Buch zu beklagen, kann wohl Niemand bezweifeln, und wer diese seine mit Würde und Nachdruck abgefaßte Klage liest, wird sich nicht enthalten können, an seinem gerechten Unwillen Theil zu nehmen. Wir wünschen mit ihm, daß diese seine Klage besonders von solchen Männern beherziget werden möge, welche im Stande sind, dem Unrechte abzuhelfen, und daß endlich einmal dem Eigen-

thum

thum der Gelehrten die nämliche Gerechtigkeit und derselbe Schutz angedeihen möge, dessen sich das Eigenthum anderer Bürger des Staats zu erfreuen hat.

Zr.

Geschichte der menschlichen Narrheit, oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrsager, und andrer philosophischer Unholden. Sechster Theil. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 457 S. in 8.

Wir nehmen jeden neuen Theil dieses lehrreichen und unterhaltenden Werkes mit Vergnügen in die Hand. Den reichhaltigen Inhalt dieses Bandes wird folgende kurze Anzeige beweisen. Mich. Theodosius Gelde, ein Teufelsbanner, oder vielmehr ein geistlicher Wurmdoctor, denn der Teufel, welchen er austrieb, war ein Spulwurm. Es ist wenig von ihm bekannt. Er lebte 1680. als Stadtpfarrer und Decanus zu Crailsheim im Anspachischen, und führte daselbst ein Possenspiel auf, das er in einem Buche verewigte. Es ist der beste Beweis, welchen wahnsinnigen Unfug man ehemals mit den sogenannten Teufeleien und Besitzungen trieb. — Delisle und Aluys, zwey Goldköche. Der erste machte zu seiner Zeit viel Aufsehen in ganz Frankreich: so daß man sich auch schon am Hofe mit der Hoffnung schmeichelte, die Finanzen, welche Ludwig XIV. ehrsüchtige Kriege zerrüttet hatten, durch ihn wiederhergestellet zu sehen. Am Ende fand sichs denn freylich, daß er, wie alle seines Gelichters, ein Betrüger war. Er war von niedriger Herkunft in der Pfarrey Sylanez bey Barjaumont in der Provence um 1672. geboren, und starb, ungefehr 1712. in der Bastille. Aluys war 1691. zu Cisteron geboren, und vermuthlich ein Sohn des Delisle. Er trat treulich in die Fußtapfen seines Vaters, dehnte aber seinen Wirkungskreis weiter aus, und durchstrich halb Europa. — Michael Sendivog, auch ein Adept. Seine Geschichte ist ein Beweis, wie sehr die alchymistische Zunft gewohnt ist, sich mit Erdichtungen und Mährchen zu weiden, selbst da, wo es nicht auf das große Geheimniß der Kunst, sondern bloß auf zufällige historische Umstände, auf die Ge-

schichte der Zunftgenossen ankömmt. Alles ist hier gross, prächtig und wunderbar; wenn man aber die Geschichte beim Lichte der Wahrheit betrachtet, so findet man nur gewöhnliche Schicksale eines Landstreichers und Betrügers. Die alchymistischen Bücher sind voll von solchen erdichteten Geschichten, und verleiten dadurch auch wohl ernsthafte Schriftsteller, sie weiter fortzupflanzen; daher noch die gelehrte Geschichte von Mährchen dieser Art wimmelt. Aber die Wahrheit ist oft so schwer zu entdecken; und um deswillen verdient der Verf. gewiss grossen Dank, daß er die wenigen Fälle dieser Art, wo er, wie hier, Erdichtung und Wahrheit neben einander zu stellen im Stande ist, sorgfältig benutzet. Sendivog spielt in den alchymistischen Büchern eine glänzende Rolle, aber die Mährchen von ihm verrathen sich schon dadurch, daß sie sich so sehr ungleich sind, daß man kaum glauben sollte, es sey von einer und eben derselben Person die Rede. Der Verf. läßt die Mährchen erst voran gehen, und erzählt alsdenn die wahre Geschichte. — **Johann Heinrich von Mühlenfels**, ein Betrüger. Sein Leben deckt einige von den geheimsten Künsten der gewöhnlichen Goldmacher auf. Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften spielte die Alchymie lange Zeit eine wichtige Rolle, und war im 16ten und 17ten Jahrhunderte eine allgemeine Krankheit. Denn die Chymie war noch gar nicht bearbeitet, so wie auch die Kenntniß der Natur und der Körperwelt überhaupt noch sehr unvollkommen war. Daher wurde es, vermittelst einiger sehr einfacher chymischer Handgriffe, so leicht die Leute zu täuschen; bis endlich mehrere solche Beyspiele, als Mühlenfels lieferte, den Fürsten die Augen öffneten, und ihre Habbegierde aus den Schmelztiegeln zu sicherern Quellen des Reichthums führte, und aus der Alchymie die bessere Chymie hervorgieng, welche die Thorheiten ihrer Kindheit der Phantasie schwacher Köpfe überläßt. Mühlenfels hieß eigentlich Johann Heinrich Müller, war in dem Elsassischen Städtchen Wasselnheim bey Strasburg, um 1579. geboren, und ward 1607. als ein abgefeimter Dieb und gewaltthätiger Räuber, im Würtembergischen gehenkt. — **Wilhelm Postel**, ein Chiliast. So bekannt dieser Schwärmer auch dem Namen nach ist, so unbekannt ist der wahre Character seiner Schwärmerey, selbst solchen, welche ihn als einen Irrlehrer aufführen, und seine Irrthümer zu widerlegen suchen. Denn es ist beynahe keine alte Ketzerey mehr übrig, deren man ihn nicht beschuldiget hätte. Andere erklären

ten ihn geradezu für einen Atheisten, welches denn freylich der kürzeste Weg ist, Jemanden verhaßt zu machen, ohne daß man genöthiget ist, ihn zu widerlegen. Er war 1510. zu Dolerie, einem Dorfe bey Barenton in der Normandie geboren, studirte zu Paris. 1538. wurde er daselbst Professor der Mathematik und der morgenländischen Sprachen, legte aber 1543. diese Stelle nieder, und fieng seine Abentheuer an. Die Reformation der ganzen Welt, welche er bewerkstelligen wollte, bewog ihn, Frankreich zu verlassen. Sein großer Entwurf gieng dahin, die ganze Welt zweyen Häuptern, dem Papste und dem Könige von Frankreich, unterwürfig zu machen. Das Recht des letztern dazu gründet er auf die unmittelbare Abstammung von Gomer, dem ältesten Sohne Japhet's. Zur Unterstützung dieses Hirngespinstes gab er verschiedene Schriften heraus. Um Hülfe zu erhalten, trat er in den Jesuiterorden; aber Ignaz und er paßten nicht zusammen. Denn jener wollte Alles dem Gehorsame des heiligen Stuhls unterwerfen, P. hingegen wollte selbst diesen reformiren, und ihn von den Concilien und der weltlichen Macht abhängig machen. Daher ward er schon nach 18 Monaten wieder aus dem Orden entlassen. Nachdem er darauf lange in der Welt herumgeschweift war, und sein Hirngespinst noch mit allerhand andern Grillen vermehrt hatte, kam er endlich ins Kloster St. Martin des Champs zu Paris, wohin man ihn wahrscheinlich brachte, um ihn zu versorgen und zugleich in Sicherheit zu bringen. Hier lebte er noch 18 Jahre, und starb 1581. Seine zahlreichen Schriften sind sehr genau angegeben. — Matthias Knutsen, ein Gottesläugner. Man muß ihn nicht mit einem andern Schwärmer, der zu viel glaubte, Nicolaus Knutsen, verwechseln. Er war zu Oldensworth im Herzogthume Schleswig um 1645. geboren, streifte viele Jahre herum, ohne daß man weiß, wo er endlich hingekommen ist. — Christoph Kotter, ein Prophet, 1585. in der Oberlausitz geboren. Er wurde aus einem Weißgärber ein Prophet; denn die damaligen Zeiten waren diesem Handwerke sehr günstig. Fast jedes Dörfchen hatte seinen eigenen Propheten, und von solchen, die Aufsehen machten, lassen sich in dem Zeitraume von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis zum Ende des dreyßigjährigen Kriegs, wohl ein paar hundert anführen. Daß alle diese Propheten von den protestantischen Kirchen ausgiengen rührte wohl daher, weil diese jetzt der unterdrückte Theil waren,

dessen

dessen Empfindungen durch den Druck gereizt wurden, und welcher sich durch die süße Hoffnung besserer Zeiten seine gegenwärtigen Leiden zu versüßen suchte. — Christian Poniatowa, eine Prophetin. Sie hob den Faden auf, wo Kotter ihn niederlegte. Aus ihrer Geschichte sieht man, wie wenig Feinheit bey gewissen herrschenden Vorurtheilen erfordert wird, dem plumpsten Betruge ein Ansehen zu verschaffen. Anfangs waren ihre Erscheinungen wohl nichts anders, als sehr gewöhnliche Zufälle eines verliebten hysterischen Mädchens, deren Einbildungskraft durch allerley biblische Bilder irre geleitet war. Als sie aber sah, daß alle Anwesende die Sachen anders nahmen, und darin unmittelbare Wirkungen Gottes erblickten: so mußte das ihre weibliche Eitelkeit kitzeln, und sie verleiten, Kunst mit der Natur zu verbinden. Ihr Vater, einer von den wenigen aufgeklärten Böhmischen Geistlichen, war auch einer von den wenigen, die nicht an ihre Thorheiten glaubten. Als sie einen Mann bekam, hörten alle ihre Erscheinungen auf, und sie lebte mit ihm in einer vergnügten Ehe. Nervenkrankheiten sind vor andern mit manchen Erscheinungen verbunden, welche den unerfahrnen Zuschauer in Erstaunen setzen können. Der Verfasser erzählt bey dieser Gelegenheit eine merkwürdige Krankheitsgeschichte, wobey er Augenzeuge gewesen ist, und die mit den Zufällen der Poniatowa, den Betrug abgerechnet, viele Aehnlichkeit hat. — Die Clavicula Salomonis. Unter allen Mißgeburten, welche die Unwissenheit der Naturkräfte zur Welt brachte, ist die Magie eine der ältesten und unförmlichsten. Der Verf. sagt darüber, und über den Umstand, daß solche auch in unsern Zeiten noch so viele Anhänger findet, hier im Eingange viel Wahres; wir müssen es aber übergehen. Salomo war von jeher wegen seiner Weisheit berühmt. Da man nun zur Zeit der herrschenden eclektischen Philosophie keine andere Weisheit kannte, als den gröbsten morgenländischen Pantheismus mit allen seinen Gräueln, so folgte ganz natürlich daraus, daß er auch diese in dem höchsten damals bekannten Grade müsse besessen haben. Und da man damals des Unterschiebens und Erdichtens so gewohnt war, daß auch manche Kirchenväter dieses Hülfsmittel für sehr erlaubt hielten, wenn es nur auf eine gute Absicht abzielte, so gab es auch fast keine Art der Schwärmerey und des Aberglaubens, in welcher ihm nicht Schriften angedichtet wurden. Der Verf. macht Hoffnung, einige davon in der Folge dieses

Werkes bekannter zu machen; hier macht er mit der clavicula den Anfang. Sie ist das berühmteste unter allen Zauber- und Beschwörungsbüchern, wo man haarklein unterrichtet wird, wie man die Geister aller Art bannen, und wie Pudelhunde nach seinem Gefallen gebrauchen kann. Daß die Juden schon sehr früh den Salomo für einen Zauberer hielten, wird bey einem so abergläubigen Volke nicht befremden. Man kann daher auch leicht vermuthen, daß die clavicula und anderer ähnlicher Unsinn ihm zuerst von Juden untergeschoben sey, und zwar zu der Zeit, da die Kabbala unter ihnen zu herrschen anfieng. Das hebräische Original der claviculae ist itzt selten; aber christliche Fantasten haben schon dafür gesorgt, daß ein solcher Leckerbissen der Thorheit nicht untergehe, indem man sehr frühe Uebersetzungen in allen Sprachen davon gemacht hat. Indessen sind auch diese durch unnütze Verbote selten geworden. Die Lüsternheit darnach ist selbst in der protestantischen Kirche nicht ausgestorben. Arpe versichert, daß ein Exemplar mehrmals von reichen Thoren mit tausend Thlrn. bezahlt sey; und der Verf. war Zeuge, daß noch vor Kurzem in einer ansehnlichen Handelsstadt für Luppik gedruckte Ausgabe 100 Thlr. geboten warden. Der Verf. beschreibt vier geschriebene, und drey gedruckte Exemplare, und läßt zuletzt Luppii deutsche Ausgabe ganz abdrucken, weil dies das beste Mittel seyn wird, der Lüsternheit darnach ein Ende zu machen.

Dm.

Klugheiten und Thorheiten unsres Zeitalters, Unmenschen und Richtern, Dummköpfen und Staatsmännern, Mönchen und Tartüffen gewidmet. Leipzig, bey Weygand, 1789. 376 S.

Wenn wird wohl mehr geschrieben und gelesen, als in unsern Tagen? und wenn gewann wohl die Welt weniger dabey, als eben jetzt? Die Ursach ist, weil ein und dasselbe ihr auf verschiedenen Wegen immer wieder zugeführt wird. Die wenigsten unserer Schriftsteller sind Fabrikanten. Die meisten sind nur Frachtfuhrleute, welche die schon verfertigten Waaren unter neuen Namen und neuer Umballage von einem Orte zum andern fahren. Gesetzt du wolltest ein Büchlein, wie

das

das vorstehende zusammenschreiben, wohlan, so rüttele deinen Gedächtnißkasten vorher um. Die zuerst herausfallenden, und die aus Zeitungen, Journalen, und wie die periodischen Schriften alle heißen mögen, vor kurzem oder langen bekannt gewordenen, Geschichten, Anekdoten und Begebenheiten, lies sorgfältig auf, besonders diejenigen, deren Inhalt Menschenhaß, oder Menschenliebe, Intoleranz oder Edelmuth rc. ist. Diese Geschichten stempele mit einem besondern Namen. Auch wird es dir wohl bekommen, wenn du sie mit einem stattlichen Eingange und Beschlusse verbrämest, mit einer Menge Gemeinsprüche und Bogenlangen erbaulichen Declamationen ausstaffirest, und endlich bedächtig so durchwässerst und verlängerst, daß aus halben Blättern unter deiner Hand ganze Bogen werden. Auch wird es nicht schaden, wenn du hin und wieder noch Umstände hinzudichtest, je unwahrscheinlicher, desto besser, desto auffallender. Endlich mußt du für einen Titul sorgen, welcher mehr oder weniger Baroccomäßig klingen muß. Dies wäre das Recept zur Verfertigung eines Buchs, wie das vorstehende. Die Erzählungen sind folgende: die Staatsbürgerin, die Unschuld auf der Folter, der ungegründete Verdacht, das Schweitzermädchen, die Martyrsäule, der schwarze Hund ein Retter der Menschen, der Proselytenwerber, Geschichte einer akademischen Rede, Strafe des Lesens und Schreibens und des Wohlverhaltens, die unähnlichen Brüder, was wird wohl aus diesem Kinde werden? der Priesterseegen. Der Verf. versteht nichts weniger als die Kunst schon bekannte Sachen mit einer schmackhaften Brühe wieder aufzusetzen. Gemeiniglich hebt er mit einem weiten Hyperbaton an und geht nachher in Bogenlange Declamation über. So wuchs z. B. die bekannte Erzählung von dem Hunde des Klosters auf dem St. Bernhardsberge, welche Rec. schon einigemal auf einem Blatte gelesen hat, beynahe zu zween Bogen. Dies war freylich kein Wunder, da der Hund dabey so viel reflectirt und raisonnirt. Kurz, es ist eins von den Büchern, bey dessen erblicktem letzten Blatte Rec. freudig ausrief: ich sehe Land!

Rl.

Werkes bekannter zu machen; hier macht er mit der clavicula den Anfang. Sie ist das berühmteste unter allen Zauber- und Beschwörungsbüchern, wo man haarklein unterrichtet wird, wie man die Geister aller Art bannen, und wie Pudelhunde nach seinem Gefallen gebrauchen kann. Daß die Juden schon sehr früh den Salomo für einen Zauberer hielten, wird bey einem so abergläubigen Volke nicht befremden. Man kann daher auch leicht vermuthen, daß die clavicula und andrer ähnlicher Unsinn ihm zuerst von Juden untergeschoben sey, und zwar zu der Zeit, da die Kabbala unter ihnen zu herrschen anfieng. Das hebräische Original der claviculae ist itzt selten; aber christliche Fantasten haben schon dafür gesorgt, daß ein solcher Leckerbissen der Thorheit nicht untergehe, indem man sehr frühe Uebersetzungen in allen Sprachen davon gemacht hat. Indessen sind auch diese durch unnütze Verbote selten geworden. Die Lüsternheit darnach ist selbst in der protestantischen Kirche nicht ausgestorben. Arpe versichert, daß ein Exemplar mehrmals von reichen Thoren mit tausend Thlrn. bezahlt sey; und der Verf. war Zeuge, daß noch vor Kurzem in einer ansehnlichen Handelsstadt für Luppii gedruckte Ausgabe 100 Thlr. geboten wurden. Der Verf. beschreibt vier geschriebene, und drey gedruckte Exemplare, und läßt zuletzt Luppii deutsche Ausgabe ganz abdrucken, weil dies das beste Mittel seyn wird, der Lüsternheit darnach ein Ende zu machen.

Dm.

Klugheiten und Thorheiten unsres Zeitalters, Unmenschen und Richtern, Dummköpfen und Staatsmännern, Mönchen und Tartüffen gewidmet. Leipzig, bey Weygand. 1789. 376 S.

Wenn wird wohl mehr geschrieben und gelesen, als in unsern Tagen? und wenn gewann wohl die Welt weniger dabey, als eben jetzt? Die Ursach ist, weil ein und dasselbe ihr auf verschiedenen Wegen immer wieder zugeführt wird. Die wenigsten unserer Schriftsteller sind Fabrikanten. Die meisten sind nur Frachtfuhrleute, welche die schon verfertigten Waaren unter neuen Namen und neuer Emballage von einem Orte zum andern fahren. Gesetzt du wolltest ein Büchlein, wie

das

das vorstehende zusammenschreiben, wohlan, so rüttele deinen Gedächtnißkasten vorher um. Die zuerst herausfallenden, und die aus Zeitungen, Journalen, und wie die periodischen Schriften alle heißen mögen, vor kurzem oder langen bekannt gewordenen, Geschichten, Anekdoten und Begebenheiten, lies sorgfältig auf, besonders diejenigen, deren Inhalt Menschenhaß, oder Menschenliebe, Intoleranz oder Edelmuth ꝛc. ist. Diese Geschichten stempele mit einem besondern Namen. Auch wird es dir wohl bekommen, wenn du sie mit einem stattlichen Eingange und Beschlusse verbrämest, mit einer Menge Gemeinsprüche und Bogenlangen erbaulichen Declamationen ausstaffirest, und endlich bedächtig so durchwässerst und verlängerst, daß aus halben Blättern unter deiner Hand ganze Bogen werden. Auch wird es nicht schaden, wenn du hin und wieder noch Umstände hinzudichtest, je unwahrscheinlicher, desto besser, desto auffallender. Endlich mußt du für einen Titul sorgen, welcher mehr oder weniger Baroccomäßig klingen muß. Dies wäre das Recept zur Verfertigung eines Buchs, wie das vorstehende. Die Erzählungen sind folgende: die Staatsbürgerin, die Unschuld auf der Folter, der ungegründete Verdacht, das Schweitzermädchen, die Martyrsäule, der schwarze Hund ein Retter der Menschen, der Proselytenwerber, Geschichte einer akademischen Rede, Strafe des Lesens und Schreibens und des Wohlverhaltens, die unähnlichen Brüder, was wird wohl aus diesem Kinde werden? der Priesterseegen. Der Verf. versteht nichts weniger als die Kunst schon bekannte Sachen mit einer schmackhaften Brühe wieder aufzusetzen. Gemeiniglich hebt er mit einem weiten Hyperbaton an und geht nachher in Bogenlange Declamation über. So wuchs z. B. die bekannte Erzählung von dem Hunde des Klosters auf dem St. Bernhardsberge, welche Rec. schon einigemal auf einem Blatte gelesen hat, beynahe zu zween Bogen. Dies war freylich kein Wunder, da der Hund dabey so viel reflectirt und raisonnirt. Kurz, es ist eins von den Büchern, bey dessen erblicktem letzten Blatte Rec. freudig ausrief: ich sehe Land!

Kl.

Der königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften neue Abhandlungen etc. auf das Jahr 1788. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. G. Kästner und J. D. Brandis. Neunter Band. 1789. 20 Bogen.

Das erste Quartal S. 1—74. enthält folgende Abhandlungen. I. Wetterling von zwo an den Schwedischen Küsten bemerkten Erscheinungen, Erhebung und Seegesicht (Hägring und Sjösyner), S. 5—24. Die erstere ist, wenn z. B. weitabliegende Inseln, Klippen und Wälder sich über das Wasser zu erheben scheinen; sie ereignet sich nicht bey gewöhnlicher Beschaffenheit der Luft. II. P. J. Hyelm über ein Salz aus dem Kirschensafte, S. 25—36. Die Kirschen waren mit den Kernen gestampft, der Saft durchgedrückt, vier Tage lang der Gährung überlassen, dann durch einen Trichter gegossen, mit ⅓ Zucker vermischt, unter beständigem Umrühren über einem schwachen Kohlenfeuer, bis ⅓ verdampft war, eingekocht, warm in einen Steinkrug gethan, mit einer Handvoll großer Rosinen versetzt, an einem warmen Orte noch einmal zur Gährung gebracht, und nach vollendeter Gährung in Glasflaschen gebracht, die mit Franzbranntewein ausgewaschen waren, und verpicht wurden; in diesen setzte sich das Salz in Krystallen an, der V. entdeckte in ihnen Kalkerde, die auf der einen Seite mit der Fettsäure, auf der andern mit Ameisen- und Milchsäure näher übereinkam, in einigen Eigenschaften aber von allen unterschieden war. III. Ol. Swarz Beschreibung (und Abbildung) der Chiggers, S. 37—44. IV. Cl. Fr. Hornstedt Beschreibung (und Abbildung eines unbekannten sonderbaren Fisches von Amboina, aus der Gattung der Fingerfische, den er von der rothen Farbe auf dem Rücken den röthlichten nennt, S. 45—47. V. D. M. Euphrasen Beschreibung dreyer Fische, S. 47—51. einer neuen Art des Dünnschwanzes aus der Gegend des Vorgebirgs der guten Hoffnung, und zweyer Arten des Deckfisches aus der Gegend des sinesischen Schlosses Bocca Tigris. VI. H. Nikander Bedeckung Jupiters vom Monde d. 14. März 1788. zu Stockholm beobachtet, S. 52. 53. VII. Er. Prosperin ebendieselbige zu Upsala beobachtet, S. 54. 54. VIII. J. H. Lindquist ebendieselbige zu Cabo beobachtet, S. 55. 56.

56. IX. A. Lidgren ebendieselbige zu Lund beobachtet, S. 57. X. A. Falck ebendieselbige zu Skara beobachtet, S. 58. 59. XI. L. Chr. Haggren vom Blitzen der Blumen, S. 59—61. Er hat es im Sommer an gelben, vornehmlich an feuergelben Blumen wahrgenommen, z. B. an den Blumen der Ringelblume, der indischen Kresse, der Feuerlilie, der Sammtrose und der Sonnenblume. XII. P. de Löwenöre Tafel über die tägliche Aenderungen, der Abweichung der Magnetnadel in Holmers Hamn auf Island 64° 9' Nordbreite, 34° 14' westlicher Länge von Paris, 8. S. 62—64. XIII. Ad. Modeer Gedanken über die vortheilhafteste Form des Löthrohrs (auch durch Zeichnungen erläutert), S. 64—74. er zeigt, daß bey konischen Einblase- und Ausgangsröhren ein Theil der eingeblasenen Luft ohne Wirkung bleibt, der andere durch Reiben an Kraft verliert, daß sich bey einer konisch zugehenden Ausgangsröhre der Luftstrom zu sehr verbreitet, und selten oder niemals einen gerade fortlaufenden Gang behält, glaubt auch, daß die Winkel, die er im Bergmannischen Löthrohr macht, seine Wirkung schwächen müssen.

Das zweyte Vierteljahr S. 75—154. enthält nur acht Abhandlungen. I. De Lambre über die Berechnung der Parallaxe, S. 77—91. II. G. v. Engström Zinn und Quecksilber aus alter Spiegelfolie mit Vortheil von einander zu scheiden, so daß beide Metalle ganz rein werden, S. 92—103. Um zu verhindern, daß es nicht sogleich schmelzt, oder das Zinn verbrennt, setzt der V. der Spiegelfolie Kohlenstaub zu; weil aber das übergehende Quecksilber immer noch Zinn hält, treibt er es noch einmal mit etwas Schwefel über. III. Ol. Swarz Beschreibung der heißen Quellen in Jamaika, S. 104—109. Sie halten viele Schwefelleberluft. IV. J. Gadolin Versuche und Bemerkungen über das Probiren der Eisenerze auf nassem Wege, S. 109—129. Er sucht aus einer Menge wohl gewählter und sorgfältig angestellter Versuche zu zeigen, daß sich der seel. Bergmann in der Bestimmung des Eisengehalts im Berliner Blau nicht so sehr geirret habe, als er beschuldigt wurde; die Menge des vom Ausglühen des Berliner Blaus zurückbleibenden Eisens falle nach der verschiedenen, nicht immer nach dem Augenmaas zu bestimmenden Stärke und Dauer des Feuers verschieden aus, so wie das Gewicht des niedergeschlagenen Berliner Blaus, nach dem verschiedenen Grad der Feuchtigkeit in der Luft, wor-

ist es getrocknet wird; auch sey das, was nach dem Ausglühen des Berliner Blaus zurückbleibt, nicht immer blosses Eisen, wenn es schon vom Magnet gezogen werde; Zuziehen von Säuren, um den Rückhalt von Berliner Blau aus der Blutlauge zu scheiden, räth er nicht, weil die überwiegende Säure doch mit der Zeit einen Theil des Berliner Blaus zerstört, und sein Eisen auflöst. Hr. G. zieht eine gewöhnliche aus feuerfestem Laugensalze und Berliner Blau bereitete Blutlauge allen künstlichern Zubereitungen vor; nur müsse man von der Reinheit des Laugensalzes gewiß seyn, die er durch Sättigung mit Vitriolsäure, so wie die Stärke von dieser durch Sättigung mit roher Bittererde zu bestimmen anräth. V. Ad. Afzelius Bemerkungen zur Kenntniß schwedischer Gewächse. Zweytes Stück. S. 140—149. Sie betreffen vornehmlich einige Arten von Moos, Flechte und Wasserfaden. VI. E. Nicander Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 4. Jun. 1788. zu Stockholm, S. 150—152. VII. Lidgren Beobachtung ebenderselbigen zu Lund, S. 152. VIII. J. H. Lindqvist Beobachtung ebenderselbigen zu Abo, S. 154.

Das dritte Vierteljahr S. 155—234. enthält eilf Abhandlungen. I. De Lambre über die Berechnung des Parallaxwinkels, S. 157—166. II. Ad. Afzelius fortgesetzte Bemerkungen über die Kenntniß schwedischer Gewächse, S. 166—174. Sie betreffen noch einige Arten des Wasserfadens und des Blätterschwamms. III. C. M. Bloem über eine Zerreißung des Leerdarms durch äußere Gewalt und darauf plötzlich erfolgten Tod. S. 174—178. Sie kam von äußerer Gewalt. IV. Zusätze von O. v. Acrel, S. 178—180. Sie enthalten einige Fälle, in welchen der Magen zerrissen war; der Uebers. erzählt bey dieser Gelegenheit den plötzlichen Tod einer Dienstmagd, in deren Leiche er in der obern linken Lungenblutader eine Oeffnung fand. V. J. Gadolin über das Vermögen des Kupfers, Zinn aus seiner Auflösung in Weinsteinsäure zu fällen, S. 181—189. Kupfer schlage Zinn nicht aus Weinsteinsäure nieder, wenn es bereits verkalkt sey; auch gehe das Weißkochen sehr gut von statten, wenn Kupfer zugleich mit metallischem Zinn in einer Feuchtigkeit gekocht wird, worin Weinsteinsäure etwas die Oberhand hat, obgleich vom Kupfer selbst nichts aufgelöst werde. VI. Zusätze vom Bar. P. N. von Gedda, S. 190—191.

Das

Das Weißkochen gelinge auch mit Alaun und Kochsalz. VII. Ol. Swartz Beschreibung (und Abbildung) der Medusa unguiculata und Actinia pusilla, S. 193—197. Sie sind von ihm in dem westindischen Meer entdeckt worden. VIII. N. S. Swederus Beschreibung (und Abbildung) einer neuen Gattung von Insekten zu den Coleopteris gehörig, S. 198—200. Sie kömmt vom Hondurasbusen in Amerika, und heißt bey dem Verf. Cerapterus; ihr Hauptcharakter liegt in den plattgedrückten, eyrunden und gefiederten Fühlhörnern. IX. S. Ödmanns des Wasserschnabels (Alca Torda), Haushaltung, mit einigen Anmerkungen über die Gattung der Alken im Allgemeinen, S. 200—214. X. Ad. Modeer Beschreibung der Gattung der Röhrenkoralle, S. 214—233. Er berichtigt zuerst die Linneischen Gattungsmerkmale, und geht dann zu den Arten über, zu welchen er auch die Giesskanne zählt. XI. M. Holmberg Beschreibung der weißen russischen Schaumseife, S. 233. 234. Sie wird aus Aschenlauge und Scheidewasser mit etwas gemeinem Salze bereitet.

Das vierte Vierteljahr S. 235—304, enthält nur acht Aufsätze. I. Ad. Modeer fortgesetzte Beschreibung der Röhrenkoralle, S. 237—246. Er zählt überhaupt sieben Arten. II. G. Ad. Lejonmark besondere Art, biquadratische Gleichungen in zween irrationale oder rationale quadratische Faktoren aufzulösen, wenn es thunlich ist, S. 246—267. III. P. J. Hjelm Versuch mit Molybdäna und Reduktion derselben Erde, S. 268—279. Der V. hat, nachdem er ihm durch fürsichtiges Rösten seinen Schwefel genommen hat, zwar als Kalk, oder mit Kohlenstaub versetzt, mit Kupfer, Eisen, Bley, Zinn, Gold und Silber im Feuer behandelt, und erzählt die Veränderungen, welche diese Metalle davon erlitten; auch versuchte er es, die Erde geradezu in Metallgestalt zu bringen, erhielt aber kein zusammengelaufenes Korn. IV. J. Gadolin fernere Versuche mit Weißsieden, S. 279—288. Das Weißsieden des Kupfers beruhe auf einer nähern Verwandtschaft desselbigen mit dem Zinn, welches es aus der Auflösung anziehe; Gold könnte eben so weiß gesotten werden; Eisen hingegen würde schwarz. V. Ol. Swartz Beschreibung (und Abbildung) der Quassia excelsa, eines neuen Gewächses aus Westindien, S. 289—293. VI. C. N. Hellenius Beschreibung (und Abbildung) zweier unterschiedener Gewächse zu Linnes Turraea gehörig, S. 293—297. Er

 berich-

berichtigt zuerst die Bestimmung der Turr. virens, und beschreibt denn noch eine andere Art pubescens. VII. S. Oedman Beschreibung der Wasserspitzmaus (Sor, fodiens), die auch in Schweden gefunden worden ist, S. 298 — 301. Zuletzt noch eine kurze Nachricht von erhaltenen Geschenken.

Dz.

Geographisches Taschenbuch auf italienischen Reisen, mit einer Theorie von Erdbeben zu genauer Beobachtung vulkanischer Stellen und Phänomene; von August Gottlieb Prauschen. Heidelberg, bey den Gebrüdern Pfähler. 1789. 11 Bog. 8. mit einer Tabelle.

Ein Werkchen, das jedem Liebhaber genauerer topographischer Nachrichten angenehm, und jedem, der diese Gegenden bereisen will, interessant seyn wird. Es ist in zwey Hauptstücke getheilt; das erste enthält nur drey Abschnitte, zuerst einige spezielle, jedem italienischen Reisenden nützliche Nachrichten, alsdann die merkwürdigsten Gegenden und Oerter der italienischen Staaten, nach dem Alphabet, mit angefügten genauern topographischen Nachrichten, nebst einem Realregister über gesammte hier abgehandelte Gegenstände. Das zweite Hauptstück, welches die Theorie der Erdbeben enthält, erzählt in vier Abschnitten: die natürlichen Ursachen der Erdbeben, die Wirkungen derselben, die zuverläßigsten Kennzeichen, wie auch die nöthigen und möglichen Vorkehrungen im Betracht der Erdbeben.

Ib.

J. M. Heinzens, Dir. des Gymn. zu Weimar, kleine deutsche Schriften vermischten Inhalts. Zweyter Theil. Göttingen, in der Vandenhökischen Handlung. 1789. 366 S. 8.

Außer der Uebersetzung der drey olynthischen Reden des Demosthenes der vierten philippischen Cicero's und einiger Briefe

Briefe des Seneca; enthält dieser Theil folgende eigne Reden und Aufsätze des Verfassers. Nr. 5. 6. Zwey Gedächtnißreden auf Wilhelm Ernst, Herzog zu Sachsen Weimar. Ein edles und bescheidnes Lob dieses Fürsten und seiner Verdienste um die Beförderung der Gelehrsamkeit. Nr. 7. 8. Zwey Neujahrsreden, die eine über den Werth der Zeit, die zweyte über die Wichtigkeit der Schulen. Durch philosophische Bemerkungen und lebhafte Darstellung zeichnet sich keine aus. Dem Zwecke zu unterrichten, entsprechen jedoch beyde. Eben dies gilt von den zwey folgenden Reden über den Werth der allgemeinen Lesebegierde. Der Gegenstand ist seitdem von andern ungleich gründlicher und scharfsinniger ausgeführt worden. Nr. 11. Rede über die guten Naturen junger Leute, nach der Regel des Sokrates. Die Ueberschrift lautet etwas griechisch. Der Verf. giebt die Merkmale an, aus denen sich bey jungen Leuten auf einen hellen Kopf und ein gutes Herz schließen läßt. Nr. 12. Die Liebe zu den Wissenschaften, der einzig beste Grund das Studiren zu erwählen. Für den beabsichtigten Zweck vielleicht recht gut, für das Publikum aber zu unbedeutend. Nr. 13. Ob Aspasia des Perikles und Sokrates Lehrerin gewesen? Die Frage wird verneint, und der Charakter Aspasiens von seiner verdächtigen Seite dargestellt. Man weiß, wie ein berühmter Schriftsteller vor nicht langer Zeit über dieselbe Person und ihre Verdienste geurtheilt hat. Bey so sparsamen und selbst unsichern Zeugnissen dürfte es wohl schwer halten, zu einem richtigen Resultate zu gelangen. Am wenigsten aber möchten H. H. einseitige Gründe hiebey von Gewicht seyn. Nr. 14. Lob des Eobanus Hessus. Nr. 15. Von den Osnabrückischen Bischöfen aus dem Braunschweig-Lüneburgischen Hause. Nr. 16. Lobrede auf Simon Marius. Nr. 17. Rede von dem neuen Planeten Uranus. Unsere Leser werden über die Wichtigkeit dieser Reden, die jedoch, was hier allerdings in Betracht kömmt, zum Theil von jungen Studirenden gehalten worden sind, selbst urtheilen können, wenn wir ihnen sagen, daß der Inhalt blos historisch ist. Nr. 18. Die neueste Geschichte angenehmer, aber ungewisser, als die alte. Ein zum Theil paradoxer Satz, den der Verfasser ziemlich glücklich zu rechtfertigen weiß. Nr. 19. Von der Zucht, oder Schuldisciplin. Wenige und unfruchtbare Bemerkungen. Nr. 20. 21.

 Erklä-

Erklärung einiger biblischen Stellen. Den Beschluß machen einige geistliche Lieder, die sich durch edle Empfindungen und eine reine Sprache empfehlen. Uebrigens bedarf es wohl kaum einer Erinnerung, daß dieser zweyte Theil bey weitem nicht so viele interessante Aufsätze enthält, wie der erste, und die wenigen, die man hier liest, jenen freylich hätten einverleibt werden können.

Ng.

Schwäbisches Archiv. Herausgegeben von Haug-leutner. Drittes Stück. Stuttgardt, gedruckt in der Buchdruckerey der hohen Carlsschule. 1789. 8vo, 9 Bogen.

In diesem dritten Stück des schwäbischen Archivs liefert der Herausgeber folgende Stücke: Nachrichten von dem Leben Jakob Bruker, nebst einem Verzeichniß der Schriften dieses Mannes; die bischöfliche Diöcese Konstanz; Georg Plunkher von Kirchheim, ein bisher unbekannter Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts; Schwäbisches Idioticon; Schwäbische Sprüchwörter; Ueber die Bevölkerung Würtembergs im J. 1622; Schulwesen der Reichsstädte Memmingen und Lindau; Ueber die Ursache des starken Zusammenhangs und der langen Dauer der Ueberreste des Teker Schlosses; Volkszahl der Reichsstadt Ueberlingen und ihres Gebiets im Jahr 1789; Katholische Pfarreien in Wirtemberg und Mömpelgart; Berichtigung einer Stelle im ersten Stück des schwäbischen Archivs, den Verkauf der Grafschaft Helfenstein betreffend; Historische Anekdoten; zwey Edikte aus dem vorigen Jahrhundert, Wunderzeichen und Kometen betreffend; Schlüsse der schwäbischen Kreisstände-Versammlung vom J. 1789; Mömpelgart und Wirtemberg, oder Antwort auf des Hrn. Hofr. und Prof. Spittlers in Göttingen Apologie; das Merkwürdigste aus Schwaben vom 1sten Jänner bis 30sten Juny 1789.

Nb.

Der geheime Schlüssel Salomonis, oder die Kunst die menschlichen Gemüther zu erkennen. Aus dem

Haus-

Hausarchiv des verstorbenen Generals der Jesuiten. Wien, 1789. bey Wucherer, 113 Octavs.

Zwölf Abschnitte. 1) Selbstkenntniß und Kenntniß andrer Menschen. Bey Erkenntniß der menschlichen Gemüther muß man vor allen Dingen die Hauptleidenschaft oder herrschende Neigung erforschen, wie stark sie ist, ob sie mit den übrigen gemischt ist, und in welcher Ordnung. Bey einem moralischen Portrait wird zum höchsten Grad insgemein 60 angenommen. Man muß auch sehen, wie weit sich die Verstandeskräfte erstrecken, weil solche mit den Gemüthsneigungen ziemliche Verbindung haben. Der Hauptleidenschaft vornehmstes Kennzeichen ist das Temperament, ob es gleich noch mehr Kennzeichen giebt, z. E. äußerliche Bildung, dazu gehören gewisse Linien an Stirn und Hand, die in Verbindung mit dem Himmelssystem stehen, erfodern Studium der Physiognomik und Astrologie, linea mercurialis zwischen den Augenbraunen, l. solaris über dem rechten Auge, l. lunaris über dem linken. ... Zeigen 7 Temperamente an, die mit den 7 Planeten in Verhältniß stehen, vier mit den vier Haupttemperamenten, Saturn mit dem Melancholicus. u. ... drey mit den vornehmsten Temperamentsmischungen, das jovialische mit dem Melancholico cholerico.... Regeln von Gebärden. Der Wollüstige sieht wie ein Vögelchen — hat lachende, freundliche, etwas feuchte aber doch nicht trübe Augen, leckt öfters den Mund und schmazt mit den Lippen, als wenn er küssen wollte, der Gang ist weibisch, hüpfend, als wollt er tanzen. So in den folgenden Abschnitten von Temperamenten, Neigungen und Sitten, nach Unterschiede des Standes, Gewerbes, Geschlechts, Alters, ganzer Völker. Es kann nicht fehlen, daß darunter nicht auch Wahres vorkömmt; aber wer das erst aus dem Buche lernen soll, mit so viel Ungereimten vermischt, wird ein schlechter Menschenkenner werden, die Jesuiten waren bessere, als daß so was in ihres Generals Archiv gehört hätte. Der Titel ist von der Aufschrift eines berüchtigten Schatzgräberbuchs übersetzt, vielleicht ist das schon eine Linie an der Stirne, aus der sich auf den Werth des Werkes schließen läßt.

Bu.

Feyer-

Feyerstunden der Grazien. Dritter Theil. Bern, in der Hallerschen Buchhandlung. 1788. 391 Seiten gr. 8.

Dieser dritte Theil wird auch unter dem Titel: Lehrbuch der brauchbarsten Wissenschaften für Mädchen von reifern Alter und der gesitteten Stände, verkauft. Zu diesen Kenntnissen rechnet der V. die Unterweisung 1) in der Religion, 2) in der Tugend und Klugheit 3) in den Lehren von der Welt und Natur 4) von dem menschl. Leben und Gesundheit 5) von der Haushaltungskunst und der Ehe, 6) von der Erziehung.

Ueber die Ausführung erklärt sich Hr. H. selbst folgendermaassen: „Wir würden schon lange brauchbarere Lehrbücher „haben, wenn man lieber das zerstreute Gute sammeln, als „selbst Original seyn wollte.“ Ich rede oft mit den eignen „Worten der Verfasser, und dieß zeigt wohl mehr Ehrlichkeit „und guten Willen (Bequemlichkeit nicht zu vergessen,) als „jene schriftstellerischen Kunstgriffe, die erfundene Wahr„heit eines andern in neue Gestalt zu kleiden, und oft mit an„dern Worten das nämliche schlechter zu sagen. (Wie seltsam! in einem populären Handbuch, in einem Lesebuch für Mädchen von neuen Wahrheiten zu sprechen!) Der Werth meiner „Arbeit beruht nicht darauf, daß sich viel Neues darinn befin„de (also doch etwas? und wo wäre denn das?) sondern, „daß alles Nützliche in einer einleuchtenden Ordnung (ob der V. weis was Ordnung bedeutet? In der Note *) geben wir den Lesern ein einleuchtendes Pröbchen von der einleuchtenden Ordnung, die im Buche und Kopfe des V. herrscht.) und ei„nem

*) (Note.) Im ersten Abschnitt folgen die Materien auf einander in dieser Ordnung! „Der Mensch in Gemeinschaft mit Gott durch die Religion. Unterwerfung der Seele unter Gottes Willen. Anbetung Gottes. Einige Stellen des neuen Testamentes von dem höchsten Wesen. Prüfung seiner Religion. Dankbarkeit des Christen. Der Christ überwindet die Welt. Der Character Jesu im Umgange. Christi Grundvesten der Tugend. Was die christliche Religion befiehlt. Werth der Frömmigkeit. Was der Satan vermag. Gottes Anordnung für dieses Leben. Wozu bin ich da? Das Bild des Todes. Ueber Empfindungen — Sed ohe — und so fliegt alles wild durcheinander, wie die Schneeflocken im Stöberwetter.

„nem guten Tone vorgetragen sey. Diese Forderung ist schon „von so großem Gewichte, daß sie jeden abschrecken sollte, der „in sich nicht den Beruf zum Originalschriftsteller fühlte. (Hrn. H. hat sie nicht abgeschreckt: er mußte also diesen Beruf fühlen. Warum folgte er ihm nicht? Warum ward er nicht lieber ein Originalschriftsteller, als ein sklavischer Kompilator?) „Ein Buch, das zum angenehmen und nützlichen Lesebuch in „dem Umfang des meinigen dem Frauenzimmer zu empfehlen „wäre, kenne ich gar nicht. Meine Arbeit bleibt also ein „Versuch, und wenn sie auch nichts mehr, als den Wunsch „zu einer bessern erregen sollte, so ist meine gute Absicht schon „zu nächst erreicht. (Diese Absicht erreicht Hr. H. gewiß. Wie patriotisch er denkt! Sich selbst durch ein schlechtes Buch in ein schlechtes Ansehn zu setzen und das Publikum zu täuschen, blos um dadurch den Wunsch nach einem bessern zu erregen. Und mit der Erreichung dieser guten Absicht sich zu begnügen: wie bescheiden!) Wie viel Theile zu der Ausführung des Ganzen bestimmt sind, giebt der Verf. nicht an. Gegenwärtiger erster enthält die Lehren von der Religion und Tugend nach ihrem allgemeinen Umfange und in practischer Anwendung auf das Leben. — „Ein solches System der „Glaubenslehre, wie ich es hier vortrage, (sagt Hr. H.) wird „bey den christlichen Kirchen ohne Unterschied anerkannt, und „ich müßte mich sehr irren, wenn ich irgend sektirische Mey„nungen damit vermischt hätte. Die Unterscheidungslehren „der verschiedenen Kirchen konnte ich, ohne bey andern par„theyisch zu scheinen, nicht damit verbinden, da ich allgemein „nützen wollte.“ Diese Idee wäre an und für sich schon gut, wenn nur, wie gesagt, die Ausführung besser gerathen wäre. Ordnung, Zusammenhang und genaue Verbindung der Materien und einzelnen Gedanken fehlt nicht selten ganz, und mußte fehlen, da der Verf. wenig mehr gethan hat, als andere wörtlich auszuschreiben. Dieß hatte auch Einfluß auf den Vortrag, der bald simpel, faßlich und natürlich, bald wieder hochtrabend und declamatorisch ist. Manche wichtige Lehren sind ganz übergangen, andere bedürften wohl noch mancher genauern Bestimmung, und viele Artikel sind so mager, daß sie unmöglich irgend jemand befriedigenden Unterricht gewähren können. Dafür hätten andere ohne Schaden ganz wegbleiben können. Z. B. der Artikel: Was der Satan vermag. Der Verf. hebt mit der Frage an: Kann der Satan wohl unsre Seelen unmittelbar antasten und

Feyerstunden der Grazien. Dritter Theil. Bern, in der Hallerschen Buchhandlung. 1788. 391 Seiten gr. 8.

Dieser dritte Theil wird auch unter dem Titel: Lehrbuch der brauchbarsten Wissenschaften für Mädchen von reifern Alter und der gesitteten Stände, verkauft. Zu diesen Kenntnissen rechnet der V. die Unterweisung 1) in der Religion, 2) in der Tugend und Klugheit 3) in den Lehren von der Welt und Natur 4) von dem menschl. Leben und Gesundheit 5) von der Haushaltungskunst und der Ehe 6) von der Erziehung.

Ueber die Ausführung erklärt sich Hr. H. selbst folgendermaaßen: „Wir würden schon lange brauchbarere Lehrbücher „haben, wenn man lieber das zerstreute Gute sammeln, als „selbst Original seyn wollte.“ Ich rede oft mit den eignen „Worten der Verfasser, und dieß zeigt wohl mehr Ehrlichkeit „und guten Willen (Bequemlichkeit nicht zu vergessen,) als „jene schriftstellerischen Kunstgriffe, die erfundene Wahr„heit eines andern in neue Gestalt zu kleiden, und oft mit an„dern Worten das nämliche schlechter zu sagen. (Wie seltsam! in einem populären Handbuch, in einem Lesebuch für Mädchen von neuen Wahrheiten zu sprechen!) Der Werth meiner „Arbeit beruht nicht darauf, daß sich viel Neues darinn befin„de (also doch etwas? und wo wäre denn das?) sondern, „daß alles Nützliche in einer einleuchtenden Ordnung (ob der V. weis was Ordnung bedeutet? In der Note *) geben wir den Lesern ein einleuchtendes Pröbchen von der einleuchtenden Ordnung, die im Buche und Kopfe des V. herrscht.) und ei„nem

*) (Note.) Im ersten Abschnitt folgen die Materien auf einander in dieser Ordnung! „Der Mensch in Gemeinschaft mit Gott durch die Religion. Unterwerfung der Seele unter Gottes Willen. Anbetung Gottes. Einige Stellen des neuen Testamentes von dem höchsten Wesen. Prüfung seiner Religion. Dankbarkeit des Christen. Der Christ überwindet die Welt. Der Character Jesu im Umgange. Christi Grundgesetz der Tugend. Was die christliche Religion befiehlt. Werth der Frömmigkeit. Was der Satan vermag. Gottes Anordnung für dieses Leben. Wozu bin ich da? Das Bild des Todes. Ueber Empfindungen — Sed ohe — und so fliegt alles wild durcheinander, wie die Schneeflocken im Stöberwetter.

„nem guten Tone vorgetragen sey. Diese Forderung ist schon „von so großem Gewichte, daß sie jeden abschrecken sollte, der „in sich nicht den Beruf zum Originalschriftsteller fühlte. (Hrn. H. hat sie nicht abgeschreckt: er mußte also diesen Beruf fühlen. Warum folgte er ihm nicht? Warum ward er nicht lieber ein Originalschriftsteller, als ein sklavischer Kompilator?) „Ein Buch, das zum angenehmen und nützlichen Lesebuch in „dem Umfang des meinigen dem Frauenzimmer zu empfehlen „wäre, kenne ich gar nicht. Meine Arbeit bleibt also ein „Versuch, und wenn sie auch nichts mehr, als den Wunsch „zu einer bessern erregen sollte, so ist meine gute Absicht schon „zu nächst erreicht. (Diese Absicht erreicht Hr. H. gewiß. Wie patriotisch er denkt! Sich selbst durch ein schlechtes Buch in ein schlechtes Ansehn zu setzen und das Publikum zu täuschen, blos um dadurch den Wunsch nach einem bessern zu erregen. Und mit der Erreichung dieser guten Absicht sich zu begnügen: wie bescheiden!) Wie viel Theile zu der Ausführung des Ganzen bestimmt sind, giebt der Verf. nicht an. Gegenwärtiger erster enthält die Lehren von der Religion und Tugend nach ihrem allgemeinen Umfange und in practischer Anwendung auf das Leben. — „Ein solches System der „Glaubenslehre, wie ich es hier vortrage, (sagt Hr. H.) wird „bey den christlichen Kirchen ohne Unterschied anerkannt, und „ich müßte mich sehr irren, wenn ich irgend sektirische Meynungen damit vermischt hätte. Die Unterscheidungslehren „der verschiedenen Kirchen konnte ich, ohne bey andern par„theyisch zu scheinen, nicht damit verbinden, da ich allgemein „nützen wollte." Diese Idee wäre an und für sich schon gut, wenn nur, wie gesagt, die Ausführung besser gerathen wäre. Ordnung, Zusammenhang und genaue Verbindung der Materien und einzelnen Gedanken fehlt nicht selten ganz, und mußte fehlen, da der Verf. wenig mehr gethan hat, als andere wörtlich auszuschreiben. Dieß hatte auch Einfluß auf den Vortrag, der bald simpel, faßlich und natürlich, bald wieder hochtrabend und declamatorisch ist. Manche wichtige Lehren sind ganz übergangen, andere bedürften wohl noch mancher genauern Bestimmung, und viele Artikel sind so mager, daß sie unmöglich irgend jemand befriedigenden Unterricht gewähren können. Dafür hätten andere ohne Schaden ganz wegbleiben können. Z. B. der Artikel: Was der Satan vermag. Der Verf. hebt mit der Frage an: Kann der Satan wohl unsre Seelen unmittelbar antasten und

dieselben in Unordnung bringen? und antwortet darauf: diese Frage ist gar nicht ausgemacht. Das heißt doch nichts anders, als: die Sache ist noch zweifelhaft, und gleichwohl behauptet er gleich auf der folgenden Seite: „Es ist „nichts weniger, als wahr (also falsch, also nicht blos zwei„felhaft) daß der Teufel das Herz unmittelbar nach seinem Willen „verdrehen könne, noch viel weniger, wenn er es auch könnte, daß „Gott ihm eine solche schädliche Gewalt über der Menschen Her„zen verstattet habe oder verstatten könne." Wenn Gott ihm diese Gewalt nicht verstatten kann, so kann es wohl niemand, und die Frage mußte gleich mit Nein beantwortet werden. Das nenn' ich mir aber einen Schriftsteller, der auf der folgenden Seite schon wieder vergessen hat, was er auf der vorigen behauptete, wie gesagt, dieser Artikel hätte ganz wegfallen können, oder wenn er ja bleiben sollte, so mußte der Verf. auch etwas von den guten Geistern sagen. Man sieht, wie planlos er compilirt! Die 4te Nummer des 1sten Abschn. handelt von der Bestimmung des Menschen; im 2ten Abschnitte kömmt noch eine Nummer: wozu bin ich da? — So sehr wir nun auch wünschten, daß die Ausarbeitung dieses Lehrbuchs einem gründlichern Kopf zugefallen wäre, so wollen wir ihm doch, auch so wie es jetzt ist, nicht allen Nutzen absprechen. Frauenzimmer, die noch wenig oder nichts gelesen haben, werden immer hier Manches finden, das zu ihrer Belehrung und Erbauung dienen kann.

Pk.

Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte. Zuerst herausgegeben von dem Legationsrath Lichtenberg, fortgesetzt von Johann Heinrich Voigt. Gotha, bey Ettinger. Fünften Bandes erstes bis viertes Stück. Sechsten Bandes erstes Stück. 1789. 8. m. K.

Dies gemeinnützige Journal erhält sich noch immer bey der abwechselnden Mannichfaltigkeit in der Auswahl der Materien, wodurch es für verschiedene Klassen der Leser interessant wird. Rec. begnügt sich also, hier nur von einigen Aufsätzen Nachricht zu geben.

[illegible] Stück.

I. Beytrag zur Naturgeschichte der Schlangen, vom Prof. Blumenbach. Erzählt die Sektion einer lebendigen Natter, und enthält zugleich die Beschreibung einer vortreflichen karmosinrothen Schlange (C. coccineus) aus Florida.

II. Einige naturhistorische Bemerkungen bey Gelegenheit einer Schweizer Reise; von Blumenbach. Reflexionen über die Zeichnung eines neunzehnfüßigen Menschengerippes zu Luzern, die durch einen gefundenen Elephantenknochen, den man irrig für ein Menschenbein hielt, veranlaßt worden; imgleichen über das Kopfstück eines großen Wels, das Scheuchzer und viele andre Naturforscher, und sogar Anatomen für einen versteinerten Menschenknochen, der sich noch von der Zeit der Sündfluth herschriebe, gehalten haben.

III. Nachricht von einer Reise des Herrn v. Saussure nach dem Gipfel des Montblanc, nebst den daselbst angestellten Beobachtungen. Die Reise selbst, die über die fürchterlichsten Spalten und Risse, und schauderhafte steile Anhöhen hinan gieng, war schon beschwerlich und gefahrvoll genug; die Beschwerde ward aber während der Reise vorzüglich noch durch den Umstand vergrößert, daß Hr. von S. sowohl, als seine Gefährten wegen der immer dünner werdenden Luft, in solche Mattigkeit verfielen, daß ihnen oft kaum so viel Kraft übrig blieb, sich mit der größten Anstrengung und Mühe weiter hinan zu arbeiten. Thiere fanden sie auf den Gipfeln gar nicht, als zwey Schmetterlinge, die vielleicht nur vom Winde mochten hinaufgeweht seyn. Auch, außer der Silene acaulis und kleinen warzigen Moosen, keine vollständige Pflanzen. Der Barometerstand war drey Fuß unter der höchsten Spitze des Montblanc nach gemachter Berichtigung mit dem Thermometer 16 Zoll 0 $\frac{143}{188}$ Linien. In eben dem Zeitpunkt stand H. Senebiers Barometer zu Genf, nach besorgter Korrektur 27,2 $\frac{188}{188}$. Der Thermometer war auf dem Montblanc im Schatten 2, 3 Grade unter dem Eispunkt, und zu Genf 22, 6 über demselben. Diese Stationen geben, wenn man beides, nach de Lücschen und Trembleischen Regeln die Resultate sucht, nach den erstern 2231, und nach den letztern 2285 Klafter für die ganze Höhe des Montblanc über dem Genfer See.

VIII. Betrachtungen über die Austern, vom Abt Dioquemare. Eine sonderbare Beobachtung: dadurch, daß die Auster bald auf dieser bald auf jener Seite Wasser von sich spritzt, wird sie nicht nur in Stand gesetzt, sich von der Stelle zu bewegen, sondern sie schützt sich auch auf diese Art gegen äußere Feinde.

IX. Ein paar Bemerkungen über die weißen Ameisen. Enthält die Art, sie zu vertreiben, indem man Arsenik in ihre Gänge streut. Der medicinische Nutzen dieser onst so furchtbaren Thierchen besteht darin: daß sie, mit einigen Stücken von ihrem Bau gekocht, ein schweißtreibendes, Krampf- und Zuckungen stillendes Mittel abgeben.

Beobachtung von der Wirkung des Gesichts auf die Brillen. Eine 65jährige Nonne, die sich der Brille bediente, hatte den sonderbaren Vorfall, daß ihre Brillen in der Gegend, wo die Gesichtsstrahlen durchgehen, immer Flecken und kleine Risse bekamen. Da diese Verletzung von keiner äußern Ursache herkommen konnte, indem die Brillen beständig aufs sorgfältigste konservirt, und in die saubersten Futterale aufbewahrt wurden, so wird diese Erscheinung einer alkalischen, aus dem Auge heraus strahlenden Feuchtigkeit zugeschrieben.

Zweytes Stück.

VIII. Genauere Umstände von der merkwürdigen Fortpflanzungsweise der Beutelratte. *D. Marsupialis*. Schade! daß bey der sonst so sorgfältig angestellten Beobachtung der merkwürdigste Zeitpunkt: wie und auf was für eine Art eigentlich die Mutter ihre noch unzeitigen Embryonen in den Beutel hineinbringt, versäumt war.

Drittes Stück.

I. Beschreibung der Bäume oder Jungfern-Grotte zu St. Bauzile bey Ganges in den Cavennen. Aus dem französischen des Hrn. Marsellier. Eine hinreißende Erzählung! Der Leser wird bey den immer zunehmenden Gefahren mit stärkstem Interesse an das Unternehmen der Abentheurer gekettet, die eine solche fürchterliche Farth in die schauderhafte Tiefe der Erde wagen konnten. — Die Gegenstände, die sich am Ende dieser unterirrdischen Reise dem Auge darstellten, übertrafen an Pracht alle Beschreibung. Die Gesellschaft glaubte in ein Feenschloß versetzt worden zu

seyn.

seyn. Unter andern fanden sie eine weibliche Bildsäule mit zwey Kindern, so schön, so regelmäßig, daß man sie immer für das größte Meisterstück der Kunst hätte halten können. Hr. Lanjeu und Sohn erbieten sich, jedem Liebhaber, der diese Naturseltenheit besuchen will, Vorschub zu thun; und ein Bauer aus Ganges, Namens Pierre, der der vornehmste und herzhafteste Anführer dieser Gesellschaft war, hat sich itzt mit allem Nöthigen versehen und vollständig darauf eingerichtet, um Liebhaber hineinführen zu können.

VIII. *Nachtrag zu den naturhistorischen Beobachtungen auf einer Reise durch die Schweiz und einen Theil von Italien, von D. Girtanner.* Enthält ein Rescript vom J. 1574. in welchem Erzherzog Ferdinand dem Landvogt Georg von Morenels zu Castels b fiehlt, ihm zwey lebendige Steinböcke zu verschaffen. Dadurch will der Verf. dieses Aufsatzes beweisen, daß es zu der Zeit auf den Gebirgen in Graubünden noch Steinböcke gegeben.

Viertes Stück.

I. *Beschreibung des Puy de Dome. Aus einem Werke des Hrn. le Grand.* Der Name dieses Berges ist darum in der Naturlehre merkwürdig, weil Pervier nach Pascals Vorschlägen am 19ten Sept. 1648. hier den Versuch mit dem Barometer anstellte, wo er bemerkte, daß das Quecksilber immer tiefer fiel, je höher er hinaufstieg, wodurch also die Zweifel, die man hie und da noch über die Schwere der Luft äußerte, gänzlich wegfielen. — Die Reise nach der Spitze dieses Berges soll anmuthsvoll und entzückend seyn, lange nicht so fürchterlich, wie die, über die übrigen Gletscher. Auf der wagrechten Spitze hat man eine Aussicht von 130 Meilen, die so unbegrenzt, daß dem Beobachter bey lange anhaltendem Umherschauen der Kopf schwindlich werden soll.

II. *Beschreibung des letzten Feuerauswurfs des Aetna und einiger ihm zugehörigen vulkanischen Produkte; von H. Ginseppe Nirone.* Vom 1sten bis 20sten Jul. 1787 zeigten sich die ersten Vorboten durch aufsteigenden Dampf und leichte Lavaströhme. Den 21ten ließ sich ein unterirrdisches Gebrüll hören, worauf denn bis zum 22sten die fürchterlichen und majestätischen Erscheinungen erfolgten. Am 6ten August, als der Aetna ruhig war, bestieg ihn Herr M. mit einigen Gefährten, und stellte die hier mitgetheilten interessanten Untersuchungen an.

VII. Nachricht von einer Reise des Herrn Bourrit von Chamouni nach Piemont durch das Eisthal des Montanvert, am 28sten August, 1787. Diese Reise war nicht weniger gefahrvoll, als die Reise des H. S. nach dem Montblanc.

VIII. Nachricht von einer neuen Verfertigungsart der entzündbaren Luft, vom H. Abt Famie. Er erhielt sie, indem er die gemeine atmosphärische, oder auch nur die aus der Lunge geathmete Luft durch Aether gehen ließ.

Die Beschreibung neuer Maschinen enthält unter andern eine mit einer deutlichen Zeichnung erläuterte Darstellung des großen Herschelschen Teleskops.

Einige überaus interessante Züge aus dem Leben des verstorbenen Grafen von Büffon beschließen diesen Band.

Sechster Band. Erstes Stück.

I. Blumenbach, über Menschen-Racen und Schweine-Racen. Ein instruktiver Aufsatz, um diejenigen zu widerlegen, die unter dem Menschengeschlecht eigne Species haben annehmen wollen. Eben so interessant als dieser, ist auch die

II. Abhandlung, von eben demselben; über Künsteleien und zufällige Verstümmelungen am thierischen Körper, die mit der Zeit zum erblichen Schlag ausgeartet, wo als besonders merkwürdig angeführt wird, daß nicht selten Juden-Kinder ohne, oder auch mit ganz kurzer Vorhaut, gebohren werden.

V. Ueber den wahren Ursprung des fliegenden Sommers; von Bechstein. Er soll ein Gewebe kleiner schwarzgräulicher Ackerspinnen seyn, die sich in dieser Jahrszeit Millionenweise allenthalben, und vielleicht in ganz Europa, auf den Aeckern aufhalten.

Lw.

Die Feyerstunden der Grazien. Vierter Theil. 378 S. Fünfter und letzter Theil. 380 S. Bern, in der Hallerschen Buchhandlung. 1789. gr. 8.

Unser

Unser allgemeines Urtheil über das Gute und die ungleich größern Mängel dieses Buchs wird auch durch die hier angezeigten Theile nicht widerlegt. Der Herausgeber schreibt manches Brauchbare, Nützliche und Wahre, aber auch viel Entbehrliches, Halbwahres und Falsches zusammen, und tischt es dann überdieß nicht in der besten Ordnung auf. IV. Th. Der dritte Abschnitt hebt mit der ausführlichen Beantwortung einer sehr unnöthigen Frage an: ob es nämlich anständig sey, einige Kenntniß von der Erde und dem Weltgebäude zu haben? Welcher vernünftige Mensch hat wohl noch je daran gezweifelt? Die hier gesammelten kosmologischen Aufsätze sind ihrer Bestimmung meistens angemessen, (wir sagen meistens, denn es laufen auch einige sehr unzweckmäßige und seichte mit unter,) nur vermißt man hier, wie überall im Buche, Ordnung, Verbindung, verhältnißmäßige Vollständigkeit und Uebersicht des Ganzen. Auch schreibt der Her. manche Behauptung ohne gehörige Prüfung und ohne allen Beweis nach. So heißt es z. B. S. 173. „das Meer ist das Element, aus dem die ganze Erde entstanden ist.“ So schwankend, unbestimmt und bisweilen ganz unverständlich ist der Ausdruck häufig. „Im Innersten der See veranstaltet „die Natur eine regelmäßige, periodische Bewegung, die kein „Sterblicher erklären kann, und eben dadurch (daß kein „Sterblicher sie erklären kann?) widerfährt Millionen Ge„schöpfen Gutes.“ Ist das nicht so gut, wie nichts gesagt? zumal, da der Verf. nicht einmal die Benennung dieser Bewegung angiebt. Aehnliche Rüge könnte man bey einer Menge Stellen anstellen; dazu aber ist hier der Ort nicht. Vierter Abschnitt. Von dem menschlichen Leibe; diätetische Regeln u. s. w. Medicinische Denksprüche: auch hier manches unbestimmte, nicht allgemein geltende, verführerisch und schädlich in einem Lesebuch fürs Frauenzimmer. „Für Schmerzen und Schlaflosigkeit giebt kein vernünftiger Arzt lindernde Mittel.“ So bald man sich krank spürt, ist die erste Regel: hüte dich vor Fleischspeisen, und meide die Luft. — — — V. Th. Dieser liefert die Aufsätze über die Ehe, Haushaltungskunst und die Erziehung, die den fünften und sechsten Abschnitt ausmachen. Viel Gutes aus den besten Schriften über diese Materien gesammlet, aber auch hier ohne Plan, Verhältniß der Theile, Vollständigkeit. Mancher wichtige Punkt ganz mit Stillschweigen übergangen, und dann bey-

minder wichtigern zu tief ins Detail. Wie mangelhaft ist z. B. die Anweisung: wie die Frau sich die Hochachtung des Mannes erwerben könne! Die meisten an und für sich wahren Regeln sind nur zu allgemein, nicht genug practisch und mit Anwendung auf besondere Fälle vorgetragen. Manche Vorschrift kann nichts helfen, vielleicht gar schaden, wenn nicht zugleich angegeben ist, wann, wie, unter welchen Umständen, mit welchen Modificationen u. s. w. sie angewendet werden muß. Den Beschluß machen vermischte Aufsätze: an ein Schweizermädchen: Keuschheit und Ehe — unbedeutend. — Darf ein Mädchen gestehen, daß sie sich einen Mann wünscht? — ein artiger Aufsatz, und noch ein paar andere. — Wir haben getadelt was uns tadelhaft dünkte, läugnen aber deswegen nicht, daß auch mit diesen Fehlern das Buch nicht immer noch eine nützliche und empfehlenswerthe Lectüre für das andere Geschlecht bleiben sollte. — Und noch mehr könnte es dazu werden, wenn der Verf. bey einer neuen Auflage auf Abstellung der gerügten Mängel und Flecken bedacht wäre.

Ee.

Nachrichten.

Litterarische Bemerkung zur Allg. Deutsch. Biblioth. 93. Band. 2tes Stück. 421 S.

So was, wie Meister Peter, dessen Puppenspiel niemand sieht, wer nicht ehelicher Geburth ist, findet sich in einem der berühmtesten alten deutschen Volksbücher, im Eulenspiegel.

Tyll kam auf seinen Wanderschaften auch nach Hessen, gab sich für den Verfertiger einiger guten Gemählde aus, die er an sich gebracht hatte, und erhielt so den Auftrag vom Landgrafen, einen Saal mit Abbildungen der fürstlichen Vorfahren zu zieren.

Der Landgraf wollte einmal sehen, was fertig wäre? Tyll meldete ihm, niemand könne die Gemählde sehen, als wer ehelicher Geburt sey; und nun sahen Herr und Diener auf der weissen Wand, was Tyll ihnen erzählte. Auch die

Land-

Landgräfin und ihre Hofdamen, nur die Närrin ausgenommen, die, selbst auf Gefahr, für ein uneheliches Kind gehalten zu werden, versicherte, daß sie nichts sähe.

Den Eulenspiegel in der Grundsprache, habe ich zum Unglücke jetzo nicht sogleich bey der Hand. Damit man aber doch nicht meinem Gedächtnisse alleine trauen darf, allegire ich die lateinische Uebersetzung: Noctuae Speculum ... authore Aegidio Periandro, Bruxellensi Brabantino. Frf. ad. Moen. 1567. 8. Die Geschichte sind in Versen genere Elegiaco erzählt, gegenwärtige ist Lib. I. hist. 27. fol. 49. Vor jeder Geschichte befindet sich ein sauberer Holzschnitt; hier, wie Eulenspiegel mit einem Stabe dem Landgrafen zeigt, was auf der leeren Wand stehe.

Ich besitze auch eine französische Uebersetzung des Eulenspiegels, ohngefähr von eben dem Alter, in Duodez; sie steckt aber jetzo unter meinen livres difficiles à trouver.

Die Posse ist also vor Cervantes in Deutschland bekannt gewesen, wahrscheinlich vom Tylls Biographen nicht erfunden, wer weiß wie alt? und wie viel Nationen gemein? Da übrigens Cervantes in den Novelas Exemplares eine Spitzbubensprache: Germanesco de la Germania, nennt, und die Pilgrime vom Sancho Pansa Guelte fodern läßt, so könnten wir zur Dankbarkeit für diese Ehrenbezeugungen, die er unserer Sprache erweist, wohl muthmassen, das Original zu seinem Meister Peter sey Tyll gewesen, den er etwa auch von Landsknechten kennen gelernt.

G. A. G. K.

* * *

Der Herr Prof. Beseke in Mitau arbeitet an einer Naturgeschichte, wobey vorzüglich auf Curland und Liefland Rücksicht genommen wird. Er hat zu dem Ende einige Zeit in Riga zugebracht, um durch Hülfe dortiger Bibliotheken, sein Werk zu vollenden, das nun wohl bald erscheinen wird.

* * *

Herr Anton Dexel, aus Tyrol gebürtig, Sprachmeister zu Pavia, hat daselbst bey Bolzani in zwey Bänden, in gr. 8. im J. 1789. drucken lassen: Raccolta di scelte prose alemanni, con gli elementi grammaticali ad uso degli Italiani. Es stehen

stehen in dieser Sammlung Stücke von Lessing, Wieland, Winkelmann, Geßner, Mendelssohn, Göthe, Jo. Müller, Zimmermann u. a.

Todesfälle.

1790.

Zu Anfang des Julius starb in Coburg, Hr. Johann Gerhard Gruner, Herzogl. Sachsen-Coburgischer Geheimerrath und Kammerpräsident, im 56sten Jahre seines Alters. Er hat sich als Schriftsteller durch eine historisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Coburg und durch andere gute historische Werke verdient gemacht.

Am 13ten Julius 1790. starb in Meiningen Hr. Joh. Georg Pfranger, Hofprediger und Consistorialassessor, an der Auszehrung. Er war in Hildburghausen gebohren, studirte die Gottesgelahrheit in Jena, und ward im J. 1777. zum Hofprediger in Meiningen berufen. Er starb in seinem 45sten Jahre, von seinem Fürsten, und seinen Mitbürgern betrauert. Er ist durch verschiedne gemeinnützige theologische und Erbauungsschriften rühmlichst bekannt.

Am 24sten July verlohr die Wittenbergische Universität einen ihrer ältesten Lehrer, den Herrn Johann Friedrich Hiller, der Eloquenz Professor, der Churfürstl. Stipendiaten Ephorus, und der philos. Facult. Prodecanus, im 73sten Jahre seines Alters. Er hat der Universität an die 40 Jahre bey öffentlichen Lehrämtern gedienet.

stehen in dieser Sammlung Stücke von Lessing, Wieland, Winkelmann, Geßner, Mendelssohn, Göthe, Jo. Müller, Zimmermann u. a.

Todesfälle.

1790.

Zu Anfang des Julius starb in Coburg, Hr. Johann Gerhard Gruner, Herzogl. Sachsen-Coburgischer Geheimerrath und Kammerpräsident, im 56sten Jahre seines Alters. Er hat sich als Schriftsteller durch eine historisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Coburg und durch andere gute historische Werke verdient gemacht.

Am 13ten Julius 1790. starb in Meiningen Hr. Joh. Georg Pfranger, Hofprediger und Consistorialassessor, an der Auszehrung. Er war in Hildburghausen gebohren, studirte die Gottesgelahrheit in Jena, und ward im J. 1777. zum Hofprediger in Meiningen berufen. Er starb in seinem 45sten Jahre, von seinem Fürsten, und seinen Mitbürgern betrauert. Er ist durch verschiedne gemeinnützige theologische und Erbauungsschriften rühmlichst bekannt.

Am 24sten July verlohr die Wittenbergische Universität einen ihrer ältesten Lehrer, den Herrn Johann Friedrich Hiller, der Eloquenz Professor, der Churfürstl. Stipendiaten Ephorus, und der philos. Facult. Prodecanus, im 73sten Jahre seines Alters. Er hat der Universität an die 40 Jahre bey öffentlichen Lehrämtern gedienet.

